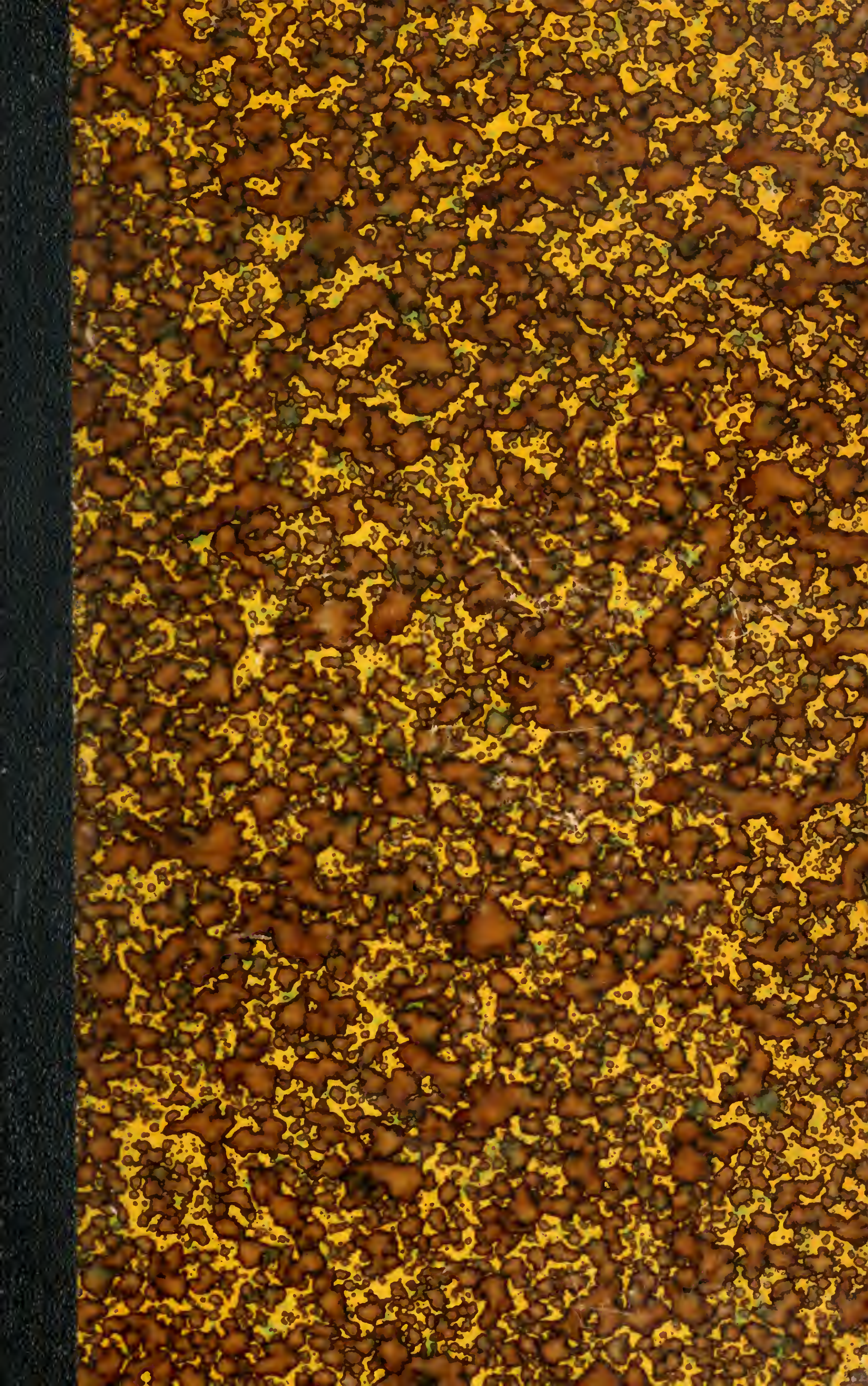


ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



71. JAHRGANG, 136. BAND
DER NEUEN SERIE 36. BAND



BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1917

Inhalts-Verzeichnis des 136. Bandes
der neuen Serie 36. Bandes

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:



Axel Olrik

(† 17. Februar 1917).

Der Tod Axel Olriks hat der germanischen Philologie einige ihrer schönsten Hoffnungen zerstört. Olrik stand im 53. Lebensjahr. Wie vieles sein feuriger, im vollen Tatendrang stehender Geist noch entdeckt und geschaffen hätte, ist nicht zu ahnen. Aber wir können die Stellen bezeichnen, wo er Angefangenes liegenlassen mußte.

Vorbereitet und wohl zum guten Teil schon niedergeschrieben waren weitere Bände seines Hauptwerkes, der 'Dänischen Heldendichtung'. Band 1 und 2, aus den Jahren 1903 und 1910, hatten die sogenannte ältere und jüngere Sjöldungenreihe behandelt, jene gipfelnd in Rolf Krake, diese in Starkad.[1] Auf die nächstfolgenden Teile hat Olrik selbst schon in den Schriften seiner letzten Jahre gelegentlich verwiesen; sie haben ihm vermutlich nicht nur im Geiste klar vorgeschwebt — von Band 2 ist dem Schreiber dies bekannt, daß er viele Jahre lang mehr oder weniger druck-

[1] 'Danmarks Heltedigtning' I: 'Rolf Krake og den ældre Skjoldungrække', 1903; II: 'Starkad den gamle og den yngre Skjoldungrække', 1910.

fertig in Olriks Pulte lag: Olrik ließ ihn ablagern wie einen edlen Wein; was ihm die Wartezeit an neuen Gedanken zuführte, brauchte er nicht, nach dem Vorbild berühmter Fachgenossen, als Nachträge und Nachtrag zu Nachträgen anzuflicken: blank und vollendet gab er sein Werk aus der Hand. Hat er es mit der Fortsetzung ebenso gehalten, dann darf man hoffen, daß vieles davon für die Öffentlichkeit gerettet werden kann. Band 3 sollte unter anderem die Dichtung von Harald Kampfzahn bringen und die jungen Sagen und Stammbäume, die sich an Haldanus bjarggramus (bei Saxo) und an den söhnereichen Halfdan gamli (im Hyndlalied und in Snorris Edda) knüpfen. Band 4 war den sogenannten Siklingsagen zugedacht; seine Hauptstücke wären Hagbard und Signe und die eddischen Helgisagen geworden. Wie die weiteren Bände geplant waren, ist mir unbekannt.

Olrik hielt immer mehrere Eisen im Feuer, und so hatte die Arbeit seiner letzten Monate einem gedrungenen Gesamtbilde der eddischen Mythologie gehört; es sollte in englischer Sprache erscheinen. Daß dieses Werk, das sich an eine größere Sprachgemeinde gewandt hätte, nicht zustande kommen sollte, werden viele besonders tief beklagen. Hatten doch eine Reihe von Monographien und die skizzierenden Abschnitte im 'Nordischen Geistesleben' gezeigt, mit welchem Verständnis Olrik in die Rätsel des nordischen Heidentums eindrang. Nach der Überfülle von mythologischen Lehrbüchern hätte man nur noch aus der Feder dieses Berufenen ein neues begehrt; man hätte ihm zugetraut, daß es durch die Wirrnisse der Hypothesen nachtwandlerisch sicher hindurchgeführt und wieder das schlichte, unverkünstelte Nachfühlen der alten Urkunden gestärkt hätte.

Drittens aber ist durch Olriks Hingang die dänische Ballade verwaist. Das nationale Werk, die von Svend Grundtvig bis in den 5. Band geführte Ausgabe 'Danmarks gamle Folkeviser', hat seit dreißig Jahren in Olriks Pflege gestanden. Schon Grundtvig hatte in dem damals achtzehnjährigen Schüler den vorbestimmten Nachfolger an der großen Aufgabe erkannt. Noch nicht 24jährig, erbot sich der Cand. mag. Axel Olrik zur Übernahme der verantwortungsvollen Arbeit. Alles traf bei ihm zusammen, ihn dazu auszurüsten. Er hat die Ausgabe bis in den 8. Band gebracht. Wichtiges stand noch aus: nicht nur ein paar weitere Dutzende von Nummern — auch die hier ganz unvermeidlichen Nachträge, die sich in den zwei Menschenaltern seit Grundtvigs Anfängen gehäuft hatten; dazu der ganze abschließende Apparat, die Übersichten und Glossare, das, was der englischen Sammlung Childs die erfreuende Rundung verleiht; zu schweigen von den Scherzliedern (Skæmteviser), die noch einen stattlichen Textband füllen mochten: wie gern hätte man all dies, wenn nicht durch

Olrik selbst, so doch unter seiner Leitung entstehen sehen! So hat der Tod des Meisters auch hier grausam in Begonnenes eingegriffen.

Mit dem hier Erwähnten sind die drei Gebiete bezeichnet, auf denen Olriks gewichtigste Arbeiten liegen: nordische Heldendichtung, nordische Religion und nordische Ballade.

Der Heldendichtung galt die erste größere Schrift, worin Olrik seine Forscherpersönlichkeit eindrucksvoll, ja hinreißend darstellte. Es waren die zwei Hefte über die Quellen des Saxo Grammaticus.[1] Es kennzeichnet das Werk des Achtundzwanzigjährigen wenig, wenn man sagt, daß es die seit P. E. Müller fast verschüttete Frage nach dem Anteil der Isländer an Saxos reichen Sagenmassen neu aufgriff und durch eine bis ins einzelne durchgeführte Sonderung der dänischen und westnordischen Stoffteile vielfach neue Grenzlinien in das nordische Schrifttum einzeichnete. Das wichtigere war das Verfahren, die Betrachtungsweise, womit Olrik die Aufgabe angriff: ein wohl noch nie in dem Maße betätigtes Zusammengehen von gefühlsmäßigem Ein- und Nachleben mit entwicklungsgeschichtlichem Blick und textkritischem Urteil. Dies wirkte wie etwas ganz Neues; die lebensfähigsten Kräfte an P. E. Müllers, Müllenhoffs und Grundtvigs Forschen erschienen hier verschmolzen. Die zwei Hefte bargen in sich den Schlüssel, der in des Kundigen Hand so viele Schlösser öffnen konnte; weit über die Saxofrage hinaus stellten sie Richtlinien auf — nicht in Gestalt einer dürren Methodenlehre, sondern am einzelnen Falle lebensvoll und überzeugend durchgeführt.

Es wurde Olrik leicht, seine Zweiteilungsthese gegen einen wenig verständnisvollen Angriff zu verteidigen.[2] Tatsächlich darf der von ihm gebahnte Weg noch einige Schritte weiter verfolgt werden, d. h. es ist noch etwas zuviel im dänischen Lager stehengeblieben. Daß Olrik auch Saxos klarem Zeugnis über die reiche Sagenwelt der Isländer durch immer künstlicher ausgeschliffene Hilfsannahmen die Spitze abbrechen wollte,[3] sei nur eben erwähnt; von Widerspruch wollen sich diese anspruchslosen Blätter fernhalten.

Eine Reihe kürzerer Untersuchungen gewann der Heldensagenforschung neuen Boden. Die für die dänischen Sagenkönige überaus wichtige Quelle, die isländische Skjöldunga saga, leider

[1] 'Kilderne til Sakses Oldhistorie' I: 'Forsog på en Tvedeling af Kilderne til Sakses Oldhistorie', 1892; II: 'Sakses Oldhistorie, Norröne Sagaer og danske Sagn', 1894.

[2] 'Tvedelingen af Sakses kilder', Arkiv för nordisk Filologi 14, 47 bis 93 (1898).

[3] 'Arnald Islænding', Nordisk Tidskrift 1911, S. 250—62.

nur trümmerhaft bewahrt, trat durch Olriks Entdeckerblick aus ungreifbarem Halbdunkel hervor und wurde zu einem mitzählenden Zeugen.[1] Olrik trat ein für alte, vorwikingische Einbürgerung der Uffosage bei den Dänen.[2] Er befragte die isländischen Sproßformen des Amled auf ihre alten Bestandteile.[3] Er sonderte die Stränge, aus denen die vielgestaltige Starkaddichtung zusammengeflochten wurde.[4] Den Schauplatz und den kulturgeschichtlichen Hintergrund der sagenhaften Bravallaschlacht beleuchtete er von archäologischer Seite;[5] ähnlich stellte er das Zeitalter der altdänischen Königsburg Hleiđra ins Licht.[6] Sein Stilgefühl erprobte er an dem reinen, unverzierten Nacherzählen der dänischen Heldensagen,[7] und seine innige Vertrautheit mit der Eddasprache erlaubte ihm, aus Saxos gedunsenem Latein und aus isländischer Sagaprosa schöpferisch-kritisch die zugrunde liegenden Stabreimdichtungen — in dänischen oder altnordischen Lauten — nachzubilden.[8]

Diese und andere Vorarbeiten unterbauten das schon genannte Hauptwerk, die auf viele Bände angelegte 'Heldendichtung'. In dem vollendeten Teile führt Olrik das aus, was die entsprechenden Kapitel der Saxoarbeit von 1892/94 umrissen hatten. Er legt überall die Grundmauern so tief wie möglich; alle Mittel der Erkenntnis zieht er in seinen Dienst. Daß die Heldensage irgendwo außerhalb der hohen Poesie ihr eigentliches Heim habe, diesem Irrtum — den bei uns bis heute das mehrdeutige Wort 'Sage' fristet — waren ja die dänischen Forscher wohl immer entgangen. Für Olrik war es klar, daß in Dichtwerken wie Bjarkamal und Ingeldlied diese Heldenstoffe eine neue Stufe erklommen, daß sie durch solche Lieder auf Jahrhunderte hinaus das Sagenbild bestimmten. Die Volkssagen, die Privat- und Ortsnamen, dies waren die Brocken, die vom Tisch der Lieder fielen. Deshalb bildet literargeschichtliche Aufklärung, künstlerische Würdigung die zentralen Abschnitte dieser Bände. Doch mit gleichem Eifer grub Olrik den sekundären Quellen nach und bewährte, sobald Volkskundliches in Sicht kam, eine unerreichte Meisterschaft. Alle Fähigkeiten des vielseitigen Forschers schlossen

[1] Skjoldungasaga i Arngrim Jonssons Udtog', Aarbøger for nordisk Oldkyndighed 1894, S. 83—164.

[2] 'Er Uffesagnet indvandret fra England?', Arkiv 8, 368—75 (1892).

[3] 'Amledsagnet på Island', Arkiv 15, 350—76 (1899).

[4] 'Starkaddigtningens Udspring': Sproglige og historiske Afhandlinger viede Sophus Bugges Minde S. 268—77 (1908).

[5] 'Brávellir', Namn och Bygd 2, 297—312 (1914).

[6] 'Danmarks ældste Kongegrav', Festskrift til Wimmer S. 138—47 (1909).

[7] 'Danske Heltesagn', Tegninger af Lorens Frolich, Tekst af Axel Olrik, 1900.

[8] 'Danske Oldkvad i Sakses Historie' 1898.

sich hier zusammen zu Werken von farbigem Reichtum, persönlichster Eigenart und klassischer Durchformung. Der 'Rolf Krake' und der 'Alte Starkad' sind unter den vorwiegend untersuchenden Arbeiten der germanischen Philologie die höchsten Schöpfungen wissenschaftlich-künstlerischer Geisteskultur.

Was Olrik auf den zwei anderen Hauptgebieten leistete, ist nicht geringer und keimeärmer zu nennen.

Mythologische Forschung hatte Olrik schon früh beschäftigt, unter anderem eine planmäßige Durcharbeitung der neunordischen Volkssagen nach der mythischen Gattung ihrer Figuren.[1] Eine Frucht dieser Sammlungen erschien 1901 in der realistisch-unbefangenen Beschreibung des Wilden Jägers nach jütischem Volksglauben.[2] Auch die anderen bedeutsamen Arbeiten zum nordischen Heidentum reiften in den letzten anderthalb Jahrzehnten. Olrik war vor allem bedacht, die Quellen unserer Erkenntnis zu vermehren. Dies erreichte er durch vergleichende Ausblicke auf den Kultus der Lappen und auf die Mythendichtung der Finnen und Esten: kurze Aufsätze, von denen eine außergewöhnlich anregende Kraft ausgestrahlt ist.[3] Wie er die Irmensûl der Sachsen mit den Thorspfeilern der isländischen Besiedler und den magischen Weltstützen der Lappen zusammen sieht und aus dumpfem Zauberglauben deutet, dies gibt eine gute Probe von Olriks Kunst, eine karge Überlieferung kühn und doch zarthändig, mit dem Takt für das Erreichbare, zu beseelen. Und wie hat einem das bekannte Thrymlied der Edda Hintergrund gewonnen, wenn man Olriks paar Seiten mit der Vergleichung der estnischen Sage gelesen hat! — Auch die alten Versuche, den Ortsnamen kultische Belehrung zu entwinden, nahm Olrik mit schärferem Zufassen auf.[4] Umsichtige Ausbeutung des modernen Volksglaubens führte ihn zu neuen Fragen und Antworten bei der schwierigen Gestalt Lokis.[5] Hier zeigte er zugleich vorbildlich, wie die zerstreuten Stellen des altisländischen Schrifttums nach ihrer inneren Verwandtschaft zu gruppieren und vorurteilslos, frei von naturmythischer Spekulation, zu werten seien. Mag man dem letzten Fazit dieser Lokistudien (Loki als ein Heilbringer, ein menschenfreundlicher Erfinder) gläubig oder

[1] Siehe Danske Studier 1915, S. 9 f.

[2] 'Odinsjægeren i Jylland'. Dania 8, 139—73 (1901).

[3] 'Nordisk og lappisk Gudsdyrkelse', Danske Studier 1905, S. 39—57; 'Tordenguden og hans dreng', ebd. S. 129—46 und DSt. 1906, S. 65—69: Rezensionen ebd. 1907, S. 141—43; 1908, S. 240 f.: 'Irminsul og Gudestøtter'. DSt. 1910, S. 1—9.

[4] 'Gefion' DSt. 1910, S. 1—31; 'En Oldtidshelligdom', DSt. 1911, S. 1—14.

[5] 'Loke i nyere Folkeoverlevering' DSt. 1908, S. 193—207 und 1909, S. 69—84; 'Myterne om Loki'. Festskrift til Feilberg, S. 548—93 (1911): 'Efterslæt til Loke-Myterne', DSt. 1912, S. 87—101; vgl. ebd. 1914, S. 88—93.

zweifelnd gegenüberstehen: man wird, indem man Olriks Gedanken nachdenkt, durch seine Augen sehen lernt, das frühere Bild von Loki unversehens gewandelt finden. Und dies ist so oft die Wirkung der Olrikschen Schriften.

Dieselben Vorzüge, anschmiegende Textdeutung und Weitblick über die Volkssage aller Länder, geben seinen zwei großen Untersuchungen über Ragnarok, die Weltuntergangssagen, ihren überragenden Wert.[1] Diese Arbeit, die wie keine zweite von Olriks gewaltiger Belesenheit zeugt, ist in ähnlicher Art wie die 'Heldendichtung' ein Brennpunkt seiner mannigfachen Begabungen. Die Wanderung hat ihren Ausgang und ihr Ziel in einer Kunstdichtung persönlichen Gepräges, der Zukunftsschilderung in dem Eddaliede Völuspa. Den Phantasien und Stimmungen dieses Poeten fühlt der Forscher nach, und dann löst er seine Schöpfung in ihre Elemente auf und vergleicht diese mit den Gegenstücken im nahen und immer weiteren Umkreis von Irland bis nach Indien. Jedes Zeugnis will aus seiner Umgebung gewürdigt, jeder Ausdruck nach seinem intimen Sinne gewogen sein. Die geschichtlichen Berührungen der Völker, die Wanderungen der Stoffe sind zu untersuchen, und wie die Stoffe bei diesem Entlehnen sich umgestalteten. Die letzte Höhe des stationenreichen Weges gewährt den klareren Blick in die Gesinnung des nordischen Volkes und seines Völuspadichters. Olriks 'Götterdämmerung' ist d a s Meisterwerk vergleichender Mythenforschung; Volkskunde und literarische Kritik haben sich hier, was ihnen so selten geglückt ist, zu harmonischer Ehe gefunden.

Die dänische B a l l a d e hat, wie wir sahen, als Erbe des Lehrers Grundtvig schon in Olriks ersten Studentenjahren ihren Platz eingenommen, und das ganze Leben durch hat Olrik ein gut Teil seiner großen Arbeitskraft an diesen Stolz des dänischen Schrifttums gewendet.[2] Überschaut man die 200 Nummern, die Olrik redigiert und — nur zum kleinen Teil nach Grundtvigs Entwürfen — mit Einleitungen versehen hat (darunter eine solche wie die zum 'Ebbe Skammelsön', von 26 Folioseiten), so sagt man sich, daß für eine schwächere Kraft diese Folkeviser schon ein Lebenspensum bedeutet hätten! Die Grundsätze des Vorgängers hat Olrik selbständig weitergebildet; es gelang ihm eine straffere, übersichtlichere Darstellung der Parallelformen; auch in

---

[1] 'Om Raganarok', Aarboger 1902, S. 157—291; 'Om Ragnarok, Anden Afdeling: Ragnarokforestillingernes Udspring' 1914 (auch als Jahrgang 1913 der Danske Studier).

[2] 'Danmarks gamle Folkeviser, Femte Dels andet Halvbind, efter Forarbejder af Svend Grundtvig udg. af A. O.' 1890; Teil 6 (= 'Danske Ridderviser' I) 1898; Teil 7 (= 'D. Ridd.' II) 1899—1904; Teil 8 (= 'D. Ridd.' III), Heft 1 und 2, 1905 und 1907.

den Einleitungen vermied er Grundtvigs enzyklopädische Breite. Zugleich führte er neue Fragestellungen ein, so das Scheiden von Adelsüberlieferung (in den Handschriften des 16., 17. Jahrhunderts) und von Bauerntradition (in den Aufzeichnungen der letzten Menschenalter). Am deutlichsten zeigte sich der Unterschied zwischen dem alten und dem jungen Meister da, wo es die Erschließung gereinigter Urformen galt. Obwohl Grundtvig in dem Einzeltext eine 'Individualität' sah, nicht einfach das Ergebnis zerstörenden Zersingens, gab er dem Drange nach, alles Überlieferte, das Sondereigen jedes Textes, wenn es nur gefiel, für die Urgestalt anzusprechen. Er unterschätzte damit die gesprächige, zum gemeinplätzigen Formelgut neigende Ausweitungssucht der Nachfahren. So konnte er etwa den 'Ebbe Skammelsön' auf 87 Strophen bringen, während Olrik einen Text von 32 Strophen herstellte![1] Olrik trat für den Grundsatz ein, das Plus, das die einzelnen Fassungen dem gemeinsamen Strophenbestand zufügen, nicht ohne Not aus der Quelle zu leiten, am wenigsten da, wo es aus geläufigen Formeln besteht. Sein Stilgefühl, geschult durch fortgesetzte Versenkung in die außerdänischen Gegenstücke und belehrt durch Steenstrups und von der Reckes Forschung mit ihrem scharfen Ohr für den barocken Schnörkel und den Gemeinplatz, war dem des Lehrers weit überlegen; die herbere, eckigere Linienführung der alten Ballade, aus der guten schöpferischen Zeit, stand ihm ganz anders vor der Seele, und er war sich klar, daß die Adelstexte der großen Sammelbücher eine neue, mildere Tonart eingeführt hatten.

In der Abhandlung über die Riboldvise und ihre Verwandten hat Olrik zu manchen der textkritischen Fragen Stellung genommen, indem er einen Fall von ungewöhnlich verwickelter Überlieferung auf den genetischen Stammbaum zu bringen suchte.[2] Eine restlose Verrechnung zwischen der geographisch-objektiven und der ästhetisch-subjektiven Variantenwertung wird Olrik selbst in diesem Versuche nicht erblickt haben.

Vielleicht stand Olrik zu keinem anderen Teile des nordischen Schrifttums, auch zu dem stabreimenden Heldenliede nicht, in so empfänglicher Seelenverwandtschaft wie zu der Folkevise, deren Kindlichkeit und Wortschlichtheit, deren Gemütswärme und hingehauchte Andeutungskunst ihn entzückten. Die Einführungen, die er zu den 83 Nummern seiner Schulausgaben geschrieben hat, sind vom Intimsten, was wir von Olrik besitzen.[3] Hier ist jede Zeile aus innigem Miterleben geflossen; die Welt der Folkevise

[1] In dem 'Udvalg' (siehe nachher Note 3) Nr. 44.
[2] 'Riboldsvisen', DSt. 1906, S. 40—42 und 175—221.
[3] 'Danske Folkeviser i Udvalg', 1. Samling 1899 (3. Ausg. 1913); 2. Samling 1909.

umgibt ihn wie einen Angehörigen; die leisesten Klänge hört er und fühlt, was sie bedeuten wollen. Der prüfende Forscher hat sich aufgelöst in den mitjubelnden und -leidenden Teilnehmer dieser Ringtänze und ihrer ahnungsreichen Geschichten.

Es sind nicht ganz wenige Aufsätze, die außerhalb dieser drei Hauptgebiete fallen. Die Namenforschung — Personen- und Ortsnamen — lag Olrik seit seiner Studienzeit am Herzen. Die Märchen waren ihm eine Welt, in der er sich tagaus, tagein bewegte; seine sagengeschichtlichen Arbeiten verraten oft genug den Kenner.[1] Ein einzelnes Märchen hat er wohl nur einmal zu entwicklungsgeschichtlicher Behandlung vorgenommen.[2] Als Nacherzähler von mündlich aufgefangenen Märchen erprobte er sich in einer volkstümlichen Ausgabe vom Jahre 1912.[3] Das stilistische Problem lockte ihn hier; frühe Anregungen von seiten Moltke Moes wirkten dabei nach. Eine der früheren Arbeiten handelte von den Runensteinen als Zeugnissen dänischen Geisteslebens.[4] Mehreres steht auf der Grenze von Kultur- und Literaturgeschichte, darunter zwei Aufsätze, die auch eine flüchtige Musterung von Olriks Werk nicht übergehen darf. Der eine ist die Jugendarbeit über die Spielleute im nordischen Mittelalter.[5] Mit klarem Blick für das Problem zeigt er, daß der Fahrende im Norden nicht, wie in Mitteleuropa, ein Organ der Dichtung war — bis herab auf die Ritterzeit. Der Nachweis blieb merkwürdig unbeachtet; er hätte die Eddaforschung vor Irrtümern bewahren können. Um so mehr Anerkennung fand der Vortrag über die 'Epischen Gesetze der Volksdichtung'[6]: eine leichtschreitende Zusammenfassung aus langjährigem Beobachten der volksmäßigen Erzählarten. Olrik geht hier im Verallgemeinern, im Gesetzegeben weiter, als es sonst seine Art ist; dahinter steht der Einfluß M. Moes, von diesem stammt auch der Ausdruck 'Gesetze' (Moe hatte von 'Grundgesetzen' gesprochen). Daß das bescheidenere Wort 'Neigungen' die Sache besser träfe, setzt den Wert der anregenden Gedanken ebensowenig herab wie der Umstand, daß bei genauerer Ausführung der Skizze mehrere Grade des 'Volkshaften' sich scheiden würden: daß z. B. die germanische Helden-

[1] In deutscher Sprache erschien der Aufsatz 'Märchen in Saxo Grammaticus', Zschr. des Vereins für Volkskunde 2 (1892).

[2] 'Kong Lindorm', DSt. 1904, S. 1—34 (224).

[3] 'Danske Sagn og Eventyr fra Folkemunde' 1912.

[4] 'Runestenenes Vidnesbyrd om dansk Åndsliv', Dania 4, 25—42 und 107—122 (1897).

[5] 'Middelalderens vandrende Spillemænd'. Opuscula Philologica 1887. S. 74—84.

[6] 'Episke Love i Folkedigtningen', DSt. 1908, S. 69—89; etwas verändert in der Zschr. f. dtsch. Altertum 51, 1—12 (1909).

dichtung nicht in dem Sinne naiv und 'gesetz'gebunden ist wie das Märchen.

Indem wir aber Olriks Schaffen in verschiedene Fächer aufteilen, sind wir uns bewußt, daß, aus der Nähe gesehen, alles eine lebendige Einheit war. Olrik hat nicht, wie andere — große und kleine — Gelehrte, bald den, bald jenen Gegenstand ergriffen, um daran seinen Scharfsinn zu messen oder weil die Frage ihn gerade reizte. Für ihn war jeder Aufsatz ein Beitrag zu dem Werke, an welchem er lebenslang diente, man weiß nicht, ob mehr als Leiter oder als frommer Tagewerker. Das Gesamtbild (Helhedsbillede) der nordischen Geistesgeschichte stand ihm bei jedem Federstrich vor den Augen. Dies gibt seinen kleinsten Sachen den — ich möchte sagen — notwendigen Zug. Man sieht den Maler, der vor einem weiträumigen Fresko steht und bald da, bald dort den Bewurf aufsetzt, um eine Lücke zu füllen. Es ist weiter nicht zu verwundern, daß sich Olrik eines schönen Sommers, von einem Verleger aufgefordert, hinsetzte und in der Sommerfrische, fast ohne Bücher, sein 'Nordisches Geistesleben' schrieb.[1] Es brauchte dazu freilich Axel Olrik. Das Buch ist der leuchtende Beweis dafür, wie durchwärmt und wie gegenwärtig das 'Helhedsbillede' war, das Olrik mit sich herumtrug. Den Lesern des 'Archivs' braucht man das klassische Werkchen, diese Germanistenpostille, nicht zu empfehlen.

Die Gebiete, die Olrik oft gestreift, nie besiedelt hat, sind außer der Grammatik die Formengeschichte, die eigentliche Literaturgeschichte, da, wo sie aus dem Schoß der allgemeinen Kulturlehre herausgeschlüpft ist und die Nabelschnur nach der Volkskunde hin zerschnitten hat. Olrik hatte eine starke Künstlerader; in der Verschwisterung von Dichterphantasie und Gelehrtenart liegt seine Größe. An der Dichtung aber fesselte ihn die Seele, die Vision, nicht die Kunstgriffe, die zu etwas Geformtem führen. Das Technische, überhaupt das Artistische, ist ihm Nebensache. Formprobleme waren für Olrik nie Selbstzweck. Dies zeigt, deutlicher als das 'Geistesleben', jenes Balladenbändchen mit seinen allerliebsten Einführungen. Für Olrik ist das M o t i v das Wichtige, die gemütliche und phantasiemäßige Erregung; von der F o r m, im großen und kleinen, sieht er ganz gern ab, wo er sich gehenlassen darf. Auch die 'epischen Gesetze' strecken über die innere Form das, was man in Pantomime, ohne Wort, fassen könnte. Die eindringende Untersuchung der Bjarki- und Starkadlieder wirft manches ab auch für die Architektur, die poetische

[1] 'Nordisk Aandsliv i Vikingetid og tidlig Middelalder' 1907; 'Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit', übertragen von W. Ranisch, 1908.

Gattung; aber der Standpunkt ist entschieden bei den Dichter-gedanken.

Olrik hätte sich schwerlich als Literarhistoriker bezeichnet: Volkskundler, Folkemindeforsker, das wollte er sein. Das Wort 'Folkeminde' hat bei den Skandinaviern einen eigenen, tiefen Hall: unsere Wörter Volkskunde, Volksüberlieferung klingen uns flacher, sie beschwören nicht unsere Vaterlandsliebe herauf. Der Nordländer denkt bei Folkeminde nicht an etwas Ungebildetes, sondern an das Gesunde, Nahrhafte, Gute, das die Heimat ihren Kindern spendet. Olrik unterschied den Volkskundler triebhaft von dem sonstigen Historiker oder Philologen. Er fühlte sich wie in einem Freimaurerorden mit Moe, Krohn, Bolte, Sydow, Löwis; unsichtbare Bande schwärmerischer Andacht verknüpften ihn mit den Dienern des Folkeminde und hielten das profanum volgus der Nicht-Geistersichtigen in Abstand. Diese Lebensrichtung war wieder Grundtvigsches Erbe. Und die Freundschaft mit Vater Feilberg, dem großen Sammler, dem Vertrauten der dänischen Bauernseele, geht auch in die frühen Semester zurück. Ein paar Jahre sah es so aus, als sollte Olrik ein nüchterner Buchphilologe werden. Dann kam die elektrisierende Berührung des Siebenundzwanzigjährigen mit dem sechs Jahre älteren Moltke Moe: die gab ihm auf Lebensdauer die Weihe des Folkeminde-Priesters. Man muß es bei Olrik selbst nachlesen, wie er, mehr als zwanzig Jahre später, diese Erlebnisse mit Moe beschreibt[1]: mit einer kaum vorzustellenden Glut, mit einem erregten und glückstrahlenden Impressionismus, wie ihn die Liebe im Liebenden entfacht. Nach diesem Nachruf auf Moe, der viel mehr den Schreiber als den Toten kennenlehrt, hat man einen Begriff, was die Grundlagen für Olriks Lebenswerk waren. Die Summe der Volksüberlieferungen zu verstehen — nicht nur das Stammelnde, Primitive, nein, auch das Höhere, bis zu der begnadeten Persönlichkeit hinauf, aber mit ausgemachter Vorliebe für das, was unterm Bauernkittel schlägt, und mit kühler Mißachtung der Genietaten, die nicht deutlich nach der heimischen Scholle riechen. Holberg, der Molièreschüler, der 'Plautiberg', hatte für Olrik nichts zu bedeuten.

Folklorist — wer Olrik kennt, den Menschen oder den Schriftsteller, wird den Kopf schütteln; zumal wenn ihm diese Gelehrtengattung im Bilde Reinhold Köhlers vorschwebt! Wieviel kleiner der Olriksche Zettelkasten war als der Köhlersche, das weiß ich nicht. Daß Olrik ganz und gar nicht als typischer Volkskundler wirkt, liegt an der durchgeistigten Gewalt, die ihn alsbald über das Sammeln hinausreißt und in die Fragen des Woher und Wie

[1] Danske Studier 1915, S. 1—55.

drängt; es liegt an seinem liebenden Herzen — oder seiner Künstlerphantasie, die ihn zum Nacherleber macht, zum Arzt und Seelsorger vergangener Geschlechter. Die Volkskunde ist bei Olrik der tragende und nahrunggebende Boden; doch den überwachsen Pflanzungen, die nicht mehr die Marke 'Folklore' tragen, hochstrebende Untersuchungen zur Geschichte der Poesie und Religion.

Aber 'Volkskunde' sagt nur die eine Hälfte. Die andere, wichtigere liegt in dem Beiwort nordisch. Was Olriks rastloses Schaffen befeuerte und zur Einheit umschloß, war die Liebe zum nordischen Volksstamme. Sie prägte auch den Menschen Olrik, und dem Ausländer, der in warmer Vertraulichkeit mit Olrik umging, mußte diese Seite bemerkenswerter sein als seinen Landsleuten, die darin ähnlich denken, wenn auch in ungleicher Abstufung.

Nordboerne, die Nordländer, Skandinavier, waren für Olrik die auserwählte Volksfamilie. Da er über anmaßlichen Chauvinismus erhaben war, hat er sie nicht auf Kosten der anderen gelobt oder sie verstandesmäßig als den Adel der Menschheit angesprochen. Aber gefühlsmäßig lief es eigentlich darauf hinaus: eine gewisse selbstverständliche Aussonderung der Nordländer von allen anderen Menschen. Zuerst kamen die Nordboer und dann in großem, großem Abstand, unter sich nicht sonderlich distanziert, die übrigen, Tscheremissen, Deutsche pp. Bewundern muß man, wie der Verstand bei Olrik diesen Gefühlstrieb an der Kette hielt. Dafür daß der Sanctus amor patriae dem Wahrheits- oder Wahrscheinlichkeitssinn in die Quere kommt, ist die skandinavische Wissenschaft der klassische Boden. Rudolf Keyser und Rosenberg seien als Beispiele aus früheren Geschlechtern genannt. Bei Olrik wüßte ich keine Stellen, wo jener Sanctus amor Erkenntnisse verbaut, kaum solche, wo er Beleuchtungen getrübt hätte. Rein sachlich wiegt Olrik die Verdienste der beiden Gegner ab, des Norwegers Bugge und des Deutschen Müllenhoff.[1] Sein weltweites Wissen sträubte sich nie gegen Entlehnungen von auswärts: wenn er von Bugges berühmten Entlehnungshypothesen nur den kleinsten Teil bejahen konnte, so lag dies nicht an gefühlshafter Abneigung gegen Fremdware. Wo es nötig war, schweifte er über den nordischen Mittelgart hinaus, nicht nur zu den Sprachverwandten (Deutschen, Engländern, Goten) und den räumlichen Nachbarn (Lappen, Finnen), sondern in weitentlegene Länder: Hauptbeispiel der Kaukasusriese (in 'Ragnarok'). Aber das Ziel war bei jedem Schritte die nordische Welt. Nicht etwa das urgermanische Altertum stand im Blickpunkte, der gemein-

[1] Z. B. Danske Studier 1907, S. 180—92.

germanische Besitz: dies gab stets nur den Hintergrund ab zu dem Skandinavischen. Und hier lief unserem Meister eine patriotische Schwäche unter: der bewährte Ausdruck 'germanisch' in seiner gewohnten und geschichtlich berechtigten Bedeutung wollte ihm nicht aus der Feder; daß die Dänen Germanen seien, das klang ihm zu — deutsch; und so verstand er sich zu den ungeeigneten Ausdrücken 'gotisch' oder 'gotogermanisch', wo er die germanische Familie meinte.[1]

Als junger Mensch schwankte Olrik zwischen nordischer Archäologie und nordischer Philologie.[2] Ein Schwanken zwischen nordischer und griechischer oder romanischer Philologie konnte es für ihn schwerlich geben. Das Nordische verstand sich immer von selbst. Auch im Leben, in der Bildung. Der Verstorbene war nichts weniger als ein enger Fachmensch; aber mit aller Scheu vor übereilter Verallgemeinerung möcht' ich es aussprechen: in unserem freundschaftlichen Austausch entzündete sich seine Seele weder für die Pergamener noch für Giorgione, weder für Beethoven noch für Daudet; seine Temperatur war kühler, wo er den nordischen Bereich hinter sich hatte. Nordisch waren auch die Landschaften, an denen seine Phantasie und Erinnerung sich letzten, und ich wüßte nicht, daß er die Sehnsucht seiner wikingischen Vorfahren nach südlichen Küsten geteilt hätte. Wollte er aus seinem gartenhaften Seeland hinaus, dann ging's auf die jütische Heide oder nach Norwegen.

An Olrik lernte ich die Heimatliebe als Religion kennen. Sie war wirklich für ihn die allgegenwärtige Macht, die Triebkraft all seiner Räder. Sie gab seinem Wesen etwas Festumrissenes, In-sich-selbst-Ruhendes; die unbewußte Abwehr von so viel Fremdem stärkte seinen persönlichen Stil. Bei den Nordländern ist diese Art von Heimatliebe verbreitet, und es fällt ihnen kaum auf, daß man die Wissenschaft, den Lebensberuf in den Dienst dieser Heimatliebe stellt. Bei den Nationen, deren Kopfmenge hoch in die achtstelligen Zahlen geht, und die auf Weltgeltung eingestellt sind, will jene Heimatliebe nicht mehr so gedeihen: an ihrer Stelle gibt es den mehr verstandesmäßigen Patriotismus, den politischen Nationalstolz, der wieder seine eigenen Kräfte in Bewegung setzt. Bei Olrik begriff man, wie seine Art Heimatkultus ihm die Forschung zu etwas Heiligem machte. Er war nicht der Virtuose, der Kunststücke löst, vielmehr der Priester, der ehrwürdige Urkunden seines Volkes deutet.

Nur darf man sich diesen Priester nicht salbungsvoll denken. Als Schriftsteller konnte er feierlich werden: das Pathos der

---

[1] Danske Studier 1916, S. 157 ff.

[2] Siehe Marius Kristensens Nachruf in den Danske Studier 1917, S. 1.

Heimatliebe. Aber das waren gelegentliche Steigerungen. Der Grundton war nicht würdevoll — dafür war er zu sehr Däne —, wohl aber oft lyrisch, die Gedanken mehr visionär als logisch verknüpft; darum so schwer zu übersetzen! Auch im Umgang fand ich ihn mehr lyrisch als visuell, mehr stimmungentladend als beobachtend. Da trat auch sein Humor hervor, eine lachkräftige Lustigkeit, und eine sanguinische Naturfrische, die dem geborenen Großstädter hoch anzurechnen ist, vor allem aber die kindliche Naivität, die man dem Genie nachsagt. Mitten im hochfliegenden Wortstreit konnte er so unendlich treuherzig vor sich hinstarren, daß man ihn am liebsten tätschelte und sagte: Ja, du bist ein kreuzbraver kleiner Junge! — Unter allen starken Köpfen, die ich kenne, hatte Olrik am meisten Unbewußtes, die meiste Herrschaft der selbstvergessenen Laune und des augenblicklichen Einfalls über die Reflexion.

Wieweit Olrik politisch eine Vereinigung der Nordleute wünschte, ist mir unbekannt. Als Mensch und von Gemüts wegen war er der reine Panskandinavist. Daneben stach der Däne seltener hervor. Ich setze eine bezeichnende Stelle aus seinem Saxobuche her[1]: 'Sollte die Zeit kommen, wo man Saxos Sagengeschichte als undänisch erklären möchte, weil er seine Halle so gastfrei öffnete für den bunten Maskenzug der (norrönen) Sagadichter, dann werden Bjarki und Starkad als Kämpen für seine Sache eintreten; hochragend, Rücken an Rücken stehen sie als lebende Brustwehr um die Wahrheit, daß die Gedanken, die den Ehrensitz hatten, aus der Seele des Dänenvolkes geboren und in seinem Hause großgezogen sind.'

Olrik rang danach, jedes nordischen Stammes Eigenart zu erfassen;[2] er wollte das mittelalterliche Erbe väterlich an die gleichlieben Kinder verteilen — soweit es eben die kritische Forschung zuließ! Die alte Grundtvigsche Idee von der gemeinnordischen Herkunft der Eddalieder war ja nicht zu halten. Ob Olrik den Norwegern einen zu reichen Anteil an Edda und Saga bewilligte, ist eine der schwebenden Streitfragen. Es verdroß ihn, wenn man die Marksteine zugunsten der Isländer verschob; die hatten ja ohnedies den Löwenanteil an jenem Erbe; auch brachte er wohl ein bißchen weniger unmittelbare Wärme auf für die isländische Sonderart mit ihrem Rationalismus und ihrer Ironie, und wo die nordische Dichtung so recht isländisch wird, stieg sie ihm allzu fühlbar aus dem treuherzig Volkskundlichen auf ins Artistische.

---

[1] 'Kilderne' 2, 271.

[2] U. a. in dem Aufsatz 'Den nordiske Nationalitetsforskel i sin tidligste Fremtræden', Nordisk Tidsskrift 1898.

Um Olriks Stellung in der Wissenschaft zu zeichnen, müßte man gar vieles erwägen, was hier höchstens berührt worden ist. Die Verbindungslinien wären zu ziehen zwischen ihm und P. E. Müller, Svend Grundtvig, Feilberg; Müllenhoff, Mannhardt; Sophus Bugge, Moltke Moe: dies die Forscher, die wohl am stärksten auf ihn gewirkt haben, und als deren Fortsetzer er erscheint, von allen sich kenntlich abhebend, ein neuer Typus, nur sich selbst gleich, unter den Großen unserer Wissenschaft. Seine Stellung zu den weitreichenden Streitfragen wäre zu betrachten, so zu dem Streit über die 'Echtheit' der Eddasagen, über die physikalische und rituale Deutung der Mythen, über die Anfänge der Sagakunst, über buchmäßige Grundlagen der Folkeviser usw., wobei sich öfters zeigen würde, daß Olrik nicht eigentlich Partei ergriff, sondern ruhig der Betrachtung der Quellen lebte und durch seine glückliche Intuition unauffällig der Frage ein anderes Gesicht gab; denn er war nicht der Mann der weit ausholenden Debatte: die beste Widerlegung sah er in der Aufstellung eines richtigeren Bildes. Auch auf seine Lehrtätigkeit müßte geblickt werden, auf die Schüler und die Mitstrebenden, die von seinem Geiste berührt sind.

Olrik sah seine eigene Arbeit im Zusammenhang mit den Zeitgenossen und der Zukunft: er, der persönlichste unserer gelehrten Schriftsteller, war nicht der große Einsame, sondern gab viel auf organisierte Massenarbeit und war lebenslang tätig für die Gründung von Vereinen, volkskundlichen Sammlungen und für seine Zeitschrift 'Danske Studier', die er mit dem ihn ergänzenden Marius Kristensen zu einer kostbaren Schatzkammer machte. 'Organisierende Arbeiten, abrackernde Arbeiten,' sagt er rückblickend, 'bei denen zuzugreifen mir doch Pflicht schien.'[1]

Mit staunender Bewunderung blicken wir auf die Tätigkeit dieses uns zu früh Entrissenen, der die robuste Kraft des geistigen Schwerarbeiters besaß und die Gedankenfülle des Genius samt der Sprachgewalt des geborenen Stilisten, und dem, in großen wie in kleinen Werken, das 'höchste Glück der Erdenkinder' bis zum Grabe treu blieb.

Was kennt man von Olrik bei uns in Deutschland? — In deutscher Sprache sind erschienen drei Zeitschriftenaufsätze[2] und, dank der Mühewaltung Ranischs, das 'Nordische Geistesleben' mit seinen schätzenswerten Zugaben, die unter anderem Olriks dichterische Rekonstruktionen veranschaulichen. In englischer Sprache ist meines Wissens, außer einem kleinen Beitrag zu der

[1] Danske Studier 1915, S. 31.

[2] Siehe Seite 8, Note 1 und 6; dazu: 'Der Sonnenwagen von Trundholm'. Zschr. des Vereins für Volkskunde 14, 210—15 (1904).

Thomsen-Festschrift 1912. nur die Abhandlung über Sivard digri veröffentlicht, ein für die Vorgeschichte der isländischen Saga wichtiges Stück, doch auch für die Literatur Englands von Belang.[1] Die längst geplante englische Ausgabe von 'Dänemarks Heldendichtung' I läßt immer noch auf sich warten. Was aber nur dänisch (oder schwedisch) vorliegt, hat in Deutschland einen engeren Leserkreis. So ist denn auch nicht zu verkennen, daß unsere Anglisten spät und zögernd in Olriks Schriften Einsicht genommen haben, und daß sie ihnen noch heute nicht den gebührenden Platz geben. Olriks Arbeiten über die dänischen Sagenkönige haben ja den Beowulf zur Hauptquelle, bilden auf lange Strecken einen Sachkommentar zum englischen Epos, dehnen sich aber auch auf den Widsith und auf die späteren Zeugnisse der Chronisten aus. Seit Müllenhoffs und S. Bugges Schriften sind die Olrikschen die gewichtigsten über die Dänensage in englischen Quellen; sie haben vieles in neues Licht gerückt. Hoffen wir, daß man sie trotz der sprachlichen Erschwerung als unentbehrliche Hilfsmittel für die englische Sagengeschichte würdigen wird! Daneben sei erinnert an die Behandlung des Offa- und des Hamletstoffes in Olriks Saxoarbeiten.

Einen noch weiteren Leserkreis verdient die 'Götterdämmerung',[2] deren zweiter Teil unter anderem die Wurzeln der Prometheussage in aller Gründlichkeit erforscht und dabei früher unbekannte kaukasische Volkssagen verwertet. An diesen Abschnitten dürften die klassischen Philologen nicht vorbeigehen. Für die germanische Mythenforschung ist 'Ragnarok' eines der wichtigsten Bücher überhaupt, eine wahre Schule religionsgeschichtlicher Methode. Zum Glück steht eine deutsche Ausgabe beider Teile in Aussicht: schon vor Jahren hat Ranisch die Übertragung auf sich genommen und unter Olriks Anteilnahme, mit Einarbeitung von Nachträgen und mit Revision der Quellenstellen, dem Abschluß nahegebracht. Diese Verdeutschung wird also das Olriksche Werk, das bisher in zwei weit getrennten Jahrgängen (1902 und 1913) zweier dänischer Zeitschriften vorlag, als Einheit und als Text letzter Hand darbieten. Dem Andenken Axel Olriks wird damit ein Denkmal gesetzt nach dem sachlichen Sinne des unvergeßlichen Toten.

Berlin, Juni 1917. Andreas Heusler.

---

[1] 'Siward Digri of Northumberland', Saga-Book of the Viking-Club 1910; zuerst dänisch im Arkiv 19 (1903).

[2] Siehe Seite 6, Note 1.

Über die sogenannte
Dreiteiligkeit und Zweiteiligkeit
in der mittelhochdeutschen Strophik.

Das in der mittelhochdeutschen Strophik weitaus am häufigsten zugrunde gelegte Prinzip der rhythmisch-melodischen Architektur wird in der meist üblichen Terminologie als 'Dreiteiligkeit' (oder 'Dreiteilung') bezeichnet. Saran dagegen sagt 'Zweiteiligkeit' (*Dtsch. Versl.* 279). Da ist also das Gefühl für Verbindung und Sonderung der Strophenglieder zwiespältig. In 'Dreiteiligkeit' formuliert sich die Auffassung, daß die Strophen aus drei Größen, zwei gleichen und einer dritten ungleichen, bestehen, aus Stollen + Gegenstollen + Abgesang.[1] Die 'Zweiteiligkeit' empfindet die

[1] Mit gewaltsamer Schematisierung zwängt Kauffmann alles, was ihm nicht 'dreiteilig' zu sein scheint, in Bausch und Bogen unter die Rubrik 'einfache Strophen', in denen er 'keine systematische Gliederung der Melodie erkennen' will (*Metrik*[3] 96). Das ist nichts Neues. Schon Wackernagel nannte gewisse Neidhartsche Sommerliedschemata 'unteilig', also 'einfach'. Diese Auffassung wurde jedoch sofort von Liliencron *ZfdA.* 6 (1848) 83 ff. (vgl. 84 Anm.) widerlegt und sollte mithin längst als völlig abgetan gelten. Aber wer selbst einsieht, daß *MF.* 33, 15 *Ahî nu kumet uns diu zît* 'aus paarweis [!] gereimten Langzeilen besteht' (d. h. doch wohl aus 2 + 2 Perioden), und diese Form dann doch zu den 'einfachen' (ungegliederten) Strophen stellt (S. 97), dem ist nicht leicht zu helfen (vgl. *Beitr.* 42, 454[1]). Der große Sammelkasten der 'einfachen Strophen' ist freilich geduldig und sehr bequem und überhebt der mühsamen Sorgfalt, auf Periodengliederung, Auftaktsetzung usw. genau zu achten und die Strophen morphologisch zu analysieren. So kann es passieren (S. 109), daß an Walthers Vokalspiel 75, 25 'einfacher' Strophenbau demonstriert wird. Bei oberflächlicher Betrachtung scheinen freilich bloß sieben aneinandergereihte Viertakter vorzuliegen. Aber R. v. Muth *Mhd. Metrik* 1882 S. 92 Anm. hat sie stollenmäßig in 2 + 2 + 3 geteilt (ebenso Ebner im Progr. Oberhollabrunn 1892 S. 2) und das wird durch die feine, in der lateinischen Kopie bewahrte Auftaktregulierung bestätigt (vgl. Wilmanns *Walth.*[4] I 1916 Anm. no. V 154 und Ausg.[2] 469): die Auftaktpause in Z. 3 und 5 hebt die Anfänge des zweiten Stollens und des Abgesangs hervor, indem an jenen beiden Stellen die Synaphie (*Beitr.* 41, 52 f. 55 f. 72 f.) unterbrochen wird. Überhaupt steckt, hinsichtlich der Strophik, in Muths mißachteter Metrik mehr Beobachtungsfeinheit und Kenntnis der lebendigen Technik als in Kauffmanns dürrer Systematik, aus der wenig zu lernen ist. Und jedesmal bedrückt mich peinliche Beschämung, wenn ich mit diesem rohen Schematismus die meisterhaft geformte Darstellung der mittelenglischen Strophik durch Schipper vergleiche. Das feinmaschige Netz seiner Klassifikation wird allen Nuancen und Abstufungen der Strophenbildung gerecht und in sorgfältig sub- und koordinierter Disposition nimmt dies schmiegsame System die bunte Fülle der realen Erscheinungen in sich auf. Ähnliches wird auch die mhd. Strophik an die Stelle jenes primitiven und willkürlich einseitigen Schematismus 'dreiteilig oder einfach' (oder wie er sonst lauten mag) setzen müssen, wenn sie unbefangene

Strophen als Zusammenschluß von zwei ungleichen Größen, von Aufgesang + Abgesang, deren erste dann weiterhin in ihre beiden Hälften zerlegt ist, [Stollen + Gegenstollen] + Abgesang.

Über beide Bezeichnungsarten ließe sich freilich weit und breit herumstreiten. Aber das ergäbe nur eine rein theoretische Diskussion über Worte, nicht Werte, da Dreiteiligkeit und Zweiteiligkeit nichts als bequeme Willkürlichkeiten einer abstrakten Systematik sind. Sie vermögen das Wesentliche der zu definierenden Formen nicht eindeutig zu erschöpfen und erweisen sich als unsachlich und unbrauchbar, sowie man jene Terminologien praktisch durchzuführen sucht und das textlich-rhythmische Material selbst durchmustert. Und eine solche Probe aufs Exempel wird doch wohl immer als grundlegend und maßgebend gelten, solange die deutsche Metrik demselben wurzelfesten Tatsachensinn treu bleibt, zu dem sich Wilamowitz bekannte, als er seinen klassischen Exkurs über 'Ioniker bei den Lyrikern' schrieb (*Isyllos von Epidauros* 1886 S. 125): 'es ist meiner Überzeugung nach überhaupt für die metrischen Studien nur ein Weg gangbar: die Empirie.'

Was ich meine, will ich an einigen Beispielen erläutern. Ich muß es wohl auch. Eigentlich sollte das überflüssig sein.[1] Schemata wie

Walth. 92, 9	– 4 a ⊥́	– 4 b ⊥́ ‖	– 4 a ⊥́	– 4 b ⊥́	*Stollen*
	– 4 c ⊥́	– 4 d ⊥́ ‖	– 4 c ⊥́	– 4 d ⊥́	*Gegenstollen*
	– 4 *α* ⊥́	– 4 *α* ⊥́ ‖	– 4 *β* ⊥́	– 4 *β* ⊥́	*Abgesang*
Neidh. 40, 1	⊼ 6 a ⊥̀	⊼ 2 b ⊥́ ‖	⊼ 2 b ⊥́	⊼ 6 c ⊥̀	*Stollen*
	⊼ 6 a ⊥̀	⊼ 2 d ⊥́ ‖	⊼ 2 d ⊥́	⊼ 6 c ⊥̀	*Gegenstollen*
	⊼ 6 *α* ⊥̀	⊼ 4 *β* ⊥́ ‖	⊼ 2 *β* ⊥́	⊼ 6 *α* ⊥̀	*Abgesang*

können gewiß nur dreiteilig genannt werden. Unbefangenes rhythmisches Gefühl wird sich da keine Zweiteiligkeit einreden lassen. Dasselbe gilt von den vielen Formen, deren Abgesang nichts an-

Beobachtung und Beurteilung metrischer Tatsachen und Probleme erreichen will. Als der Bakchylides gefunden wurde, konnte Wilamowitz (*GGA.* 1898, 141) auf Grund seiner befreienden Verslehre schreiben: 'durch das öde Systematisieren ist die Metrik gründlich auf den Sand gefahren: jetzt ist sie durch die scharfe Prüfung der Überlieferung frei gemacht' — gleichem Ziel möcht' ich, soweit meine Kraft reicht, die mhd. Strophik zuführen.

[1] Die vortreffliche Jenaer Liederhs. des 14. Jahrhunderts ist noch nicht vom Begriff der Dreiteiligkeit beherrscht, wie aus ihrer Kolometrie hervorgeht (*Beitr.* 42, 287). Und anderseits hat der Vertreter der Zweiteiligkeit, Saran selbst, manche Strophen als dreiteilig transskribiert, indem er die Zahlen I und II, durch die er z. B. *Dtsch. Versl.* 282 (*Walth.* 51, 13) und *Jen. Ldhs.* 2, 151 (no. VI 37) die Zweiteiligkeit bezeichnet, bei den dreiperiodigen Strophenformen wie *MF.* 60, 13, *Walth.* 49, 25 (*Dtsch. Versl.* 282. 283) fortließ, womit doch wohl ihre Dreiteiligkeit anerkannt ist. Er gibt sogar ausdrücklich zu (*Dtsch. Versl.* 289): 'bei den dreikettigen [= dreiperiodigen] Strophen wie *Walth.* 39, 11 [*Under der linden*] kann man wohl kaum von

deres als ein durch einmalige Reihenwiederholung oder -zusetzung erweiterter und beschwerter Stollen ist, z. B.

Hohenfels III ⊼ 4 a – | –́ 4 b –́ *Stollen*
⊼ 4 a – | –́ 4 b –́ *Gegenstollen*
⊼ 4 α – | –́ 4 α – | –́ 4 b –́ *Abgesang.*

Auch die *μεσῳδικά*, in denen der Abgesang zwischen die beiden Stollen gesetzt ist (*Beitr.* 41, 107 f.˙ 128), z. B.

Neif. 16. 9[1] –́ 4 a – | –́ 6 b –́ *Stollen*
⊼ 4 α – | –́ 6 β –́ } *Abgesang*
⊼ 4 β –́ | –́ 4 α – }
–́ 4 a – | –́ 6 b –́ *Gegenstollen,*

gestatten keine glatte Zweiteiligkeit; vielleicht noch deutlicher ist das Beispiel *Beitr.* 41, 108 Anm. (Beheimsches Meisterlied). Aber anderseits wär' es unnatürlich und gewaltsam, dem Metrum

MF. 103, 3 (*Reinm.* oder *Rugge*)
– 4 a –́ | – 4 b –́ *Stollen* } *Aufgesang*
– 4 a –́ | – 4 b –́ *Gegenstollen* }
– 4 α –́ | – 4 β –́ *1. Periode* } *Abgesang*
– 4 α –́ | – 4 β –́ *2. Periode* }

Walth. 51, 13 (*Beitr.* 41, 52[1]. 42, 487[2])
⊼ 4 a – | –́ 4 b –́ *Stollen* } *Aufgesang*
⊼ 4 a – | –́ 4 b –́ *Gegenstollen* }
⊼ 4 β –́ | ⊼ 4 α – *1. Periode* } *Abgesang*
–́ 4 α – | –́ 4 β –́ *2. Periode* }

Pseudoreinm. 199, 25 (die Binnenreime lass' ich beiseite; ich behandle dies Strophenschema in no. 4 meiner 'Bausteine zur altdeutschen Strophik' *Beitr.* 42, 443)

⊼ 4 a – | –́ 4 b –́ *Stollen* } *Aufgesang*
⊼ 4 c – | –́ 4 b –́ *Gegenstollen* }.
⊼ 5 α – | –́ 3 β – *1. Periode* } *Abgesang*
–́ 3 β – | –́ 5 β – *2. Periode* }

---

einer Gliederung in Gesätze (Auf- und Abgesang) reden [also keine Zweiteiligkeit!]' und 'sollte nicht die zweite, der ersten gleiche Kette (der zweite Stollen) so zwischen der ersten und dritten stehen wie in der dreireihigen Kette [a | a' | b, darin a = a'] a' zwischen a und b?' Mithin ist Zweiteiligkeit kein Prinzip des Stollenbaues und kein sachgemäß definierender terminus technicus. Glücklicherweise hat aber dieser theoretische Mißgriff nicht den glänzenden praktischen Fortschritt gehemmt, den wir auf dem Boden der mhd. Strophik eben Saran verdanken.

[1] Die zweite b-Reihe hat Binnenreim (–́ 2 α – , 4 b –́). Ein griechisches *μεσῳδικόν* (Strophe + Epode + Antistrophe) ist z. B. die bei Wilamowitz

eine dreiteilige Gliederung aufzwingen zu wollen. Hier sind deutlich zwei Hauptteile vorhanden, deren jeder wiederum halbiert ist (im zweiten und dritten Beispiel sind die beiden Abschnitte des zweiten Teils nicht parallel, sondern symmetrisch angeordnet). Noch widersinniger wäre Dreiteiligkeit in den Spruchtönen

Walth. 11, 6	– 4 a ∠	– 4 a ∠	– 6 b ⦣		*Aufges.*
	– 4 b ∠	– 4 c ∠	– 6 b ⦣		
	– 4 *α* ⦣	– 4 *β* ∠	– 6 *γ* ⦣		*Abges.*
	– 4 *α* ⦣	– 4 *β* ∠	– 6 *γ* ⦣		
18, 29	– 6 a ∠	– 6 a ∠	– 6 b ⦣		*Aufges.*
(*Beitr.* 41, 63²)	– 6 c ∠	– 6 c ∠	– 6 b ⦣		
	– 4 *α* ∠	– 6 *α* ∠	– 6 *β* ⦣		*Abges.*
	– 4 *γ* ∠	– 6 *γ* ∠	– 6 *β* ⦣		
103, 13	– 4 a ∠	– 4 b ⦣	– 4 c ∠	– 4 d ∠̤	*Aufges.*
	– 4 a ∠	– 4 b ⦣	– 4 c ∠	– 4 d ∠̤	
	– 4 *α* ⦣	– 4 *α* ⦣	– 4 *α* ⦣	– 4 *β* ∠̤	*Abges.*
	– 4 *γ* ⦣	– 4 *γ* ⦣	– 4 *γ* ⦣	– 4 *β* ∠̤	
16, 36	– 4 a ⦣	– 4 b ∠	– 4 c ⦣		*Aufges.*
	– 4 a ⦣	– 4 b ∠	– 4 c ⦣		
– 4 *α* ∠	– 4 *α* ∠	– 4 *α* ∠	– 4 *β* ⦣		*Abges.*
– 4 *γ* ∠	– 4 *γ* ∠	– 4 *γ* ∠	– 6 *β* ⦣		
105, 13[1]	– 4 a ⦣	– 4 a ⦣	– 4 b ∠		*Aufges.*
	– 4 c ⦣	– 4 c ⦣	– 4 b ∠		
	– 4 *α* ∠	– 4 *α* ∠	– 4 *β* ⦣		*Abges.*
	– 4 *γ* ∠	– 4 *γ* ∠	– 4 *β* ⦣ ‖	– 2 *δ* –, 4 *δ* ⦣	
82, 11	– 4 a ∠	– 4 a ∠	– 6 b ⦣		*Aufges.*
	– 4 c ∠	– 4 c ∠	– 6 b ⦣		

Isyllos S. 144—150 (vgl. aber *Sappho und Simonides* 154) gedruckte und erklärte Danaeklage des Simonides. Über ἐπῳδικὸν, μεσῳδικὸν usw. vgl. *Hephaest.* ed. Consbruch 61, 1 ff., 67, 6 ff. Ich habe früher gezögert, daraus daß das προῳδικὸν auch in der provenzalischen Poesie vorkommt, eine Abhängigkeit der mhd. Strophik zu folgern (*Beitr.* 41, 107²). Nun aber kann ich einen sicheren Fall nachweisen, in dem ein mittellat. προῳδικὸν im mhd. kopiert ist. *Carm. Bur.* no. 126a

– 4 b ⦣ | – 4 b ⦣ | – 4 b ⦣
– 4 a ∠ | – 4 b ⦣
– 4 a ∠ | – 4 b ⦣

ist dem vorangehenden lat. Lied 126 genau nachgebildet.

[1] Die letzte Reihe lautet in 106, 1 f. *sòch nû genûoge wárte sî´ner fûogè* (vgl. Laa. und Wilmanns), in 106, 15 f. *wan vîl verdírbet, dés man níht enwírbèt*, in 105, 25 f. fehlen zwei Silben: *seht, díep stal* díebe, *drô´* ⟨*diu*⟩ *tét*⟨*e*⟩ *liebè* (s. aber Wilmanns z. St.; vgl. *Beitr.* 42, 438).

6α ≐ | – 6α ≐ | – $4w^1$ ∠ | – 4β ÷ } *Abges.*
– 6γ ≐ | – 6γ ≐ | – $4w^2$ ∠ | – 4β ÷ ‖ – $4w^3$ ∠ | – 4β ÷

In diesen Formen ist die strophische Struktur unverkennbar zweiteilig, allenfalls vierteilig, keineswegs dreiteilig. Von vier Perioden ist 1 gleich 2, 3 gleich 4. Der Abgesang steht neben dem Aufgesang und beide sind in zwei Parallelteile zerlegt, also [A + A] + [B + B].[1] Eine Dreiteiligkeit (etwa A + A + [B + B]!) kann nur der konstruieren, dem die organisch gegebene Gliederung eines rhythmischen Gebildes gleichgültiger erscheint als die Willkür eines aprioristischen Systems.

Das Stollenprinzip ist also nicht mit Dreiteiligkeit identisch:[2] denn es gibt zahlreiche zweiteilige Stollenstrophen. Und wegen der wirklich dreiteiligen erwies sich auch Zweiteiligkeit als unzulänglich. Aber damit nicht genug. Es kommt noch ärger. Denn beide Termini, mit denen man doch das Wesen der stollenmäßig gebauten Schemata definieren will, sind insofern ganz unpräzis, als auch unter den nicht stollenmäßigen Formen drei- und zweiteilige zu finden sind! so daß Drei- oder Zweiteiligkeit keine spezielle Eigenart, kein individuelles Merkmal des Stollentypus ist. Drastische Beispiele sind die nicht stollenmäßig und doch zwei-

[1] Das zweite B hat Schlußbeschwerung in 16, 36 durch Verlängerung der letzten Reihe, in 105, 13 durch Zusatz einer binnengereimten Reihe, in 82, 11 durch Wiederholung der beiden letzten Reihen.

[2] Das ist keine schwierige und tiefgründige Erkenntnis, sondern ein ganz an der Oberfläche liegendes Faktum, das jeder, der die mhd. Strophik auch nur von fern betrachtet hat, gesehen haben müßte. Aber da macht man die Augen zu und versperrt zugleich andern, deren Blick noch ungeschult ist, die Aussicht und Einsicht durch die morsche Bretterwand der unhaltbaren und willkürlichen Verallgemeinerung 'die Grundlage der lyrischen Strophen bildet die Dreigliedrigkeit', indem man eine keineswegs ständige Begleiterscheinung als etwas Gesetzmäßig-Wesentliches mißdeutet und zu einem 'hauptsächlichen Merkmal der neuen Kunst' stempelt (Kauffmann *Metrik*[3] 63). Gewiß, auch Jacob Grimm sprach 1811 von 'Dreiheit', 'trilogischem Prinzip' und 'dreigliedriger Struktur' und das wird uns allerdings niemals den teilnehmenden Genuß seiner erkenntnisfrohen, tiefsinnigen Auslegung des altdeutschen Strophenbaues stören: aber was er damals durfte, bleibt uns jetzt versagt. Denn wir leben nicht mehr in dem zart tastenden romantischen Feingefühl, das dem metrischen Ausdruck stets eine innere Idee und ein geheimes Ethos ablauschen wollte, und der milde Glanz, in dem Tieck 1803 und dann Jacob Grimm den Minnesang schimmern sahen, verblich vor dem grellen Licht der methodischen Kritik — das ist schmerzlich, aber wahr und notwendig. Und so müssen wir uns auch eingestehen, daß einer der Grundpfeiler, auf die sich die traditionelle Metrik zu stützen pflegt, hohl und rissig ist. Aber die Fiktion dieser 'Dreiteiligkeit' führt eine so zähe Scheinexistenz, daß Paul, obwohl er den Stollenbau ausdrücklich als ein zweiteiliges System beschreibt (*Metrik*[2] 130 'die Strophe zerfällt zunächst in zwei Teile, den Aufgesang und den Abgesang' usw.), trotzdem immer noch von 'Dreiteiligkeit' redet und also den Widersinn dieser gewohnheitsmäßigen Terminologie überhaupt nicht empfunden zu haben scheint.

teilig gebaute Otfridstrophe und ihre späteren Sproßformen. Ohne Stollen. aber einwandfrei z w e i t e i l i g sind ferner z. B.

Walth. 62. 6[1] – 4a –́ | – 4b –́ || – 4a –́ | – 4b –́ | $_{p^1}$, $6p^1$ –́ *I*
– 4c –́ | – 4d –́ || – 4c –́ | 4d –́ | $_{p^2}$, $6p^2$ –́ *II*

---

[1] Dies Gedicht entstand 1212, was sich aus 63, 7 ergibt, hier aber nicht näher erörtert zu werden braucht (vgl. Wilmanns *Walth.*[4] 1916 1, 185). Walther hat den Pausenreim dann nur noch im Lied 66, 21 angewandt, das seiner Spätzeit angehört (66, 27) und auf 1227 zu datieren ist (vgl. a. a. O. 232). Diese C h r o n o l o g i e — 66, 21 jünger als 62, 6 — wird auch von der S t r o p h i k bestätigt und gefordert. Ich will das Schema 66, 21 erklären, d. h. zeigen, daß und wie es aus dem morphologisch engverwandten Liedton 62, 6 hervorgegangen ist. Dessen Gliederung ist ganz einfach: die beiden Teile sind p a r a l l e l nebeneinandergesetzt

– 4a –́ | – 4b –́ || – 4a –́ | – 4b –́ | $_{p^1}$, $6p^1$ –́
– 4c –́ | 4d –́ || – 4c –́ | – 4d –́ | $_{p^2}$, $6p^2$ –́.

was ich in

(ab + ab) + p^1
(cd + cd) + p^2

zusammenfasse. Diese Anordnung ist im Ton 66, 21 komplizierter umgestaltet: dieselben Teile (und Teilchen) werden einander s y m m e t r i s c h gegenübergestellt. So entsteht zunächst

(ab + ab) + p^1 | p^2 + (cd + cd).

Doch damit nicht genug. Die symmetrische Umgruppierung wird auch in den von mir eingeklammerten Unterabteilungen durchgeführt: aus dem zweiten *ab* bzw. *cd* wird *ba* bzw. *dc*:

(ab + ba) + p^1 | p^2 + (cd + dc).

In der Mitte steht

$_{p^1}$, $6p^1$ –́ || $_{p^2}$, $6p^2$ –́.

Diese beiden Reihen werden nun durch gemeinsamen Endreim miteinander verbunden:

$_{p^1}$, 6e –́ || $_{p^2}$, 6e –́,

so daß schließlich zwei neue Zeilen an- und eingefügt werden müssen, in denen die durch *e:e* von ihren alten Reimstellen verdrängten p^1 und p^2 unterzubringen sind:

$_{p^1}$, 6e –́ | – $4p^1$ –́ || $_{p^2}$, 6e –́ | – $4p^2$ –́.

Und damit ist man beim Endresultat der ganzen Umbildung angelangt, beim Schema 66, 21

– 4a –́ | – 4b –́ || 4b –́ | – 4a –́
$_{p^1}$, 6e –́ | $4p^1$ –́
$_{p^2}$, 6e –́ | – $4p^2$ –́
4c –́ | 4d –́ || – 4d –́ | – 4c –́.

Dies instruktive Beispiel eines metrisch-genetischen Zusammenhangs läßt erkennen, welche subtilen Anforderungen an die Interpretation der mhd. Strophenformen zu stellen sind. Für die Methode, einen komplizierten Strophenaufbau aus den Absichten und Erwägungen des schaffenden Künstlers zu erklären, ist die kurze Erläuterung des großen Choephoren-Kommos durch W i l a m o w i t z mustergültig (*Aischylos-Interpretationen* 1914 209 f.).

87, 1 ⊼ 4a –̀ | ⊼ 4a –̀ }
⊼ 4b –́ | ⊼ 4b –́ } *I*
⊼ 4b –́ | ⊼ 4b –́ }
⊼ 4a –̀ | ⊼ 4a –̀ } *II* (*rhythmische u. textliche Umkehrung von I*)

94, 11 ⊼ 4a –́ | ⊼ 4a –́ }
(*Beitr.* ⊼ 4b –̀ | – 4b –̀ } *I*
12, 454[1]) ⊼ 4c –̀ | – 4c –̀
⊼ 4d –́ | ⊼ 4d –́ | ⊼ 4d –́ } *II* (*rhythmische Umkehrung von I mit Schlußbeschwerung durch Reihenwiederholung*)

88, 9 (Normalschema; *Beitr.* 41, 90)
– 4a –́⁚ | – 4b –́⁚ }
– 4w¹ –̀⁚ | – 4c –́⁚ } *I*
– 4w² –̀⁚ | – 4d –́⁚ }
– 4d –́⁚ | – 4a –́⁚ }
– 4w³ –̀ | – 4c –́⁚ } *II*[1]
– 4w⁴ –̀ | – 4b –́⁚ }.

Anderseits aber gibt es Strophen, die ebenfalls keine Stollen, jedoch unzweifelhaft drei Teile enthalten. Auch dies ist eine Binsenwahrheit. Die einfachste Form, drei Perioden nacheinander, bietet *Du bist mîn, ich bin dîn.* Und

Lichtenst. LII ⊼ 4a – | ´ 6b –́⁚
⊼ 4a – | –́ 6b –́⁚
⊼ 4a – | –́ 6b –́⁚

muß ebenfalls dreiteilig genannt werden, obwohl man hier — da alle drei Teile einander gleich sind — nicht gut von Stollen reden kann (*Beitr.* 41, 79). Ebenso

Jen. Ldhs. 2, 86 (no. VI [nicht IV] 1)
⊼ 4a – | –́ 4a – | –́ 4b –́
⊼ 4c – | –́ 4c – | –́ 4b –́
⊼ 4d – | –́ 4d – | –́ 4b –́

u. dgl. m.[2] Über dreiteilige Leichstrophen s. *Beitr.* 39, 296[1] (42, 489 f.).

Ich habe noch vor kurzem 66, 21 falsch verstanden (*Beitr.* 41, 107; ein echtes *μεσωιδικόν* ist jetzt hier S. 18 beigebracht): darum mußt' ich diese Anmerkung schreiben.

[1] Zur rhythmischen Gliederung stimmt die inhaltliche: in den Halbstrophen I spricht der Ritter, in II die Dame.

[2] Aber das einstrophige Lied XII des Hiltbold von Schwangau (ed. Juethe 89)
– 4a –́ | ∧ 4b –̀ || ⊼ 4c –́ | – 4d –̀
– 4a –́ | ⊼ 4b –̀ || ⊼ 4c –́ | – 4d –̀
∧ 4a ´ | ⊼ 4b –̀ || ∧ 4c –́ | ∧ 4d –̀
ist stollig, was freilich nur die beiden Auftaktpausen in der letzten und viertletzten Reihe anzeigen.

Ich glaube, der Wert der strophentechnischen Begriffe 'Drei'- und 'Zweiteiligkeit' ist damit hinreichend entkräftet. Das war nötig. Denn 'Dreiteiligkeit' hat sich traditionell eingenistet[1] und 'Zweiteiligkeit' kann als interessante Novität gefährlich werden. Mit keinem der beiden Ausdrücke wird man den metrischen Tatsachen gerecht und wer doch daran festhält, sieht den Wald vor Bäumen nicht. Darum kann ich mich nicht kümmern. Wichtiger ist mir, einen brauchbaren Ersatz zu bieten. Und da das wesentliche Charakteristikum der aus zwei gleichen Stollen und einem ihnen ungleichen Abgesang bestehenden Strophen, die in der alexandrinischen Terminologie *ἐπῳδικά* hießen, weder in der Drei- noch in der Zweiteiligkeit liegt, sondern eben in den Stollen, hab' ich solche Strophen also einfach 'stollig' genannt, die übrigen andersgestalteten 'unstollig'. Damit ist das Wesentliche gesagt, aber nichts Fremdes hinzugefügt.

Ich habe diese terminologische Kritik erstens der Sache halber geschrieben, zweitens aber mir selbst zuliebe, um meine eigenen Schnitzer zu korrigieren. Denn noch vor zwei Jahren hab' ich in meiner Wolframstrophik gut dreiteilige Stollenstrophen gedankenlos dem Zwang der Zweiteiligkeit unterworfen (z. B. *Beitr.* 41, 84 f.). Nun hab' ich das Richtige gelernt. Aber die Bezeichnung von Auf- und Abgesang durch *A* und *B* wird man beibehalten können als nützliche und bequem orientierende Beigabe des Schemas:

Wolfr. III A I = II – 4a –́ | – 4b –́ :|
                B   III! –̬ 4*a* –́ | – 4*a* –́.

Man darf eben nur nicht vergessen, daß diese übersichtliche Markierung bloß als äußere Lesehilfe dient, keineswegs jedoch in allen Fällen auch der inneren Rhythmusstruktur entspricht: jene Liedform Wolframs besteht ja nicht zweiteilig aus Aufgesang + Abgesang, sondern dreiteilig aus Stollen + Gegenstollen + Abgesang.

Berlin, 2. April 1917. Kurt Plenio.

[1] Schon die metrische Doktrin der deutsch-böhmischen Frührenaissance des 14. Jahrhunderts erblickte im Stollensystem eine *tripartita divisio* (*ZfdA.* 6, 29; vgl. aber ob. S. 17 Anm. 1) und die Kunstlehre des Meistersangs ist ja ganz von dieser Auffassung des Strophenbaues erfüllt: von daher haben wir sie übernommen. So wird der mannigfaltige Formenreichtum der mhd. d. h. der klassischen Lyrik durch die Epigonenbrille der meistersängerischen Prinzipienreiterei betrachtet: ganz wie die attischen Metra engsichtig nach den Konstruktionen der alexandrinischen Theoretiker beurteilt wurden, ehe neuere Forschung (Wilamowitz und sein Antipode Otto Schroeder) aus den Gedichten selbst die Gesetze ihres Aufbaues empirisch ermittelte. Die modernen Vorurteile, die uns 'das Formproblem des Minnesangs' umdunkeln, hab' ich *Beitr.* 42, 411 ff. zu entkräften versucht.

Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Gerstenberg an den dänischen Literarhistoriker Rahbek.

(Kgl. Bibliothek in Kopenhagen.)

1. Altona 8 Decbr 1818

Lieber verehrter Herr Professor Rahbek,

Von Ihnen, von Rahbek, der mir immer zuerst in Gedanken schwebte, wenn ich an die Riesenschritte der Dänischen Litteratur dachte, — von Rahbek, dem die dänische Litteratur es so vorzüglich mit zu verdanken hat, daß sie diese Riesenschritte thun konnte — von Ihnen, lieber trefflicher Mann! einen so herrlichen, so wahrhaft deutsch gedachten und geschriebenen Brief, und zugleich eine mir so schmeichelhafte Beylage dabey, zu erhalten, war mir eine Überraschung, wie ich deren von der litterarischen Seite nur höchst selten so angenehm gehabt habe. Ihrer Absicht nach hätte ich diesen Brief und diese Beylage aus der Hand Ihres Freundes, des Herrn Toft, empfangen sollen: es traf sich aber, zu meinem nachherigen großen Leidwesen, daß Herr Toft, weil man mich, ohne mein Wissen, wie es bey der hiesigen Frequenz oft zu geschehen pflegt, als abwesend verläugnete, sehr natürlich, um einerley Weg nicht zweymal zu machen, vorzog, mir beides von Hamburg aus versiegelt zu übersenden. Gern hätte ich, nach dem was Sie mir von ihm schreiben, seine persönliche Bekanntschaft gemacht; und wenn ich wüßte, wo er mit seinem Grafen abgetreten ist, so würde ich sie vielleicht, wenn sie nicht etwa schon weitergereist sind, noch machen können. Das Schlimmste ist nur, daß Herr Toft, nach diesem mißlungenen Versuch, sich eine Idee von mir zusammensetzen wird, unter der ich Ihrem Freunde am ungernsten erscheinen möchte.

Was mir zuerst, da ich Ihren lieben Brief öffnete, in die Augen fiel, und wobey ich hier in meiner Antwort gleich am liebsten verweile, ist die Nachricht, die Sie mir mittheilen, daß Sie eine Geschichte der dänischen poetischen Litteratur unter Händen haben, und Ihre Äußerung, daß ich, bey einem mir in aller Hinsicht so wichtigen Werke, besser als Ihre jüngeren Zeitgenossen im Stande seyn dürfte, Ihre etwanigen Fragen über diejenige frühere Epoche, die ich mit in Kopenhagen erlebt habe, zu beantworten. Diesem mir ebenso willkommenen als ehrenvollen Antrage gemäß würde es gewiß nicht an meiner Begierde, mir eine Art von Nebenverdienst um Ihre Litteraturgeschichte zu erwerben, eher aber vielleicht an dem 82jährigen Alter meines Gedächtnisses liegen, wenn ich Ihnen mitunter die Antwort auf eine Frage schuldig bliebe. Wie dem aber auch sey, ich ergreife Ihr Anerbiethen mit der lebhaftesten Bereitwilligkeit, und bitte Sie recht sehr, mir keine Anfrage vorzuenthalten, die in Ihrem Plane liegt.

Einen Umstand, der sich auf meine persönliche Bekanntschaft mit Ihrem und meinem unvergeßlichen Ewald[1] bezieht, kann ich Ihnen sogleich auf-

[1] Der dänische Dichter Joh. Ewald (1743–1781).

klären. Ich wohnte gerade damals, wie Ewald in die Gesellschaft der schönen Wissenschaften, (die der damalige Conferenzrath Carstens — nachheriger Geheimerrath, ein herrlicher Mann — gestiftet hatte), als talentvoller Beyträger eingetreten war, in dem Hause eines Herrn Hunligaard (wenn ich nicht etwa den Namen verwechsle), eines Flachshändlers, der sein Stiefvater war, und hatte also Gelegenheit, mit Ewald, dem, wie es schien, an meinem Ugolino etwas aufgefallen war, was von dem gebahnten Wege abging, über dergleichen Theatralische Gegenstände zu sprechen. Ich zweifle aber sehr, daß diese Gespräche irgend einen Einfluß auf das gehabt haben, was späterhin aus ihm geworden ist, um so mehr sogar, da eben diese meine Excentricität weder bey Carstens noch bey seiner Gesellschaft viel Beyfall finden konnte. Überhaupt, um es beyläufig zu erwähnen, habe ich unter allen, die mich damals beurtheilten, nur den einzigen Abramson gekannt, der sich ganz in den besagten Ugolino hineindachte, worüber ich Sie nur an seine Recension desselben zu erinnern brauche, die er nachher in das derzeitige kritische Journal[1] einrücken ließ, und die ich noch itzt für die gedachteste halte, die ich jemals über dieß Trauerspiel gelesen habe. Von ihm hätte ich mir in der Folge auch eine Kritik meiner Minona gewünscht, wenn ihn nicht sein Lehramt bey den Cadetten abgehalten hätte, sich in dieses ihm fremder gewordene Fach zu vertiefen. Er war ganz dazu gemacht, ein Kritiker wie Diderot zu werden, von dem seine Biographen rühmten, daß er sich bey der Beurtheylung eines Werkes nicht nur genau in die Idee, den Zweck, den Plan, die Behandlung des Verfassers hineindachte, sondern auch zugleich zu bemerken wußte, wie der Verfasser nach eben der nämlichen Idee es noch anders oder besser hätte machen können. Wie sehr es unsern deutschen Recensenten an dieser unerläßlichen Eigenschaft fehlen müsse, ist mir besonders bey einer Recension meiner neuen Ausgabe in der Hallischen Litteratur-Zeitung — der Göttingischen Anzeigen nicht zu gedenken — aufgefallen, wo der Kritiker, zum abermaligen Beweise, daß unsre heutige deutsche Kritik nur Zeitgeschmack ist, bei der Bedenklichkeit stehen bleibt, daß bey einer etwanigen Aufführung der Minona die Geschichte, die dabey zum Grunde liegt, den wenigsten Zuhörern so bekannt seyn möchte, daß sie ihre Aufmerksamkeit sonderlich auf das Wagstück würden richten können, eine Oper (und zwar eine solche, wo beym Singen das πρεπον der singenden Personen sich mit dem Wunderbaren verträgt, und wo der Componist doch Stoff genug findet, sich neue Bahnen zu verschaffen), mit dem prosaischen, oft sogar (der Natur des Inhalts gemäß) haranguierenden, Dialog des Drama zu verweben. O Diderot! Diderot! wie ganz anders würdest Du in meine (vielleicht verfehlte) Ansicht eingedrungen seyn, wenn Du mein Kritiker gewesen wärest!

Um aber über diese Nebensache, bey der Sie nur meine Schwatzhaftigkeit mit dem gewöhnlichen Charakter des hohen Alters werden entschuldigen können, nicht eine Hauptsache zu vergessen, — Ihre beiden Blätter des Tilskuers haben meine wahre Bewunderung erregt, nicht nur wegen der ungemeinen Eleganz und Leichtigkeit, womit Sie mich übersetzt haben, sondern auch wegen der itzt in Kopenhagen so seltenen Freymüthigkeit, womit Sie den streitenden Parteyen zu verstehen geben, daß keine gute Kritik in Zank-

[1] Kongelig privilegerede Adressecontoirs Kritiske Journal 1769, Nr. 35, p. 335.

sucht und Rechthaberey ausarten kann, wenn der, dem sie wiederfährt, sie nur zu nutzen weiß. Lob habe ich bey dieser Benutzung der Lessingschen Kritik freylich nicht verdient: aber daß es angenehm sey: laudari alaudatis, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, um Ihnen meine große Dankbarkeit für Ihre gegen mich geäußerten vortheilhaften Gesinnungen zu bezeigen.

Sehr gefallen haben mir die beiden Stücke von Heiberg, besonders das von dem Nacktbuch, das eben so witzig als artig gewandt ist. Ich erinnere mich eines Herrn Heiberg, der vor vielen Jahren nach Paris ging. Ist er etwa nach Kopenhagen zurückgekommen? Sie werden mich recht sehr verbinden, wenn Sie mir alle solche *ανεκδοτα*, besonders über die Veranlassung der Streitigkeiten zwischen Oelenschläger und Baggesen mittheilen.

H. W. v. Gerstenberg.

Da ich auf der vorigen Seite so viel von dem Singsang der Minona geschwatzt, und auf dieser noch Platz genug übrig habe, so ist mir bey diesem Anlasse eingefallen, ob es nicht, besonders der neuen Ansicht für die Musik wegen, rathsam seyn möchte, das, was in der Minona Oper ist, von dem Drama so abzusondern, daß es als eine Art von Ossianeschen Oratorium allein aufgeführt werden könnte, da das Ganze ohnehin für einen Theater-Abend zu lang ist. Ich würde, wenn Sie etwa darüber mit H(errn) Kuhlau sprechen wollten, ohngefähr ein solches Programma dazu machen, wie es zu meiner Zeit bey dem italienischen Theater in Kopenhagen üblich war, damit der Zuhörer eines solchen Concerts wüßte, wovon die Rede ist, und einen Zusammenhang hineinzulegen suchen, daß etwas herauskäme, was neu genug wäre, sowohl den Componisten als seine Zuhörer zu interessieren.

Haben Sie die Güte, über diesen Vorschlag einmal nachzudenken, und mir ganz unumwunden Ihre Meynung zu sagen, ob es der Mühe werth sey, weiter daran zu denken.

Damit auch der Componist nicht bloß für ein deutsches Auditorium, sondern eben so gut, und vielleicht noch besser, für das Dänische gearbeitet hätte, so würde wohl nöthig seyn, eine dänische Übersetzung zu besorgen, die ebenso wie der deutsche Text zu der nämlichen Composition paßte.

2.

Hochgeehrter Herr Professor,

Als ich die Ehre hatte, in meinem vorigen Briefe eine Idee zu erwähnen, die mir während des Schreibens einfiel, ob sich nicht vielleicht die verschiedenen Gesänge und Chöre, die in meiner Minona vorkommen, in einem gewissen Zusammenhang dergestalt mit einander verbinden ließen, daß sie als ein eigenes Singstück, wie z. B. Händels Alexanderfest, in den Concertsälen aufgeführt werden könnten, hatte ich nicht daran gedacht, daß weder Sie noch der Herr Kammer-Musikus Kuhlau würden beurtheilen können, was ich eigentlich meinte, wenn ich Ihnen nicht zugleich das Programma selbst überschickte, worinn ich das Ganze eines solchen Singstücks, meiner Idee gemäß, wirklich entworfen hätte, oder zu entwerfen Willens wäre.

Sie werden sich erinnern, daß mein Melodrama einen dramatischen Theil, der sich auf die Angelsachsen bezieht, und einen lyrischen Theil enthält, dessen Resultat die Zerstöhrung der Menschenopfer in Brithanien ist. Diese beiden Fakta, die nichts mit einander gemein zu haben scheinen, so zu einem theatralischen Ganzen zu vereinigen, daß aus dem lyrischen Theil eine Oper

wird, wie wir noch keine haben, und aus dem dramatischen Theil, in Verbindung mit dem lyrischen, eine Einheit der Handlung ohne Episoden entsteht, war die ursprüngliche Idee, nach der ich mein Melodrama unter dem Titel: Minona oder die Angelsachsen, bearbeitete. Ob ich diese Idee dramaturgisch gut oder schlecht ausgeführt habe, muß die Kritik entscheiden. Sie setzt aber ein Parterre voraus, wie ich es mir wohl wünschen möchte, aber nicht erwarte. Ich betrachte also mein Drama als für Leser und nicht für Zuhörer geschrieben. Allein was als Drama nicht für die Schaubühne geschrieben ist, kann in Rücksicht auf den lyrischen Theil doch für das Odeon oder den Concertsaal geschrieben seyn, wenn es einen Componisten findet, der den Zweck eines Odeons, wie ihn die Griechen bey dieser Benennung dachten, und wie man ihn in Paris vor einiger Zeit wieder zu erneuern gesucht hat, mit Erfolg zu benutzen weiß.

In diesem letzteren Sinne habe ich nun das Programm abgefaßt, das ich hiebey anschließe,[1] und worüber ich Sie, mein hochgeschätzter Herr Professor, ersuche, mir Ihre Meynung zu sagen. Nichts sollte mir angenehmer seyn, als wenn Sie die Sache für interessant genug hielten, mit dem Herrn Kuhlau darüber zu sprechen, und Sie beide, nachdem Sie mein Programm durchgelesen und geprüft hätten, die Ausführung des Projekts in den dortigen und hiesigen Concertsälen zu befördern das Ihrige beytragen wollten.

Da Kopenhagen jetzt so glücklich ist, an dem Herrn Kuhlau — warum heißt er bloß Kammer-Musikus, und nicht Kapellmeister? — einen Componisten zu besitzen, der mit den berühmtesten in Deutschland wetteifern kann, so ist mein Augenmerk bey meinem Programm ganz eigentlich auf ihn gerichtet gewesen. Schon itzt, da ich meinen Leitfaden für das Kopenhagner-Hamburger-Berliner-Münchner-Wiener-Odeon u. s. w. abspann, sind mir die schwelgenden Töne der Liebe im Contrast mit den gewaltigen aus einer anderen Welt, die uns Kuhlau zu hören geben würde, immer in Gedanken gegenwärtig gewesen. Sogar die meisterhaften Zwischenouvertüren, die den Übergang von einem Gesange zum andern machen werden, z. B. wenn am Ende meines Programms der Nachhall der Gräber unter der Erde fortrollt, habe ich zu hören geglaubt, und mich gefreut, daß sowas in unserm Vaterland gemacht werden konnte, was wahrscheinlich Nachahmer finden wird.

Vorausgesetzt also, daß es Herrn Kuhlau gefallen sollte, in dieser musikalischen Angelegenheit mit mir gemeinsame Sache zu machen, würde es es nun nur noch darauf ankommen, wie es mit der dänischen Übersetzung gehalten werden sollte? ob es besser wäre, daß Herr Kuhlau diese Übersetzung schon gleich bey seiner Composition nebst meinem Originale vor Augen hätte? oder ob es genug wäre, daß sie der bereits fertigen Kuhlauischen Arbeit taliter qualiter untergelegt würde? Hierüber, wie über verschiedene andere Dinge, worüber wir noch vorläufig Abrede zu treffen hätten, sehe ich Ihrer gefälligen baldigen Antwort, mit Zurücksendung meines Mspts (das hier gedruckt werden muß), entgegen.

Darf ich fragen, wie weit Sie in Ihrer Geschichte der dänischen poet. Litt. fortgerückt sind? Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir etwas Umständliches von Ihrem Plane zu diesem mir allerdings sehr wichtigen Werke schreiben? und ob Sie die Vorgeschichte der alten Nordischen Poesie mitnehmen? Wie werden Sie es mit den Schriftstellern und Dichtern der

[1] Nicht erhalten.

neuesten Zeit, besonders den itztlebenden halten? Was sagt Baggesen zu Ihrer Unternehmung? Haben Sie schon mit Prof. Sander davon gesprochen? Doch vielleicht bin ich zu vorwitzig, Ihnen solche Fragen zu thun, die Sie vielleicht nicht einmal gerne beantworten. Sie sehen wenigstens daraus, wie gern ich mich in alles hineindenke, was die heutige Litteratur in Dänemark betrifft.

Leben Sie wohl, mein lieber Herr Professor, und erhalten Sie Ihre geneigten Gesinnungen

Ihrem

Altona d 10t Febr. 1819. verbundensten Gerstenberg.

3.

Altona 20 Apr. 1819.[1]

Einen Freund, wie Sie, mein vortrefflicher Professor Rahbek, zu bekommen, ist kein bloß litterarischer Gewinn, sondern ein wahrer Lebensgenuß. Ich habe Sie schon lange als einen der wärmsten und thätigsten Beförderer unsrer vaterländischen Litteratur hochgeschätzt: aber aus den vorzüglichen Blättern Ihres Tilskuers, worinn ich Ihre Hand erkenne, lerne ich zugleich den moralisch wohlwollenden Biedermann in Ihnen verehren. Gerechtigkeit gegen alle, die etwas zur allgemeinen Cultur von Seiten des Geschmacks sowohl, als des Verstandes und Wissens beytragen, sie mögen Deutsche oder Dänen heißen, ist seit einiger Zeit ein so seltener Characterzug in Kopenhagen gewesen, daß ich es für ein wahres Glück halten werde, einen Kopenhagener-Gelehrten, der mit einem solchen Character auch freundschaftliche Gesinnungen gegen mich alten Eremitus verbindet, bald auch persönlich meinen Freund zu nennen! Sie hätten mir keine angenehmere Hoffnung machen können Ich werde die Wochen zählen, die mir das Vergnügen verschaffen werden, Sie hier in Altona zu sehen.

Mich vor dem zweyten Bande Ihres vierten Jahrgangs namentlich genannt zu sehen, betrachte ich als ein dauerndes Angebinde des freundschaftlichen Verhältnisses, zu dem uns Ihre verdienstvolle Bearbeitung der Litteraturgeschichte unter Friedrich V mit einander vereinigt. So lange es ein dänisches Publicum geben wird, das den Rahbekschen Tilskuer selbst für ein wesentliches Material der itzigen Litteraturgeschichte Dänemarks betrachtet, — wie ich zur Ehre unsers Vaterlandes hoffen will — bin ich sicher, mit diesem würdigen Zuschauer in die Nachwelt überzugehen. Und wenn die Notizen, die Sie von mir für die zweyte Periode Ihrer Geschichte erwarten, auch weiter keinen Werth haben, als daß sie Zeitverwandte Data eines noch lebenden damaligen Schriftstellers sind, so werde ich doch auch da als ein Jünger dieser Periode genannt werden, auf den sich der unsterbliche Geschichtschreiber mit Zuversicht berufen hat. Schon aus der interessanten Einleitung von der poetischen Litteratur unter Christian VI, die Sie der Hauptgeschichte vorsetzen wollen — ein mir sehr liebes Geschenk, wofür ich Ihnen noch ganz besonders danke — verspreche ich mir ein historisches Werk, das sich den bewährtesten und geschätztesten dieser Art in andern Sprachen getrost an die Seite setzen kann. Welch ein herrlicher Gedanke war es, der Sie zu dem Entschlusse veranlaßte, eine Litteraturgeschichte der Dänen zu schreiben, die Sie selbst erlebt haben!

[1] Für die Beurteilung dieses wichtigen Briefes muß ich auf meine Biographie Gerstenbergs verweisen. Das gilt überhaupt für die ganze Publikation. Dort wird man auch die nötigen Angaben über die erwähnten Personen finden.

Ich finde die Eintheilung Ihres Werks in drey Perioden sehr zweckmäßig, bin aber besonders neugierig auf den aesthetischen Einfluß, den die zweyte Periode auf die heutige dritte gehabt haben kann. Der merkwürdigste Schritt nächst Ewald und Tullin, worauf ich mich in der dänischen Poesie besinne, ist der, den Baggesen durch seine komischen Erzählungen thut. Mir fiel diese neue Erscheinung (in Beziehung auf ihren poetischen Gehalt, denn von ihrem moralischen abstrahirte ich) auch schon darum auf, weil sie auf die Carstensschen Belletristen, und namentlich auf Carstens selbst, so wenig Sensation machte. Die Gleichgültigkeit des Letzteren erklärte ich mir theils aus seinem Widerwillen gegen die kurz vorher erschienenen Wielandischen Erzählungen, an die sich auch Klopstock und Cramer stieß (!), theils aus seiner Vorliebe gegen die didaktische Poesie überhaupt. Es dauerte ziemlich lange, ehe man der Baggeschen Genialität Gerechtigkeit widerfahren ließ; aber die Protection des Herzogs von Augustenburg entschied. Was für Folgen dieser erste wichtige Schritt gehabt habe, weiß ich nur dunkel: denn ich ging bald nachher von Kopenh. nach Lübeck, und im Lübeckschen Buchhandel gab es keine dänischen Schriften, wenn man sie nicht selbst vertrieb. Dieß geschah im J. 1775, so daß ich meinen Aufenthalt in Kopenh. von 1763 an auf ohngefähr 12 Jahre rechnen kann. In dieser langen Zeit habe ich unter den damaligen besten Köpfen persönlich nur Sneedorf, Th. Rothe, und Ewald gekannt. Einen jungen Dichter, der ein großer Bewunderer von Youngs Nachtgedanken war, und den ich ein paarmal bey Klopstock antraf — mich dünkt, er hieß Hammer[1] habe ich nachher ganz aus meiner Kunde verlohren. Von den Sorörischen Sammlungen bin ich zwar der eigentliche Urheber; aber das beste Ferment darinn, was besonders für die dänische Sprache erheblich gewesen zu seyn scheint, gaben die Aufsätze des Etatsraths Fleischer, der auch den Druck und die Herausgabe in Sorör besorgte. Oberkriegscommissair Kleen schrieb am wenigsten, trug aber vielleicht am meisten bey, daß dieses kritische Journal gelesen wurde. Von mir ist die Vorrede, und was in dem Sinne derselben nachher weiter vorkommt. Was ich in dänischer Sprache aufgesetzt hatte, verbesserte Fleischer, um es lesbar zu machen; und wenn ich meinen Aufsatz deutsch gab, übersetzte er ihn. Kleen war ein gebohrener Glückstädter, und verstand nur so viel dänisch, als er im Umgange gelernt hatte. Beide, Fleischer sowohl als Kleen, waren echte dänische Patrioten, die ich sehr geliebt habe, und deren Andenken mir unvergeßlich seyn wird. Den Auftrag zur Trauer-Cantate erhielt Ewald auf meinen Rath vom Kapellmeister Scheibe, der sie auch aufführte. Das Handbuch für einen Reiter von Ohle Madson enthält bloß Regeln für den gemeinen Cavalleriedienst, und keine Bilder; Friedrich V ließ es auf die Empfehlung meines Chefs, des Gen. v. Gähler, unter die Cuirassier-Regimenter vertheilen; in den Buchhandel ist es daher nicht gekommen. Die Artikel, die vom 5ten Bande an in der Bibl(iothek) d(er) sch(önen) W(issenschaften) über die dänische Litteratur vorkommen, sind von mir. Von dem Briefwechsel, dessen Sie erwähnen, ist mir nichts bekannt, wenn Sie nicht etwa Klopstocks Briefe an seine Freunde meynen. Außer Carl Cramers Klopstock Er und über ihn verdienen besonders seine Individua(l)itäten und sein Tellow[2] gelesen zu werden.

[1] Nicht ganz sicher.
[2] Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa.

Sehr verbunden bin ich Ihnen, mein gütiger Freund, für Ihre Mitteilung meines Programms an H(errn) Kuhlau, und seines Briefes an Sie. Ich hoffe aber doch, daß er Ihnen mein Mspt zurückgeliefert hat; wo nicht, wird mein Sohn, der Artillerie-Capt., der nächstens nach Kopenh. kommt, es von ihm abfordern. Ich glaube übrigens, daß H(err) Kuhlau sehr Recht hat, sich unter den Umständen, die er selbst anführt, mit keiner Arbeit von dieser Art zu befassen.

Der Ihrige, Gerstenberg.

4.

Als ich Sie vorgestern bat, mein lieber Herr Professor, eine Suppe mit mir in Gesellschaft des Herrn Conferenzraths Gähler zu nehmen, fiel mir nicht ein, daß am Dienstage das Lotto hier gezogen, und letzterer dadurch behindert würde, Ihre so sehr von ihm gewünschte Bekanntschaft zu machen. Das einzige Mittel, diesen meinen Gedächtnißfehler zu verbessern, wäre denn wohl, daß Sie so gefällig wären, mir statt des Dienstags am Mittwoch (Mittags um zwey Uhr) die Ehre Ihrer Gesellschaft zu gönnen. Sollte ich anstatt einer schriftlichen Antwort das Vergnügen haben, eine mündliche, und zwar wenn möglich schon morgen, von Ihnen zu erhalten, so würde mir das bey der Kürze der Zeit, die Sie für Ihren Aufenthalt in Altona bestimmt haben, um desto angenehmer seyn. Um aber gewiß zu seyn, daß ich mit meiner Einladung für den Mittwoch keine Fehlbitte thue, habe ich Ihnen doch lieber schreiben wollen.

Der Ihrige

20 Jun. 1819. Gerstenberg.

5.

Altona 5 Okt. 1819.

Ich denke, mein lieber uralter Freund, wir kennen uns itzt beiderseits so genau, daß wir uns unserer gegenseitigen Achtung hinlänglich versichert seyn können, um uns alle gewöhnlichen Brief-Ceremonien zu ersparen. Ich schreite also mit einem bloßen stillschweigenden Si vales, bene ist(!) ego valeo, sogleich zur Beantwortung Ihres gehaltreichen Briefes, und bitte Sie, es mit mir eben so zu halten.

Es freut mich, daß Sie Ihren Plan zu einer näheren Vereinbarung zwischen unserer deutschen und der dänischen vaterländischen Litteratur so glücklich in Kiel ausgeführt haben. Wenn ich Sie recht verstehe, so hat Ihr neues Journal, Hesperus, den Zweck, von dem Wissenswürdigsten, was hier in den deutschen Provinzen, und namentlich in Kiel, herauskommt, theils eine raisonnirte Notiz, theils eine dänische Übersetzung zu liefern. Das letztere schließe ich aus Ihrer Anfrage, ob ich etwas dawider habe, wenn Sie meinen Aufsatz über Quantität und Accent in Ihrem Hesperus übersetzen lassen? Ich bin so weit entfernt, etwas dawider zu haben, daß ich diesem Aufsatze erst nun einen gewissen Werth zutraue, da Sie ihn einer so ehrenvollen Bekanntmachung bey Ihren dortigen Lesern würdigen. Nur Eine Bitte hätte ich auf diesen Fall, daß die Stellen, wo vom deutschen Hexameter, von deutscher Prosa, von deutschen einzelnen Wörtern u. s. w. die Rede ist, wo nicht in dem dänischen Texte selbst so unübersetzt bleiben, wie sie in dem deutschen Texte stehen, doch wenigstens in einer Anmerkung ganz und unverändert beybehalten werden möchten. Nicht als ob ich zweifelte, daß sich auch im Dänischen die nämlichen Constructionen und Wortformen finden ließen, von denen der eigentliche nervus probandi abhängt: sondern weil ich glaube, daß ich auch dem dänischen Leser pünktlich Rechen-

schaft geben muß, warum ich gerade diese Ausdrücke und Wendungen in meiner Sprache gewählt habe. Vorausgesetzt also, daß Sie hierinn mit mir übereinstimmen, würde es sich wohl von selbst verstehen, daß auch die Accentzeichen und Cäsurstriche genau auf und bey denselben Wörtern hingesetzt werden, wie ich sie mit Röthel beygeschrieben habe.

Mit dem historisch kritischen Traktat des Herrn Adjunkt Meisling haben Sie mir einen Genuß geschenkt, für den ich Ihnen noch ganz insbesondere danken muß. Es ist wahrlich ein vielseitig gelehrtes und in der Hauptsache überaus gründliches Werk. Das dänische Publikum kann sich glücklich schätzen, daß es solche Schriftsteller hat. Nur hätte ich gewünscht, daß er da, wo er von dem deutschen Hexameter handelt, sich etwas tiefer in die Materie eingelassen hätte. Wenn er z. B. p. 78 Vossens Luise und Göthes Dorothea in Beziehung auf Metrik als zu Einer und der nämlichen Classe gehörig auszeichnet, so scheint er nicht bemerkt zu haben, daß diese beiden Metrika von ganz verschiedenen Principien ausgehen, weil es nach Voß (und Klopstock) gar keine reindeutschen Hexameter geben kann, bei den(!) nicht ausschließlich die Stammsylben zum Grunde liegen, da hingegen Göthe (mit Ramlern) sich bloß auf den Accent richtet, und von der Rhythmik im Gegensatze der Metrik eine sehr oberflächliche Kenntnis hat. Auch ist es mir aufgefallen, daß Herr Meisling so viele metrische Fehler in Klopstocks Messias gefunden haben will. Mir sind von der Art gar keine aufgestoßen. Ich weiß wohl, daß Voß den zu häufigen Gebrauch rügt, den er von den amphibrachyschen Wortfüßen macht: aber diese Rüge betrifft nicht den metrischen, sondern den rhythmischen Versbau.

In den Kielerblättern habe ich nun Ihre Rede auf Klopstock mit vielem Interesse gelesen. Sie ward mir von H(errn) Hofrath Reinhold als ein Geschenk zugeschickt, ohne daß er nur den Geber kannte. Vermuthlich habe ich Ihnen dafür zu danken: denn ich weiß nur Sie, der es recht darauf anlegt, mich durch seine mir mitgetheilten litterarischen Schätze zum reichen Mann zu machen.

Mit gleicher Dankbarkeit sehe ich auch gleich schon im Vorwege dem mir gütig zugedachten Exemplare der Erzählungen aus dem Isländischen entgegen, die meine große Neugierde erregen.

Und wo soll ich aufhören, Ihnen zu danken, wenn mich nun auch so berühmte Gelehrte, als Ihr Freund der Herr Prof. Molbech, auf Ihre Veranlassung, mit ihrer persönlichen Bekanntschaft beehren wollen? Sagen Sie ihm ja, wenn er noch nicht abgereist ist, daß ich die Ehre eines solchen Besuchs ganz zu schätzen weiß. Wie erfreulich es für einen alten Mann ist, wenn man sich seiner noch aus seinen früheren Jahren mit nicht veralteter Zuneigung erinnert, habe ich noch vor kurzem erfahren, da mich der so allgemein verehrte Kanzler Niemeyer aus Halle bey seiner Rückreise aus England hier in Altona besuchte. Er bewies durch die That, daß ein so freundschaftlich liebendes Gedächtniß, wie das seinige, eine alte Bekanntschaft nicht leicht vergißt, ob er mich gleich nur ein einziges mal in Lübeck auf einer Durchreise gesehen und gesprochen hatte.

Mit dem unchristlichen Aufstand gegen die Juden, der Sie in Kopenhagen nicht wenig beunruhigt haben muß, scheint es, wenn erst einmal motâ fervet plebecula bile, nicht so leicht auszugähren. Auch hier in Altona, wo wir uns bisher bey unserer wachsamen Policey für hinlänglich gesichert hielten, hat das Fenster-Einschlagen vor einigen Nächten wieder seinen

Anfang genommen. Und wer sollte es glauben? Nicht die so leicht erregbare Galle der christlich schachernden plebecula, sondern die unbärtige Jugend unserer Gymnasiasten hat sich, mit dem gröberen Straßenpöbel verstärkt, den Spaß erlaubt, in der sogenannten langen Nacht der Juden ihre Synagoge zu bestürmen, und, ungeachtet sieben von ihnen auf frischer That verhaftet worden, den Unfug in der folgenden Nacht noch ärger fortgesetzt. Wir wollen hoffen, daß bey den ernsthaften Maßregeln, die unsre Policey nimt, und die auch von den Eltern dieser, den erwachsenen Purschen nacheifernden, Jugend nicht zu vernachlässigen sind, dem Übel mit der Wurzel abgeholfen seyn werde, wie es auch der Kopenhagenschen gelungen ist. Wenn es wahr ist, daß die dortigen Unruhestifter sogar schriftliche Aufruhr-Pasquille an der Börse und andern öffentlichen Plätzen angeschlagen haben, und daß der entdeckte Urheber derselben bereits durch eine eigne Commission gerichtet wird, so möchte ich wohl die näheren Umstände davon wissen.

Doch es ist Zeit, bey einer so unangenehmen Materie meinem Schreiben ein Ende zu machen. Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und erfreuen Sie bald mit lauter guten Nachrichten von Ihrem Befinden und Ihren so nützlichen litterarischen Beschäftigungen Ihren G.

Am Kopf des Briefes steht: So eben höre ich, daß die Erzählung, die man mir von erneuten Unruhen der zweyten Nacht aufgebürdet hat, ein bloßer Zusatz des Erzählers gewesen.

6. A(ltona) 4. Febr. 1820.

Die Zeitung hatte mir mit ihrer unverzeihlichen Eilfertigkeit, traurige Gerüchte vor ihrer näheren Bestetigung durch den Druck zu verbreiten, acht Tage lang in der schmerzhaftesten Besorgniß über Ihre theure Gesundheit, mein so sehr verehrter und geliebter Freund, hingehalten, bis endlich sowohl die Zeitung selbst, als die schriftlich eingezogene Nachricht, die man mir von dem Ungrunde des Gerüchts mittheilte, mich in Erwartung eines beruhigenden Briefes von Ihrer eigenen lieben Hand von dieser Besorgniß befreyte. Leider war es kein ganz leeres, obgleich glücklicher Weise nur durch das ängstliche Mitgefühl Ihrer leidenden Freunde veranlaßtes Gerücht: ich sehe es aus dem, was Sie mir itzt nach verschmerztem Krankenlager davon schreiben, wünsche Ihnen aber zugleich Glück zu der nachahmungswürdigen Fassung, mit der Sie sich sowohl darüber, als über den so bald nachher erlittenen Verlust eines würdigen Schwiegervaters ausdrücken. Ich habe nicht die Ehre gehabt, den Herrn Conferenzrath persönlich zu kennen; wahrscheinlich, weil ich gleich im zweyten Jahre unserer Zurückkunft aus dem Meklenburgischen Feldzuge in den Civil-Etat trat, und also weniger als vorher um meinen General war.

Nachdem ich den dortigen Unfug gegen die Juden, sowie den hiesigen, längst gedämpft und vergessen glaubte, lese ich jetzt in Ihrem Briefe, nicht ohne Bedauern, daß man ihn in Kopenh. immer noch weiter treibt. Bisher habe ich das Gerede der Hamburger, daß sogar der Militair-Etat anfängt, mit den Unruhstiftern gemeine Sache zu machen, bloß, wie gewöhnlich, für eine nachbarliche Übertreibung gehalten. Aber wenn es wahr ist, was sie erzählen, daß die Juden, die dort den Cours machen, dieß gerad vor dem Löhnungstermin der Soldaten zu thun anfangen, so daß diese an ihrem ohnehin so geringen Sold noch jedesmal mehr verlieren: so muß man sich freylich wider Willen an etwas erinnern, was in den Jahren 1781 p. in Paris vorging.

Wie sehr danke ich Ihnen, mein theurer Freund, für Ihre ebenso schöne als getreue Übersetzung[1] meiner kleinen philologischen Abh., so wie überhaupt für den ganzen Inhalt Ihres lichthellen Hesperus, und besonders für Ihre lieben Briefe über Altona, worinn ich auch meinen Namen, nach Ihrer freundschaftlichen Parteylichkeit, weit über mein Verdienst erhoben finde. Daß Sie, außer diesem mehr wissenschaftlichen Journale und der Minerva nicht zugleich Ihre moralische Monathsschrift des Tilskuers fortsetzen können, begreife ich so sehr, daß ich gar nicht im Stand bin, mich in alle übrigen Geschäfte, die akademischen wie die theatralischen und geschäftlichen, hineinzudenken. Einst glaubte man, daß nur Holberg und Pontoppidan in Dänemark so was vielseitiges bestreiten könnten: aber ich möchte wohl Ihre *opera omnia* neben jenen übersähen können.

In der Voraussetzung, daß Sie das Leben unseres deutschen Roscius, des verstorbenen Schröder, schon gelesen haben, wünsche ich Ihr Urtheil über Manches zu wissen, worinn ich weder mit Schröder, noch mit seinem Biographen übereinstimmen kann. Unter andern über die Art, wie Schröder den Charakter des politischen Kannegießers von Holberg vorgestellt hat. Darf der Schauspieler sein persönliches Ideal der Idee und dem Zweck des Dichters unterschieben? Ich, nach meiner Empfindung, habe immer geglaubt, daß Holberg die Absicht gehabt habe, den Character dieses Kannegießers lächerlich zu machen; und das seitdem zum Sprichtwort gewordene deutsche Wort kannegießern, wenn man einen recht abgeschmackten Politiker aus der Bierschenke bezeichnen will, scheint die Allgemeinheit dieser Meynung, als einer Sache, die sich von selbst versteht, zu bestätigen. Aus einem ganz andern Gesichtspunkte ging Schröder in der Beurtheilung und Darstellung dieses Charakters aus. Er selbst, indem er seinen eigenen sehr rechtschaffenen persönlichen Charakter diesem Holbergischen unterschob, hob aus den Holbergischen Charakterzügen, die er nur zur Warnung für andre unbefugte Staatskünstler aus der nämlichen Classe so stark zeichnete, gerade das heraus, was diese Thorheit so verfänglich macht und gewissermaßen veredelt, eine Art von erhabenen Don Quixotismus, der, seiner eigenen Schwäche uneingedenk, sich über seine Obrigkeit hinwegsetzt, und den Reformator spielt. Sagen Sie mir doch aufrichtig, mein liebster Freund, ist das wirklich die Idee, nach der Holberg seinen polit. Kannegießer bearbeitete, und richten Sie selbst als Schauspiel-Director diejenigen ihrer Schauspieler ab, die diesen Character auf dem dänischen Theater darstellen sollen? Es ist mir sehr daran gelegen, von einem mir so vollgültigen Richter, als mir der Director Rahbek ist, zu erfahren, ob Schröder und sein Biograph Recht hat(!), weil es mir hiebey auf die Berichtigung einer Theorie anzukommen scheint, die weder dem Theaterdichter, noch seinem Darsteller auf der Bühne gleichgültig seyn darf. Übrigens habe ich das Werk des Herrn Meyer mit großem Interesse gelesen, und zu meinem Vergnügen darinn gefunden, daß er Sie selbst persönlich zu kennen scheint, und Ihrer mit der gebührenden Achtung erwähnt. Er ist unstreitig ein sehr einsichtsvoller Mann: nur deucht mir, daß er hin und wieder eines guten Commentators bedarf, der manche Reticenz ergänzte, die er absichtlich verschleiert.

Ich mache mir von der Zuverlässigkeit des dänischen Parterre keine gute Vorstellung, wenn es sich erlaubt, die Arbeit des geistvollen Nathan

[1] Vgl. Brief Nr. 5.

David bloß darum auszupfeifen, weil er ein Jude ist. Ich habe Briefe von diesem jungen Manne an meinen Sohn gelesen, die mir von seinem Character sowohl als von seinem geläuterten Geschmack eine sehr hohe Meynung beygebracht haben. Es ist ein rechtes Unglück, daß die Freyheit zu denken, sowie die Preßfreyheit, so gern in Pactionsgeist ausartet, und anstatt ihrer Natur nach Recht und Gesetz anzuerkennen, immer nur einseitig zu herrschen sucht. Ich besitze eine große Menge Flugschriften aus der Zeit der Struenseeschen Administration, die unserer heutigen Nachwelt einen Maaßstab unserer damaligen Aufklärung gewähren, auf den wir eben nicht stolz seyn können. Für wie viele Nachwelten soll denn dieser Maaßstab gelten? In einem Zeitpunkte, da wir Rahbeks, Oelenschläger, Baggesen, und so viele andre, die uns außerhalb Dänemark Ehre machen, besitzen, sollten wir uns doch scheuen, uns durch einen so kleinlichen Parteygeist gerad in der Litteratur auszuzeichnen.

Außer solchen vorragenden Talenten im Gebiete der schönen Litteratur kann sich Kopenhagen nun auch rühmen, den Heros der bildenden Kunst, einen Thorwaldsen, in seinen Mauern zu sehen. Ungern möchte ich aus einer Stelle Ihres Briefes schließen, daß sich auch in diesem Fache schon der Parteygeist einschleicht, und wir allein nicht zu wissen scheinen, wie reich wir sind. Was urtheilt Oelenschläger von ihm? Von Oelenschläger, der das wahre Leben der nachgebildeten schönsten Natur in seinem Correggio so anschaulich erkannte und darstellte, möchte ich über diesen großen Künstler unserer Nazion wohl etwas lesen, was mich an die Dichterinn Erinna erinnerte, da sie bey dem Meisterwerke eines griechischen Thorwaldsen in ihrer lesbischen Göttersprache ausrief:

— — — — — — Δωτε Προμαθεν,
Εντε και ανθρωποι τιν ὁμαλοι σοφιαν.

Es ist doch merkwürdig, daß auch der größte neuere Maler, Rafael Mengs, ein gebohrener Kopenhagener war. Hätten wir eine solche Geschichte von den bildenden Künsten in Dänemark, wie Sie uns itzt von der poetischen Litteratur liefern, so würde sich vielleicht noch manches berühmte Künstler-Genie nennen lassen, das uns angehörte, ohne daß wir es selbst wissen.

Für Ihre Nordischen Erzählungen bin ich Ihnen noch meinen ganz besonderen Dank schuldig. Sie haben da eine Fundgrube eröffnet, die für manche künftigen Erzähler sehr ergiebig seyn wird.

Meine Frau empfiehlt sich Ihrer Frau Gemahlin; wir freuen uns zu der Hoffnung, die Sie uns zum Sommer auf ihre persönliche Bekanntschaft machen.

Mit der lebhaftigsten Hochachtung und Erkenntlichkeit

Ihr

verbundenster Gerstenberg.

Druckfehler habe ich nur ein paar unbedeutende bemerkt: p. 302 Z. 14, wo in dem griechischen Worte das τ wegfällt, und p. 312 Z. 8 v. u., wo ι anstatt ψ stehen muß.[1]

z. Z. Warschau. Albert Malte Wagner.

[1] Dies bezieht sich auf die dänische Übersetzung seines in Nr. 5 erwähnten Aufsatzes.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Richard Rolle von Hampole.

Eine vatikanische Handschrift des Psalmenkommentars.

Über alt- und mittelenglische Sprachdenkmäler in der Bibliotheca Vaticana ist bis jetzt nur weniges bekannt geworden. Zwei kurze ags. Stellen. sympathetische Mittel gegen Fieber und Blutung in der lateinischen Hs. Reg. 338 hat Carl Greith, dem man auch die ersten eingehenderen Nachrichten über die deutschen Hss. der Vaticana verdankt,[1] in seinem 'Spicilegium Vaticanum' (Frauenfeld 1838) S. 45, dann nochmals genauer Karl Frommann in dem 'Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit' N. F. II (1855), 78 veröffentlicht. Drei weitere ags. Fragmente — aus Ælfrics Übersetzung von Beda, De temporibus (Reg. lat. 1283), Ælfreds Orosius (Reg. lat. 497), der Anfang eines Gesetzes Æthelreds II. (Reg. lat. 946) — teilte E. Steinmeyer in der 'Zeitschrift für deutsches Altertum' XXIV (1880), 191 ff. mit, nachdem bereits Ludwig Bethmann in seinen vielseitigen, in dem 'Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde' XII (1874) gedruckten Reiseberichten auf sie hingewiesen hatte (S. 284. 311. 316).[2] Neue Funde ließen sich am ehesten in den Bibliotheken der Vaticana erhoffen, die nördlich der Alpen entstanden, erst später nach dem Süden verschlagen wurden: in der ehemaligen Heidelberger Bibliothek und in der der Königin Christine von Schweden. In letzterer waren ja auch die ags. Fragmente entdeckt worden. Bei meinen Inventarisierungsarbeiten für die Deutsche Kommission der Berliner Akademie habe ich diesen beiden Sammlungen besondere Aufmerksamkeit gewidmet und auch auf englische Hss. geachtet. Während hinsichtlich der letzteren mein Forschen in der Palatina ergebnislos war,[3] fand ich in der Bibliotheca Reginae neben einigen neuzeitlichen Hss. von

[1] Friedrich Adelung hatte sich in seinen 'Nachrichten von altdeutschen Gedichten' (Königsberg 1796) auf die deutschen Hss. der Palatina beschränkt, die sich seit 1815 wieder in Heidelberg befinden.

[2] Siehe auch Wülker, 'Grundriß zur Geschichte der angelsächsischen Literatur' (1885), S. 478, 411. Unabhängig von Bethmann, dessen Berichte im Jahre 1854 niedergeschrieben, aber erst 1874 veröffentlicht wurden, hat A. Reifferscheid das Orosiusfragment nochmals gefunden, siehe 'Augsburger Allgemeine Zeitung' (1866) Beilage 60, S. 973. Æthelreds Gesetz jetzt auch bei F. Liebermann, 'Die Gesetze der Angelsachsen' I (1903), 269 f.

[3] Zwei englische Hss. aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts der ehemaligen Palatina: ein Verzeichnis der englischen Hof- und Staatsbeamten von 1608 und ein Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, dem Schwiegersohn Jakobs I., gewidmetes Gedicht von Thomas Kybbett, 'The tears of time', sind 1815 mit den deutschen Hss. nach Heidelberg zurückgekommen; siehe Friedr. Wilken, 'Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelbergischen Büchersammlungen' (Heidelberg 1817) S. 546.

geringem literarischen Wert eine noch unbekannte Hs. der Psalmenbearbeitung von Rolle de Hampole. Handschriften des einflußreichen Wanderpredigers und Einsiedlers sind nicht selten, und die römische wird bei der Herstellung des kritischen Textes nicht in erster Linie stehen, aber als die einzige kontinentale Hs. des Kommentars und als seltener Findling auf romanischem Boden scheint sie einer eingehenderen Erwähnung wert.

Der Kodex umfaßt 196 Blätter; Höhe 28.5 cm, Breite 20 cm; die entsprechenden Maße des Schriftfeldes sind 21 und 14 cm. Die äußersten Blätter der Lagen, die mit Ausnahme der letzten Sexternen bilden, sind Pergament, die übrigen Papier.[1] Die ziemlich sorgfältige Schrift gehört einer Hand des 15. Jahrhunderts, vermutlich seiner ersten Hälfte an, und zwar sind die lateinischen Psalmenstellen in größerer Buchschrift, die zugehörige Übersetzung und Erläuterung in kleiner, nicht immer leicht lesbarer Kursive mit zahlreichen Abkürzungen geschrieben. Die Zeilenzahl der Seite schwankt zwischen 35 und 40 Zeilen. Die einzelnen Psalmen sind am Blattrand gezählt und beginnen mit blauen Initialen; die lateinischen Textstellen haben rote Initialen und sind rot unterstrichen, daneben finden sich noch rote Absatzzeichen und Interpunktionsstriche. Eine Blattzählung fehlt, dagegen besteht eine Zählung der Lagen mit Buchstaben und beigefügter Numerierung der Doppelblätter. Der alte Einband ist nicht erhalten; der jetzige stammt, wie die eingeprägten Wappen zeigen, aus der Zeit Klemens' XI. (1700—21).

Über die älteren Schicksale der Hs. geben einige Randbemerkungen Aufschluß. Als ihr frühester Eigentümer erscheint ein John Chester, der im Jahre 1524 an zwei Stellen, am Rande von Psalm 30 und 108, als Federübungen Notizen über Zahlungen eingetragen hat. Wie die Hs. dann in die Bibliothek der Königin Christine gelangte, läßt sich nicht ermitteln. Sie gehörte jedenfalls zu ihrem alten Bestande, zu den Handschriften, welche die Königin, als sie 1654 Schweden verließ, mit nach Holland nahm und die ihr Bibliothekar Isaak Vossius 1656 in Antwerpen katalogisierte, bevor sie weiter nach Rom wanderten, denn auf dem Anfangsblatt liest man von seiner Hand: *numero 85 n*[on] *Pet*[avianum] *1656 ... Richardi de Hampolo, Eremitae, Expositio super Psalterium. Anglice.*[2] Die ältere römische Standnummer

[1] Diese Anordnung, welche die Papierblätter, deren Haltbarkeit man nicht traute, mit einem festen Umschlag umgab, begegnet besonders in der Zeit, als das Papier aufkam; siehe W. Arndt, 'Pauls Grundriß' I 2 (1901), S. 27?, Anm.

[2] Mit *N. Pet.* bezeichnete Vossius die Hss., welche nicht aus der von der Königin gekauften Bibliothek von Paul und Alexander Petau stammten; vgl. B. Dudik, 'Iter Romanum' (Wien 1855) I, 156.

war 1398; so verzeichnet sie auch Bernard de Montfaucon in seiner 'Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova', Parisiis 1739: *1398. Richardus de Hamplo* [!], *Eremita, Expositio super Psalterium, Anglice* (T. I, p. 46).

Ein Vergleich mit Bramleys Ausgabe[1] ergibt, daß der Reginus den Psalmenkommentar lückenlos enthält, aber ohne die nicht in allen Hss. überlieferte metrische Vorrede und die nach Psalm 150 folgenden Cantica. Bramley hat sich mit der Wiedergabe nur einer, allerdings guten und der Sprache Rolles nahestehenden Hs., Oxford Univ. Coll. LXIV. 15. Jahrhundert, begnügt, in der Einleitung indessen den Paralleldruck von zwei kurzen, den Psalmen 39 und 90 entnommenen Stellen nach allen bekannten 14 Hss. gegeben, so daß der Versuch gemacht werden kann, die Stellung der neuen Hs. — 15 oder V(aticanus) — festzulegen.[2] Zunächst ergibt sich eine enge Verwandtschaft von V zu der Hs. Bodl. 467 (7 oder B), die auch nur den Psalmenkommentar überliefert. Beiden Hss. allein gemeinsam sind die Lesarten *synnes hafe v m b e l a p p y d me* (gegenüber *umlappid* 1, 2, 3, 13, *biwrapped* 4, 5, 8, *enuyround* 6, 9, 10), *that men ar s n a r y d with* (*tagild* 2, 13, sonst *tangild*) und besonders die verderbte Stelle *his stynkyng smell kylles* (*slase* 7) *serpentes hys folowes* (*fologhys* 7) *that fleen aboute* (*abouen* 7) *hym.*[3] Die wenigen Abweichungen der Hs. V von B könnten nun von dem Schreiber von V eingeführt sein — so das ml. *clepyd* für das nördl. *kald* (Psalm 90) —, aber da sich fast alle in anderen Hss. wiederfinden — *how mony vyces b e* in 6, 10 für *are, the snake l y g g y s the egg* in 4, 5, 6, 8 für *werpis, clepyd* in 2, 8, 10 für *kald* —, so wird man doch nicht in B die unmittelbare Vorlage von V erblicken können. Anderseits steht V mit *j shuld se* für *j saghe, folowes that fleen a b o u t e hym* für *abouen* und mit der Schreiberbesserung *the snake lyggys the egg. the tode s y t t y s t h a r o n* für *the tade n u r y s s i s t h e e g g* allein; aus ihm kann also keine der anderen Hss. geflossen sein.

[1] 'The Psalter or Psalms of David ... by Richard Rolle of Hampole', Oxford 1884.

[2] Unberücksichtigt lasse ich die Hss. 11, 12, 14, die einen stark überarbeiteten Text bieten und eine besondere Gruppe bilden; siehe Heinrich Middendorff, 'Studien zu Richard Rolle von Hampole unter besonderer Berücksichtigung seiner Psalmenkommentare' (Leipz. Diss.; Magdeburg 1888) S. 22 ff.

[3] Ähnlich 6, 9: *hys stynkyng smell sleeth serpentis that folowen and flien abouen him.* Der ursprüngliche Text lautet nach der besten Hs.: *his stynkand smell slas serpents, his ande foghyls that fleghis abouen him.* Nach Middendorff l. c. ist diese Stelle in der Hs. 7 noch entstellter als in 6, 9. Das Gegenteil scheint mir der Fall zu sein: die Verderbnis entstand doch offenbar dadurch, daß ein Schreiber das ihm vielleicht nicht geläufige nördliche *ande* ausließ (7, 15), spätere den nun unverständlichen Text zu bessern suchten (6, 9).

Die Sprache von V zeigt bei Überwiegen des mittelländischen Charakters Mischung nördlicher und mittelländischer Formen. Eine ursprünglich in der nördlichen Mundart des Verfassers geschriebene Vorlage ist, wahrscheinlich wiederholt, von Schreibern des Mittellandes kopiert worden, immerhin so, daß die nördlichen Bildungen, wie die Endungen *-es* (*-ys*) des Singulars, *-es* (*-ys*), *e* des Plurals Ind. Präs., die Bildung des Part. Präs. auf *-ande*, die Pronominalformen *thay, thare, thame* noch zahlreich vertreten sind.

Ich lasse nun den Anfang der Vorrede, des ersten Psalms und die beiden von Bramley gewählten Stellen folgen. Abkürzungen löse ich kursiv auf, Ergänzungen stehen in eckiger Klammer. Th, þ, y werden in der Hs. nebeneinander gebraucht; ich gebe einheitlich die jüngere Schreibung th, jedoch kursiv, wenn der Schreiber die ältere verwandt hat.

[Prolog:] Grete habundance of gostly comforte and joye in god com*m*eth in *th*e hertes of hem *th*at saien or syngen deuoutely *th*e psalmes in louyng of Jhū Crist. *Th*ai droppen swetnes in ma*n*nes soule and kyndlys delite in *th*are thoughtys and lyghtens *th*are willes *with th*e fyre of lufe, makyng hem hote, and brynnande *with*innen, and fair and lufly to Cristes eyen. And *th*ame *th*at lastyth in *th*are deuocioun, *th*ai rayse *th*ame in to contemplatyue lyfe, and oft sythe and oft tyme in to sownyng and myrth of heuen. *Th*e song of psalmes [dr]yueth away fendis, excites angels to oure helpe. It doth away synne, it cwomythe god, it onfourmeth p*er*fectnes, it doth away and destroythe noye and angre of soule, and maketh pees bytwyx body and soule. It bryngeth desyre of heuen and dispite of erythly thynge.

[Psalm I:] Beatus vir qui non abijt in consilio impior*um*, *et* in via peccator*um* non stetit, *et* in catthedra pestilencie non sedit. — In *th*is psalme fyrste he speketh of Cryste and of his folowers, blandysshande to vs, byhetande blysfulhede to ryghtwismen: sethen he spekys of vengeance of wykkyd men, *th*at, *th*ei drede pyne, seth *th*ei will nought lufe joye. He begynnes atte *th*e gude man and sayth: Blysfull man *th*e whiche away gede nought in consel of wikkede, and in the way of synfull stad[1] nought, and in the chayer of pestilence he nought satte. He is blysfull to whame alle thyng cometh *th*at he couetys, or *th*at hath alle *th*at he wille, and will no thyng *th*at is ille. And as sant Austyne sayth, fyue thynges fallen to blysfulhede: *th*e first is to haue *th*at he will, *th*e to*ther th*at he will noght bod gude, *th*e thrydde *th*at his gude be eu*er*lastande, *th*e for*th*e is sekyrnes neu*er* to leese *th*at gude, *th*e fyfte is *th*at it be myghty to fill his desyre. This is noghwhere pleynly bod in heven. In eryth we ar a p*ar*ty blysfulle, in als muche as we joye in god and hatyn synne, and be filled of gostely vertues. In als muche as we synne and delyten vs in any thing bod in god and suffre pyne agenis oure will, we ar wretches.

[Psalm XXXIX 16:] Quo*niam* circu*m*dederu*nt* me mala quor*um* non est num*er*us: co*m*pr*e*henderu*nt* me iniquitates meae, *et* no*n* potui ut uiderem. — Ffor enueronde me hafe euylls of *th*e whych nombre is nougt: my wekydnes toke me *and* j mygt nougt *th*at j shuld se. *Th*at is: synnes hafe vmbelappyd me of *th*e which

[1] Für stod, stode.

is no nombre, for no man may wytte howe mony vyces be *that* men ar snaryd *with.* My wekydnes toke me i*n* *the* deede, *and* *the*i presse downe myn eyen, so *that* j no mygt se myn owne defaute or *the* lygt of god.

[Psalm XC 13:] Sup*er* aspidem *et* basiliscu*m* ambulabis: *et* conculcabis leonem *et* draconem. — On *the* snake *and* on *the* basylyke *thou* sall go, *and* *th*ou sall defoule *the* lyou*n* *and* *the* dragou*n*. *The* snake lyggys *the* egg, *the* tode syttys *tharo*n; *and* *thar*of is brought for*th* *the* basylyke, *th*at is clepyd kyng of serpentys. For a white spotte is in hys heued, *that* make*th* hym to seme as he had a dyademe on. His stynkyng smell kylles *ser*pentes, hys folowes *that* fleen aboute hym, hys sygt slae*th* alle lyffyng *th*inge. Bot git *the* wesyll ou*ercomme*t*h* hym *and* slae*th* hym. *The* snake, *that* is euyll eggying *that* hurte*th* men pryuely or *the*i wote, *and* *with* delyte *and* assentyng to syn bryngys for*the* *the* basylyk, *that* is grete syn in dede, *that* *with* *the* sygt kylle*th* alle *the* v*er*tue of *the* soule. *With* stynkyng smell of hys euyll ensaumples kyllys men *th*at comes nere, *and* *with* euyll honde,[1] *that* is, *with* venomouse worde kylle*th* *the* herere. Bot *the* wesyll, *that* is *the* rygtwysman, *that* go*th* *thar*on gostly *and* kylle*th* it, *and* so he defoulys it vnder hys fete; *and* is of gude wille. *The* lyon, *that* is alle cruell[2] till hys neygthboure, *and* *the* dragoun, *that* is pryue malyce, *that* blandys *with* *the* heued and smytes *with* *the* tayle.

Berlin. Karl Christ.

[1] Für ande, onde = Atem. mit h-Prothese.
[2] Statt cruelte.

Fair Margaret and Sweet William.

Of all the ballads that appeared in the 18th century collections, few have enjoyed such popularity or exerted such influence as *Fair Margaret and Sweet William*, both in England and on the continent. It was translated,[1] imitated,[2] parodied[3] and repeatedly set to music.[4] In addition it has given rise to a long controversy. David Mallet claimed it as his work, but this claim has again and again been contested.

In the following pages I have reprinted all the important editions of the poem with the principal variants added, traced the history of the ballad, and weighed the pros and cons with absolute objectivity. I have drawn conclusions, but hasten to add that my conclusions may be proved incorrect by further discoveries. As a matter of fact my purpose has been as much to incite research as to publish new facts.

In the second act of Beaumont and Fletcher's *The Knight of the Burning Pestle*, ll. 476—479 (H. S. Murch's edition in Yale Studies in English), occur the following lines:

'When it was growne to darke midnight,
And all were fast asleepe,
In came *Margarets* grimely Ghost,
And stood at *Williams* feete.'

This is the text of the first quarto (1613). A. R. Waller, in Vol. VI of his edition of Beaumont and Fletcher (Cambridge English Classics), based on the second folio, prints:

'When it was grown to dark midnight,
And all were fast asleep,
In came *Margarets* grimly Ghost,
And stood at *William's* feet.'

These lines are sung by old Merrie-Thought as he enters. In Act III he says to his wife: 'Good woman if you wil sing Il' e giue you something, if not ...

---

[1] E. g. into Latin (*Thyrsis et Chloe*) by Vincent Bourne; into German (*Wilhelm und Gretchen*) by O. L. H., into Dutch (*Margarethaas Geest*) by Bilderdijk.

[2] *George and Dorothy*, 1743; *Robert and Margaret*, 1776; *Damon and Chloe*, 1784; etc.

[3] *Wally and Madge*, by Allan Ramsay; *Dr. Johnson's Ghost*; Thom. Hood's *Mary's Ghost*; *Lord Lorel*.

[4] Thomson's *Orpheus Caledonius*, 1725, 1733; *Scots Musical Museum*, 1803; Rimbault's *Illustrations to Percy's Reliques*, 1850; etc.

Song.

You are no loue for me Margret, *I am no loue for you.'* (ll. 616—619, first quarto; the second folio has: *You are no love for me* Marget, *I am no love for you.*) In a note to this passage Murch observes: 'we have here two lines from some ballad now lost. The editors of 1778 erroneously state that they are to be found in *Fair Margaret* and *Sweet William,* the ballad from which there is a quotation in the text, 2. 476. Mallet's *Margaret's Ghost* is founded upon the lines there found, and upon the present quotation.' The title of Mallet's ballad is incorrect; it is '*William and Margaret.*' *Margaret's Ghost* is the title of the poem in Percy's *Reliques.*

Let us trace the two quotations in the old play. As a clear insight into this complicated matter can only be arrived at by a constant comparison of existing texts, and some of these are not easily accessible, I shall print all the songs in full, except in those cases where the only differences between two forms of the ballad are unimportant verbal ones.

Child, *The English and Scottish Popular Ballad,* Nr. 74, pp. 199—203 of Vol. II, divides the ballads of *Fair Margaret and Sweet William* into three groups:

A. a. 'Fair Margaret's Misfortune,' etc., Douce Ballads, I, fol. 72. **b.** 'Fair Margaret and Sweet William', Ritson, A Select Collection of English Songs, 1783, II, 190. **c.** 'Fair Margaret and Sweet William', Percy's Reliques, 1765, III, 121. **d.** Percy's Reliques, 1767, III, 119.

B. Percy Papers: communicated by the Dean of Derry, February, 1776.

C. Percy Papers: communicated by Rev. P. Parsons, April 7, 1770.

To avoid confusion, it should be stated that in Percy's *Reliques* 'Fair Margaret and Sweet William' is the title of the poem beginning:

'As it fell out on a long summer's day
Two lovers they sat on a hill',

and 'Margaret's Ghost' that of Mallet's ballad beginning:

''Twas at the silent solemn hour,
When night and morning meet.'

As representative of the A-groups Child prints the song from the Douce Ballads; it differs little from 'Fair Margaret and Sweet William' as printed by Percy (Wheatley's ed., Vol. II, p. 124 ff.) and from a ballad quoted in the notes as: 'Fair Margaret's Misfortune, or, Sweet William's Frightful Dreams on his Wedding

Night. With the Sudden Death and Burial of those Noble Lovers … Printed for S. Bates, at the Sun and Bible, in Gilt-Spur Street. *Sarah Bates published about* 1685. *Chappell.*'[1]

A. 1 As it fell out on a long summer's day,
Two lovers they sat on a hill;
They sat together that long summer's day,
And could not talk their fill.
2 'I see no harm by you, Margaret,
Nor you see none by me;
Before tomorrow eight a clock
A rich wedding shall you see.'
3 Fair Margaret sat in her bower-window,
A combing of her hair,
And there she spy'd Sweet William and his bride,
As they were riding near.
4 Down she layd her ivory comb,
And up she bound her hair;
She went her way forth of her bower,
But never more did come there.
5 When day was gone, and night was come,
And all men fast asleep,
Then came the spirit of Fair Margaret,
And stood at William's feet.
6 'God give you joy, you two true lovers,
In bride-bed fast asleep;
Loe I am going to my green grass grave,
And am in my winding-sheet.'
7 When day was come, and night was gone,
And all men wak'd from sleep,
Sweet William to his lady said,
'My dear, I have cause to weep.'
8 'I dreamd a dream, my dear lady;
Such dreams are never good;
I dreamd my bower was full of red swine,
And my bride-bed full of blood.'

b. 1^1 out upon a day. 1^3 a long. — b, c. 2^4 you shall. — d. 2^2 And you. 2^3 at eight o'the. — Chappell 3^1 set. — b. 3^4 a riding. — d. 3^2 combing her yellow hair; There she. 3^4 a riding. — Chappell 4^1 lay. — b. 4^3 went away first from the. — b. 4^4 more came. — c. 4^4 more came. — d. 4

Then down she layd her ivory combe,
And braided her hair in twain;
She went alive out of her bower,
But neer came alive in 't again.

b. 5^4 And stood at W's bed-feet. — c. 5^3 There came. — b. 6^1 you true. 6^3 grass green. 6^4 I am. — c. You lovers true. 6^4 I'm. — d. 6

'Are you awake, Sweet William?' shee said,
'Or, Sweet William, are you asleep?
God give you joy of your gay bride-bed,
And me of my winding-sheet.'

[1] Variations of spelling are not indicated.

9 'Such dreams, such dreams, my honoured lord
They never do prove good,
To dream thy bower was full of swine,
And [thy] bride-bed full of blood.'

10 He called up his merry men all,
By one, by two, and by three,
Saying, I'll away to Fair Margaret's bower,
By the leave of my lady.

11 And when he came to Fair Margaret's bower,
He knocked at the ring;
So ready was her seven brethren
To let Sweet William in.

12 He turned up the covering-sheet:
'Pray let me see the dead;
Methinks she does look pale and wan,
She has lost her cherry red.

13 'I'll do more for thee, Margaret,
Than any of thy kin;
For I will kiss thy pale wan lips,
Tho a smile I cannot win.'

14 With that bespeak her seven brethren,
Making most pitious moan:
'You may go kiss your jolly brown bride,
And let our sister alone.'

15 'If I do kiss my jolly brown bride,
I do but what is right;
For I made no vow to your sister dear,
By day or yet by night.

16 'Pray tell me then how much you'll deal
Of your white bread and your wine;
So much as is dealt at her funeral today
Tomorrow shall be dealt at mine.'

17 Fair Margaret dy'd today, today,
Sweet William he dy'd the morrow;
Fair Margaret dy'd for pure true love,
Sweet William he dy'd for sorrow.

18 Margaret was buried in the lower chancel,
Sweet William in the higher;
Out of her breast there sprung a rose,
And out of his a brier.

19 They grew as high as the church-top,
Till they could grow no higher,
And then they grew in a true lover's knot,
Which made all people admire.

b. d. 9[4] thy bride-bed. — b. 10[1] called his. — d. 11[3] And who so ready as her. — b. 12[1] Then he. 12[3] she looks both. — c. 12[1] Then he. — **Chappell** 13[2] my kin. — b. 14[1] the seven. 14[3], 15[1] brown dame. — c. 14[1] the seven. — d. 15[3] I neer made a vow to yonder poor corpse. — b. 16[2] of white. — d. 16

'Deal on, deal on, my merry men all,
Deal on your cake and your wine;
For whatever is dealt at her funeral to-day
Shall be dealt tomorrow at mine.'

c. 17[4] W. dyed. — b, c. 18[2] And W. — b. 19[3] there they. 19[4] all the. — c. 19[3] there they. 19[4] Made all the folke. — d. 19[1] They grew till they grew unto the. 19[2] And then they. 19[3] they tyed. 19[4] the people.

20 There came the clerk of the parish,
As you this truth shall hear,
And by misfortune cut them down,
Or they had now been there.

c, d. 20[1] Then.

B. 1 Sweet William would a wooing ride,
His steed was lovely brown;
A fairer creature than Lady Margaret
Sweet William could find none.
2 Sweet William came to Lady Margaret's bower,
And knocked at the ring,
And who so ready as Lady Margaret
To rise and to let him in.
3 Down then came her father dead,
Clothed all in blue:
'I pray, Sweet William, tell to me
What love's between my daughter and you?'
4 'I know none by her,' he said,
'And she knows none by me;
Before tomorrow at this time
Another bride you shall see.'
5 Lady Margaret at her bower window,
Combing of her hair
She saw Sweet William and his brown bride
Unto the church repair.
6 Down she cast her iv'ry comb,
And up she tossd her hair,
She went out from her bowr alive,
But never so more came there.
7 When day was gone, and night was come,
All people were asleep,
In glided Margaret's grimly ghost,
And stood at William's feet.
8 'How d'ye like your bed, Sweet William?
How d'ye like your sheet?
And how d'ye like that brown lady,
That lies in your arms asleep?'
9 'Well I like my bed, Lady Margaret,
And well I like my sheet;
But better I like that fair lady
That stand's at my bed's feet.'
10 When night was gone, and day was come,
All people were awake,
The lady waked out of her sleep,
And thus to her lord she spake.
11 'I dreamd a dream, my wedded lord,
That seldom comes to good;
I dreamd that our bowr was lin'd with white swine,
And our brid-chamber full of blood.'
12 He called up his merry men all,
By one, by two, by three,
'We will go to Lady Margaret's bower,
With the leave of my wedded lady.'
13 When he came to Lady Margaret's bower,
He knocked at the ring,

And who were so ready as her brethren
To rise and let him in.
14 'Oh is she in the parlor', he said,
'Or is she in the hall?
Or is she in the long chamber,
Amongst her merry maids all?'
15 'She's not in the parlor,' they said,
'Nor is she in the hall;
But she is in the long chamber,
Laid out against the wall.'
16 'Open the winding sheet,' he cry'd,
'That I may kiss the dead;
That I may kiss her pale and wan
Whose lips used to look so red.'
17 Lady Margaret [died] on the over night,
Sweet William died on the morrow;
Lady Margaret died for pure, pure love,
Sweet William died for sorrow.
18 On Margaret's grave there grew a rose,
On sweet William's grew a briar;
They grew till they joind in a true lover's knot,
And then they died both together.

C. 1 As Margaret stood at her window so clear,
A combing back her hair,
She saw William and his gay bride
Unto the church draw near.
2 Then down she threw her ivory comb,
She turned back her hair;
There was a fair maid at that window,
She's gone, she'll come no more there.
3 In the night, in the middle of the night,
When all men were asleep,
There walkd a ghost, Fair Margaret's ghost,
And stood at his bed's feet.
4 Sweet William he dremed a dream, and he said,
'I wish it prove for good;
My chamber was full of wild men's wine,
And my bride-bed stood in blood.
5 Then he calld up his stable-groom,
To saddle his nag with speed:
'This night will I ride to Fair Margaret's bowr,
With the leave of my lady.'
6 'Oh is Fair Margaret in the kitchen?
Or is she in the hall?

7 'No, she is not in the kitchen,' they cryed,
'Nor is she in the hall;
But she is in the long chamber,
Laid up against the wall.'
8 Go with your right side to Newcastle,
And come with your left side home,
There you will see those two lovers
Lie printed on one stone.[1]

[1] Parsons wrote to Percy: 'The ballad of Sweet William was the same as yours in the stanzas I have omitted.'

The Ballad in the Douce Collection is 'to an excellent new tune.' The music is given by Chappell, Popular Music of the Olden Time (1855, p. 383; 1893, II, 131).

On comparison it will be evident that the first quotation in *The Knight of the Burning Pestle* agrees in general meaning, if not in exact wording, with stanza 5 of Aa, stanza 7 of B and stanza 3 of C. The first line, though the import is the same, is differently worded:

A When day was gone, and night was come.
B " " " " " " " "
C In the night, in the middle of the night.
B & F.[1] When it was grown to dark midnight.

The second line differs slightly:

A And all men fast asleep.
B All people were asleep.
C When all men were asleep.
B & F. And all were fast asleep.

B & F. agrees with A in the use of 'And', and with B and C in the use of 'were'.

In the third line is a rather important difference:

A Then came the spirit of Fair Margaret.
B In glided Margaret's grimly ghost.
C There walkd a ghost, Fair Margaret's ghost.
B & F. In came Margarets grim(e)ly Ghost.

B & F. and B agree in the use of 'Margaret's grimly ghost', and in the use of 'in' to introduce the sentence, but they differ rhythmically. B & F. agrees with A in the use of 'came'. There can be little doubt that the form of the line with the archaic adjective 'grimly' is the older. The fourth line gives little scope for comment.

A And stood at William's feet.
B " " " " "
B & F. " " " " "
C And stood at his bed's feet.

There is of course every probability that B & F. comes nearest to the original. The date of the play is 1613, that of the Douce ballad about 1685.

Let us now turn to the second quotation which Murch, as we have seen, thinks to have been erroneously connected with this ballad. In my opinion Child is right when he remarks: "the first half of stanza 2 is given, ... with more propriety than in the broadside, thus:

[1] Beaumont and Fletcher.

You are no love for me, Margaret,
I am no love for you."

By the side of this, A, with its insipid, irrelevant:

I see no harm by you, Margaret,
Nor you see none by me

looks uncommonly like a corruption.

B gives sense, for in answer to the father's question:

What love's between my daughter and you?

William replies:

'I know none by her,' he said,
'And she knows none by me.'

Again there cannot be the slightest doubt that B & F. gives an older and better text. Evidently, in the original version, William had made love to Margaret, perhaps with the result usual in the ballad, and now takes leave of her before marrying another girl, a lady of higher rank than Fair Margaret. Hence his cruel words in the second stanza.

Thus far the result of this investigation is, that B & F. represents an older and better version; that A, B and C are versions which had suffered in the course of about seventy years, and from popular ballads had deteriorated into broadsides. As Child points out the opening stanza of A has been taken from *Lord Thomas and Fair Annet:*

Lord Thomas and Fair Annet
Sate a day on a hill;
Whan night was cum, and sun was sett,
They had not talkt their fill.

As we have seen the second stanza is corrupt; perhaps the opening stanzas of B are nearer to the original. The 'brown bride' of A 14, 15 and the 'brown lady' of B 8 have slipped in from the same ballad (4 the nut-browne bride, 10 the browne bride). On the connection between our ballad and *Lord Lovel* compare Child (No. 75, vol. II, pp. 202 ff.); as he points out the catastrophe is the same.

The next development in the complicated history of this poem is afforded by W. Chappell's publication of a hitherto unknown copy of the old ballad in the third volume of the *Roxburghe Ballads,* in the Ballad Society Edition (1869—1875). As this publication is scarce and difficult of access on the continent, I shall give the whole of the Appendix in which Chappell prints the poem (Vol. III, pp. 667 ff.), with a few entirely unimportant omissions.

... "In taking a present farewell of the members, I beg their indulgence for adding one ballad which, although not included in either of the two large collections, is in a detached volume of the

same Library. Not only is it one of the best of our old ballads, but also there is literary interest attached to it, the authorship having been claimed by David Mallet in 1723, and this edition refuting that claim.

The volume containing it was purchased for the British Museum by Mr Boone, the bookseller, in 1871, consequently since the publication of my "Popular Music of the Olden Time", in which it would otherwise have been included, because it supplies the long forgotten tune. By a singular coincidence, after the lapse of a hundred and fifty years, a second copy of the same edition of the ballad has been brought to light, it having been sold by Messrs Puttick and Simpson only last year. It was Lot 314 of the library of the late Sir Alexander Spearman, and was brought to the hammer on the 9th of January, 1878 (sic!). It is thus described in the auctioneer's catalogue: 'William and Margaret, an Old Ballad of seventeen verses, set to Music, black letter, with the original halfpenny postage stamp, *circa* 1680'. I had small faith in a 'halfpenny postage stamp, *circa* 1680', but attended the auction on the day of sale, without having sufficient time to examine the copy before it was under the hammer. Mr J. Harvey purchased it for eleven shillings, and by his permission, I submitted it to a careful scrutiny. The supposed postage stamp proved to be one of the Inland Revenue stamps for the halfpenny duty on newspapers, imposed in Queen Anne's reign, and bearing the usual motto of a regnant Queen, '*Semper eadem*'.

The tune of the ballad is printed in what is now termed the soprano clef, properly the C clef, set upon the lowest line. Any one who has the privilege of a reader's ticket at the British Museum can see the copy from which it is taken, by writing for 'William and Margaret, an Old Ballad', giving the reference '1876. f. 1. p. 107 — London, n. d. folio'.[1] The Act of Parliament for stamps upon newspapers passed in 1711 (10th of Anne, cap. 19, sect. 101). Scotland was exempt from stamp duty until 1806. The Act was not intended to apply to ballads, and they were speedily excepted from its operation. An instance of this will be seen by referring to fol. 70 of the same volume: 'The Weeping Church-men, Being a Mourning Copy of Verses on the departure of our late Soveraign Queen Anne, who departed this Life, August the first, 1714. Tune of *Troy Town*.'

It presents a portrait of Queen Anne, with her crown on her head, and the motto, 'Semper eadem', in capital letters round the top of her dress. 'London: Printed for Tho. Norris at the Looking-

[1] The ref: *should* run "1876. f. 1. (107)" for the 107 does *not* generally mean a "page". S.

Glass on London Bridge.' That has no stamp, and it is indeed quite a rarity to find a ballad which has one.

Public attention was first drawn to the ballad of William and Margaret by Aaron Hill, the dramatist in 'The Plain Dealer', No. .XXXVI. on Friday, July 24, 1724. Within the same year it was published with Mallet's alterations by Allan Ramsay in his 'Tea Table Miscellany'. In the next year, 1725, it was reprinted from the older copy in vol. .iii. of 'Old Ballads', 12mo; which, on the authority of Dr Farmer, were edited by Ambrose Phillips, the pastoral poet and dramatic author. Phillips's version could not have been copied from Mallet's, because it omits all his alterations, and agrees with the Queen Anne copy here reproduced. It is, in fact, a reprint from the old ballad quoted by Fletcher, which was supposed to have been lost.[1]

Allan Ramsay was not one who would scrutinize too closely a claim which would add to the reputation of one of his countrymen. In fact, Ramsay set the example of making unfounded claims, having himself appropriated, among a multiplicity of other English productions, his friend Gay's ballad of 'Blackeyed Susan', and printed it as Scotch. Therefore, when he addressed 'Mr David Malloch, on his departure from Scotland,' (*Poems* by Allan Ramsay, .ii. 169, edit. of 1751), he did not hesitate to give him the credit of the ballad he had claimed. Malloch changed his name to Mallet only when he arrived in England. At the time when Allan Ramsay thus addressed him, Malloch had never left Scotland. He was then a student in the University of Edinburgh. It would have puzzled Mallet to say who made that tune for him, and wrote it out in antiquated notation. It is in the ancient reciting style, of the Chevy Chase order, and very unlike a Scotch tune. It was never printed to his words, and seems to have been little, if at all, known in Scotland. Not quite so in England, for, without going beyond the volume already quoted, we find at fol. 160, 'Wonder upon Wonder; or the Cocoa tree's answer to the Surrey Oak. To the tune of *William and Margaret.*' It is a parody upon the old ballad and begins:

''Twas in the dark and dead of night
Hard by St. James's Square,
Where many a Squire, and many a Knight,
Brimful of wine and care.'

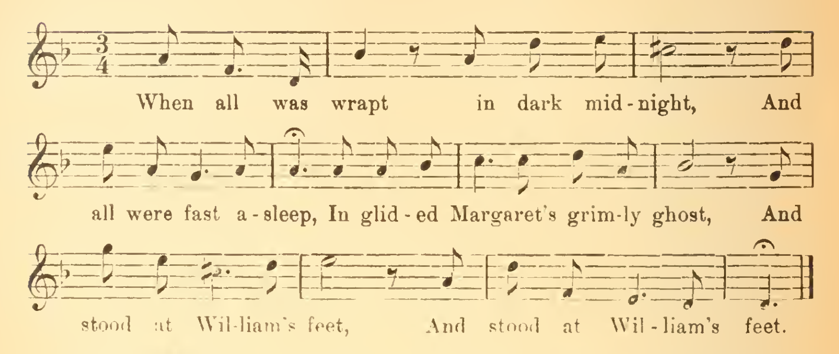
This is dated in pencil, 1756.

The tune has the appearance of being much older than Queen Anne's reign. It is not of the dance order, but one eminently suited for recitation, as an old minstrel would have chanted it.

[1] This statement is incorrect; cp. p. 57 S.

William and Margaret. — The old minstrel tune.

From a black-letter ballad.



When Malloch first gave the ballad with his alterations to Allan Ramsay, it can hardly be supposed he had read Beaumont and Fletcher's plays. They would not have been included in the curriculum of University education. But he afterwards claimed that he had done so, and that he had founded his ballad upon the lines quoted by Old Merrythought in "The Knight of the Burning Pestle", which are as follows:

> 'When it was grown to dark midnight,
> And all were fast asleep,
> In came Margaret's grimly ghost
> And stood at William's feet.'

If he had so intended, why did he alter those very lines?

There is another way of accounting for this. He had the ballad in the printed copy before him, but changed these *first* lines to avoid detection when he passed it off as his own.

Mallet's first version, given by him to Ramsay, begins:

> ''Twas at the fearful midnight-hour,
> When all were fast asleep,
> In glided Margaret's grimly ghost,
> And stood at William's feet.'

He here takes the word 'glided' from the printed copy, and not from Fletcher.

When Mallet afterwards published it in his own name, in his *Poems*, 8vo, 1743, and again in 12mo edit. of 1759, he changed it to:

> ''Twas in the silent solemn hour,
> When night and morning meet.'

This is more unballad-like than the first. Instead of the characteristic conciseness, and the simplicity of expression, in the old minstrel ballad, he took half a line to express 'midnight', as 'When night and morning meet'.

It is equally clear that Aaron Hill, although a writer for the

stage, had not noticed this quotation from the ballad in Fletcher's play. He says: 'I am never more delighted than when I meet with an opportunity to unveil obscure merit, and produce it into notice ... My having taken up, in a late perambulation, as I stood upon the top of Primrose Hill, a torn leaf of one of those Halfpenny Miscellanies which are published for the use and pleasure of our nymphs of low degree, and known by the name of Garlands ... I fell unexpectedly upon a work, for so I have no scruple to call it, that deserves to live for ever! and which (notwithstanding its disguise of coarse brown paper, almost unintelligible corruptions of sense from the blunders of the press, with here and there an obsolete low phrase which I have alter'd for the clearer explanation of the author's meaning) is so powerfully filled throughout with that blood-curling,[1] chilling influence of Nature working on our passions (which Criticks call the Sublime), that I never met it stronger in Homer himself; nor even in that prodigious English genius, who has made the Greek our Countryman. The simple title of this Piece was, 'William and Margaret. A Ballad'.

Hill then goes on to spoil the ballad by his modernizations. One stanza will suffice as an example:

'When Hope lay hush'd in silent Night
  And woe was wrapped in Sleep,
In glided Marg'ret's pale-ey'd Ghost,
  And stood at William's feet.'

'I am sorry,' says Hill, 'that I am not able to acquaint my Reader with his name, to whom we owe this melancholy Piece of finished Poetry; under the humble title of *a Ballad.*'

It is to be regretted that the Garland of which Hill speaks has not yet been found; we will therefore turn to the simple ballad as it stands in the black-letter edition of Queen Anne's time."

From:
"The Roxburghe Ballads"
Ballad Society Edition, 1875.
Vol. III. Part. I. p. 671. Appendix.
"With short notes by Wm. Chappell. F. S. A."

"William and Margaret." "An Old Ballad."

I

When all was wrapt in dark Mid-night,
  And all were fast asleep,
In glided *Margaret's* grimly ghost,
  And stood at *William's* feet.[2]

[1] Sic. but probably a misprint for "curdling".

[2] "Having already [in the Appendix, see p. 50 of this article. S.] referred to the changes Mallet made in the first Stanza, the following are upon his other deviations from the text."

II

"Her face was like the[1] April Morn,
Clad in a wintry cloud,
And Clay cold was her Lilly hand,
That held the[2] Sable Shrowd."

III

"So shall the fairest Face appear
When Youth & Years are flown;
Such is the Robe that Kings must wear
When Death has reft their Crown."

IV

"Her Bloom was like the springing Flow'r,
That sips the Silver Dew;
The Rose was budded in her Cheek,
And opening to the View."

V

"But Love had, like the Canker Worm,
Consum'd her early Prime:
The Rose grew pale, and left her Cheek;
She dy'd before her Time."

VI

"'Awake!' she cry'd, 'thy true Love calls
Come from her Midnight grave;
Now let thy Pity hear the Maid,
Thy Love refus'd to save!'"

VII

"'This is the mirk and fearful[3] Hour
When injur'd Ghosts complain,
And dreary[4] graves give up their Dead,
To haunt the faithless Swain.'"

VIII

"'Bethink thee, *William*, of thy fault,
Thy Pledge, and broken Oath;
And give me back my Maiden-Vow,
And give me back my Troth."

IX

"'How could you say my Face was fair,
And yet that Face forsake?'
How could you win my Virgin-Heart,
Yet leave that Heart to break."[5]

---

[1] "*an* April." [2] "*her* sable."

[3] "Mallet changes 'mirk and fearful' to 'dumb and dreary'. 'Mirk', signifying gloomy darkness, as of a dungeon and as imagined of hell, is a good A. S. word, which continued in use down to the time of Spenser and Holinshed. It was perhaps first changed into 'murk' in Shakespeare's time, but the older and more correct spelling is still in use. Mallet must have had but an imperfect knowledge of English when he made his deteriorating change."

[4] "'And dreary' changed to 'Now yawning'."

[5] "Mallet transposes this stanza for the next."

X

"'How[1] could you promise Love to me,
And not that Promise Keep.'
Why did you swear mine Eyes were bright,
Yet leave those Eyes to weep?"

XI

"'How could you say my Lip was sweet,
And made the Scarlet pale.'
And why did I, young witless Maid!
Believe the flattering Tale?"

XII

"'That Face, alas! no more is fair;
These lips no longer red;
Dark are mine[2] Eyes, now clos'd in Death,
And every Charm is fled."

XIII

"'The hungry Worm my Sister is;
This Winding-Sheet I wear:
And cold & weary lasts our Night,
Till that last Morn appear."

XIV

"'But hark! The Cock has warn'd me hence:
A long and last Adieu!
Come see, false Man, how low she lies,
That dy'd for Love of you!'"

XV

"Now Birds did sing, and Morning smile,
And shew her glistering Head;[3]
Pale *William* shook in ev'ry Limb,
Then, raving, left his Bed."

XVI

"He hy'd him to the fatal place
Where *Margaret's* Body lay,
And stretcht him on the green Grass Turf,
That wrapt her Breathless Clay."

---

[1] "*How* changed to 'Why' in this and in the next stanza."

[2] "*Mine* changed to 'my'."

[3] "Mallet here rejects 'glistering head', though glistering and glittering are the same; so he changed the two lines to

'The lark sung loud; the morning smil'd
With beams of rosy red.'

In his Allan Ramsay version he had —

'The lark sung out, the morning smil'd,
And rais'd her glist'ring head;
Pale William *quak'd* in every limb.'"

XVII

"And thrice he call'd on *Margaret's* Name,
And thrice he wept full sore;
Then laid his Cheek to the cold Earth,[1]
And Word spake never more."

"The broadside has no printer's name to it, but in its place, the following: 'N. B. — This Ballad will sing to the Tunes of *Montrose's* Lilt, *Rothes's* Lament, or the Isle of Kell.'"

"The notice 'This Ballad will sing to the Tunes of Montrose's Lilt, Rothes's Lament, or the Isle of Kell', tells the story of the edition. The ballad was reprinted for the Chapmen who travelled into Scotland, to sell their books and ballads. The proper tune is printed with the words, but, it being unknown in Scotland, three others are indicated, to any of which the words may be sung. Mallet's acquaintance with the ballad was undoubtedly owing to the purchasing of a copy from one of these Chapmen.

Black-letter printing continued in favour to a later date in Scotland than in England.

There was a considerable trade in English ballads carried on by these Chapmen, both in Ireland and in Scotland. — — — —

Dr Percy considered 'William and Margaret, one of the most beautiful ballads in our own or any language', and it cannot be said to have gained from Mallet's changes. Percy was mistaken in supposing the other two lines quoted by Old Merrythought, in the play of 'The Knight of the Burning Pestle', to have ever formed part of 'William and Margaret', although the distich is:

'You are no love for me, Margaret,
I am no love for you.'[2]

This is part of the other ballad which he has printed under the title of 'Fair Margaret and Sweet William', having derived it 'from a modern printed copy, picked up on a stall'. He could not have hit upon a more obviously incorrect version. The reason that he did not recognize it is because, in his copy, the very two lines quoted by Old Merrythought are corrupted into:

'I see no harm by you, Margaret,
And you see none by me.'

This foolish alteration deprives the ballad of the very subject of its story, which might be defined by the title of an old play, as 'The Miseries of inforced Marriage'. It is on the last meeting of two lovers, and is told with true ballad conciseness.

[1] "Mallet changes 'the cold earth' to 'her cold grave'."

[2] Chappell is wrong here; as we have seen stanza 2 — to which he refers — is corrupt in A. Evidently he did not know B and C. Child's collection did not appear till 1886.

With Old Merrythought's restoration, the opening stanzas will be:

"'As it fell out on a long summer's day,
Two lovers they sat on a hill;
They sat together that long summer's day,
And could not talk their fill."

"['I am no love for you, Margarèt,
And you are no love for me;]
Before to-morrow at eight o'[the]clock,
A rich wedding you shall see.'"

"Fair Margaret sate in her bower-windôw
A combing of her hair;
There she espied Sweet William and his bride
As they were a riding near."

"Down she laid her ivory comb,
And up she bound her hair:
She went away, forth from the bower,
But nevermore came [she] there."

"When day was gone, and night was come,
And all were fast asleep,
Then came the spirit of fair Margarèt,
And stood at William's bed-feet."

This fifth stanza is the one which has seemed to connect the two ballads, but they are obviously distinct. This ballad had the more enduring popularity, if we may judge by the number of editions. Perhaps it was owing to the idea expressed in the eighteenth and nineteenth stanzas, so oftèn copied in recent days:

"Margaret was buryed in the lower chancèll,
And William in the higher;
Out of her breast there sprang a rose,
And out of his a briar."

"They grew as high as the church top,[1]
Till they could grow no higher;
And there they grew in a true lover's knot,
Which made all the people admire."

Chappell discussed the subject also in the *Antiquary*, No. 1, January, 1880 and in *Notes and Queries*, 7th S. II. 1886, pp. 4, 410 and 490.[2] As W. L. Phelps has pointed out in *The Beginnings of the English Romantic Movement*, p. 179, Chappell's argument that Mallet can hardly be supposed to have read Beaumont and Fletcher as early as 1724, by trying to prove to much, proves nothing. The astonishing thing, however, is that Chappell

[1] "'Church top', *quere* 'steeple top'. The metre indicates it."

[2] The writer of the article on Mallet in the *Dictionary of National Biography* refers to Chappell's article in *Notes and Queries* and yet says: "he composed the ballad of 'W. and M.', which was published first anonymously in black letter"!

considers the poem printed by him to be 'the old ballad', in spite of its evident eighteenth-century tone, and in spite of the fact that he himself made such a successful attempt at restoring the original form of the poem, basing on the very ballad he condemns as 'an obviously incorrect version'. It must be stated here, very expressly, that the fact on which Chappell lays so much stress, viz. that the broadside, described by him, bears a Queen Ann stamp, does not necessarily prove that the ballad was printed in the Queen's lifetime, for as late as 1725 newspapers were provided with exactly the same stamp. For instance, the 'London Gazette' of January 1714—15, the 'Evening Post' of July 7, 1724, and the 'Monitor' of August 21, 1724, all bear the identical registration stamp. This accounts for the fact that the British Museum dates the ballad as '?1723' in the Music Catalogue, and '?1725' in the Literary Catalogue. Chappell's discovery has only value if he is correct in his unproved statement that 'the Act was not intended to apply to ballads, and they were speedily excepted from its operation' (*Supra*, p. 48). The mere fact that a ballad does not bare a stamp (*Supra*, p. 48) is not sufficient proof, for newspapers also, sometimes bear no stamp! Chappell's remark holds good only if it can be proved decisively that ballads were formally excepted. Any one can convince himself that there was a good deal of irregularity in the application of the newspaper registration stamp in the first quarter of the 18th century, by a visit to the Reading-room of the British Museum. I cannot attach much value to Chappell's discovery as a proof of Mallet's false claim. I believe that the fact that the ballad was sung to three Scotch tunes is much more important. Turning to the text published by Chappell, we shall find that it belongs to a group entirely different from A, B and C, for convenience we can combine these into division I, and Chappell's text with others like it into division II.

Whether the next form of the ballad is that in Ramsay's *Tea-table Miscellany*, or that in *The Plain Dealer* is uncertain. The difficulty is in the uncertainty about the date of the first-named collection. Allan Ramsay published the ballad, signed 'D. M.', in the second volume of the *Tea-Table Miscellany*. The Dictionary of National Biography gives the date of the first edition as 1724—7: the Cambridge History of Literature gives '4 vols. 1724—5—7—32'. The probability that the volume of the *Miscellany* containing the ballad appeared in 1724 is very slight; it is much more likely that it came out in 1725 or 1726. The early history of this collection is wrapt in obscurity. Copies of the first edition are extremely scarce: even the British Museum, the Advocates' Library and the University Library in Edinburgh possessing none. An appeal to the readers of *Notes and Queries* was made in vain. If the date

of Ramsay's dedication to the 'Dear Lasses' is correct (January 1st, 1724), and if it is attached to the first edition of Vol. I — and I know of no reason to doubt it — the second volume must be of later date than the Plain-Dealer. The fact remains, however, that Ramsay knew Mallet in 1723 as the reputed author of our poem. For this reason the text of the *Plain Dealer*, which is exactly dated, follows in this place. A most extraordinary and hitherto unnoticed fact is the publication of the ballad on July 25 of the same year (1724) in *The Weekly Journal* with a letter to the editor in which the writer says that he has heard it highly recommended and that it is an example to young men.

For convenience's sake I add a list of the principal periodicals and collections in which the ballad, ascribed to Mallet, was published in the course of the 18th c., up to 1765.

The Plain Dealer, 24 July, 1724.
The Weekly Journal, 25 July 1724.
The Hive, London, 3 vols., vol. I, 2nd ed. 1724, p. 169; 3rd ed. 1726, p. 159. The 4th ed., 1732, p. 161, contained only the amended version of *The Excursion*.[1]
A Collection of Old Ballads, London, 3 vols. 1723, &c.: vol. III, 1725, p. 218; same Version as in the Hive (1724).
Ramsay's *Tea-Table Miscellany*, vol. II; date uncertain, published before 1727; ed. 1729, p. 144: 9th ed. 1733, p. 148. In this collection the poem was headed: '*W. and M.*, an old Ballad' and signed D. M.
Ramsay, *A New Miscellany of Scots Songs*, London, 1727, p. 148.
Orpheus Caledonius, 1733.
The Nightingale, a Collection of English Songs, London, 1738.
Percy's *Reliques of Ancient English Poetry*, 1765.

In March 1728 Mallet published a poem in two cantos, *The Excursion*. This was thus advertised in *The Daily Courant*, London, Feb. 22, 1729: "Lately printed, *The Excursion*, a Poem: to which is added *William and Margaret*, a Ballad, *now first printed* from the author's copy. The reason for its republication is thus stated: "N. B. The Little Poem that follows this (i. e. 'The Excursion'), is added here, only because it was printed formerly from an incorrect Copy." Dinsdale informs us that the publisher of *The Excursion* was also the publisher of *The Hive*.

Some slight alterations were made in the ballad as printed in Mallet's *Poems*, 1743, and two more alterations (XV, 2, 'With beams of rosy red': XVI. 4, 'spoke') in the author's *Works* 1759.[2]

[1] Dinsdale, p. 74. [2] Vide infra pp. 63—65!

From:

"The Plain Dealer", No. 36. Friday, July 24, 1724.

"William, and Margaret." "A Ballad."

I.

"When Hope lay hush'd in silent Night,
And Woe was wrapp'd in Sleep,
In glided *Marg'ret's* pale ey'd Ghost,
And stood at *William's* Feet,"

II.

"Her Face was like an *April* Sky,
Dimm'd by a scatt'ring Cloud:
Her clay-cold, lilly Hand, Knee-high,
Held up her sable Shroud."

III.

"So shall the fairest Face appear;
When Youthful Years are flown!
Such the last Robe, that Kings must wear,
When Death deprives their Crown!"

I. *Hire*, 1724: When all was wrapt in dark midnight,
And all were fast asleep,
In glided *Margaret's* grimly ghost,

A Collection of Old Ballads 1725, vol. III, p. 218:
When all was wrapt in dark Midnight,
And all were fast a-sleep,
In glided Marg'ret's grimly Ghost,

Edition 1728: 'Twas at the silent midnight hour,
When all were fast asleep;

The Tea-Table Miscellany: Or, a complete Collection of Scots Sangs. 1729, vol. II, p. 144: 'Twas at the fearful Midnight Hour,
When all were fast asleep,

Edition 1743: 'Twas at the silent, solemn hour,
When night and morning meet;

II. *Hire*. 1724: Her face was like the *April* morn,
Clad in a wintery cloud,
And clay-cold was her lilly hand,
That held the sable shrowd.

Old Ball., 1725: Her Face was like the *April* Morn,
Clad in a wintry Cloud,
And Clay cold was her Lilly Hand,
That held her Sable shrowd.

Edition 1728: *same but:* like an *April* Morn

Tea-Table, 1729: *same but:* like *April* Morn,

III. *Hice*, 1724, When Youth and Years are flown;
Old Ball., 1725, Such is the Robe that Kings must wear,
Tea-Table. 1729: When Death has reft their Crown.

IV.

"Her *Bloom* was like the Morning Flow'r
That sips the Silver Dew:
The Rose had budded, in her Cheek
Just op'ning to the View."

V.

"But Loue had, like the Canker-worm,
Consum'd her tender Prime:
The Rose of Beauty pal'd and pin'd,
And dy'd before its Time."

VI.

"Awake! she cry'd, Thy true Love calls,
Come from her Midnight Grave!
Late, let thy Pity mourn a Wretch,
Thy *Love* refus'd to save."

VII.

"This is the dark, and fearful Hour,
When injur'd Ghosts complain:
And Lovers Tombs, give up their Dead,
To haunt the faithless Swain."

VIII.

"Bethink thee, *William*! of thy Fault,
Thy Pledge of broken Truth:
See the sad Lesson, thou hast taught
My unsuspecting Youth!"

IV. *Hive*, 1724, *Old Ball.*, 1725:
Her Bloom was like the springing Flow'r,
That sips the Silver Dew;
The Rose was budded in her Cheek,
And opening to the View.

Tea-Table, 1729: *same but:* Just opening ...

V. *Hive*, 1724, *Old Ball.*, 1725, *Tea-Table*, 1729:
Consum'd her early Prime:
The Rose grew pale and left her Cheek:
She dy'd before her Time.

VI. *Hive*, 1724: Now let thy Pity hear the Maid,

VII. *Hive*, 1724: This is the mirk and fearful Hour,
— — — — — — —
Now dreary Graves give up their Dead,

Old Ball., 1725: *idem.*

Edition 1728: When yawning graves give up their dead,
To haunt the faithless man.

Tea-Table, 1729: This is the dumb and dreary Hour,
When injur'd Ghosts complain,
And aid the secret Fears of Night
To fright the faithless Man.

Edition 1743: To haunt the faithless swain.

VIII. *Hive*, 1724, *Old Ball.*, 1725, *Tea-Table*, 1729:
Thy Pledge, and broken Oath,
And give me back my Maiden Vow,
And give me back my Troth.

IX.

"Why did you, first, give Sense of Charms,
Then, all those Charms forsake?
Why sigh'd you for my Virgin Heart,
Then left it, thus, to break?"

X.

"Why did you, *present*, pledge such Vows,
Yet none, *in Absence*, keep?
Why said you, that my Eyes were bright,
Yet taught 'em first to weep?"

XI.

"Why did you praise my blushing Lips,
Yet make their Scarlet pale?
And why, alas! did I, fond Maid!
Believe the flatt'ring Tale?"

XII.

"But, now, my Face no more is Fair;
My Lips retain no Red:
Fix'd are my Eyes, in Death's still *Glare*!
And Love's vain Hope is fled."

IX is X in *Plain Dealer, Tea-Table, Hive* of 1732, and edition of 1743.
X is IX in *Plain Dealer, Tea-Table, Hive* of 1732, and edition of 1743.

IX. *Hive*, 1724, *Old Ball.*, 1725, *Tea-Table*, 1729:
How could you say my Face was fair,
And yet that Face forsake?
How could you win my Virgin Heart,
Yet leave that Heart to break?

X. *Hive*, 1724:
How could you promise Love to me,
And not that Promise keep?
Why did you Swear mine Eyes were bright,
Yet leave those Eyes to weep?

Old Ball., 1725: *idem.*

Edition 1728: *idem* (my eyes — — — those eyes).

Tea-Table, 1729:
"Why did you promise Love to me,
And not that Promise keep?
Why said you, that my Eyes were bright,
Yet left these Eyes to weep?"

XI. *Hive*, 1724: How could you say my lip was sweet,

Old Ball., 1725: *idem.*

Edition 1728: Why did you say.

Tea-Table, 1729: How could you swear, my Lip was sweet.

XII. *Hive*, 1724; *Old Ball.*, 1725; *Tea-Table*, 1729: these Lips.
Hive, 1724; *Old Ball.*, 1725: mine Eyes. — Edition 1728: those lips.

XIII.

"The hungry Worm my Partner is,
This Winding-Sheet my Dress.
A long, and weary, Night must pass,
E'er Heaven allows Redress."

XIV.

"But, hark! — 'Tis Day! — The Darkness flies:
Take one long, last Adieu!
Come, see, false Man! how low She lies,
Who dy'd for pitying You.'

XV.

"The Birds sung out; the Morning smil'd;
And streak'd the Sky with Red;
Pale *William* shook, in ev'ry Limb,
And started from his Bed."

XVI.

"Weeping, he sought the fatal Place,
Where *Marg'ret's* Body lay,
And stretch'd him o'er the Green-grass Turf,
That veil'd her Breathless Clay."

XIII. *Hive*, 1724, *Old Ball.*, 1725, *Tea-Table*, 1729:
"The hungry Worm my Sister is;
This Winding-sheet I wear;
And cold and weary lasts our Night,
Till that last Morn appear.'

XIV. *Hive*, 1724, *Old Ball.*, 1725, Edition 1728:
But hark! the Cock has warn'd me hence:
A long and last Adieu!
Come see, false Man, how low she lies,
That dy'd for Love of you.'

Tea-Table, 1729: A long and late Adieu!

XV. *Hive*, 1724, *Old Ball.*, 1725:
"Now Birds did sing and Morning smile,
And shew her glistering Head;
Pale *William* shook in ev'ry Limb
Then raving left his Bed."

Tea-Table, 1729:
The Lark sung out, the Morning smil'd,
And raised her glist'ring Head:
Pale William quak'd in every Limb;
Then, raving, left his Bed!

Edition 1728: The lark sung loud; the morning smil'd,

XVI. *Hive*, 1724, *Old Ball.*, 1725, Edition 1728:
He hy'd him to the fatal Place,
Where *Margaret's* Body lay,
And stretch'd him on the green Grass Turf,
That wrapt her Breathless Clay.

Tea-Table, 1729: o'er the green Grass Turf

XVII.

"Thrice call'd, unheard, on Marg'ret's Name,
And thrice he wept her Fate:
Then laid his Cheek on her cold Grave,
And dy'd — And lov'd, too late."

XVII. *Hive*, 1724, *Old Ball.*, 1725: And thrice he call'd on *Margaret's* name,
And thrice he wept full sore
Then laid his Cheek on the cold Earth,
And Word spake never more.

Tea-Table, 1729: Then laid his Cheek on her cold Grave
And Word spoke never more.

Edition 1728: Then laid his cheek to her cold grave,

In *The Tea-Table Miscellany*, 1729, the poem is signed 'D. M.'.

In the 1733 edition Chalmers has written "by David Malloch" [or it may be "Mallot" for there has been a slight correction at the end of the "Mallot"]. Then as a footnote Chalmers has added "Written while he was Janitor of the High School of Edinb^r." By the last 2 verses [XVI and XVII] he has written — "Q^y these added by Ramsay, see Ritson's Scot. Songs. v. 2. 204."

Aaron Hill, the editor, added a number of criticisms from which I copy the following. They should be read after the quotation in Chappell's note given on p. 51:

... ("I am sorry I am not able to acquaint my Reader with his Name, to whom we owe this melancholy Piece of finish'd Poetry, under the humble Title of a Ballad.) ... Yet, the Common Fate of Merit is so unequal to its Claim, that one might almost venture to conclude, that this great Genius, whoever he was, lived poor, and died unknown; in Want, perhaps, of Ease and Comfort, while he had Excellence, that merited a Nation's Gratitude, for the Honour he might have lived to do it.

From an Air of impressive Earnestness, that is distinguishable through this Piece, I am of Opinion, that it was founded on the real History of some unhappy Woman of the Age the Author liv'd in, who had the Misfortune to die untimely by her Lover's Insensibility; or, rather, By his Ingratitude." ...

In the Plain Dealer, No 46, August 28, 1724 Aaron Hill writes: "In my XXXVIth Paper I published some Remarks on an excellent Old Ballad, called William and Margaret. I was charm'd with the Strength and Beauties of its Masculine Simplicity: and really took it to *be*, what it *appear'd*, the Work of Some Old Poet, long since *dead*, but I have been agreeably undeceiv'd: the Author of it is alive, and a *North-Briton*. I congratulate his Country on the promise of this rising Genius: For the Gentleman, it seems, is very young, and received his Education in the University of Edinburgh. Among many fine Qualities which adorn him, he is

so unconscious of his own Merit, or possesses it with so sincere a Modesty, that he declines being publickly nam'd: But as he has oblig'd me with a Letter, containing the short History of an unhappy Accident which gave Occasion to his Ballad, it will be an agreeable Entertainment if I publish it as the Author sent it me. . . . The Author's Copy, which he inclos'd to me, is different in several Places from that which fell into my Hands; but the Sense of both is exactly the same; and the Variation in some Expressions not considerable enough to make it necessary to republish that excellent Ballad."

Although Chappell gives the principal variations of Mallet's version, I reprint the text as it was finally adopted in that author's *Works* in 3 volumes 1759, from F. Dinsdale's excellent *Ballads and Songs* by David Mallett, London 1857.[1]

William and Margaret.

I.

'Twas at the silent, solemn hour,
  When night and morning meet;
In glided Margaret's grimly ghost,
  And stood at William's feet.

II.

Her face was like an *April* morn,
  Clad in a wintry cloud:
And clay-cold was her lily-hand,
  That held her sable shroud.

III.

So shall the fairest face appear,
  When youth and years are flown:
Such is the robe that kings must wear,
  When death has reft their crown.

IV.

Her bloom was like the springing flower,
  That sips the silver dew;
The rose was budded in her cheek,
  Just opening to the view.

V.

But *Love* had, like the canker-worm,
  Consum'd her early prime:
The rose grew pale, and left her cheek;
  She died before her time.

VI.

"Awake!" *she* cried, "thy *True Love* calls,
  Come from her midnight grave;
Now let thy *Pity* hear the maid,
  Thy *Love* refus'd to save.

[1] Dinsdale seems to neglect the capitals characteristic of 18th century texts.

VII.

This is the dumb and dreary hour,
When injur'd ghosts complain;
When yawning graves give up their dead,
To haunt the faithless swain.

VIII.

Bethink thee, William, of thy fault,
Thy pledge and broken oath:
And give me back my maiden-vow,
And give me back my troth.

IX.

Why did you promise love to me,
And not that promise keep?
Why did you swear my eyes were bright,
Yet leave those eyes to weep?

X.

How could you say my face was fair,
And yet that face forsake?
How could you win my virgin heart,
Yet leave that heart to break?

XI.

Why did you say my lip was sweet,
And made the scarlet pale?
And why did I, young witless maid!
Believe the flattering tale?

XII.

That face, alas! no more is fair;
Those lips no longer red:
Dark are my eyes, now clos'd in death,
And every charm is fled.

XIII.

The hungry *worm* my sister is;
This *winding-sheet* I wear:
And cold and weary lasts our *night*,
Till that *last* morn appear.

XIV.

But, hark! the *cock* has warn'd me hence;
A long and late adieu!
Come see, false *man*, how low *she* lies,
Who died for love of you."

XV.

The lark sung loud; the morning smil'd,
With beams of rosy red:
Pale William quak'd in every limb,
And raving left his bed.

XVI.

He hied him to the fatal place
Where Margaret's body lay:
And stretch'd him on the grass-green turf
That wrap'd her breathless clay.

XVII.

And thrice he call'd on Margaret's name,
And thrice he wept full sore:
Then laid his cheek to her cold grave,
And word spoke never more!

Mallet added the following note:

'N. B. In a comedy of Fletcher's, called The Knight of the Burning Pestle, old Merry-Thought enters, repeating the following verses:

"When it was grown to dark midnight,
And all were fast asleep,
In came Margaret's grimly ghost,
And stood at William's feet."

This was, probably, the beginning of some ballad, commonly known at the time when that author wrote; and is all of it, I believe, that is anywhere to be met with. These lines, naked of ornament and simple as they are, struck my fancy; and, bringing fresh into my mind an unhappy *adventure*, much talked of formerly, gave birth to the foregoing poem, which was written many years ago.'

This note was a slight alteration of a passage from an interesting letter addressed to the editor of the *Plain Dealer*, and printed in N° XLVI of that periodical (Aug. 28, 1724). The letter ran as follows:

"Sir, — Your Plain Dealer, of *July* the 24th, was sent to me by a Friend. I must own, after I had read it over, I was both surpriz'd and pleas'd to find that a simple Tale of my Writing had merited the Notice and Approbation of the Author of the Plain Dealer.

After what you have said of William and Margaret, I flatter myself that you will not be displeas'd with an Account of the Accident which gave Birth to that Ballad.

Your Conjecture, that it was founded on the real History of an unhappy Woman, is true. A vain young Gentleman had for some Time professed Love to a Lady, then in the Spring of her Life and Beauty. He dress'd well, talk'd loud, and spoke Nonsense with *Spirit*. She had good Understanding, but was too Young to know the world. I have seen her very often. She had never been address'd to by a Man of *Sense*; and, therefore, knew not how despicable and unsincere a *Fool* is. In time he persuaded her that there was Merit in his Passion. — She believ'd him, and was *undone*.

She was upon the Point of bringing into the World the Effect of her ill-plac'd Love, before her Father knew the Misfortune. Judge the Sentiments of the Good Old Man! Yet his Affection outweigh'd his Anger. He could not think of abandoning his Child

to Want and Infamy. He applied himself to her false Lover, with an Offer of Half his Fortune; but the Temper of the Betrayer was savag'd with cruel Insolence. He rejected the Father's Offers, and reproach'd the Innocence he had min'd, with the Bitterness of open Scorn. The News was brought her, when in a weak Condition, and cast her into a Fever. And, in a few Days after, I saw her and her Child laid in one Grave together.

It was some Time after this, that I chanc'd to look into a Comedy of *Fletcher's*, called *The Knight of the Burning Pestle.* The Place I fell upon was, where Old *Merry-Thought* repeats these Verses:

'*When it was grown to dark midnight,*
And all were fast asleep:
In came Margaret's *grimly ghost,*
And stood at William's *feet.*

Which, I fancy, was the Beginning of some Ballad, commonly known, at the Time when this Author wrote.

These Lines, naked of Ornament, and simple as they are, struck my Fancy. I clos'd the Book, and bethought myself that the unhappy Adventure I have mentioned above, which then came fresh into my mind, might naturally raise a Tale, upon the Appearance of this Ghost. — It was then Midnight. All round me, was still and quiet. These concurring Circumstances work'd my Soul to a powerful Melancholy. I could not sleep; and at that Time I finish'd my little Poem, such as you see it here. If it continues to deserve your Approbation, I have my Aim; and am,

Sir,
Your most obliged, and most humble Servant, &c."

Dinsdale, adds:

This touching tale is said to have originated in the seduction of a daughter of Professor James Gregory, of St. Andrews, and afterwards of Edinburgh, by a son of Sir William Sharp, of Strathyrum, who had promised to marry her, and heartlessly deserted her. The young man was a nephew of Archbishop Sharp, of St. Andrews; and his base and inhuman conduct in this instance added greatly to the odium in which the name of Sharp had been previously held in that vicinity; and no doubt the impression was the more deep and painful in consequence of the universal respect which had long been entertained for the Gregory family, from which so many men of the highest scientific eminence had sprung.

The tragical story is thus alluded to by Dr. Irving: — "A daughter of this Professor, a young lady of great beauty and accomplishments, is said to have been the victim of an unfortunate attach-

ment, and to have furnished the subject of Mallet's ballad of *William and Margaret*."[1]

After this statement of the facts connected with the appearance of what is called Mallet's ballad, we must turn our attention to the mention of that author's name, in connection with 'William and Margaret', in contemporary writers.

Perhaps first in time are the following lines:

"But he that could, in tender strains,
Raise Margaret's plaining shade,
And paint distress that chills the veins,
While William's crimes are red;"

taken from Allan Ramsay's *Stanzas to Mr. David Malloch on his departure from Scotland.*[2] To the second line Ramsay adds the following note: "*William and Margaret,* a ballad, in imitation of the old manner, wherein the strength of thought and passion is more observed than a rant of unmeaning words." In August 1723 Mallet came to England. He was then eighteen years old, for the probable date of his birth is 1705. If Ramsay wrote these lines immediately after Mallet left Scotland they would mean that Ramsay knew the poet's claim to the authorship of the ballad, before it appeared in print in the *Plain Dealer.* In that case Mallet had probably entrusted the poem to Ramsay for publication. This would, however, not mean that Mallet need necessarily be the author. For he may have become acquainted with the ballad in Scotland. As a matter of fact, we know that some version of the ballad as printed by Chappell must have been known in Scotland, nay even popular, for the note attached to the broadside published in the Roxburghe Ballads says that 'this Ballad will sing to the Tunes of Montrose's Lilt, Rothes's Lament, or the Isle of Kell'. That is to say the old ballad had become popular enough in Scotland to be sung to three different *Scottish* tunes. It did not come across the border with its English tune, for very expressly the printer said that it 'would sing' to three national tunes one of which was very popular. For, what is called by the publisher 'Montrose's Lilt', is undoubtedly the same as 'Montrose's Lines', a song written by the Marquis of Montrose — probably about the middle of the 17th century, at all events after 1643 — to the favourite tune of *I will never love thee more.*

The next mention of Mallet as author of the ballad is, as we have seen, in the *Plain Dealer* and from that time onward till

[1] Dinsdale's Note: Lives of Scottish Writers (1850), vol. ii. 266. — See Ritson's Scottish Songs 1764, ii. 205; Dr. Hutton's *Dictionary* (179[b]), vol. i. 555; also Stenhouse's *Illustrations of the Lyric Poetry of Scotland* (1853), pp. 471, 519.

[2] Vide *Poems*, 1728, p. 257.

1773 nobody doubted his authorship. Thomson, the author of the *Seasons,* alludes to Mallet as the author in his Preface to the second edition of *Winter,* 1726. In 1728 Mallet published the ballad under his own name together with *The Excursion.*

For the next development I must quote Dinsdale.[1] "In a publication entitled *The Friends,* &c., London, 1773, 2 vols. (in the first volume, p. 71), is inserted a copy of *William and Margaret,* which it is stated was copied from an old Manuscript Book, and which the editor of that work contends was the original, and that Mallet adopted it for his own and altered it. On this, the first charge of plagiarism, Bishop Percy[2] has recorded his opinion in defence of Mallet. It is unfortunately a very superficial opinion. On this same pretended original another writer coincides with Bishop Percy." From that time onward doubt has again and again been expressed, sometimes hesitatingly, sometimes decisively. It is unnecessary to cite the opinions of the various critics. Most of them recognized or denied Mallet's claim without investigating the matter. An exception must, however, be made for Professor W. L. Phelps, who has given a very clear *résumé* of the state of things in Appendix II of his *English Romantic Movement* (1893). His conclusion is: 'We know that Hill published his disfigured version in July, 1724. Mallet saw it in print and noticed that no one claimed its authorship. Having the true copy in his own possession, he made a radical change in the first line, with trifling verbal alterations in the other stanzas, trumped up a story of the circumstances that led him to compose the poem and sent both story and poem to *The Plain Dealer,* taking care to withhold his name from the public. With great cunning he himself quoted the passage from the old drama, thus forestalling future criticisms on that score. Hill published Mallet's unsigned letter, but refused to publish the enclosed version of the ballad, probably because he liked his own improvements too well to have them superceded. Then Mallet, wanting a publisher for his own copy, handed it over to Allan Ramsay — who was thoroughly unscrupulous in matters of authorship[3] — and it appeared in Vol. II of the *Tea-Table Miscellany,* signed 'D. M.'. As no one put up a counterclaim to Mallet, he grew bolder, and in 1728 published the ballad with his full name in a volume of his own verse. Such seems to be a natural and probable account of what he did, why he did it, and what the results of his action were.'[4]

---

[1] p. 75.

[2] 4th ed. 1794, vol. III, p. 336.

[3] Mr. Phelps forgets that as early as 1723 Ramsay considered Mallet to be the author.

[4] p. 181.

This theory has been accepted, amongst others, by Beers in *A History of Romanticism in the XVIII*th *Century* (p. 283). Prof. Saintsbury in the chapter on the Lesser Verse Writers in Vol. IX of the *Cambridge History of English Literature* appears to adhere to the old theory that Mallet is the author. Child rejects the claim of Mallet. G. G. S., the writer of the article on Mallet in the *Dictionary of National Biography*, says: "his early ballad of 'William and Margaret', and the claim set up on his behalf to the authorship of the national ode of 'Rule Britannia', alone give him any title to posthumous recognition. But 'Rule Britannia', which appeared in its first form in the *Alfred* of 1740, although ascribed to Mallet, is probably by Thomson."

In an investigation into a man's claim to the authorship of a literary work, his personal character is not a neglectable quantity, nor is the quality of his other work unimportant. Mallet was not a scrupulous man, as is abundantly proved by his behaviour in the notorious Marlborough case and by his acceptance of money from Bolingbroke to libel Pope after his death. His claim to the authorship of *Rule Britannia* has been forcibly combated by Chappell and others, and his attitude in the case of Admiral Byng is not beyond suspicion. A man of Mallet's character would hardly scruple to claim as his own a poem which he had altered according to the taste of his day; especially not — and be this said in exoneration of the accused — in an age when literary forgeries were rife, when literary property was hardly recognized, and when a derelict ballad would most certainly not be regarded as any one's property.

After carefully weighing all that can be said for and against Mallet, I have come to the following conclusions: Mallet knew the fragments of the oldest version when he became acquainted with the broadside text. He made a few changes in this broadside version and read it to his friends or circulated copies of it among his literary acquaintances. In this manner Ramsay became acquainted with it and referred to Mallet as the author of the ballad. When Ramsay published the second volume of the *Tea-Table Miscellany* he inserted the ballad as Mallet's work. I quite agree with Mr. Phelps that much depends on the exact date of the *Tea-Table Miscellany*, but I think more depends on the date of the Stanzas *To Mr. Malloch on his Departure from Scotland*. Though there is still some uncertainty I believe we may date the former after 1724 (probably 1725), the latter before 1724 (probably 1723).

Meanwhile the editor of the *Plain Dealer* had somewhere picked up a copy of the broadside, in which another hand had made some alterations. Then Malloch — now resident in England — stepped in, and claimed the ballad as his own. The fact

that it appeared on two consecutive days — July 24 and 25 — in two periodicals would seem to point undeniably to the fact that a version, altered to suit the taste of the day, was published in that year, or, more probably, some time before Ramsay's stanzas. This version soon attracted the attention of literary men. There can be little doubt that this was Chappell's broadside, sold by chapmen, in England with the English tune,[1] in Scotland with the Scotch tunes. If Aaron Hill's statement is true — and I see no reason to doubt it — it had soon found its way into one or more garlands.

If it can be proved with absolute certainty that the broadside was printed in 1711, or at all events, long before 1723, Mallet's authorship is out of the question; if it was printed in 1723 or 1725 I see no reason to doubt that authorship, everything depends on this.

I think we must leave out of account two facts, viz. that Mallet was only eighteen in 1723, and that, if he is the author of the ballad, that poem is his only production entitling him to the rank of a poet. As regards the first point, several cases could be cited of very young poets producing excellent work; and as regards the second point, we should not forget that many a reputation is based on one poem or one novel. Besides *The Birks of Endermay*, which Mallet wrote certainly, is by no means despicable.

With regard to the two divisions I and II, I must repeat most decisively that, although connected, I is a real old ballad, II an undoubted broadside ballad of the latter part of the 17th century or perhaps the beginning of the 18th century.

Those interested in the music of this ballad, I refer to Chappell's *Popular Music of the Olden Time* (1855, pp. 382—4; 1893, II, pp. 131, 2), and to Dinsdale's *Ballads and Songs by David Mallet*, pp. 129 ff. The fact that the ballad would 'sing to the Tunes of *Montrose's Lilt, Rothes's Lament, or the Isle of Kell*' makes it improbable that Mallet was the author, for we can hardly believe that *his* version had become so popular (if we are allowed to speak of Mallet's version) in the few years that elapsed between 1722 or 1723 and 1725, if this latter is the approximate date of Chappel's ballad.

The only things that can be said with absolute certainty are:

1. that Ramsay, when he wrote his farewell lines to Malloch (which must have been in 1723) knew, or believed, that the latter was the author of the ballad.
2. that in 1724 and 1725 the ballad was repeatedly printed, and became widely known.

[1] Presumably.

3. that the ballad was sung to various Scotch tunes.
4. that the ballad was sold as a broadside between 1711 and 1725.[1]
5. that apparently during Mallet's lifetime his authorship was never questioned.
6. In favour of Mallet's authorship is Ramsay's farewell poem.
7. Against his authorship would be the early date of Chappell's ballad, if it can be undeniably fixed at 1711 or shortly after.
8. Against his authorship is the remarkable fact that Chappell's broadside exists at all, and is written to three Scotch tunes.
9. Against his authorship is the fact that he pretended the story was based on a real event.

Thus my final words must be: non liquet.

Amsterdam. A. E. H. Swaen.

[1] The authorities of the British Museum "consider 1725 a reasonable date and 1711 absurd".

Über Bret Hartes Drama 'Two Men of Sandy Bar'.

Die meisten Kritiker[1] sind sich wohl darüber einig, daß Bret Hartes Stärke nicht auf dramatischem Gebiete lag, sondern fast ausschließlich auf dem der 'kurzen Geschichte'. In den folgenden Ausführungen soll nun auch keineswegs eine Ehrenrettung des Dramatikers Bret Harte versucht werden — ein allzu schwieriges Unterfangen! —, aber eine kurze Untersuchung über *Two Men of Sandy Bar*, das einzige seiner Stücke, das er in die Gesammelten Werke einschloß und das in Deutschland durch die Tauchnitz-Bibliothek leicht zugänglich ist (Nr. 1642), ist um deswillen vielleicht nicht fehl am Ort, weil Bret Harte wohl der bedeutendste amerikanische Schriftsteller ist, der sich um die Mitte der siebziger Jahre auf die Bretter gewagt hat. Sein Stück gewinnt daher an literarhistorischem Interesse, was ihm an ästhetischen Werten abgeht.

I.

Wenn wir uns fragen, was Bret Harte nach seinen Erfolgen als Erzähler überhaupt auf die Bühne trieb, so weisen uns seine Biographen meist darauf hin, daß er einerseits stets von einer lebhaften Neigung fürs Theater erfüllt gewesen sei, anderseits lassen sie vermuten, daß er durch eigene Stücke dem Treiben jener geschäftigen Leute entgegentreten wollte, die seine Novellen unbefugterweise dramatisierten.[2] Einen dritten Grund betonen sie aber, offenbar aus lauter Diskretion, fast gar nicht, obwohl er nach Bret Hartes eigenem Geständnis ausschlaggebend war, nämlich materielle Erwägungen. Seit er California ver-

[1] Folgende drei Bücher bilden den Grundstock jeder Bret-Harte-Bibliographie: T. Edgar Pemberton, *The Life of Bret Harte,* London 1903, 345 S. Wertvoll als erster Versuch. Wichtig ist besonders Kapitel VII: *In and about Stageland,* das ziemlich viel Material über Bret Hartes dramatische Versuche enthält. Aber der allzu anpreisende und bewundernde Ton mißfällt, und Bret Hartes Jugendjahre sind recht stiefmütterlich behandelt. [Vorhanden auf der Kgl. Bibliothek, Berlin.] — Henry W. Boynton, *Bret Harte. Contemporary Men of Letters Series.* London 1905. Der amerikanische Verfasser nennt das vorige Buch des Engländers Pemberton *'at once perfunctory and fulsome'*, zitiert ihn aber auf Schritt und Tritt. Enthält kein neues Material über das Leben des Dichters. Die literarische Würdigung geht ziemlich streng mit Bret Harte ins Gericht. [Vorhanden auf der Universitätsbibliothek, Berlin.] — Henry Childe Merwin, *The Life of Bret Harte. With some account of the California Pioneers.* London 1912. Ein gründliches und ansprechendes Buch eines Amerikaners. Enthält zahlreiches neues Material zu Bret Hartes Leben, besonders seine Jugendjahre. Die literarische Studie ist durchaus geschmackvoll und gerecht abwägend. [Vorhanden auf der Kgl. Bibliothek, Berlin.]

[2] Pemberton, S. 257 u. 263.

lassen hatte, lebte Bret Harte stets auf ziemlich großem Fuße und hatte Mühe, seine Ausgaben mit seinen Einnahmen in Einklang zu bringen. Gelang nun ihm, der in Amerika und in England, in Deutschland und in Frankreich als Erzähler so gut eingeführt war, ein glücklicher Wurf auf dem Theater, so war seinen Finanzen vielleicht zeit seines Lebens geholfen. Daß dem wirklich so war, dafür liegt zwar für unser Stück kein unmittelbares Zeugnis vor, aber in einem späteren Briefe vom 1. Juli 1898 schreibt Bret Harte an seinen Freund und Vertrauensmann A. P. Watt über sein und Pembertons Stück *Sue* (einer Dramatisierung von *The Judgment of Bolinas Plain*): 'I trust that the flattering reception [of *Sue*] ... will ensure its financial success — which perhaps is my only excuse for diverging from my beaten path of pure romance-writing ... Let us hope that *Sue* may offer a little rest and recreation for us both at the wayside.'[1]

Was aber für das Jahr 1898 gilt, das dürfen wir sicher auch auf die Neuyorker Zeit von 1872—78 anwenden, besonders nachdem der lukrative Vertrag mit dem *Atlantic Monthly* (1871—72) nicht mehr erneuert worden war.[2]

Aber diese finanziellen Sorgen waren für Bret Harte zu gleicher Zeit ein Ansporn, sein Allerbestes zu geben. Er suchte nach neuen Erfolgen auf mehreren anderen Gebieten, besonders auch auf dem des Romans; denn seine einzige lange Erzählung, der zweibändige *Gabriel Conroy*, wurde um diese Zeit und in der Absicht verfaßt, etwas wirklich Gutes und Neues zu schaffen. Erschienen ist er zuerst 1876 in *Scribner's Magazine*. Die Kritik verhält sich auch diesem Werke gegenüber ziemlich ablehnend. In der Tat ist die Handlung des Romans zu verkünstelt, und die Intrige mit ihren mehrfachen Verwechslungsmotiven und Namensvertauschungen kommt besonders zu Anfang nur mühsam ins Geleise. Aber der Charakter des Titelhelden, des ungeschlachten Gabriel, und sein inniges Verhältnis zu seiner schalkhaften kleinen Schwester ist zweifellos gut gesehen; und der müßte doch ein ausgepichter 'Literat' sein, der den Schluß des sechsten Buches (wo Gabriel fast den Lynchern in die Hände gerät) und die darauffolgende Gerichtsverhandlung trotz aller Unwahrscheinlichkeiten und allzu romanhafter Einzelheiten nicht mit fliegenden Pulsen läse. Und 'spannend' zu sein, ist trotz allem noch nicht das schlechteste Lob, das man einem Roman spenden kann. Bret Harte selbst hatte immer eine besondere Vorliebe für *Gabriel Conroy*, und er hegte sogar die Absicht, den Roman zu dramatisieren.[3]

[1] In anderem Zusammenhang zitiert von Pemberton, S. 314.
[2] Merwin, S. 231 ff.
[3] Pemberton, S. 269.

Mit der gleichen Sorgfalt nun wie an seinem Roman arbeitete Bret Harte auch an seinem vieraktigen Theaterstück *Two Men of Sandy Bar,* das um dieselbe Zeit entstand. Er schrieb es für die Truppe des Schauspielers Stuart Robson, der darin selbst die wichtige Nebenrolle des Oberst Starbottle übernehmen sollte. Die weitere Geschichte des Stückes kann man bei Pemberton (S. 257 ff.) nachlesen: Es wurde zum erstenmal aufgeführt am 1. September 1876 in Neuyork, im *Union Square Theatre,* als ein '*Original American Comedy Drama*'. H. Tissington hatte eine Begleitmusik dafür geschrieben — ebenfalls '*entirely original*'. In Neuyork gefiel das Stück nicht, und die Presse fiel in rüder Weise darüber her, aber in Baltimore und Washington scheint Robsons Truppe ganz auf ihre Rechnung gekommen zu sein.

II.

Nach einem passenden Stoff brauchte Bret Harte nicht lange zu suchen. Er nahm die meisten Charaktere sowie das nötige Rohmaterial zur Handlung aus seinen eigenen Erzählungen. Schon Pemberton hebt hervor, daß das Stück wesentlich eine Erweiterung der Erzählung *Mr. Thompson's Prodigal* sei.[1]

Der Inhalt dieser Geschichte ist kurz folgender: Herr Thompson, ein früher hartherziger, jetzt aber 'bekehrter' Bürger des Ostens, hat seinen verlorenen Sohn lange vergebens in California gesucht und sich schließlich in San Franzisko niedergelassen. Eines Nachts wird er von einem Wegelagerer überfallen, der sich Charles Thompson nennt und den er für seinen Sohn hält. Bei einem 'Versöhnungsmahl', das zu Ehren des verlorenen Sohnes am ersten Jahrestage der Wiedervereinigung stattfindet, taumelt plötzlich ein zerlumpter, betrunkener Mann in den Festsaal hinein — Herrn Thompsons wirklicher Sohn, der in dem Rivalen zur Seite seines Vaters einen alten Kumpan und Spießgesellen erkennt. Der falsche Sohn bekennt jetzt offen seinen Betrug: er hatte bestimmt geglaubt, daß sein früherer Kamerad längst zugrunde gegangen sei und daß er niemandes Platz wegstehle. Nun aber ist er entschlossen, dem rechtmäßigen Erben zu weichen. Und während der richtige Sohn noch in seinem Rausche schnarcht, stiehlt sich der falsche leise zur Tür hinaus, um in der Großstadt gänzlich unterzutauchen.

Wie stellt sich nun dieser Skizze gegenüber die Handlung des Stückes dar?

Alexander Morton sen., ein reicher Yankee-Bankier, hat seinen

[1] Bei Tauchnitz in *An Heiress of Red Dog and other Stories,* 1879 (S. 276—288): der Sammelband enthält Werke, die früher, größtenteils 1871—72, erschienen sind. Vgl. Merwin, S. 231—32.

leichtsinnigen Sohn (gleich ihm Alexander oder kurz 'Sandy' genannt) wegen seines lockeren Lebenswandels verstoßen. Sandy wandert nach California aus, im Glücksjahr 1849, um in den Goldminen sein Glück zu suchen. Hier heiratet er eine Frau von zweifelhaftem Ruf, 'the Duchess', ohne zu wissen, daß sie schon die rechtmäßige Gattin eines australischen Exsträflings namens Pritchard ist. Die 'Duchess' gebiert Sandy einen Sohn, läuft aber bald darauf mit seinem besten Freunde John Oakhurst auf und davon. Oakhurst verläßt sie jedoch sofort wieder, als er von ihrer ersten Ehe mit Pritchard erfährt.

All dies wird nach und nach als Exposition mitgeteilt. Der erste Akt setzt dann hier ein: Sandy, jetzt ganz dem Trunke verfallen, hat sich inzwischen als *cow-boy* bei dem Spanier Don José Castro verdingt und besonders das Vertrauen von dessen Tochter Jovita gewonnen. Er darf sie sogar bei den heimlichen Zusammenkünften betreuen, die sie ihrem Geliebten gewährt, und der Harmlose ahnt nicht, daß dieser Geliebte kein anderer ist als sein ehemaliger Freund John Oakhurst, der jetzt ein berüchtigter Spieler geworden.

Aber Sandys Bleiben bei Don José ist nur von kurzer Dauer. Der besorgte Vater vermutet in ihm zu Unrecht den Liebhaber seiner Tochter und entläßt ihn — gerade in dem Augenblick, als sein Vater, Alexander Morton, begleitet von seinem juristischen Beistand Col. Starbottle, in Don Josés Haus tritt. Der alte Morton hat sich nämlich inzwischen 'bekehrt', wie das in den puritanischen Kreisen Neuenglands so üblich war, hat sein Geschäft nach San Franzisko verlegt und befindet sich jetzt auf der Suche nach seinem verlorenen Sohn. Durch allerlei Zufälle wird der alte Herr auf den Gedanken gebracht, John Oakhurst, der gekommen um Jovita zu entführen, sei der verstoßene Sohn, und John, schlau wie er ist, macht sich den Irrtum zunutze, zumal da er selbst von Sandy jede Spur verloren. Er gelobt feierlich, sich zu bessern, und in einem Jahre, wenn er die Probe bestanden, soll er Jovita zum Altar führen.

II. Akt. Von all dem weiß der Pechvogel Sandy natürlich nichts. Der wandert wieder zurück ins Minengebiet, nach *Red Gulch*, nach der 'Roten Schlucht'. Dort macht er schüchterne Annäherungsversuche an Miß Mary Morris, eine arme Schullehrerin, das Muster aller weiblichen Tugend, die gleich ihm aus den Neuengland-Staaten eingewandert ist. Aber wiederum ist ihm das Glück nicht hold. Denn Mary ist eine entfernte Verwandte des alten Morton, der ihren Eltern einst schweres Unrecht tat. Jetzt, nach seiner 'Bekehrung', will er sie aus ihren ärmlichen Verhältnissen emporheben und sie in sein reiches Haus aufnehmen, wie er jüngst seinen Sohn angenommen hatte. So

muß Sandy zu seinem Schrecken von Mary (die seinen wahren Namen nicht kennt) erfahren, daß ein anderer seinen Platz im Vaterhause besetzt hat, und sein Entsetzen erreicht den Höhepunkt, als er von dritter Seite hört, daß niemand anders als Oakhurst ihm seinen Namen streitig macht. Zu allem Unglück stellt sich jetzt auch noch die 'Duchess' ein mit ihrem Kinde, als dessen Vater sie Sandy angibt, und Sandy verliert in den Augen der gestrengen Lehrerin noch den letzten Rest von Hochachtung.

Der dritte Akt führt uns nach San Franzisko ins Bankhaus der Firma, die nun seit fast einem Jahre 'Morton & Son' heißt. Oakhurst hat sich tatsächlich gebessert und dem Geschäft wichtige Dienste erwiesen. Aber innerlich ist er mit sich unzufrieden; sein Gewissen plagt ihn; das alte Leben lockt ihn, und er ist entschlossen, am Jahrestage seines Einzugs alles zu offenbaren. Zuvor aber gilt es noch, den Einbrechern auf die Spur zu kommen, die unlängst einen großen Diebstahl in der Bank verübt haben. Oakhurst legt sich des Nachts im Kontor auf die Lauer, wird von den Einbrechern, die zu neuen Taten zurückgekehrt sind, übermannt, aber von einem Detektiv gerettet. Der Führer der Diebesbande ist kein anderer als Pritchard, der legitime Gatte der 'Duchess'. Von ihm erfährt Oakhurst, daß Sandy noch am Leben ist, und in der Tat erscheint der richtige verlorene Sohn gerade in dem Augenblick, als auch der alte Morton, durch den Lärm herbeigerufen, ins Kontor tritt. Der Vater hält den Sohn für einen der Einbrecher und will ihn niederschießen, aber durch das Dazwischentreten Oakhursts verfehlt die Kugel ihr Ziel.

IV. Akt. Oakhurst beschließt sofort, Sandy zu seinem Rechte zu verhelfen. Er läßt den alten Morton, der sich immer noch im Irrtum befindet, ein Dokument unterschreiben, worin er (Morton) seine Erlaubnis zur Ehe mit Jovita zurückzieht und einen Bund seines Sohnes Alexander mit Miß Mary zu unterstützen verspricht. Endlich darüber aufgeklärt, wer der richtige Sohn eigentlich ist, verstößt Morton voller Wut sowohl Sandy als Oakhurst. Der letztere nimmt alle Schuld auf sich und will allein von dannen ziehen. Aber die feurige Jovita gibt ihn nicht auf, und ihr braver Papa schickt sich sofort in die veränderten Verhältnisse. Nun läßt sich auch der alte Morton erweichen. Er vergibt seinem Sohne alles und nimmt ihn sowie Oakhurst, den er adoptieren will, ins Geschäft auf. Sandy aber wird nach einem Prüfungsjahr die geliebte Mary heimführen; denn die 'Duchess' hat sich mit Pritchard nach Australien geflüchtet — unter Zurücklassung des Kindes, bei dem Mary Mutterstelle vertreten will.

III.

Aus dieser gedrängten Inhaltsangabe des sehr langen Stückes — bei Tauchnitz zählt es 239 Seiten — ergeben sich die Vergleichspunkte mit der kurzen Erzählung '*Mr. Thompson's Prodigal*' von selbst. Es erübrigt sich also, genauer hervorzuheben, wie die knappe, dramatische Handlung der Novellette durch Herbeiziehung von allerlei Beiwerk stark verwässert wurde, und wie besonders der elegische Schlußakkord einem aufdringlichen Finale in Fortissimo und in Dur hat weichen müssen. Es ergibt sich des weiteren, daß das Stück vorwiegend auf die Intrige eingestellt ist und daß die Entwicklung der Charaktere erst in zweiter Linie in Betracht kommt.

Wir fragen uns also zunächst, ob es dem Autor einigermaßen gelungen ist, diese Intrige wahrscheinlich zu machen, d. h. wie es mit seiner Technik bestellt ist. Die Antwort hierauf muß allerdings ziemlich ungünstig ausfallen. Daß die in der Exposition enthaltenen Elemente so außerordentlich romantisch sind, davon wollen wir ganz absehen. Denn nach Merwins Zeugnis war das Leben der kalifornischen 'Pioniere' tatsächlich reich an den unwahrscheinlichsten Begebenheiten.[1] Aber die Art und Weise, wie aus der einmal konstruierten Vorgeschichte die Handlung abgeleitet wird, erscheint oft ungeschickt und unglaubwürdig. Jeder folgende Akt ist eigentlich immer nur ermöglicht durch ein gesteigertes — und daher um so wankelmütigeres — Mißverständnis aus dem vorhergehenden.[2]

So erscheint vor allem Sandys unbekümmerter Rückzug aus Don Josés Hause in demselben Augenblick, wo er den Besuch eines Alexander Morton ankündigen hört, als äußerst erkünstelt. Der Name Morton erschüttert ihn aufs tiefste, er kreuzt sich sogar flüchtig mit seinem Vater, und doch unterläßt er es, Nachforschungen anzustellen! Seine Trunkenheit kann diese Nachlässigkeit nicht genügend begründen.

Ebenso unnatürlich erscheint die Verwicklung im zweiten Akt. Was hält Sandy davon ab, sich Mary gegenüber als den richtigen Alexander Morton zu erkennen zu geben? Und als die 'Duchess' von ihrem Kinde und dessen Vater erzählt (S. 114), kommt es seltsamerweise Mary nicht in den Sinn, trotz Sandys

[1] Hierher gehört besonders das Motiv der Freundestreue, die selbst dadurch nicht beirrt wird, daß der eine Freund die Frau des anderen entführt — ein Vorwurf, den Bret Harte bekanntlich in seinem ergreifenden *Tennessee's Partner* benutzt hat. — Vgl. Merwin, Kap. 5—9.

[2] Diese fortwährenden Verwechslungen und Namensvertauschungen sind Motive, die Bret Harte schon bis zum Überdruß in *Gabriel Conroy* verwendet hatte.

auffälligem Benehmen sich irgendwie in das 'Geheimnis' zu vertiefen, das sie soeben noch 'entdecken' wollte (S. 109).[1]

Der ganze zweite Akt ist deshalb bemerkenswert, weil er in der Hauptsache eine getreue Wiederholung einer hübschen kurzen Erzählung ist, die Bret Harte schon früher als *The Idyl of Sandy Bar* veröffentlicht hatte.[2] Da erzählt er in seiner besten Manier, wie Sandy — hier als Waise gedacht! — sich ähnlich wie im Drama unter dem wohltätigen Einfluß der tugendsamen Lehrerin Mary aus einem Trunkenbold in einen anständigen Menschen verwandelt. Dann aber wird das Idyll gestört durch das Dazwischentreten einer übelbeleumundeten Frau.[3] Sie will der Lehrerin, die den Winter über die Siedelung verläßt, ihren Knaben anvertrauen. Dabei stellt sich heraus, daß Sandy, der mit seinem bürgerlichen Namen auch hier Alexander Morton heißt, der Vater des Kindes ist. Mary versteht sich trotzdem dazu, für den Knaben zu sorgen, aber nur unter der Bedingung, daß Sandy niemals wieder einen Versuch macht, sich seinem Sohne oder ihr selbst zu nähern.

Der Dialog der 4. Szene des 2. Aktes (S. 110—13), d. h. die Unterredung zwischen Mary und der 'Duchess', ist aus der Erzählung (S. 71—73) fast wortwörtlich übernommen, nur die Zwischenbemerkungen Marys sind neu eingeführt. Diese Szene zeigt uns noch besser fast als der Vergleich mit *Mr. Thompson's Prodigal* die Grenzen von Bret Hartes dramatischem und erzählendem Können. Bei der Novelle kommt es einem kaum zum Bewußtsein, daß nur die Kindesmutter spricht; die seelische Rückwirkung auf Mary ergänzt sich der Leser gern selber aus ein paar knappen Andeutungen. Beim Drama dagegen versucht es der Dichter, durch *apartes* und ein paar ganz nebensächliche Bemerkungen die Rolle der Gegenspielerin zu heben; die schöne Natürlichkeit der Erzählung wird aber keineswegs erreicht.

Der dritte Akt mit seinen Räuber- und Knalleffekten bewegt sich im bewährten Fahrwasser dessen, was man heutzutage als Kinodramatik bezeichnet.[4] Der Einbruchdiebstahl bringt noch

[1] Abgesehen von diesen Unwahrscheinlichkeiten enthält dieser Akt einige Szenen wirksamster Theatralik, so besonders das Auftreten von Concho (Don Josés Majordomo). Er ist es, der Sandy von dem Doppelspiel Oakhursts in Kenntnis setzt — desselben Oakhurst, den Sandy soeben noch aufsuchen wollte als sichersten Zeugen seiner Identität!

[2] *Prose and Poetry by Bret Harte*, vol. 1, S. 62—75; Leipzig, Tauchnitz, 1872.

[3] Ein Name wird nicht genannt; sie entspricht natürlich der 'Duchess' im Stück, deren Name und zweifelhafter Charakter den Lesern Bret Hartes schon aus den *Outcasts of Poker Flat* (*Prose and Poetry* I, 18—32) bekannt war. — In eben dieser Erzählung spielt die Hauptrolle bekanntlich John Oakhurst, der durch Selbstmord endet.

[4] In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß im heutigen Amerika sich

dazu ein ganz neues Element, und man fühlt ordentlich die Anstrengung, die es dem Autor kostet, die immer verwickeltere Intrige weiterzuführen. Ganz typisch für das sentimentale Melodrama ist auch folgende Episode (IV, 1, S. 143—47): York, einer von Oakhursts früheren Spielergenossen, der sich gleich ihm zur Ruhe gesetzt und wirklich 'bekehrt' hat, hinterlegt eine hohe Summe und bittet darüber zu verfügen, falls die Bank durch den Diebstahl in Zahlungsschwierigkeiten gerate. Dieses blinde Vertrauen seines ehemaligen Spießgesellen rührt Oakhurst so sehr, daß er sich zu einem langen Monolog aufrafft, in dem er seinen edlen Entschluß ankündigt, das Feld endgültig zu räumen. Es ist bezeichnend für Bret Hartes Technik, daß hier wieder ein neues, von außen kommendes Motiv herhalten muß, um diese wichtigste Peripetie des Stückes herbeizuführen.[1]

Am klarsten aber zeigt sich Bret Hartes dramatisches Unvermögen im vierten Akt. Nachdem der verhängnisvolle Schuß am Ende des dritten Aufzuges gefallen, bedürfte es, sollte man meinen, nur noch einiger aufklärender Worte Oakhursts, um das Stück zum guten Abschluß zu bringen. Unser Autor aber benötigt noch einen ganzen Akt von sechs langen Auftritten mit dreimaligem Szenenwechsel, um den allzu verschlungenen Knoten sacht zu lösen. Weil aber die absteigende Handlung allein doch gar zu dürftig wäre, so hat er wiederum ein neues Motiv eingeflochten, das noch heutzutage als typisch für das amerikanische Volksstück gelten kann: das des rückfälligen und des bekehrten Säufers. Für den europäischen Geschmack ist diese Whiskypoesie — zumal mit moralisierender Tendenz wie hier — etwas trivial oder auch widerlich; drüben aber gilt sie offenbar immer noch für erbaulich.[2] Morton senior, der seit langem dem Alkohol abgeschworen, beginnt nämlich plötzlich wieder Geschmack daran

---

tatsächlich ein älterer Film noch immer allgemeiner Beliebtheit erfreut, der einen ganz ähnlichen Vorwurf behandelt und *The Three College Chums* heißt. Er schildert, wie drei Studenten, die für den ersten Jahrestag ihrer Graduierung ein Wiedersehen ausgemacht haben, sich tatsächlich treffen, aber unter ganz anderen Umständen als ursprünglich beabsichtigt. Der eine bricht nämlich im Hause des anderen ein, und der dritte, als Detektiv, bringt die Sache schließlich ins reine!

[1] Auch die Gestalt Yorks findet sich in den Erzählungen. Vgl. *The Iliad of Sandy Bar*, wo er und sein ehemaliger *'pardner'* Scott als unversöhnliche Prozeßhanseln erscheinen. — (Bei Tauchnitz in *An Heiress of Red Dog and other Sketches*, S. 258—75.)

[2] Das zugkräftigste Stück der letzten Jahre (1912—14), *Bought and Paid for*, von George Broadhurst, das einen sogar für amerikanische Verhältnisse beispiellosen Erfolg hatte, ist im wesentlichen darauf aufgebaut: Ein reicher Geschäftsmann 'kauft' sich eine hübsche, aber arme Frau. Und sie 'zahlt dafür': er entpuppt sich als ein wüster Trinker. Es erfolgt Scheidung und schließlich Wiedervereinigung mit dem gebesserten Mann.

zu finden. Er betrinkt sich auf offener Szene, während Sandy sich auf einmal zur Enthaltsamkeit bekennt. Dabei wird der Darsteller des alten Morton angewiesen (S. 195), in dessen Trunkenheit die frühere seines Sohnes diskret nachzuahmen — d. h. die erbliche Belastung wird zur Erbauung des Publikums *ad oculos* demonstriert.

Zusammenfassend läßt sich also über Bret Hartes Bühnentechnik sagen, daß seine Intrigenführung allzusehr auf die Gutgläubigkeit der Zuschauer spekuliert, und daß sie oft unerträglich breit wird. Anderseits aber ist anzuerkennen, daß er sich bemüht, die geringsten Vorgänge bis aufs kleinste zu motivieren und die verzwickte Handlung durch ein ganzes System von Hin- und Rückverweisen möglichst deutlich zu gestalten.

IV.

Eng mit der Technik des dramatischen Aufbaues verwandt ist die Führung des Dialogs. Hier bewegt sich Bret Harte gänzlich in den Bahnen der damaligen melodramatischen Konvention, als deren Hauptvertreter Dion Boucicault (1820 bis 1890) anzusehen ist.[1] Auch Dickensscher Pathos klingt an manchen Stellen durch. Uns erscheint diese Sprache mit ihrem gewollten Bombast und ihrer gezuckerten Sentimentalität als unwirklich und altmodisch. Beim englischen Publikum aber riefen diese Bravourstücke tosenden Beifall auf offener Szene hervor. Ein typisches Beispiel für ein solches Paradestück ist die Tirade, die Sandy im ersten Akt (S. 28—30) losläßt, um Jovita vom Davonlaufen aus dem Vaterhause abzuhalten:

Sandy [*unheeding Jovita's passion, and becoming more earnest and self-possessed*]: Ef you hed a father, miss, ez instead o'harkinin' to your slightest wish, and surroundin' ye with luxury, hed made your infancy a struggle for life among strangers, and your childhood a disgrace and a temptation; ef he had left ye with no company but want, with no companions but guilt, with no mother but suffering; ef he had made your home, this home, so unhappy, so vile, so terrible, so awful, that the crowded streets and gutters of a great city was something to fly to for relief; ef he had made his presence, his very name, — your name, miss, allowin' it was your father, — ef he had made that presence so hateful, that name so infamous, that exile, that flyin' to furrin' parts, that wanderin' among strange folks ez didn't know ye, was the only way to make life endurable; and ef he'd given ye, — I mean this good old man Don José, miss, — ef he'd given ye as part of yer heritage a taint, a weakness in yer very blood, a fondness for a poison, a poison that soothed ye like a vampire bat and sucked yer life-blood [*seizing her arm*] ez it soothed ye; ef this curse that hang over ye dragged

[1] Vgl. Pemberton, S. 260 u. 261 über Bret Hartes künstlerisches und persönliches Verhältnis zu Boucicault. Eine vortreffliche Charakteristik des englischen Melodramas um 1830 gibt W. Dibelius, *Charles Dickens* (Leipzig 1916), S. 68 ff.

ye down day by day, till hating him, loathing him, ye saw yerself day by day becoming more and more like him, till ye knew that his fate was yours, and yours his, — why then, Miss Jovita [*rising with an hysterical, drunken laugh*], why then, I'd run away with ye myself, — I would, damn me!

Jovita [*who has been withdrawing from him scornfully*]. Well acted, Diego.[1]

Den Monolog — besonders den selbstcharakterisierenden — mißbraucht Bret Harte in einer für uns unangenehmen Häufigkeit. Geradezu unerträglich aber sind die zahllosen *asides*, die fast durch jede halbwegs wichtige Bemerkung des Gegenspielers hervorgerufen werden. Sie sind entweder rein reflektierend, oder, was noch mehr befremdet, sie enthüllen dem Zuschauer die künftigen Pläne der handelnden Personen.

V.

Bei der Betrachtung der Charaktere drängen sich einige prinzipielle Erwägungen auf. In der kurzen Erzählung werden meist nur Ausschnitte aus dem Leben der handelnden Personen geboten, und ihr Charakter braucht nur insoweit entwickelt zu werden, als es die Ökonomie dieser kurzen Handlung erfordert. Es sind gleichsam kraftvolle Relieffiguren, die sich jeweils in der vom Künstler gewollten Stärke von dem gemeinsamen Hintergrund einer gewissen Stimmung abheben. Dieser Hintergrund verleiht dem Ganzen erst die richtige Einheit und Geschlossenheit. So wirkt zum Beispiel der Schneesturm in den *Verbannten von Poker-Flat*; so wirkt, in *Tennessee's Partner*, die Beschreibung des Leichenzuges, auf die dann die dramatische Trauerrede des Helden gesetzt wird; so wirkt, in etwas anderem Sinne, das Milieu in der Familie Morpher, wo 'Mliss' ihre Kinderjahre zubringt.

Beim Drama hingegen fehlt jener schildernde Hintergrund. Hier wollen wir den g a n z e n Menschen kennenlernen, wir wollen gleichsam wissen, wie die handelnden Personen sich in j e d e r Lage des Lebens bewegen würden. Hier ist es mit einer äußerlichen Beobachtungsgabe, die charakteristische Einzelzüge hervorhebt, nicht mehr getan. Hier handelt es sich darum, den Menschen von innen heraus gänzlich zu erfassen, und alle Charakteranalyse muß zur dramatischen Synthese werden. Natürlich muß vieles unausgesprochen bleiben; aber alles, was gesagt wird, muß neben der Ökonomie der Handlung wesentlich auch dem All-

[1] Man beachte, daß Sandys Anspielungen auf seine eigenen Verhältnisse Jovita gegenüber verlorengehen und nur ans Publikum gerichtet sind. — Ähnliche rhetorische Glanzleistungen finden sich vereinzelt auch in *Gabriel Conroy*. Vgl. besonders I, 285 (Tauchnitz): die Tirade Perkins', und II, 83: die leidenschaftliche Rede von Gabriels Gattin.

gemein-Menschlichen, dem Gesamtcharakter der Figuren, dienen. Mit anderen Worten: die Intrige muß der Psychologie der Charaktere stets unterworfen sein; sie darf aus Menschen keine Puppen machen.[1]

Und gerade hierin liegt die Schwäche Bret Hartes. Weil er keine bis ins Innere vordringende analytische Gabe besaß, war es ihm versagt, im großen Charakterroman bedeutende Erfolge zu erzielen — denn *Gabriel Conroy* ist, trotz der oben erwähnten Vorzüge, eben doch in der Intrige steckengeblieben. Und eben deshalb ist unser Autor auch kein Dramatiker geworden: diese Art der Synthese war ihm völlig versagt.

Es verlohnt sich kaum der Mühe, die Charaktere unseres Stückes einzeln durchzugehen. Ihre Psychologie ist von der rudimentärsten Art; sie sind wenig mehr als Marionetten, die sich mit sichtlicher Anstrengung um das Abspielen einer komplizierten Geschichte bemühen. Die Charaktere sind entweder ganz 'einfach', und geben dann zu weiteren Bemerkungen keinen Anlaß. So z. B. Don José, der nur der brave Vater ist; so Jovita, die nur romantisch, und Mary, die nur sentimental handelt. Oder sie sind 'gemischt', d. h. verschiedene Gefühle ringen mit ihnen. So ist der starke John Oakhurst als Spieler und Liebhaber, als Freund und Verräter zugleich gedacht; so wird in dem schwachen Sandy sein besseres Selbst lange durch das Laster des Trunkes gehemmt. In diesem zweiten Falle läßt dann die leidige Intrige erst recht keinen richtigen Widerstreit der Gefühle aufkommen.

Schließlich sei noch ganz kurz auf zwei aus den Erzählungen wohlbekannte Gestalten hingewiesen, die Bret Harte eben um ihrer Beliebtheit beim Publikum willen in das Stück einführte. Es sind dies der Chinese Hop Sing und Col. Starbottle, der Rechtsbeistand des alten Morton. Ersterer, mit seinem gelungenen Englisch, erinnert natürlich sofort an alle die anderen Asiaten in Bret Hartes Werken, besonders a den 'Heathen Chinee' Ah Sin, von dessen Durchtriebenheit 'Truthful James' in dem bekannten Gedicht berichtet.[2] Hop Sing tritt nur einmal auf, im zweiten Akt als Begleiter Conchos, und hat mit der Handlung fast nichts zu schaffen. Col. Starbottle erscheint dagegen als der *Spiritus rector* in mehr als einer wichtigen Episode und fühlt sich, wie immer, 'personally responsible' für das Ganze. Bald klug und edelmütig, bald feige und lächerlich, wirkt diese Figur in der Hauptsache possenhaft, und es bedurfte der Kunst

---

[1] Vgl. auch *Literarisches Echo* XVIII (1916), S. 620, und Canby, *The Short Story*, Yale Studies in English XII, 1902.

[2] *Prose and Poetry* II, 231: '*Plain Language from Truthful James*'.

eines Schauspielers wie Stuart Robson, um sie einigermaßen glaubhaft zu machen.[1]

Alles in allem haben wir also in *Two Men of Sandy Bar* ein Schauspiel vor uns, bei dem die Mängel die Vorzüge entschieden überwiegen. Langatmig im Aufbau, schwach in den Charakteren, oft sentimental in der Sprache, verrät es den dramatischen Anfänger auf Schritt und Tritt. Aber bei all diesen Mängeln berührt uns ein Umstand sympathisch: die peinliche Sorgfalt, mit der das ganze Stück gearbeitet ist, und der fast rührende Eifer, der sich in der Überfülle der benutzten Motive kundgibt.

Würzburg. Walther Fischer.

[1] Viel einheitlicher erscheint Starbottle in *Gabriel Conroy*, wo er gegen Schluß eine Hauptrolle spielt. — Über die angeblichen Urbilder des Starbottle gehen die Angaben Pembertons (S. 143) und Merwins (S. 135) auseinander.

Sprache als Äußerung und Sprache als Mitteilung.

(Grundfragen der Onomasiologie.)

I.
Einleitung.

Der Forscher kann der Sprache gegenüber zwei grundsätzlich verschiedene Standpunkte einnehmen. Entweder betrachtet er sie als Ausdruck eines sich im Menschen vollziehenden psychischen Geschehens: die Sprache erscheint ihm als Äußerung; oder aber er betrachtet sie als Verständigungsmittel zwischen den Mitgliedern einer mehr oder weniger ausgedehnten Sprachgemeinschaft: die Sprache ist ihm Mitteilung. Der Psychologe wird im allgemeinen geneigt sein, die Sprache als Äußerung anzusehen; für den Linguisten steht, wenn er unvoreingenommen an seinen Gegenstand herantritt, das, was auch die soziale Funktion der Sprache genannt worden ist, im Vordergrunde des Interesses. Man könnte also, wenn man outrieren wollte, von einer psychologischen und einer linguistischen Betrachtungsweise reden. Weniger mißverständlich sind vielleicht die Termini, die O. Dittrich in seinen *Problemen der Sprachpsychologie*[1] verwendet: er bezeichnet als ontogenetische die Probleme, die sich auf die Sprache als Äußerung, als phylontogenetische diejenigen, die sich auf die Sprache als Mitteilung beziehen.

Wie man, je nachdem man den einen oder den anderen Standpunkt einnimmt, zu einer ganz verschiedenen Problemstellung gelangen kann, sei an einem besonders frappanten Beispiele gezeigt. Der Psychologe konstatiert, daß die seelischen Vorgänge von Individuum zu Individuum nach Ort und Zeit wechseln. Er wird daher a priori eine von Individuum zu Individuum nach Ort und Zeit wechselnde Sprache erwarten. Wenn nun entgegen seinen aprioristischen Erwartungen die Erfahrung zeigt, daß die Sprache innerhalb einer Sprachgemeinschaft eine relative Einheitlichkeit und Konstanz besitzt, so wird er sich die Frage stellen müssen: Wie ist diese Einheitlichkeit und Konstanz möglich? So schreibt P. Nicoli[2] mit Bezug auf die

[1] *Die Probleme der Sprachpsychologie und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten* (Quelle & Meyer; Leipzig 1913); vgl. S. 10 ff.

[2] *Psicologia e linguistica. Le nuove vie della linguistica romanza.* Estratto della *Rivista filosofica* Marzo-Aprile 1908, S. 10. (Der Verfasser setzt sich hauptsächlich mit den von Tappolet und Zauner geäußerten allgemeinen Ideen auseinander.)

Namen des Vaters: 'Chi segue lo sviluppo storico delle costituzioni familiari e le vicende della patria potestà, chi pensa agli infiniti rapporti economici, giuridici e sentimentali che legano i padri ai figli ... chiederà ... perchè la lingua, lungi dal conservare con gelosa inerzia il patrimonio lessicale antico, non abbia creato piuttosto delle migliaja di parole nuove.' Und Volpati[1] denkt unter dem Einfluß Nicolis als Psychologe, wenn er ausführt: 'Si deve dire che, a priori, per ogni oggetto o fenomeno è possibile una pluralità di denominazioni ... L'onomasiologia può quindi proporsi di cercare per quali cause o in quali circostanze, quella virtuale pluralità di denominazioni non sempre si realizza; quali forze cioè tengano a freno o soffochino a dirittura quella potenzialità. Anzi che dunque prendere a punto di partenza, in una ricerca d'onomasiologia, il presupposto che a un concetto determinato, costante e generale abbia a corrispondere una denominazione unica, diffusa per tutto un dato campo linguistico e continuante l'antica e primitiva, noi moviamo alla ricerca con l'a-priori di trovare per l'espressione d'un dato fenomeno od oggetto, una varietà più o meno grande di nomi e solo constatando che questa non ha luogo o in proporzioni esigue, ci meraviglieremo e moveremo alla ricerca dei probabili motivi per cui una denominazione prevalse in modo assoluto sulle altre o l'antica denominazione si conservò intatta e diffusa su tutto un vasto territorio. Per noi il fatto normale è la pluralità dei nomi; eccezione invece l'unicità (la costanza e la generale diffusione) d'una denominazione.[2]

Anders sieht die Dinge der Linguist an. Dem Zweck, den die Sprache als Verkehrsmittel zu erfüllen hat, dient sie nur dann, wenn sie vielen gemeinsam ist. A priori erwartet also der Linguist, daß die Sprache auf großen Gebieten gleichartig und konstant sei. Wenn dies in Wirklichkeit nicht zutrifft, so fragt er: Woher rührt die Mannigfaltigkeit und Inkonstanz der Sprache?

In der Logik dieser, der linguistischen (phylontogenetischen) Problemstellung liegt es, wenn Schuchardt[3] in der Abhandlung über die Namen des Zürgelbaumes sich nicht mit der Erklärung der einzelnen Namen begnügt, sondern nach den Gründen der Mannigfaltigkeit der Namen an sich forscht: 'Mögen wir auch jeden Namen für sich in völlig zutreffender Weise erklärt haben, es bleibt zu erklären die Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen an sich,[4] gleichsam im mathematischen

[1] In der Einleitung seiner Arbeit über die romanischen Namen des Abendsterns, *Rev. de dial. rom.* 5 (1913), S. 315.

[2] Von mir unterstrichen.

[3] *Zschr. f. rom. Phil.* 35 (1911), S. 393. [4] Von mir unterstrichen.

Sinne, das heißt nach Grad und Umfang, indem wir, neben der Menge der Grundwörter, auch die der zwischen ihnen oder mit anderen Wörtern vollzogenen Kreuzungen berücksichtigen.'[1] —

Ich möchte im folgenden zu zeigen versuchen, wie eine konsequente Scheidung der ontogenetischen (psychologischen) und der phylontogenetischen (linguistischen) Betrachtungsweise, die sich selbstverständlich auch auf anderen Gebieten sprachwissenschaftlicher Forschung durchführen ließe, speziell für die Onomasiologie fruchtbar gemacht werden kann; sie gestattet, wenn ich recht sehe, eine klarere Formulierung der Probleme und schützt vor Widersprüchen und Trugschlüssen.

II.

Theoretische Rechtfertigung der onomasiologischen Betrachtungsweise.

Wer den an den eben zitierten Stellen von Nicoli und Volpati geäußerten Grundgedanken einseitig zu Ende denkt, muß notwendigerweise dazu gelangen, die Onomasiologie zu negieren: denn diese setzt relativ konstante psychische Inhalte voraus; mit einer unendlich variabeln psychischen Grundlage kann sie nichts anfangen. Dies ist wohl die nicht ganz klar ausgesprochene Ansicht Nicolis, wenn er das unbewiesene und unbeweisbare Prinzip, das die Onomasiologie beherrscht — die Anordnung der Wörter nach den Begriffen[2] —, als eine bequeme und suggestive Arbeitshypothese bezeichnet. Ein Stück weit geht diesen selben Weg auch v. Wartburg in der Einleitung seiner Dissertation über *die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den romanischen Sprachen und Dialekten.*[3] Gleich im ersten Paragraphen teilt er mit, daß ihm schon früh eine wichtige Erkenntnis aufgegangen sei, nämlich die Erkenntnis der Unmöglichkeit, für gewisse Begriffsgruppen onomasiologisch zu arbeiten. Zu diesen Begriffsgruppen gehöre eben diejenige, die sich auf die Fehler des Gesichtsorgans beziehe. Wenn v. Wartburg trotzdem sein Material nach onomasiologischen Prinzipien angeordnet habe, erklärt er dann weiterhin,[4] so sei es geschehen, erstens, um die Unzulänglichkeit und Unstatthaftigkeit dieses Vorgehens ad oculos zu demonstrieren ...[5] Der Leser kann sich dieser sonderbaren Argu-

---

[1] *Zschr. f. rom. Phil.* 35 (1911), S. 393.

[2] So ist doch wohl 'la coordinazione delle parole sotto i concetti' zu verstehen.

[3] Zürcher Diss., Hamburg 1912 (auch in der *Rev. dial. rom.* 3 [1911], 402—503; 4 [1912], 16—44 erschienen).

[4] § 7.

[5] Und zweitens (was einleuchtet, aber uns hier nicht interessiert) 'aus praktischen Gründen, der Übersichtlichkeit wegen'. — Derartige rein prak-

mentaticn gegenüber eines skeptischen Lächelns nicht erwehren. Baut man ein Haus aus Glas, um zu beweisen, daß man in einem Hause aus Glas nicht wohnen kann? In Wirklichkeit verhält es sich wohl so, daß bei v. Wartburg die psychologische 'Erkenntnis', die in den Einleitungsparagraphen seiner Arbeit recht wenig klar formuliert ist (glücklicher sind die Schlußparagraphen), mit seinem linguistischen Instinkt in Konflikt kommt. Theoretisch Psychologe, praktisch Linguist: so erklärt sich der Widerspruch. Tatsächlich zeigt seine Arbeit, wie schon Zauner[1] festgestellt hat, daß man die Bezeichnungen für die Fehler des Gesichtsorgans sehr wohl onomasiologisch betrachten kann. Etwas früher als v. Wartburg hat Volpati in seinen Gedankengängen haltgemacht. Denselben Dienst, den nach Nicoli eine bequeme Arbeitshypothese dem Onomasiologen leistet, leistet Volpati die Überlegung, daß als Grundlage der Anordnung des Wortmaterials doch jedenfalls das reale Objekt oder die reale Erscheinung ('oggetto o fenomeno') dienen könne, wie verschieden sie sich auch in der Psyche der Sprechenden spiegeln mögen.[2] Und nachdem er eben erst auseinandergesetzt hat, daß innerhalb einer Sprachgemeinschaft das Normale die Vielheit der Bezeichnungen sei, stellt er es gleich darauf als Aufgabe der Sprachgeschichte und der Sprachpsychologie hin, festzustellen, warum auf einem Sprachgebiet mit einheitlichem Substrat [also z. B. der Romania] die Bezeichnungen desselben Gegenstandes oder desselben Faktums mehr oder weniger variieren.[3] Mit anderen Worten, er will die Gründe für das suchen, was ihm a priori als natürlich erscheint. Also auch hier ein Widerspruch zwischen der Logik der psychologischen Überlegung und den Bedürfnissen der linguistischen Betrachtung. Die Rücksichtnahme auf die letztere veranlaßt Volpati trotz seiner

tische Gründe haben anderseits P. Herzog veranlaßt, in seiner Diss. über *Die Bezeichnungen der täglichen Mahlzeiten in den rom. Sprachen und Dialekten* (Zürich 1916) die onomasiologische Betrachtungsweise nicht konsequent durchzuführen. Vgl. dort § 3.

[1] *Zschr. f. rom. Phil.* 37 (1913), 249.

[2] An der oben, Seite 85, zitierten Stelle fährt er fort: 'Spogliata del sottinteso logico, l'onomasiologia ridiventa per noi semplicemente lo studio della conservazione e della modificazione delle parole tramandate dalla antichità romana e della creazione delle nuove, dovuta ai popoli romanzi: delle parole, s'intende, che denominano un determinato oggetto o fenomeno e che si possono pertanto raccogliere sotto un comune ed unico titolo esprimente il loro significato.'

[3] S. 315 f.: 'La ricerca delle cause per le quali, — entro un dato campo linguistico, avente un sostrato comune che lo rende uno, malgrado le particolari variazioni di questo o quel territorio, — la denominazione d'un medesimo oggetto o fatto, varia, in misura maggiore o minore, da un punto all'altro, — dovrà, a mio parere, essere guidata dagli accertamenti forniti dalla storia della lingua in questione e dalle constatazioni della psicologia linguistica.'

theoretischen Opposition gegenüber Tappolet, Zauner, Merlo usw. praktisch doch seinen Stoff so darzustellen wie jene.

In der Diskussion über die Berechtigung der onomasiologischen Betrachtungsweise spielt die Frage nach dem Wesen des psychischen Inhalts der Worte eine wichtige Rolle. Volpati schreibt Tappolet[1] die Idee zu, es lägen den Worten Begriffe im Sinne der Logik zugrunde, während Nicoli[2] und v. Wartburg[3] richtig gesehen haben, daß es sich vielmehr um eine Frage der Terminologie handelt. Tappolet versteht offensichtlich einmal unter Begriff nichts wesentlich anderes als was Nicoli unter 'aggregato rappresentativo' oder 'schema rappresentativo', Volpati unter 'immagine concettuale' (Begriffsvorstellung) versteht, und was ich unten mit Erdmann als Populärbegriff bezeichne; sonst könnte er doch wohl nicht schreiben, der Verwandtschaftsbegriff sei zwar genau definierbar und einfach, 'insofern, als durch ihn ein bestimmtes genealogisches Verhältnis unter monogam lebenden Menschen bezeichnet werde',[4] aber doch anders betrachtet, schwankend und vielseitig, 'je nach dem moralischen Bewußtsein der Zeit, des Ortes, der Sprachgemeinschaft und schließlich des Individuums'.[5] Ein andermal freilich (vgl. die Zitate unten S. 91 f.) ist ihm Begriff das, was von Erdmann Begriffskern genannt wird.[6] Im übrigen könnte man Volpati genau so wie Tappolet den Vorwurf einer zweideutigen Terminologie machen: er verwendet nämlich im weiteren Verlauf seiner Erörterungen 'concetto' (Begriff) durchweg im Sinne von 'immagine concettuale'.

In der Einleitung seiner Diss. äußert v. Wartburg die Ansicht, von Begriffen als Grundlage der onomasiologischen Forschung zu reden sei deswegen mißverständlich und leicht irreführend, 'weil es bloß Eindrücke und Einzelvorstellungen[7] seien, die in der Sprache des Volkes zum Ausdruck kommen'.[8] Diese Behauptung, deren Unrichtigkeit in die Augen springt — man vergleiche etwa Sätze wie *der Blinde ist ein bedauernswerter Mensch* —, beruht wohl auf einer Verwechslung dessen, was man die generelle, und dessen, was man die aktu-

---

[1] *Die romanischen Verwandtschaftsnamen.* Zürcher Diss. Straßburg 1895.

[2] S. 6, Anm. 1: '... alla parola *Begriff* del resto credo che neppure il Tappolet attribuisca il rigido valore consacrato dalla logica.'

[3] 'Doch würde dieser falsche Sprachgebrauch — Begriffe zu nennen, was gar keine solchen sind — schließlich wenig schaden ...' Warum übrigens v. Wartburg sich gegen Zauner, nicht gegen Tappolet richtet, ist nicht einzusehen. Zauner hat, wie er *Zschr. f. rom. Phil.* 37 (1913), 249, Anm. 1 selbst bemerkt, im wesentlichen die Ideen Tappolets aufgenommen.

[4] *Verwandtschaftsnamen*, S. 5. [5] ib. S. 6.

[6] Vgl. unten S. 89 und S. 94, Anm. 2.

[7] Von mir unterstrichen. [8] § 2.

elle Bedeutung eines Wortes nennen kann. Unter genereller Bedeutung verstehe ich den psychischen Inhalt des Wortes an sich, wie er sich mir darstellt, wenn ich ihn an dem aus jedem Zusammenhang losgelösten Worte zu erfassen versuche. Als aktuelle Bedeutung bezeichne ich den psychischen Inhalt des in der Rede verwendeten Wortes.[1] Bei der aktuellen Verwendung des Wortes mag nun sein psychischer Inhalt in der Tat häufig — durchaus nicht immer[2] — den Charakter der Einzelvorstellung[3] haben, vgl. *Arbeitszimmer* und *Tisch* in dem Satze: *In meinem Arbeitszimmer steht ein runder Tisch.* Es ist aber einleuchtend, daß bei der onomasiologischen Forschung nur generelle psychische Inhalte (und auch diese, wie wir gleich sehen werden, nicht in ihrer Ganzheit) in Betracht fallen können, nicht aber aktuelle, es sei denn, daß diese mit den generellen übereinstimmen.

Wenn ich im folgenden das psychische Korrelat des Wortes als Begriff bezeichne, so verstehe ich diesen Ausdruck ungefähr in dem Sinne, wie ihn Karl Otto Erdmann in dem anregenden, frisch geschriebenen Büchlein über *die Bedeutung des Wortes*[4] versteht, nämlich als Populärbegriff mit einem festen Kern und unscharfen Grenzen, nicht wie der Begriff im logischen Sinne losgelöst von allem Vorstellungs- und Gefühlsmäßigen, aber doch wie dieser gemeinsame Elemente ähnlicher psychischer Erfahrungen umschließend. Daß das Volk Begriffe in diesem Sinne mit den Wörtern verbindet, wird man kaum bestreiten. Dabei lassen sich die Begriffskerne sehr wohl herausschälen: Ein Tisch ist ein Gerät, das eine Platte und ein oder mehrere Beine hat und auf das man alles mögliche legen kann; ein Stuhl ist etwas, worauf man sitzt, und ein Leuchtkäfer ein kleines Tierchen, das leuchtet und fliegt; hinken heißt, die Beine beim Gehen nicht gleichmäßig bewegen; kurzsichtig ist man, wenn man in der Nähe die Gegenstände schlecht erkennt; man schielt, wenn die Augen nicht in der normalen Richtung schauen; man ist blind, wenn man nichts sieht.[5]

---

[1] Vgl. die Unterscheidung von usuell und okkasionell bei Paul (*Prinzipien*3 S. 68 ff.) und dazu die Kritik dieser Termini bei Marty, *Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie* (Halle 1908) § 121, wo mir vor allem die Unterscheidung zwischen dem im Rahmen des Usuellen Liegenden, aber okkasionell Bestimmten (4 u. 5) und dem außerhalb des Rahmens des Usuellen Liegenden, also okkasionell Neuen (1) fruchtbar scheint. Unter aktueller Bedeutung verstehe ich die okkasionell bestimmte, nicht die okkasionell neue Bedeutung.

[2] Vgl. das eben angeführte Beispiel.

[3] Was versteht v. Wartburg unter 'Eindrücken'?

[4] Leipzig, Avenarius, 1900.

[5] Die letzten vier Definitionen beruhen auf den Antworten von sechs Versuchspersonen (Lehramtskandidaten), die ich gebeten hatte, ohne jede

Daß diese Begriffskerne im allgemeinen nicht alle Verwendungsmöglichkeiten des sie bezeichnenden Wortes umschließen, liegt in ihrem Wesen. Der volkstümliche Begriffskern kann aber auch identisch sein mit einem Begriff im logischen Sinn. Das zeigt z. B. der Begriffskern von b l i n d, wie er sich aus den in der Anmerkung angeführten Antworten ergibt, und wie er im Freiburgischen zu der Bezeichnung *[non-voyant]*[1] geführt hat. Wir haben hier den Fall, wo das unscharfe Grenzgebiet fehlt, von dem Erdmann spricht, was natürlich die Existenz von Nebenvorstellungen und -gefühlen nicht ausschließt. Das Vorstellungsmäßige, das den volkstümlichen Begriffen anhaftet, kommt in den in der An-

---

Überlegung, nur dem ersten Einfall folgend, hinzuschreiben, was sie unter h i n k e n, k u r z s i c h t i g, s c h i e l e n und b l i n d verstehen. Die Versuchspersonen sprechen alle das Berndeutsche als Umgangssprache (die drei ersten Stadt-, die drei letzten Landdialekt), und ich habe, um sie vom volkstümlichen Denken möglichst wenig abzulenken, die Antworten berndeutsch niederschreiben lassen. Diese lauteten mit auch orthographisch treuer Wiedergabe:

h i n k e n:

1. *Himpe ist e waggelige Gang ha, grad wi beidi Bei nid glich läng wäre.*
2. *Unregelmäßig laufe* [= gehen]; *eis Bei nachezieh.*
3. *Laufe und mit ein Bei gnepfe* [einsinken].
4. *Wenn eine lahm geit.*
5. *Mit eme grade Bei louffe, d's Angere chrümme.*
6. *Wenn man as bös* [krankes] *Bei het. Numa* [nur] *uf eim Bei rächt laufe.*

k u r z s i c h t i g:

1. *Kurzsichtig isch eine wo viel besser i d Nächi gseht als i d Wyti.*
2. *Wen me Zytig* [die Zeitung] *nach* [nahe] *zu de Auge mueß näh* [nehmen].
3. *Wenn me es Buech ganz nach mueß näh zum Läse.*
4. *Weme* [wenn man] *schlächt gseht* [die einzige Antwort, die weniger bestimmt ist, als die oben gegebene Definition].
5. *Mit de Ouge noch* [nahe] *zum Buch* [sollte heißen *Buech*] *zueche* [hinzu] *müesse.*
6. *Schlächti Auga ha, nid i d'Witi gseh.*

s c h i e l e n:

1. *Schiele tut me we me nid mit beide Auge i dr gliche Richtung luegt.*
2. *Nit a dä Ort hiluege wome* [wo man] *z'Gsicht hirichtet.*
3. *We me über ds Chrüz luegt; mit eim Aug i dä Egge luege, und mit em andere i andere.*
4. *Wenn eine verdräit dri luegt.*
5. *Schreg luege, mit jedem Oug an es angers Ort: vo de Rüebe i d'Schnitz* [Äpfelschnitze] *luege.*
6. *D'Auga verdräia* [verdrehen].

b l i n d:

1. *Blind isch me we me nüt gseht.*
2. *Weme nüt me gseht.*
3. *We me nüt gseht.*
4. *Wenn eine nüd gseht.*
5. *Nüt gseh, wiu* [weil] *d Ouge zue oder grau si.*
6. *Nüt me gseh.*

[1] Durch kursive Schrift und eckige Klammern deute ich in die Lautung der entsprechenden Schriftsprache übertragene Dialektformen an.

merkung wiedergegebenen Definitionen deutlich zum Ausdruck, besonders frappant bei kurzsichtig,[1] wo drei von sechs Versuchspersonen sich den Kurzsichtigen beim Lesen vorstellen. Gefühlselemente erkennt man bei den Umschreibungen für schielen. Das Niederschreiben der Antwort von Versuchsperson 5 war von einem Heiterkeitsausbruch begleitet.

Die Vorstellungs- und Gefühlselemente der Populärbegriffe mag man mit Erdmann absondern als Nebensinn (Vorstellungswert) und Gefühlswert.[2] Vorstellungs- und Gefühlswert umfassen die stark variablen Elemente der Wortbedeutung, das, was Tappolet speziell beim Verwandtschaftsbegriff als schwankend und vielseitig bezeichnet. Relativ konstant aber ist der Begriffskern, wenn auch nicht immer, wie etwa bei den meisten Verwandtschaftsbegriffen, leicht und scharf definierbar. Der Begriffskern allein — und damit kommen wir auf die in der Einleitung dieses Aufsatzes ausgesprochenen Ideen zurück — macht die Verwendung der Wörter als Verständigungsmittel möglich. Auf der gewiß nicht leugbaren Existenz dieses relativ konstanten Teils des Wortinhaltes baut sich die Onomasiologie auf. Sie ruht also nicht bloß, wie Nicoli meint, auf einer bequemen und suggestiven Arbeitshypothese, sondern auf einer realen Tatsache. Die Onomasiologie erscheint so als die spezielle Form einer sprachwissenschaftlichen Betrachtungsweise, die das Psychische als das Gegebene ansieht und sich nun frägt: Welcher sprachlichen Mittel bedient sich der Mensch, um dieses Psychische so zum Ausdruck zu bringen, daß es mitteilbar ist?, während der Sprachforscher sonst gewöhnlich vom Sprachlichen als dem Gegebenen ausgeht (wobei die Mitteilbarkeit im Wesen des Sprachlichen liegt) und frägt: Welche psychischen Inhalte sind mit diesem Sprachlichen verknüpft?

Mit den vorausgehenden Erörterungen scheint mir die Daseinsberechtigung der Onomasiologie auch theoretisch erwiesen. Ihre Aufgabe hat mit Bezug auf die Äußerungsfunktion der Sprache Tappolet[3] meines Erachtens in zutreffender Weise umschrieben: ‘Im Vordergrund steht für sie die Grundfrage: wie drückt die Sprache einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Ortes den gegebenen Begriff[4] aus? d. h. hat sie den von einer

---

[1] Ganz ähnlich bei schwerhörig:

1. *schwerhörig isch eine wenn er nid guet g'hört, wenn me nim d'Sach geng* [immer] *2 mal muß säge, bevor er s versteit.*
3. *we me mueß brüele* [schreien], *daß er's versteit.*
4. *Weme mues brüele, daß er eim versteit.*
5. *Nit guet g'höre, gäng mit em Ohr noch zueche* [nahe heran] *müesse.*

[2] Siehe hierüber Näheres bei Erdmann S. 78 ff.

[3] *Verwandtschaftsnamen* S. 4.

[4] Hier verstehe ich ‘Begriff’ als ‘Begriffskern’.

früheren Periode übernommenen Ausdruck beibehalten oder hat sie ihn durch eine Neuschöpfung ersetzt? Im ersten Fall: hat sie ihn mit oder ohne Umänderung in Form oder Inhalt beibehalten? Im zweiten Fall: auf welche Weise, mit welchen Mitteln hat sie neue Bezeichnungen geschaffen? Wann und wo sind sie aufgetreten? Und wiederum drängt sich dem, der in erster Linie nur beobachten will, die ewig brennende Frage des "Warum" auf: woher dieser Wechsel in der Ausdrucksweise ein und desselben Begriffs? Oder ist es vielleicht gerade deshalb nicht mehr derselbe Begriff, weil er anders ausgedrückt wurde?'[1]

III.

Onomasiologie und Psychologie.

Auf gefährliche Wege gerät dagegen Tappolet, wenn er anschließend an die zitierte Umschreibung der Aufgabe der Onomasiologie sagt, diese liefere psychologisches Material zur Wissenschaft der Begriffe, sie gebe Aufschlüsse über das Wesen und die Gültigkeit, den Wert eines Begriffes (einer Funktion), sie gestatte, den einem Begriff innewohnenden Charakter zu erfassen; und wenn er sogar als allgemeine Wahrheit hinstellt: 'Je länger ein Wort — mit derselben Bedeutung natürlich — sich erhält, auf ein je größeres Gebiet derselben Sprachfamilie es sich erstreckt, desto constanter, bestimmter oder allgemeiner ist der Begriff, zu dessen Ausdruck es dient; anderseits: je kurzlebiger ein Wort ist, je weniger Verbreitung es erfahren hat, desto wechselnderer, unbestimmterer oder speziellerer Natur ist der ihm zu Grunde liegende Begriff.'[2]

Es ist ein Leichtes, dieses Gesetz ad absurdum zu führen. Nach ihm wäre z. B. der Begriff 'sagen' konstanter, bestimmter oder allgemeiner als der Begriff 'schweigen'; denn 'sagen' wird seit Beginn der Kolonisierung auf dem gesamten romanischen Sprachgebiet durch dicere ausgedrückt, während allein das galloromanische Gebiet für 'schweigen' *[se taire]*, *[se coiser]*, *[se calar]* kennt, von weniger verbreiteten Ausdrücken wie *[rien dire]*, *[s'écouter]*, *[s'arrêter]* usf. nicht zu reden.[3]

Die Beobachtung zeigt, daß nicht jeder Ausdruck geeignet ist.

---

[1] Die zuletzt ausgesprochene Idee würde ich lieber so formulieren: 'Oder ist es etwa nur scheinbar derselbe Begriff, der anders ausgedrückt wurde?'

[2] Umgekehrt: 'je bestimmter oder allgemeiner ein Begriff, desto länger wird die einmal geschaffene Bezeichnung sich erhalten, desto größerem Gebiet wird sie sich mitteilen; und anderseits: je unbestimmter oder je spezieller er ist, desto mehr wird die Bezeichnung nach Zeit und Ort variieren.'

[3] Vgl. Atl. ling. K. 1277. — Im westlichen Oberitalien habe ich die Typen *[parlar niente]*, *[star cheto]*, *[star zitto]*, *[chetarla]*, *[piacare]* gehört.

als Münze des sprachlichen Verkehrs zu dienen, daß er fallengelassen wird, sobald er dem Zwecke der Mitteilung nicht mehr genügt, daß also eine onomasiologische Neuerung eintreten kann, ohne daß der zugrunde liegende psychische Inhalt sich irgendwie verändert hätte. Anderseits beweisen Wörter wie *Krieg, Soldat, Religion, Ehre, humble, umano* usf., daß oft die einschneidendsten begrifflichen Entwicklungen stattfinden, während die sprachliche Bezeichnung vollständig identisch bleibt.

Die Onomasiologie liefert nicht psychologisches Material zur Wissenschaft der Begriffe, sondern sie liefert Material zu der Frage, wie die Sprache es fertigbringt, Begriffe zu bezeichnen, zu der Frage, welche Begriffe sie bezeichnet, und warum sie an der einmal geschaffenen Bezeichnung nicht immer festhält.[1] Und damit muß sie sich bescheiden, wenn sie eine sprachwissenschaftliche Disziplin bleiben will. Tatsächlich ist denn auch Tappolet in seiner Dissertation und in seinen späteren Arbeiten meist innerhalb der so umschriebenen Grenzen geblieben, und in dem hübschen *Synonymie patoise* betitelten Aufsatze, den er im 13. Jahrgang des *Bullet. du Gloss. des Pat. de la Suisse rom.* (1914) veröffentlicht hat, erscheint die Idee, die einst zur Formulierung eines allgemeingültigen Gesetzes geführt hat, bloß mehr in der bescheidenen und mit später zu besprechenden Einschränkungen berechtigten Form eines neben anderen Erklärungsgründen, warum gewisse Begriffe einheitlich, andere mannigfaltig bezeichnet werden. Es heißt dort, 'Frühling' und 'Herbst' zeichnen sich im Gegensatz zu 'Sommer' und 'Winter' darum durch eine größere Mannigfaltigkeit der Benennungen aus, weil ihr Charakter viel unbestimmter sei als der der beiden Hauptjahreszeiten. 'C'est que l'été et l'hiver sont les grands contrastes nettement déterminés de l'année, tandis que les saisons intermédiaires, printemps et automne, ont un caractère plus flottant, plus irrégulier, mal défini.'[2] Aber gleich wird beigefügt, daß außerdem der Frühling das Gefühlsleben und die Phantasie des Bauers stärker anrege als die übrigen Jahreszeiten.

Daß Tappolet an die Allgemeingültigkeit des Gesetzes nicht mehr glaubt, das er vor zwanzig Jahren etwas unvorsichtig aufgestellt hat, daß er die kritischen Einwände, die Nicoli erhoben hat, als berechtigt anerkennt,[3] weiß ich aus seinem eigenen Munde. Es könnte unter diesen Umständen überflüssig erscheinen, die Kritik hier zu erneuern. Wenn ich es trotzdem getan habe, so ist

---

[1] Vgl. Tappolet selbst oben S. 91 f.

[2] S. 44. — Vgl. etwas anders Merlo, *I nomi romanzi delle stagioni e dei mesi* S. 15 ff., der bei aller Selbständigkeit in der Erfassung seiner Aufgabe doch deutlich unter dem Einfluß der oben kritisierten Ideen Tappolets steht.

[3] Er selbst war so gütig, mir den Artikel Nicolis zu verschaffen.

es aus zwei Gründen geschehen. Erstens haben die Ideen Tappolets in ihrer einfachen und klaren Formulierung etwas so Bestechendes an sich, daß sie leicht unbesehen übernommen werden. So schreibt Meyer-Lübke, dessen realistischer Auffassung der Aufgaben der Sprachwissenschaft sonst derartige voreilige Schlüsse fernliegen,[1] offensichtlich unter dem Einfluß der von Tappolet und nach ihm von Zauner und Merlo vertretenen Ansichten in der *Einführung in das Studium der roman. Sprachwissenschaft*[2] § 66: 'Aufgabe der Bedeutungslehre [zu der Meyer-Lübke auch die Onomasiologie zählt] wäre demnach, zunächst einmal auf verschiedenen Gebieten diese konstanten Begriffsbezeichnungen [wie nasus und manus auf romanischem Gebiet] zu sammeln und daraus dann weitere Schlüsse namentlich auch für die Psychologie zu ziehen.'[2] Zweitens bietet mir das Tappoletsche Gesetz ein instruktives Beispiel für die Nichtbefolgung eines methodischen Prinzips, das zwar allgemeine Bedeutung besitzt, dessen Erörterung aber in einer Abhandlung über die Grundfragen der Onomasiologie ganz besonders dringend erscheint. Gewiß hätte Tappolet sein Gesetz nicht so formuliert, wenn er, wie oben angedeutet worden ist, an die Mitteilungs-, nicht bloß an die Äußerungs-

[1] Stellt er doch weiterhin (§ 72) fest, daß die Sprachpsychologie dem Sprachforscher nur Hilfswissenschaft sein dürfe.

[2] Von mir unterstrichen. — Diese Behauptung erscheint um so auffallender, als im folgenden Paragraphen nachgewiesen wird, daß der Namenwechsel auch unabhängig von der Natur des Begriffs eintreten kann. Die Paragraphen der *Einführung*, die sich mit onomasiologischen Problemen beschäftigen (§ 66—68), sind, besonders redaktionell, überhaupt nicht sehr glücklich geraten. Begriff erscheint einmal im Sinne der Logik (denn nur bei dieser Auffassung kann man von unveränderlichen Begriffen wie 'Nase', 'Hand' reden), ein andermal im Sinne des oben definierten Populärbegriffs (nur so läßt sich begreifen, daß Tiere und Pflanzen zu den veränderlichen Begriffen gezählt werden, nicht etwa mit der Begründung, daß sich Pflanzen und Tiere im Laufe der Zeit verändern, sondern mit der Begründung, daß ja ihr Verhältnis zum Menschen ein sehr verschiedenartiges und wechselndes sei), ein drittes Mal gar im Sinne des Objektes, das der begrifflichen Auffassung zugrunde liegt (zu den unveränderlichen Begriffen 'gehört ein Begriff wie Nase, der sich weder in seiner Form noch in seiner Lage im Verhältnis zu anderen Körperteilen noch in seiner Funktion irgendwie verändert hat, so lange das Menschengeschlecht besteht' [!]); endlich werden Begriff und Name in unzulässiger Weise vermengt, wenn es heißt: 'Im Gegensatz zu dieser Klasse stehen nun die veränderlichen Begriffe. Dazu gehören vor allem die Sachbezeichnungen, aber auch die Benennungen der Tiere und Pflanzen ...' Den Ideen von Meyer-Lübke würde es wohl am besten entsprechen, wenn er Begriff als Populärbegriff fassen und statt von unveränderlichen und veränderlichen von relativ konstanten und relativ wenig konstanten Begriffen reden würde. Das ist eine Unterscheidung, die ich in der Tat für sprachwissenschaftlich fruchtbar ansehe. Scharf auseinanderzuhalten sind Begriff, Gegenstand des Begriffs und Bezeichnung des Begriffs.

funktion der Sprache gedacht hätte. Es liegt aber in dieser Formulierung auch eine Verkennung des Verhältnisses der Sprachwissenschaft zur Psychologie, in der Tappolet durchaus nicht vereinzelt steht.[1]

Darf der Sprachforscher aus sprachlichen auf psychische Tatsachen schließen? Derartige Schlüsse zu ziehen, ist gewiß seine nächstliegende Aufgabe nicht. Er hat sprachliche Tatsachen zu erklären. Soweit es zur Erreichung dieses Zweckes notwendig ist, wird er sich mit den von der Psychologie festgestellten Tatsachen vertraut machen; aber er wird sie als gegeben ansehen: die Psychologie ist ihm bloß Hilfswissenschaft. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß psychologische Rückschlüsse aus dem Sprachlichen überhaupt nicht gezogen werden dürfen. Als kompetent hierfür sind aber prinzipiell nicht die Sprachforscher, sondern die Psychologen anzusehen, denen nun ihrerseits die Sprachwissenschaft Hilfswissenschaft ist. Nur sie vermögen sich in voller Kenntnis der Methoden und Ergebnisse der Psychologie vor den Trugschlüssen zu schützen, denen der nicht genügend orientierte Sprachforscher leicht zum Opfer fällt. Sie werden auch nicht wie dieser in Versuchung kommen, psychologische Einsichten auf Grund von Rückschlüssen aus der Sprache erreichen zu wollen, die man auf anderem Wege viel sicherer gewinnen kann. Sie werden ihre Schlüsse beschränken auf die Fälle, wo zuverlässigere Forschungsmethoden versagen.

Anders liegen natürlich die Verhältnisse, wenn der Sprachforscher zugleich gründlich gebildeter Psychologe ist. Doch das ist ein relativ seltener Fall. Die psychologischen Kenntnisse sind bei den Sprachforschern, die sich etwas darauf zugute tun, die sprachlichen Studien psychologisch zu vertiefen, gewöhnlich — ich mache für mich keine Ausnahme — recht prekäre. Daran sind wohl nicht nur diese Sprachforscher, sondern daran ist zum guten Teil auch die psychologische Wissenschaft selbst schuld, die es zu einer richtigen Konsolidierung der grundlegenden Anschauungen noch nicht gebracht hat.

Das vorgetragene methodische Prinzip erscheint wohl den

[1] Vgl. z. B. F. N. Finck, *Die Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft* (Halle 1905) S. 22, zuerst vorsichtig: 'Der Wortschatz gibt uns zunächst Aufschluß über den Bestand an Vorstellungen [gemeint sind Allgemeinvorstellungen], über die ein Volk verfügt, allerdings aber nur in annähernder Weise.' Weiterhin bestimmter: 'Aus der etymologischen Betrachtung des Wortschatzes läßt sich dann ferner auch die Art der einem Volke eigentümlichen Vorstellungsbildung erkennen.' Fincks Schrift über *Den deutschen Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung* (Marburg 1899) ist sehr interessant, aber wenig überzeugend.

meisten Lesern wie mir als selbstverständlich. Die Erfahrung zeigt aber, daß es häufig, besonders auch von Onomasiologen, vernachlässigt worden ist. So sind Abwehrbewegungen wie die von Nicoli durchaus verständlich: ‘il desiderio di sintesi, che anima la scuola inaugurata dal Tappolet, ...[1] non offuschi la nitida visione dei limiti e degli uffici specifici di ciascuna disciplina.’[2]

IV.

Sprachliche und begriffliche Unsicherheit.

Ähnlich wie die Einleitung der Abhandlung von Tappolet sind die allgemeinen Erörterungen der v. Wartburgschen Dissertation über *Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den romanischen Sprachen und Dialekten* zu beurteilen. Auch hier wird der Betrachtung in einseitiger Weise die Ausdrucksfunktion der Sprache zugrunde gelegt; auch hier wird voreilig aus dem Sprachlichen auf das Psychische geschlossen; und trotzdem leiden auch hier, dank dem linguistischen Instinkt des Verfassers, die Einzelergebnisse nicht stark unter der Einseitigkeit des allgemeinen Standpunktes.

Mit dem Problem der Unbestimmtheit der Begriffe resp. Vorstellungen in ihrem Verhältnis zum sprachlichen Ausdruck, dem die theoretischen Auseinandersetzungen v. Wartburgs gelten, hat sich ungefähr gleichzeitig Meringer in *Wörter und Sachen*[3] beschäftigt. Die Art, wie die beiden Forscher an das Problem herantreten, ist in charakteristischer Weise verschieden. Meringer konstatiert, daß man in der Sprache gewisse auffällige Bedeutungsübergänge beobachtet, so besonders bei den Namen der Körperteile: lat. *coxa* heißt die Hüfte, die entsprechenden romanischen Wörter bezeichnen den Oberschenkel. Diese Tatsache zu erklären, greift er zum Experiment: er sucht durch systematisches Abfragen festzustellen, welche Körperteile verschiedenen Personen ihren Namen nach bekannt sind und wie weit etwa gewisse Körperteile von den Versuchspersonen in einer vom allgemeinen Sprachgebrauch abweichenden Weise bezeichnet werden. Er fordert ferner, daß experimentell festgestellt werde, welche Wörter den einzelnen Mitgliedern einer Verkehrsgemeinschaft bekannt sind, mit welchen sie bestimmte Vorstellungen verbinden, welche Wörter sie nur verstehen und welche sie wirklich gebrauchen. Worauf es uns ankommt ist dies: Es wird versucht oder soll nach der Ansicht Meringers versucht werden, das Ver-

[1] Den Zwischensatz, der von einer einseitigen Auffassung der Ziele der Sprachwissenschaft zeugt, unterdrücke ich.
[2] *Psic. e ling.* S. 15.
[3] 3 (1911), 45 ff.

hältnis zwischen Vorstellung und Wort beim einzelnen Sprechenden festzustellen, und das Festgestellte wird zur Erklärung der auffälligen Bedeutungsübergänge verwendet.

Anders v. Wartburg. Auch er konstatiert, und zwar speziell bei den Ausdrücken für die Fehler des Gesichtsorgans, auffällige Bedeutungsübergänge. *borgne*, ursprünglich offensichtlich = 'blind', ist zur Bedeutung 'einäugig' gelangt; afrz. findet sich auch die Bedeutung 'schielend'. Daraus schließt v. Wartburg, daß die Vorstellungen, die mit dem Worte *borgne* bezeichnet werden, unbestimmte sind: 'Immerhin sieht man an diesem Beispiel, wie schon in ältester Zeit die Vorstellungen in unserm Gebiete schwankend waren.'[1] Also: Weil die Wörter ihre Bedeutungen wechseln oder, anders betrachtet, weil dasselbe Wort verschiedene Begriffe bezeichnet, sind die Begriffe unbestimmt. 'Die Vorstellungen des Volkes im Gebiete der Fehler des Gesichtsorgans sind äußerst verschwommen und unklar. Dies zeigen nicht nur die je nach den verschiedenen Gegenden sehr auseinandergehenden Bedeutungen der einzelnen Wörter, sondern auch das Nebeneinanderexistieren verschiedener Bedeutungen desselben Wortes am gleichen Ort.'[2] 'Die Vorstellungen des Volkes auf diesem Gebiete, um aus der Sprache zurückzuschließen, sind also ganz allgemein gehalten. Ein Wort, das für einen bestimmten Fehler auftaucht, verliert in kurzer Zeit seine spezielle Bedeutung und kann allgemein auf ein fehlerbehaftetes Auge angewandt werden.'[3]

Bei Meringer Verwendung des Psychischen zur Erklärung des Sprachlichen, bei v. Wartburg Schluß aus dem Sprachlichen auf das Psychische unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Eigenschaften des Ausdrückenden (Sprachlichen) nur von den Eigenschaften des Ausgedrückten (Psychischen), nicht auch vom Zwecke des Ausdrückens (der Mitteilung) bestimmt werden.

Wenn mir auch die Ausführung des von Meringer angeordneten Experiments durch Witasek anfechtbar erscheint — die andeutende Geste des Experimentators scheint viel häufiger mißverstanden worden zu sein, als Meringer annimmt —, die zugrunde liegende methodische Idee ist gewiß richtig. Verschiedene Versuche, die ich durch Meringer angeregt, unternommen habe, haben recht interessante Resultate ergeben, von denen einige im folgenden erwähnt werden sollen.

Wie wenig die Schlußfolgerungen v. Wartburgs selbst in Fällen berechtigt sind, wo man a priori geneigt wäre, den von ihm vorgeschlagenen Erklärungsgrund zu billigen, sei an einem konkreten Beispiel gezeigt. A. durch eine sprachliche Diskussion

[1] § 153, Anm. 3.
[2] § 5; vgl. ähnliche Äußerungen § 147 und § 264.
[3] § 6.

angeregt, fragt ihre 15jährige Schwester B: 'Wie seisch du bärndütsch für d'Wimpere?' Sie erhält zur Antwort: 'Jä, meinsch die (B berührt ihre Augenbrauen) oder die (sie berührt die Wimpern)?'[1] Daraus ist zu schließen, daß B durchaus sicher die Begriffe 'Augenbrauen' und 'Wimpern' unterscheidet, aber nicht weiß, welcher von beiden usuell mit dem hochdeutschen Wort *Wimper* verbunden wird. Also bestimmte Begriffe, aber Unsicherheit in der Bezeichnung dieser Begriffe. Das gilt bei B nicht nur für das Hochdeutsche, sondern auch für den ihr geläufigeren berndeutschen Dialekt. Denn eine weitere Frage ergibt, daß sie nicht sicher ist, ob bd. *Ougehoor* die Wimpern oder die Augenbrauen bezeichnet.

Auf Unbestimmtheit oder Verschwommenheit der Vorstellungen darf aus der Unsicherheit der Bezeichnung auch dann nicht geschlossen werden, wenn diese Unsicherheit usuell ist, wie das eben bei der Bezeichnung der Wimpern und Augenbrauen z. B. auf dem romanischen Sprachgebiet (man lese darüber Zauner nach) zutrifft. Wie die Verhältnisse im Berndeutschen liegen, habe ich durch gelegentliche Erkundigungen und durch systematisches Abfragen festzustellen versucht. Besonders bezeichnend ist das Resultat, das sich in einer Klasse von 27 elfjährigen Schülern der Sek.-Schule von Langenthal (im Oberaargau, einem Bezirk des Kantons Bern an der Grenze gegen den Kanton Aargau) ergab. Man zeigte den Kindern Wimpern und Brauen[2] und ließ sie die ihnen bekannten Benennungen aufschreiben.[3] Alle 27 bezeichneten die Augenbrauen richtig mit *Ougsbraue*, *Ougebraue* usw., dagegen nur 9 die Wimpern mit *Ougehoor*, *Ougehöörli* usw. 5 Kinder vermochten für die Wimper keine Bezeichnung anzugeben, 12 antworteten mit *Ougsbraue*, das, nebenbei bemerkt, bei zweien auch zur Bezeichnung der Lider (statt *Ougedechle*) diente, so daß hier dasselbe Wort Augenlider, Brauen und Wimpern bezeichnete. In drei anderen Klassen war das Resultat nicht wesentlich verschieden. Nur 4 von 111 Kindern benennen die Augenbrauen unrichtig, und davon stammen bei dreien der Vater oder die Mutter oder beide Eltern nicht aus dem Oberaargau.

---

[1] Ähnliche Bemerkungen machten andere Versuchspersonen. Ich habe auch bei Dialektaufnahmen auf romanischem Gebiet, so kürzlich im Einfischtal (im Kt. Wallis) konstatiert, daß Augenbrauen und Wimpern auch da, wo sie denselben Namen tragen, stets deutlich unterschieden werden.

[2] In der Reihenfolge Augenlider, Wimpern, dann eine Reihe anderer Körperteile, endlich Augenbrauen. Um einer Verwechslung des zu Bezeichnenden vorzubeugen, habe ich bei Wimper zur Erklärung beifügen lassen: 'die Härchen am Augenlid'.

[3] Meinem Schwager, Herrn F. Streit, und dessen Kollegen, Herrn Brönnimann, sei hier für die Durchführung der Versuche der beste Dank ausgesprochen.

Nur 32, also nicht einmal ein Drittel, kennen *Ougchoor* (*Ougehöörli* usw.), 44 bezeichnen die Wimpern mit *Ougsbraue* (*Ougebraue* usw.), und 13 vermögen keine Bezeichnung anzugeben. Mit diesem Resultat stimmen im großen und ganzen die Feststellungen überein, die ich bei gelegentlicher Nachfrage in anderen Teilen des Kantons gemacht habe.[1] Also: Das Wort für Augenbrauen ist allgemein, das Wort für Wimpern nur wenig bekannt und wird häufig durch das Wort für Augenbrauen ersetzt. Wie ist das zu erklären? Die Antwort liegt auf der Hand und ist auch schon von Zauner gegeben worden: Man kommt so selten dazu, von den Wimpern zu sprechen, daß das Bedürfnis nach einer Benennung sehr wenig lebhaft empfunden wird. Ist eine Bezeichnung vorhanden, so wird sie so selten gebraucht, daß sie manchen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft überhaupt nicht bekannt[2] ist, bei anderen nicht zum wirklich verwendeten Sprachschatz gehört. Kommen solche Leute einmal dazu, die Wimpern benennen zu müssen, so greifen sie nach dem nächstliegenden Lückenbüßer, zum hochdeutschen Wort, oder zur Bezeichnung eines leicht assoziierbaren Begriffs, im vorliegenden Falle zu *Ougsbraue*.

Wie ein sprachliches Bedürfnis plötzlich auftreten und zu sprachlichen Neuerungen vom Typus 'Augenbraue' → 'Wimper' führen kann, zeigt in instruktiver Weise folgender Vorfall. Ein Mädchen reibt sich auf einer mehrtägigen Tour die Achillessehne wund. Das Mißgeschick spielt in der Unterhaltung ihrer Begleiterinnen eine große Rolle. Die wunde Körperstelle wird von der Betroffenen zunächst als *Grisp*[3] bezeichnet. Die anderen Touristinnen nehmen das Wort hin und verstehen es; nur eine, mit etwas ausgesprochenerem Sprachgefühl, korrigiert: *Grisp* nenne man etwas ganz anderes, nämlich den Fußrücken. Große Verlegenheit: das Ding hat keinen Namen, und man muß doch davon reden. Eine Zeitlang verwendet man *oberi Färsere* = 'obere Ferse'; dann gerät man auf *Spore* (*ʃpɔrə*) = Sporen, und dieses wird in dem kleinen Kreise bis zum Schluß der Tour usuell. Es

[1] Erwähnt sei ein interessanter Fall aus Safnern bei Biel. Hier hat die Übertragung von *Ougsbraue* auf die 'Wimper' eine Neubenennung der Augenbrauen mit *Ougebüschu* ['Augenbüschel'] zur Folge gehabt. — Im übrigen vergleiche man mit meinen Feststellungen die ähnlichen Resultate, die Meringer, *Wörter und Sachen* 3, 50 f. mitteilt. Bei 'Wimper' scheint dort die Geste vielfach mißverstanden worden zu sein.

[2] Verschiedene Personen antworteten auf die Frage, ob sie das Wort *Ougchoor* kennen, mit nein. Andere bemerkten spontan, man komme überhaupt selten dazu, davon zu sprechen. Auch mir war das Wort bis vor kurzem unbekannt, trotzdem ich bis zum 15. Lebensjahr in Langenthal und seither meist im Kanton Bern gelebt und stets Dialekt gesprochen habe.

[3] Oberaarg. auch *Grist* 'Rist'; vgl. *Schweiz. Id.* VI, 1510 f.

leuchtet ein, daß ebensogut *Grisp* oder *oberi Färsere*, an dessen Stelle vermutlich bald *Färsere* getreten wäre, sich hätte durchsetzen können. Ebenso klar ist, daß nicht die Unbestimmtheit der Vorstellungen — diese waren im Gegenteil im vorliegenden Fall ganz besonders bestimmt — zur vorübergehenden Verwendung von *Grisp* geführt hat.

Nicht die Unbestimmtheit der Vorstellungen von Augenbrauen und Wimpern, Rist, Ferse und Achillessehne, sondern die Bedürfnisse des sprachlichen Verkehrs sind es, die ihre onomasiologische Geschichte bestimmen. Nicht nur von den Eigenschaften, sondern auch vom Mitteilungswert eines Begriffs hängt seine Benennung ab.

Um Begriffe von geringem Mitteilungswert handelt es sich auch in einem anderen Falle sprachlicher Unsicherheit, den ich an mir selbst beobachtet und dann durch systematische Nachfrage untersucht habe. Ich habe mich nämlich dabei ertappt, daß mir die Bedeutung des berndeutschen *Gräubschi* nicht klar war. Bezeichnet das Wort das Kerngehäuse oder die Blütennarbe (die Fliege, den Butzen[1]) des Apfels resp. des Kernobstes überhaupt? Stadtberner zögern nicht, das Wort als Kerngehäuse zu definieren. Bei Leuten aus Burgdorf und Umgebung dagegen finde ich dieselbe Unsicherheit wie bei mir. Heißt das, daß die Burgdorfer unklarere Vorstellungen haben als die Stadtberner? Nein, kein Kind, das rohe Äpfel zu essen gewöhnt ist, wird weder in Bern noch in Burgdorf Kerngehäuse und Blütennarbe verwechseln. Wenn es ihre Namen verwechselt, so ist das etwas ganz anderes; daß dies in Burgdorf leichter geschieht als in Bern, hat, wenn ich richtig sehe, folgenden Grund: das Kerngehäuse wird im bernischen Mittelland, in dessen Zentrum Bern liegt, als *Gräubschi* bezeichnet, im Oberaargau als *Gigetschi*. Burgdorf, in der Grenzzone zwischen beiden Gebieten liegend, kennt das eine und das andere. Daher die sprachliche Unsicherheit. Ein typisches Bild, das überhaupt instruktiv ist für wirkliche, nicht künstlich vereinfachte Sprachverhältnisse, wie sie Dialektmonographien darzustellen pflegen, bietet eine Burgdorfer Familie, über die ich einem meiner Schüler, Herrn Emil Bandi, sehr sorgfältige Feststellungen verdanke. Die Familie besteht aus 9 Mitgliedern, Tante (76jährig), Vater (66), Mutter (57) und 6 Kindern im Alter von 38—15 Jahren. Die Mutter ist in Oberburg (eine halbe Stunde von Burgdorf), alle übrigen Familienmitglieder sind in Burgdorf aufgewachsen und haben hier den größten Teil ihres Lebens verbracht. Auswärtige Aufenthalte haben sie meist nur in der französischen Schweiz gemacht; nur die Tante hat sich 3 Jahre

[1] *Butzen* wird allerdings auch für das Kerngehäuse verwendet.

und eine Tochter (Martha) $7^1/_2$ Jahre in anderen deutschschweizerischen Dialektgebieten aufgehalten. Von den 9 Familienmitgliedern ist bei 7 *Gräubschi*[1] das gebräuchlichste Wort für Kerngehäuse; zwei von den jüngeren Kindern gebrauchen in erster Linie *Fleugehus, Fleugehüsi* (auch *Hüsi*), das wohl unter dem Einfluß der Schulwörter *Fliege* und *Kernhaus* entstanden ist; das Wort ist auch den Eltern bekannt. Mehrere Familienmitglieder kennen auch *Bätzi*,[2] sei es für das Kerngehäuse allein, für den Rest eines Apfels, von dem man ringsum das Fleisch weggegessen hat, oder für Apfelabfälle überhaupt, die man zum *Bätziwasser* destilliert. Einzelne verbinden keine bestimmte Vorstellung mit dem Wort. Alle verstehen *Gigetschi*, das die Mutter als Kind in Oberburg ausschließlich gebraucht hat.[3] Über dieses Wort schreibt mir Herr Bandi: 'Alle, mit Ausnahme von Vater und Mutter[4], verstehen darunter sowohl das Kerngehäuse allein, als auch den abgegessenen Apfel. Aber nur Tante, Mutter, Martha, Robert und ich brauchen das Wort wirklich, wenn auch seltener als *Gräutschi* oder *Gräubschi*. Einig sind alle darin, daß es "vom Land" stammt. Merkwürdig ist die Verschiedenheit der Vorstellungen: Bei (a) Tante, Anna, Martha und Robert ist es identisch mit *Gräutschi* oder *Gräubschi*. (b) Rosa, wahrscheinlich auch Ernst, und ich, merkwürdigerweise auch meine Mutter, der das Wort von Kind auf bekannt und geläufig ist, machen eine Unterscheidung: ein *Gigetschi* ist häßlich, braun (wie Apfelabschnitte nach kurzer Zeit werden) und schmutzig; es hat bereits auf dem Mist oder der Straße gelegen. Kinder lesen oft Apfelabfälle auf dem Mist usf. auf; da wehren wir ab: "Nimm das nid; äh, es söttigs Gigetschi!" (c) Vater und Luise gehen noch weiter. Für sie hat sogar das W o r t einen üblen Beigeschmack angenommen: "So sagt man doch nicht"; "das isch komun" usw.' *Gigetschi* entwickelt sich also unter der Konkurrenz von *Gräubschi* pejorativ. Anderseits wird dieses, da für Kerngehäuse noch andere Wörter vorhanden sind, auf die Bedeutung 'Narbe' abgedrängt: Tante und Luise (bei letzterer *Fleugehus* das gebräuchlichste Wort für Kerngehäuse) bezeichnen diese mit *Gräubschi* (kennen auch *Fleuge*, aber verwenden das Wort nicht), die

[1] Bei zweien merkwürdigerweise in dieser, bei den anderen in der spezieller burgdorferischen Form *Gräutschi*, bei Martha in beiden Formen.

[2] Vgl. *Sd. Idiotikon* IV, 1977.

[3] Das scheint darauf hinzudeuten, daß *Gräubschi* in Burgdorf importiert ist. Doch wären für derartige Schlüsse ausgedehntere geographische Feststellungen nötig.

[4] Vater und Mutter verstehen unter *Gigetschi* nur das Kerngehäuse; für den abgegessenen Apfel, bestehend aus Stiel, Kerngehäuse und Fliege, sagen sie *Spuele*, das mir auch aus dem Oberaargau bekannt ist. Das Wort ist am Veralten.

übrigen Familienmitglieder mit *Fleuge*. — Bei mir persönlich rührt die sprachliche Unsicherheit daher, daß mir als Oberaargauer *Gigetschi* geläufig ist, während ich *Gräubschi* entweder von meinen Eltern kenne, die aus der Gegend zwischen Bern und Biel stammten, oder erst später, in Burgdorf und Bern, hinzugelernt habe. — Langenthal und Umgebung weist übrigens in bezug auf ein anderes Wortpaar ganz ähnliche Verhältnisse auf wie Burgdorf. Wie Burgdorf am westlichen, so liegt Langenthal am östlichen Rand des solothurnisch-oberaargauisch-emmenthalischen *Gigetschi*-Gebietes und grenzt an das aargauisch-luzernische *Gürbsi*-Gebiet.[1] In der obenerwähnten Schulklasse von Langenthal[2] bezeichnen von 27 Kindern 23 das vorgezeigte Kerngehäuse mit *Gigetschi*, während 4 mit dem Schulwort *Chärnhus* antworten. Die Narbe bezeichnen 17 mit *Fleuge*, 7 mit *Gürbsi*, 1 mit *Chärnhus*, 1 mit *Oug*,[3] 1 gibt keine Antwort. In der Parallelklasse mit 28 Kindern sagen für Kerngehäuse 20 *Gigetschi*, 1 *Gräubschi*, 3 *Chärnhus* und *Chärnhüsi*, 4 *Gürbsi*; für Narbe 22 *Fleuge*, 6 *Gürbsi*. Bei eigenem Nachfragen habe ich konstatiert, daß man unsicher ist, ob *Gürbsi* auf die Narbe oder das Kerngehäuse zu beziehen ist.

Der Gegenversuch im Kanton Aargau, den mein Freund Dr. Ernst Zschokke an der aargauischen Kantonsschule, wo Schüler aus allen Teilen des Kantons Aargau und aus Grenzgebieten des Kantons Solothurn zusammenkommen, für mich durchzuführen die Freundlichkeit hatte, ergab, daß kein einziger von den 29 Schülern, die *Gürbsi* (resp. *Görbsi*, wie alle, offenbar um das offene ü anzudeuten, schreiben) in ihrem aktiven Wortschatz besitzen, dieses auf die Narbe bezieht.

Von 35 aargauischen und 6 solothurnischen Schülern benennen 39 die Blütennarbe mit *[Fliege]*. 2 geben keine Antwort. *Butze* 'Fliege' gehört bei einem Schüler aus dem Fricktal und bei einem aus Zofingen dem passiven Wortschatz an.

Der Prozeß der Übertragung von Bezeichnungen des Kerngehäuses auf die Blütennarbe, wie er nach den Angaben des Schweizerdeutschen Idiotikons in der ganzen deutschen Schweiz da und dort vorkommt, während das Umgekehrte viel seltener ist, wird dadurch begünstigt, daß der Begriff 'Narbe' einen geringeren Mitteilungswert hat als 'Kerngehäuse' und daß die alte schweizerische Bezeichnung für die Blütennarbe: *Butz*, *Butze* usw. (vgl.

[1] *Gürbsi* = *Gigetschi* = Kerngehäuse.

[2] Bei der Beurteilung des Versuches bedenke man, daß es sich um Dinge handelt, die Kindern sehr vertraut sind. Mein $4^1/_2$jähriger Neffe bezeichnet Kerngehäuse und Narbe prompt mit *Gigetschi* und *Flöige*.

[3] Vgl. *Sd. Id.* I, 32, wo dieses Wort aus dem aargauischen Freiamt verzeichnet wird. Geläufig ist im Oberaargau *Oug* für die vertieften Keimstellen der Kartoffeln. Bei dem Kinde handelt es sich wohl um eine individuelle Übertragung dieses Wortes.

Sd. Id. IV, 2005) — das gilt zum mindesten für die Kantone Bern, Aargau und Zürich, für die ich ausführlichere Nachrichten habe[1] — im Schwinden begriffen ist. *Fleuge* usw. ist viel verbreiteter, als die Angaben des Idiotikons vermuten lassen, wird aber wohl vielfach als nicht gut dialektisch empfunden.

Wir dürfen aus dem diskutierten Beispiel den Schluß ziehen: Wortüberfluß, wie er sich als Folgeerscheinung des Verkehrs besonders in lexikologischen Grenzzonen ergibt, erzeugt sprachliche Unsicherheit, ohne daß darum die Vorstellungen weniger bestimmt wären als in Gebieten mit einfacheren lexikologischen Verhältnissen.[2]

v. Wartburg verwechselt zwei Dinge, die scharf zu unterscheiden sind: Unsicherheit in der sprachlichen Benennung (ungenügende Vertrautheit mit der usuellen Bedeutung der Wörter) und Unsicherheit in der begrifflichen Auffassung (ungenügende Vertrautheit mit den Begriffen), kurz, sprachliche und sachliche[3] Unwissenheit.[4] Auch Meringer hält die beiden Dinge nicht genügend auseinander. Wenn er S. 46 schreibt: 'Ich habe sehr lang Augenbrauen und Wimpern verwechselt', so befindet er sich gewiß in einer Selbsttäuschung: nicht Augenbrauen und Wimpern, sondern ihre Namen hat er verwechselt. Ich mache in meinem Sprachgebrauch keinen Unterschied zwischen den Wörtern *Achsel* und *Schulter*, die Meringer, nach seinen Angaben zu schließen, unterscheidet; das beruht aber bei mir sicher nur auf sprachlicher, nicht auf anatomischer Ignoranz.

v. Wartburg begeht den weiteren Fehler, von der sprachlichen auf die begriffliche Unsicherheit zu schließen. Man würde mit dieser Logik zu den absurdesten Behauptungen kommen: daß es Gegenden gibt, wo das Volk Mund und Wange, Blitz und Donner, Sattel und Stuhl, hören und fühlen verwechselt, daß ein Dorf Begriffe scharf unterscheidet, die das Nachbardorf durch-

[1] Den Herren Dr. Stickelberger vom Lehrerseminar Bern und Dr. Hubschmid vom Lehrerseminar Küßnacht bin ich für die Vermittlung reichlichen Materials Dank schuldig.

[2] Nebenbei erwähnt sei, daß der Differenzierungstrieb aus der sprachlichen Unsicherheit herausführen kann. Wie der sprachliche Überfluß zur Differenzierung drängt, zeigt deutlich, was mir Herr Bandi über *Gigetschi* schreibt. Als Differenzierung kann auch die Verwendung von *Gräubschi* in Burgdorf, *Gürbsi* in Langenthal für die Fliege aufgefaßt werden. Einzelne Personen aus der Gegend von Burgdorf verwenden *Gräubschi* für das herausgeschnittene Kerngehäuse, *Gigetschi* für den abgegessenen Apfel.

[3] 'Sache' in jenem weiten Sinne zu verstehen, den ihm die Herausgeber von *Wörter und Sachen* geben.

[4] Die Ausdrücke 'Verschwommenheit der Bedeutungen' und 'Verschwommenheit der Vorstellungen' verwendet er promiscue.

einanderwirft, oder, was noch absurder ist, daß in demselben Dorfe die älteren Leute Neffe und Enkel unterscheiden, die jüngeren sich des Unterschiedes nicht bewußt sind.[1] Wenn nun Schlüsse aus der sprachlichen auf die begriffliche resp. sachliche Unsicherheit aufs bestimmteste abzulehnen sind, so soll damit nicht gesagt sein, daß nicht begriffliche Unsicherheit wenigstens die Basis für die sprachliche Unsicherheit (Unbestimmtheit der Bedeutungen) bilden kann. Bevor wir aber in dieser Richtung weitergehen, ist der Terminus 'Unbestimmtheit der Begriffe' selbst (wofür wir bei Schuchardt, Tappolet, Zauner, Meringer, v. Wartburg auch 'Unsicherheit', 'Verschwommenheit', 'Unklarheit', 'Inkonstanz', 'Schwankendsein' der Begriffe, resp. Vorstellungen finden) auf seinen begrifflichen Inhalt hin zu untersuchen.

Man kann in sehr verschiedenem Sinne von der Unbestimmtheit der Begriffe (Begriff stets in der oben S. 89 umschriebenen Bedeutung) sprechen. Es soll hier nicht von der allem sprachlich Bezeichneten inhärenten Unbestimmtheit die Rede sein, die eben dadurch entsteht, daß verschiedene Einzelvorstellungen auf denselben sprachlichen Nenner gebracht werden, auch nicht davon, daß der Begriff variiert, je nachdem ich diesem oder jenem Element mehr Aufmerksamkeit schenke (in jenem Falle könnte man von Verschwommenheit, in diesem von Schwankendsein sprechen). Es kann sich in unserem Falle nur um die Unbestimmtheit handeln, die so weit geht, daß sie zu einer Verwechslung der Dinge oder Begriffe, zu einem Nichtunterscheiden von Ungleichartigem führt. Es dürfte für uns mit Bezug hierauf nur folgende Unterscheidung fruchtbar sein: Wir können, indem wir uns bloß an den Begriffskern halten, eine objektive und eine subjektive Unbestimmtheit unterscheiden. Bei Begriffen wie 'Nagel', 'Stuhl', 'Vater', 'Augenbrauen', 'Kerngehäuse', 'hinken' läßt sich der Begriffskern objektiv in relativ scharfer Weise bestimmen. Bei anderen dagegen — und zwar gehört dies zu ihren wesentlichen Eigenschaften — sind die Grenzen des Kernes unbestimmt. Man denke an die Begriffe von Körperteilen wie 'Kinn', 'Wange', 'Schläfe', 'Hüfte', 'Oberschenkel', an Farbenbegriffe wie 'blau', 'rot', 'violett', an moralische Eigenschaften wie 'stolz', 'sparsam', 'geizig' usf. Wo hört das Kinn auf und wo fängt die Wange an? Wo liegt die Grenze zwischen blau und violett? Was soll man sparsam, was geizig nennen?

Von subjektiver Unbestimmtheit werden wir dann reden, wenn zwar ein Begriffskern sich objektiv scharf genug umschreiben läßt, um Verwechslungen auszuschließen, wenn aber dem Sprechenden die objektiven Merkmale, und zwar gerade die

[1] Vgl. v. Wartburg § 264 f.

unterscheidenden, nicht bekannt oder momentan nicht gegenwärtig sind. Das ist besonders häufig bei Pflanzen und Tieren der Fall, aber auch bei vielen anderen unserem Interessenkreis fernliegenden Dingen, bei Werkzeugen von uns wenig vertrauten Handwerken, bei Begriffen fremder Wissenschaften usf. Es ist derjenige Fall begrifflicher Unbestimmtheit, mit dessen sprachlichen Folgen sich Schuchardt so oft beschäftigt hat.

Das typische Beispiel für einen Bedeutungsübergang, bei dem die objektive begriffliche Unbestimmtheit eine Rolle spielt, ist *coxa* 'Hüfte' > 'Schenkel'. Natürlich kommt hier, wie stets in solchen Fällen, subjektive sprachliche Unkenntnis dazu. Aber die Basis bildet doch das objektive begriffliche Moment. Es sind besonders die nicht leicht abgrenzbaren Körperteile, deren Namen mein kleiner Neffe nicht kennt: Schläfe, Wange (die Wange bezeichnet er als *Kinn*), Schulter, Nacken, Brust, Rücken, Hüfte. In den Schulklassen von Langenthal wird die Hüfte wiederholt als *Schenkel* bezeichnet. Eine von der usuellen abweichende Abgrenzung zwischen Hinterbacke und Hüfte habe ich auch bei Erwachsenen beobachtet.[1]

Damit soll nun, worin ich ganz mit Meringer übereinstimme, nicht gesagt sein, daß die objektive oder subjektive Bestimmtheit des Begriffs die Ursache des Usuellwerdens des Bedeutungsüberganges gewesen sei. Diese ist vielmehr in sprachökonomischen Gründen zu suchen.

Fälle vom Typus *coxa* sind nicht nur von Fällen vom Typus *Augenbraue* und *Gräubschi* usw. zu trennen, wo, wie wir gesehen haben, sprachliche, nicht begriffliche (sachliche) Unsicherheit zugrunde liegt, sondern auch von Fällen vom Typus *pluəfs*, das ich als charakteristisches Beispiel für subjektive Unbestimmtheit der Begriffe noch zu besprechen habe. Beim Abfragen eines Rätoromanen (A) aus Molins (Mühlen) im Oberhalbstein erhalte ich für Floh *pluəfs*, also das Wort für 'Laus'. Eingehendere Erkundigungen ergeben, daß mein Gewährsmann, der seit dem 10. Jahre mehr deutsch als romanisch gesprochen hat, weder für 'Laus' noch für 'Wanze' ein romanisches Wort, dagegen die drei deutschen Ausdrücke kennt. Das Wort Wanze ist ihm durch ein volkstümliches Spottlied bekannt geworden. Von allen drei parasitären Insekten hat er nur ganz vage Vorstellungen. Das Typische am Floh sind ihm die langen Beine, über seine Farbe weiß er nichts auszusagen; Läuse stellt er sich von dunkler Farbe vor usw. Läuse und Wanzen hat er nie, Flöhe erst im Militärdienst gesehen. Das romanische Wort *pluəfi* kennt er aus der Frage, welche man an Kinder stellt, die in den Haaren kratzen:

[1] Vgl. die *fesse*-Formen *Atl. ling.* K. 370 *cuisse.*

as pluəʃis? Er hat sich darunter ein unbestimmtes Ungeziefer vorgestellt und den Floh hier eingereiht, als er ihm zum erstenmal begegnete. B, ein anderer Rätoromane, aus Zernez im Unterengadin, kennt zwar *pylʃ*, *pluəʃi* (oder *pruəʃi*) und *pidera*, und er hat von letzterem eine ziemlich bestimmte Vorstellung, soweit er damit ein parasitäres Insekt am Schaf bezeichnet; soweit aber die Ausdrücke sich auf parasitäre Insekten am Menschen beziehen. sind seine Vorstellungen ebenso unbestimmt wie bei A: *pylʃ* stellt er sich als ganz kleines, weißes, weiches Tierchen vor, von der Form und Farbe des *pluəʃi* hat er gar keine Vorstellung und ist unsicher, ob *pylʃ* oder *pluəʃi* mit Floh zu übersetzen sei.

Zu bemerken ist, daß A und B in bäurischen Verhältnissen aufgewachsen sind. Bei den Deutschschweizern, die ich befragt habe. sind die Vorstellungen in bezug auf *Floh*, *Laus* und *Wanze* bestimmter: doch haben die meisten Befragten die Wörter gekannt, bevor die Dinge in den Kreis ihrer Anschauung traten und infolgedessen die Begriffe schärfer wurden. Wir kommen damit zu einem Moment, das in der Frage der begrifflichen und der sprachlichen Bestimmtheit eine große Rolle spielt. Diese hängt zum guten Teil davon ab. ob die Dinge vor den Wörtern oder die Wörter vor den Dingen oder beide zugleich in unseren Gesichtskreis traten.

Wie sind nun, um zu v. Wartburg zurückzukehren. die Begriffe 'blind'. 'kurzsichtig'. 'einäugig' und 'schielend' zu beurteilen?[1] Daß bei 'blind' weder von einer objektiven noch von einer subjektiven Unbestimmtheit die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Auch die Wörter für 'blind' sind. wobei die häufige figürliche Verwendung eine Rolle spielt. relativ fest. Wenn Ausdrücke für andere Gesichtsfehler. was sehr selten geschieht. auf die Blindheit übertragen werden, so sind die Gründe ganz anderswo als in der Unbestimmtheit der Vorstellungen zu suchen und in jedem einzelnen Falle festzustellen. Ich möchte annehmen. daß es sich dabei meist um Begleiterscheinungen des Konkurrenzkampfes zwischen *caecus* und *orbus*. oder *borgne* und *aveugle* handelt im Sinne der Anm. 1 zu v. Wartburg S. 57 (§ 141): In der Unsicherheit. ob man den einen oder den anderen Ausdruck wählen soll. greift man zu einem dritten.[2] Objektiv

[1] Vgl. zum Folgenden auch Zauner, *Zs.* 37 (1913). 248—252, mit dem ich in manchen Bemerkungen übereinstimme.

[2] Über 'sprachliche Kontakterscheinungen' denke ich in einer besonderen Arbeit zu handeln. — Wieso *orbus* sinnfälliger sein soll als *caecus* (v. Wartburg § 26), ist mir unklar. Hat *privé de la vue* mehr Anschauungsgehalt als *aveugle*? Ich fasse *orbus* als einen von einer höheren Gesellschaftsschicht ausgehenden Euphemismus auf.

ebenso bestimmt wie 'blind' ist 'einäugig'; auch daß der Begriff subjektiv unbestimmt sein sollte, ist schwer glaublich: es wird kaum jemand einen Einäugigen mit einem Blinden oder einem Kurzsichtigen verwechseln, eher noch mit einem Schielenden. Die Einäugigkeit kommt aber so selten vor, daß, wenn sie beim Menschen einmal auftritt, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist[1]: man weiß, daß der und der nur ein Auge hat. Aber gerade darum, weil die Einäugigkeit selten vorkommt, und auch darum, weil eine Umschreibung leicht möglich ist (*er ist an einem Auge blind, il n'a qu'un œil, è cieco da un occhio* usw.) ist das Bedürfnis nach einem besonderen Ausdruck dafür gering. Daß äußert sich darin, daß, wie v. Wartburg § 88 feststellt, fast alle Ausdrücke lokal beschränkt sind. Vielen Leuten sind sie unbekannt[2] oder wenig vertraut, daher sprachliche Unsicherheit, im Bedürfnisfall Verwendung von sprachlichen Lückenbüßern: Typus 'Wimper'; oder auch Nutzbarmachung sprachlichen Überflusses (z. B. *borgne* neben *aveugle*): Typus 'Narbe'. Übertragung der Wörter für einäugig auf andere Gesichtsfehler sind selten.

Bei 'kurzsichtig' kann man von objektiver Unbestimmtheit sprechen, insofern die Kurzsichtigkeit schwer von der Normalsichtigkeit abzugrenzen ist; doch fällt dies sprachlich nicht in Betracht. Wichtiger ist, daß hochgradig Kurzsichtige sich oft ähnlich wie Schielende verhalten, daß die Kurzsichtigkeit geringeren Grades sich, besonders in einem Milieu, wo man wenig liest, nicht durch auffällige äußere Symptome verrät, daß Fernerstehende sich mit der Feststellung begnügen, daß einer schlecht sieht. Eine gewisse subjektive Unbestimmtheit ist hier also nicht zu leugnen. Dazu kommt aber das geringe Bedürfnis nach einem besonderen Ausdruck für 'kurzsichtig' (Typus 'Wimper'). Man greift in der volkstümlichen Sprache zu Umschreibungen oder folgt bei der Schöpfung lokaler Typen den nächstliegenden Assoziationen: man bezeichnet den Kurzsichtigen ungenau als den Schlechtsehenden, nach seinem Verhalten als den Blinzelnden oder Schielenden, übertreibend als den Blinden oder etwas milder als den Halbblinden, woraus nicht notwendigerweise zu schließen ist, daß man von der Kurzsichtigkeit nur unklare Vorstellungen hat.

'Schielend' ist objektiv bestimmt: subjektiv ist eine Verwechslung mit dem Kurzsichtigen nicht ausgeschlossen. Daß oft beide in denselben sprachlichen Topf geworfen werden, mag zum Teil darauf beruhen. Das Charakteristische an der ono-

[1] Etwas anders bei Tieren, deren Gesichtsfehler in einem bäurischen Milieu ebenfalls in Betracht fallen.

[2] Vgl. die geringe Verbreitung des Typus *einäug, einäugig, einäuger* usw. im Schweizerdeutschen (*Id.* I, 139).

masiologischen Geschichte des Begriffes ist aber der verwirrende Wortreichtum, der, was v. Wartburg nicht entgangen ist, in zwei Momenten begründet ist. Erstens empfindet man, wenn man auch in der Vorstellung die beiden Dinge gewiß trennt, nicht das Bedürfnis, sprachlich den Begriff des willkürlich abnormalen Schauens (deutsch *hinschielen, seitwärts schielen,* französich und italienisch, teilweise mit ethischer Nuancierung, *guigner, lorgner, regarder de travers,* vergleiche deutsch *scheel sehen, guardar bieco, guardar sottecche*) von dem Begriff des Schielens als Gesichtsfehler zu trennen. Zweitens gehört das Schielen zu jenen Gebrechen, an denen sich der Volkswitz mit Vorliebe übt: der Schielende weckt nicht wie der Blinde Mitleid,[1] sondern fordert zum Spott heraus. Der Wortreichtum aber führt, wie wir wissen, zur sprachlichen Unsicherheit. Es ergeben sich für 'schielen' auf großen Gebieten Zustände, wie wir sie oben für die Grenzzonen von *Gigetschi* geschildert haben.

Übersehen wir die von v. Wartburg besprochene Begriffsgruppe, so können wir nur bei kurzsichtig und schielend den von ihm angegebenen Erklärungsgrund mit Einschränkungen gelten lassen, bei blind und einäugig müssen wir ihn ablehnen. Wichtiger aber als dieses spezielle Ergebnis ist uns die methodische Forderung, deren Berechtigung ich erwiesen zu haben hoffe: Das Begriffliche ist unabhängig vom Sprachlichen zu analysieren. Es ist nicht aus dem Sprachlichen zu folgern, sondern zu seiner Erklärung zu verwenden. Und wichtiger ist die allgemeine Erkenntnis, zu der auch dieser Abschnitt hinführen wollte: Die Bezeichnungsgeschichte hängt nicht nur von den Eigenschaften der bezeichneten Begriffe, sondern auch von den Bedürfnissen und Bedingungen des sprachlichen Verkehrs ab.

V.

Wortarmut und Wortreichtum.

Wenn auch Tappolet nie die Konsequenzen aus dem von ihm formulierten allgemeinen Gesetz[2] gezogen, ja es in einer privaten Mitteilung direkt desavouiert hat, so sind doch seine onomasiologischen Arbeiten — die in anderer Hinsicht noch immer vorbildlich sind — bis zu einem gewissen Grade einseitig orientiert geblieben und haben in diesem Sinne auch auf andere

[1] Es sei denn bei ihm nahestehenden Menschen, die sein Gebrechen sprachlich zu verdecken suchen; daher neben Spottnamen auch Euphemismen.

[2] Vgl. oben S. 92.

gewirkt[1]: sie betrachten die Wörter im wesentlichen nach ihrer Äußerungs-, nicht nach ihrer Mitteilungsfunktion: das onomasiologische Grundproblem ist Tappolet ein psychologisches, nicht ein linguistisches. Das kommt deutlich zum Ausdruck in der Definition, die er in dem oben S. 93 erwähnten Aufsatze für das gibt, was er als onomasiologisch ansieht, nämlich 'l'ensemble des problèmes qui essaient d'expliquer psychologiquement les moyens d'expression[2] (mots, tournures, périphrases) dont dispose la langue pour tel ou tel objet, action ou idée'.[3]

Besonders charakteristisch für die Art, wie Tappolet onomasiologischen Fragen gegenübertritt, ist seine vor allem durch die Problemstellung interessante und verdienstliche Arbeit über *Die Ursachen des Wortreichtums bei den Haustiernamen der französischen Schweiz*.[4]

Bevor wir auf diese Arbeit näher eingehen, wollen wir versuchen, das Problem auf eine etwas allgemeinere Grundlage zu stellen, als es Tappolet getan hat. Dabei werden uns einige Fragen, für die Tappolet nur ein nebensächliches Interesse hat, ganz besonders beschäftigen: Was ging dem heutigen Bezeichnungszustand voran? Ist der Wortreichtum, den wir heute konstatieren, stets vorhanden gewesen, oder ist er etwa bloß vorübergehend? Stimmen verschiedene Sprachgebiete in dieser Beziehung überein? Sind Wortreichtum und Wortarmut Erscheinungen, die mit einem Begriffe dauernd verknüpft sind? Von der Beantwortung dieser Fragen wird es abhängen, ob wir in Tappolets Sinn allgemeine Erklärungsgründe für die Mannigfaltigkeit oder die Einförmigkeit der Bezeichnung gewisser Begriffe aufstellen können.

Wenn wir uns nun zu vergegenwärtigen versuchen, auf welcher Basis die heutigen Bezeichnungsverhältnisse in der Romania ruhen,[5] so gehen wir wohl am besten vom Zeitpunkt der Romanisierung aus. Es läßt sich in bezug auf den Wortschatz etwa folgendes feststellen. Bei der Übernahme der Sprache der Kolonisierenden können sich die Kolonisierten in dreifacher Weise verhalten: 1. Sie behalten für einen gegebenen Begriff

[1] Darum mag es berechtigt sein, daß ich meine kritischen Betrachtungen speziell an die Adresse Tappolets richte, trotzdem sie auch auf andere Arbeiten zutreffen.

[2] Von mir unterstrichen.

[3] *Bullet. Gloss.* 13. 43. — Diese Definition ist einseitiger als die oben S. 91 f. zitierte Umschreibung der Aufgaben der Onomasiologie, wie sie Tappolet in seiner Dissertation gegeben hat. Man errät den Einfluß Ballys.

[4] *Archiv* 131 (1913), 81—124.

[5] Auf das romanische Sprachgebiet beschränke ich meine Betrachtungen aus äußeren, nicht aus inneren Gründen.

das einheimische Wort, indem sie es so gut als möglich den formalen Eigentümlichkeiten der importierten Sprache — im vorliegenden Falle des Lateinischen — anpassen. 2. Sie behalten weder das einheimische noch akzeptieren sie das lateinische Wort, sondern schaffen neue Bezeichnungen mit lateinischem oder anderem Sprachmaterial. 3. Sie nehmen das lateinische Wort an.

Der erste Fall wird eintreten, (a) wenn der Begriff, um den es sich handelt, dem kolonisierenden Volke fremd ist. Daher z. B. die große Zahl von vorromanischen Wörtern, die sich auf die Kultur der Alpenbewohner beziehen. Er wird aber auch dann eintreten, (b) wenn das zutreffende lateinische Wort den Kolonisierten aus irgendeinem Grunde nicht bekannt wird, oder (c) wenn es ihnen zwar bekannt wird, aber wenn sie es, wohl meist aus Gefühlsgründen, nicht annehmen.

Der zweite Fall wird dann aktuell, wenn man den einheimischen Ausdruck, sei es aus Gefühlsrücksichten oder aus sprachökonomischen Gründen[1] — daß man den einheimischen Ausdruck im neuen Sprachsystem als Fremdkörper empfindet, genügt — fallen läßt, obschon es kein lateinisches Ersatzwort gibt (vgl. 1, a), wenn man das usuelle lateinische Wort nicht kennt (vgl. 1, b) oder nicht annimmt (vgl. 1, c).

Der dritte Fall ist derjenige, der bei der Übernahme einer neuen Sprache natürlich eintritt, wenn ihm keines der unter 1. und 2. angedeuteten Hemmnisse entgegenwirkt. Am sichersten werden diese Hemmnisse wegfallen bei den Kulturbegriffen des kolonisierenden Volkes, die dem kolonisierten Volke fremd sind.

In Wirklichkeit sind in der Romania die Verhältnisse natürlich viel komplizierter, als sie in dieser schematisierenden Darstellung erscheinen. Je nach den lokalen kulturellen und sprachlichen Verhältnissen der Kolonisierten und je nach der Zeit und den Methoden der Kolonisation wird ein Ort sich so, der andere anders verhalten, und es wird auch nicht überall dasselbe lateinische Wortmaterial und an demselben Ort für einen gegebenen Begriff stets nur ein Wort importiert worden sein. Wie sich im einzelnen die Verdrängung einer bodenständigen durch eine importierte Sprache macht, hat G. Wißler[2] an einem instruktiven Beispiel, der Überflutung der westschweizerischen Dialekte durch die französische Schriftsprache, mit besonders eindringlicher Be-

[1] Auch vergesse man nicht, daß sich an der Bezeichnung der der römischen Kultur fremden Begriffe auch die Kolonisierenden, nicht nur die Kolonisierten beteiligen.

[2] *Das schweiz. Volksfranzösisch.* Berner Diss. Erlangen 1909 (= *Romanische Forschungen* Bd. 27, 3).

rücksichtigung des Wortschatzes gezeigt. Hier kam es nur darauf an, die Grundlage für die Beurteilung von Wortreichtum und Wortarmut zu schaffen.

Betrachten wir daraufhin die einzelnen Fälle. Beruht die Mannigfaltigkeit der heutigen Bezeichnungen auf einer vorromanischen Mannigfaltigkeit, wie das z. B. bei den Namen für das Jungvieh der Rindergattung im Alpengebiet zum Teil wenigstens der Fall ist, so entziehen sich ihre Gründe dem Blicke des Romanisten, man darf wohl sagen des Sprachforschers überhaupt; denn bei unserer geringen Kenntnis der vorromanischen Sprachen läßt sich nicht sagen, ob die vorromanischen Verhältnisse auf sprachökonomischen oder anderen Gründen beruhen. Wir können nur Vermutungen darüber aufstellen, warum es dem lateinischen Worte nicht gelungen ist, die einheimischen Bezeichnungen zu verdrängen.

Der zweite Fall eignet sich nicht schlecht für eine Untersuchung, die wie diejenige Tappolets orientiert ist. Er wird häufig Begriffe betreffen, die dem kolonisierenden Volke fremd waren oder doch nicht übereinzustimmen schienen mit den von den Römern bezeichneten, da sachliche Unterschiede vorlagen (andere Werkzeugformen, verschiedene Methoden des Landbaues, der Viehzucht, des Handwerks, der häuslichen Arbeit usw.). Hierher gehören auch Begriffe, deren Verkehrswert zu gering war, als daß das lateinische Wort überall bekannt geworden wäre: Pflanzen, die keinen Nährwert oder Heilwert besitzen oder nicht allgemein verbreitet sind,[1] Tiere, die für die Jagd, als Nutztiere, als Schädlinge usw. keine oder nur lokale Bedeutung haben, insbesondere niedere Tiere, Insekten usw., überhaupt Unwichtiges oder Intimes. Bei Begriffen mit geringem Verkehrswert wird der Wortreichtum besonders häufig sein. Man vergleiche etwa in bezug auf die Begriffsgruppe des Unwichtigen und Intimen die Karten bégayer, chatouiller, copeaux de hache, copeaux de rabot usw. des Atl. ling.

Im dritten Fall wird entweder das Wort, das zur Zeit der Romanisierung allgemeine Verbreitung erlangte, herrschend bleiben[2]: Die Gründe der Wortarmut sind in den Verhältnissen zu suchen, die zur Zeit der Romanisierung vorlagen; für den, der die Sprache als Mitteilung betrachtet, hat es nichts Auffallendes an sich, daß das herrschende Wort herrschend blieb. Oder es

---

[1] Man vergleiche die interessanten Bemerkungen von Schuchardt über die Namen von Pflanzen, die nur strichweise vorkommen (*Zschr. f. rom. Phil.* 35, 393).

[2] Den recht häufigen Zwischenfall, daß ein lateinisches Wort nur auf einzelnen Gebieten sich durchsetzt, oder daß mehr als ein lateinisches Wort importiert wird, lassen wir, um das Problem zu vereinfachen, beiseite.

wird im Verlaufe der Zeit die Einheit durch eine Vielheit von Wörtern ersetzt werden: dann wird die Frage nach den Gründen der Mannigfaltigkeit für den Romanisten eine brennende. Wir gelangen damit in die Zeit der romanischen Sprachentwicklung, in die Zeit, wo der selbständige sprachliche Haushalt der romanischen Sprachen konstituiert ist. Für diese Zeit können wir den besprochenen drei Fällen einen vierten an die Seite stellen: Es bilden sich neue Begriffe heraus. Wie verhält sich ihnen gegenüber die Sprache in bezug auf Einförmigkeit oder Mannigfaltigkeit der Bezeichnung?

In welche Klasse gehören nun die von Tappolet ausgewählten Begriffe? Offenbar vorwiegend in die dritte, in die Klasse der Begriffe, die einst mit einem einheitlichen lateinischen Worte bezeichnet waren, wenn auch nicht immer auf dem Gesamtgebiete, so doch auf ausgedehnten Teilgebieten der Romania. Dessen wollen wir uns im folgenden erinnern.

Tappolet kommt in seiner Untersuchung zum Schlusse, daß die Reichhaltigkeit des Wortschatzes bei der Benennung der Haustiere in der französischen Schweiz abhängt 1. 'von der Häufigkeit, in der das Tier auftritt', 2. 'von der sozialen Wertschätzung, die das Tier genießt', 3. '*vor allem*[1] vom Gefühlsverhältnis, in dem der Viehhalter zum Tiere steht'.[2] Daß diese Momente eine Rolle spielen, sei ohne weiteres zugegeben. Allein sie erhellen, wie nun an einigen Beispielen gezeigt werden soll, nur eine Seite des Problems.

Der Stier ist dasjenige unter den Vatertieren, das in den französischen Mundarten der Westschweiz am mannigfaltigsten bezeichnet wird. Tappolet kennt neun verschiedenen Stämmen angehörende objektive (nicht affektiv gefärbte) Stiernamen, nach ihrer Verbreitung angeordnet (Wörter mit geringer Verbreitung am Schluß)[3]: *[mâle]*, *[boeuf]*, dazu das Diminutivum *[bovet]*,[4] *[taureau]*, in einigen Resten im Oberwallis und im Greyerzerlande (Kt. Freiburg) auch das Simplex *[tor]*, *butʃjo*, das nur im Wallis

[1] Von mir hervorgehoben.

[2] *Archiv* 131, S. 119.

[3] Vgl. ebenda S. 120 und S. 97—102.

[4] *boj́ɛ*, im Val de Bagnes, im Val d'Entremont und in Conthey gebraucht, dürfte ebensowenig wie savoyisch-delphinatisches *bojə*, *boja* usw. 'Rind' (vgl. *Atl. ling.* K. 637 *génisse*) mit REW 1370 auf bocula (zu bos statt būcula) zurückgehen. *boja* tritt mit *j* auf in Gegenden, wo mouilliertes *l* erhalten ist. Das gilt auch für Lyon (vgl. Puitspelu), für das *bôye* mit der übertragenen Bedeutung 'Mädchen' gegeben wird. Die Formen mit *h̃* (nur in der Bedeutung 'Mädchen'), die Puitspelu aus Cochard und für die Bresse und Savoyen zitiert, bedürfen der Bestätigung. Wenn sie wirklich belegt und nicht bloß Graphien für *j* sind, so fasse ich sie als Rückbildungen auf. Vgl. Constantin und Désormaux, *Dict. savoyard*, unter *boul̆ă*.

auftritt,[1] die zum Stamme b u r r - gehörigen Wörter *borja, bore, borõ, borjõ,*[2] *[bouchet]*, Diminut. zu *bouc,*[3] *[couillu], pivɛ*, eig. Tannzapfen, dann männliches Glied, und endlich *mani.*[4] Die vier letzten sind rein lokale Typen und vielleicht zum Teil affektiv gefärbt. Daß nur die fünf ersten eigentlich regionalen Charakter besitzen, äußert sich auch darin, daß der Atl. ling., von einem *[boeuf entier]* abgesehen, nur sie kennt. Treten wir über die Grenzen der Schweiz hinaus, so kommen zu den genannten noch folgende etymologische Typen: *[robin]* in Nordfrankreich, *[gayeau]* in der Wallonie,[5] *were ware* in Lothringen,[6] *[veau]* im Südwesten Nordfrankreichs, *[brave]* im Süden, daneben ein halbes Dutzend lokaler Typen und in Nordwest- und Zentralfrankreich die Ableitung *[taurin]*. Summe der Regionaltypen des galloromanischen Sprachgebietes also: 10.

Wie erklärt Tappolet diese Mannigfaltigkeit, etwa gegenüber der Einförmigkeit der Bezeichnungen für die Kuh? Dadurch, daß der Stier die Phantasie anregt. 'Erweckt er Angstgefühle durch sein Brüllen und durch sein ungestümes, unberechenbares Wesen, so bildet er durch seine physische Kraft und seine

---

[1] Vgl. Jud, *Dalla Storia delle parole lombardo-ladine* (*Bullet. de dial. rom.* 3 [1911], S. 16 f.). Zu den von Jud zusammengestellten Formen wären hinzuzufügen: *[bocino]* 'Kalb' in Viverone (hier auch das fem. *[bocina]*), in Perosa (bei Pinerolo), in Lagnasco (bei Saluzzo), Vernante (an der Col-di-Tenda-Straße) nach eigenen Aufnahmen, in Ivrea, Biella, Castellazzo Gamondio (Monf.), Valenza (nördlich von Alessandria) nach Biondelli; für das Monferrinische, das ländliche Ligurische, das Aretinische und Senesische vgl. Parodi *Ro.* 27 (1898), 197, für das Veronesische Bolognini und Patuzzi. Das Wort findet sich auch bei Petrocchi unter dem Strich. Zum lucches. *bucina* 'Kuh' s. Pieri, *Arch. glott.* 15, 144 n. 1. *butʃa* als Kinderwort für Kuh kennt Toppino im Glossar von Castellinaldo; Zalli gibt *bɔtʃ* und *butʃiŋ* als Kinderwörter für Ochs und Kalb. Als Rufwort für die Kuh findet sich *bôscia* bei Monti, für den Ochsen *boccio* in Arcevia (Crocioni S. 72). — Bemerkenswert ist, daß das Verbreitungsgebiet der Wörter, die zum Stamme *botʃ-* gehören, in Italien ungefähr übereinstimmt mit dem Verbreitungsgebiet von *[manzo]*, woraus man schließen möchte, daß die beiden Wörter von Norden her, wo die Viehzucht zu Hause ist, nach Süden gedrungen sind.

[2] Dieser Stamm gehört nicht nur Savoyen, sondern auch dem ital. Teil der grajischen Alpen an. Ich habe ihn im Orcotal und im Hochcanavesischen gefunden (Val Soana, Ceresole Reale, Locana, Traversella, Brosso). Vgl. Nigra, *Arch. glott.* 14, 357 und 15, 114.

[3] Vgl. *Atl. ling.* K. 150 b o u c.

[4] Das mit dem *Atl. ling.* B 1515 c ô n e d e s a p i n belegten *mãni* identisch sein dürfte. Über Beziehungen zwischen den Namen für Tannzapfen und den Namen für Haustiere siehe Jud, *Bullet. dial. rom.* 3 (1911), 14 ff.

[5] Gehört wohl zu *gai* und erinnert an das südfranzösische *brave*. Vgl. Remâcle und Forir unter *gâïe*.

[6] Das Wort wird von This, *Die Mundart der französischen Ortschaften des Kantons Falkenberg* § 23 mit einem altfrz. *garreau* identifiziert, das ich in dieser Bedeutung nicht kenne.

erstaunliche Zeugungsfähigkeit einen Gegenstand der Bewunderung.' Es ist ein Tier, dem sich auch wegen seiner Wichtigkeit für den viehzüchtenden Bauer die Aufmerksamkeit zuwendet. 'Der Wichtigkeit seines Amtes, der Vielseitigkeit seines Wesens haben wir die Mannigfaltigkeit der sprachlichen Ausdrücke zu verdanken, eine Mannigfaltigkeit, die im größeren Teil der französischen Schweiz das traditionelle, nur noch peripherisch erhaltene *taurus* vollständig verdrängt hat. Erst die mit dem Viehhandel und der Viehzählung eindringende Schriftsprache wird in absehbarer Zeit eine gewisse Einheitlichkeit wiederherstellen.'[1]

Kontrollieren wir diese Auffassung auf einem anderen Sprachgebiet, z. B. dem italienisch-rätoromanischen, über das wir uns mit Hilfe von Dialektwörterbüchern ziemlich eingehend unterrichten können und das ich zum Teil durch eigene Dialektaufnahmen kenne.[2] Das Resultat ist ein überraschendes: Vom Norden bis zum Süden ein einziges, einheitliches *[toro]*-Gebiet, nur an einigen Punkten am Rande der West- und Zentralalpen sowie in Welschtirol *[bove]*[3] und *[manzo]*,[4] anschließend an das frankoprovenzalische Gebiet das obenerwähnte *borri*, *butʃ* für Ochse und Stier in Soglio (Bergell), von dem ich nicht weiß, ob es weiter verbreitet ist,[5] endlich unterengad. *muller*, das Pallioppi mit der Bedeutung 'Zuchtstier' gibt.[6]

[1] A. a. O. S. 99.

[2] Meinem Freunde Jud sei für die Materialien gedankt, die er mir mit gewohnter Freigebigkeit zur Verfügung gestellt hat.

[3] Dieses habe ich in den Lanzo- und in den Waldenser Tälern gehört. Pellandini gibt *Boll. st. Sv. it.* 17, 84 die Bedeutung 'Stier' ausdrücklich für *bò*, während der Ochs *böö* heißt, Salvioni belegt sie *Boll. st. Sv. it.* 19, 146 und *Mem. Ist. lomb.* 21 (1907), 263 für Aidone (lombard. Kolonie in Sizilien, in der Nähe von Piazza Armerina, wo Roccella *bó* nur in der Bedeutung 'Ochse' kennt).

[4] In Castellinaldo (Toppino, Estr. *Studi romanzi* 10, 76), in Bormio nach einem urkundlichen Beispiel von Monti, *Vocab. di Como* 136, vgl. Longa, *Voc. bormino* 139. Das nur in Ober- und Mittelitalien verbreitete *[manzo]*, das gewöhnlich den jungen Ochsen, auch den Ochsen schlechthin bezeichnet, erhält, wie es scheint, besonders in dem Ausdruck *menare la vacca al manzo* die Bedeutung Stier. Diese Redensart führen sowohl Toppino als auch Longa an, und ich habe sie wiederholt im Piemont gehört. Zu *[manzo]* 'Stier' in Welschtirol s. Gartner, *Handbuch* S. 128, und Alton, *Die lad. Idiome* S. 254.

[5] Es gehört zu dem oben S. 112 genannten *butʃjo*.

[6] Für die übrige Romania, insbesondere für das pyrenäische Gebiet, bin ich nicht genügend informiert. Span. kat. port. besitzen *taurus* (westspan. Formen bei Krüger, *Studien zur Lautgesch. westspan. Mundarten* § 112), ebenso das Logudoresische, während das Campidanesische *mallóru* < m a l l e u + o l u hat. (Vgl. M. L. Wagner, *Lautl. d. südsard. Mundarten*. Beiheft 12 der *Zs. f. rom. Phil.* S. 16, und *Gli elementi del lessico sardo* in *Arch. stor. sardo* 3 [1907], S. 381, Salvioni, *Note di lingua sarda* No 114 in *Rendic. Ist. lomb.* serie II, Bd. 42 [1909], S. 827). — Das Rumänische

Gewiß sind diese Materialien nicht so vollständig wie diejenigen, die wir für das galloromanische Gebiet besitzen. Aber das, worauf es uns ankommt, geht doch wohl mit Deutlichkeit daraus hervor: Während das galloromanische Gebiet eine reiche Musterkarte von Stierwörtern aufweist, ist das ital.-rätoroman. Gebiet im wesentlichen einheitlich. Woher dieser Unterschied? Wird etwa die Phantasie des Italieners durch den Stier weniger lebhaft angeregt als die Phantasie des Franzosen? Oder ist die Rindviehzucht in Italien so viel weniger bedeutend als in Frankreich, daß der Italiener nicht Gelegenheit findet, sich hier sprachschöpferisch zu betätigen?

'Überall', schreibt Tappolet,[1] 'die gleiche Erscheinung: die Wörter nutzen sich ab, d. h. sie büßen durch den Gebrauch ihre Anschaulichkeit und Gefühlsintensität ein und müssen durch neue, lebendigere Ausdrücke ersetzt werden.'

Ist diese Erklärung wirklich ausreichend, wenn es sich um das Schwinden alter objektiver Bezeichnungen (auf solche bezieht sich in erster Linie die Untersuchung Tappolets) handelt? Läßt dieselbe Sprachgemeinschaft, die *vacca, vitellus, capra* jahrtausendelang bewahrt, *taurus* aus einem bloßen Bedürfnis nach Abwechslung fallen? Gibt man *tête* auf, um *boule* zu sagen, *Kopf,* um es durch *Schädel* zu ersetzen, verzichtet man auf *Nase* zugunsten von *Zinken,*[2] auf *Bauch* zugunsten von *Ranzen,* auf *bouche* zugunsten von *gueule,* auf *Mund* zugunsten von *Fresse,* auf *Pferd* zugunsten von *Klepper,* auf *cheval* zugunsten von *bidet,* auf *chèvre* zugunsten von *cabra,*[3] wenn man dazu nicht andere Gründe hat, als daß die an zweiter Stelle genannten Wörter anschaulicher oder gefühlsstärker sind als ihre Konkurrenten? Sind affektive Wörter notwendigerweise objektiven überlegen? Haben nicht beide nebeneinander Platz? Gibt nicht gerade ihr gleichzeitiges Vorkommen dem Ausdruck jenen Reichtum an Schattierungen, auf den auch die volkstümliche Sprache nicht gern verzichtet? Hat die Sprache nicht eben objektive Wörter als gangbare Münze für den täglichen Verkehr nötig, wenn es sich um Dinge handelt, von denen man, wie von den Haustieren, weit häufiger kühl und leidenschaftslos als affektiv erregt spricht? Und warum sollte der Sprechende nicht an einem objektiven Wort festhalten, wenn dieses in vollkommener Weise

---

besitzt neben *táur* (ar. *tavru*) *bic, bică, bigă, bugă, buháiu,* die aus slawischen Sprachen und aus dem Türkischen stammen, ferner *gonitor* zu *goni* 'bespringen', eigentlich der Stier in dem Alter, da er zeugungsfähig wird, dann Stier überhaupt. Vgl. *Dicț. limbii române.*

[1] A. a. O. S. 100.

[2] Schweizerdeutsch vulgär für Nase.

[3] Zu diesen beiden letzten Beispielen s. Tappolet a. a. O. S. 114.

dem Zwecke einer objektiven Mitteilung entspricht? Nimmt man aber trotzdem an, daß in einem bestimmten Fall das Bedürfnis nach größerer Anschaulichkeit und Gefühlsintensität für den Ersatz maßgebend gewesen ist, so wird man zum mindesten erwarten, daß die neuen Wörter ursprünglich einen stärkeren Anschauungs- oder Gefühlswert gehabt haben als das alte. Wie steht es in dieser Beziehung mit den Ersatzwörtern für taurus in der franz. Schweiz? *[mâle]* ist ein farbloses Wort für das Vatertier überhaupt,[1] *boeuf* und wahrscheinlich auch *butſjo* sind ursprünglich objektive Bezeichnungen für die Gattung gewesen, *taureau* hatte seine Diminutivbedeutung längst eingebüßt, als es in die Schweiz eindrang; nur bei den weniger verbreiteten Typen kann von einer ursprünglich größeren Affektivität oder Expressivität die Rede sein. Eher könnte man Tappolets Auffassung noch für Frankreich gelten lassen; aber der Vergleich mit Italien verbietet uns, sie als ausreichend anzusehen.

'Zu einer solchen Erneuerung', fährt Tappolet an der oben zitierten Stelle fort, 'gibt die biedere Kuh oder die bescheidene Ziege viel weniger Veranlassung.' Der biederen Kuh will ich nicht zu nahe treten; aber ist es nicht auffällig, daß die bescheidene Ziege[2] zwar im Südfranzösischen und im Frankoprovenzalischen[3] in der Tat überall *capra* heißt,[4] aber in Nordfrankreich plötzlich aus ihrer Bescheidenheit heraustritt? Finden wir doch hier nach dem Atl. ling. K. 272 nicht weniger als fünf Typen: *[chèvre]*, *[biche]* = *[bique]*, wall. *gat* (lothr. *gay*), pik. *[maguette]*, lothr. *[boucotte]*, von vereinzelten Diminutiven wie *[cabrette]*, *[biquette]* und dem importierten *keb(r)* der Franche Comté, das dem obenerwähnten Affektwort *kabra* entspricht, nicht zu reden. Zu den wortarmen Haustieren rechnet Tappolet auch das Mutterschaf, dessen zwei scharf getrennte Bezeichnungen (*[brebis]* und *[faya]*), in der frz. Schweiz an der bekannten Hauptsprachgrenze aufeinanderstoßen, die man kurz als die Juragrenze bezeichnen mag. Nach dem Zusammenhang dürfen wir annehmen, daß Tappolet hier die Gründe der Wortarmut ähnlich beurteilt wie bei *chèvre*: Alter und Bodenständigkeit der Schafzucht, geringe Aufmerksamkeit, die man einem Tiere schenkt, das

[1] Das gilt übrigens nach Tappolet S. 92 auch für *[couillu]*.

[2] Daß übrigens die Ziege Gefühl und Phantasie stark anregt, ersieht man aus der großen Zahl der Affektwörter, die man für sie geschaffen hat. Auch ihre Bedeutung im Folklore und die Verwendung ihres Namens zur Bezeichnung von allerlei Tieren, Pflanzen und Gerätschaften wäre hier zu berücksichtigen.

[3] Auch im Rätoromanischen, worüber Gartner, *Handbuch* S. 129 ausführliche Auskunft gibt, und wohl auch im Italienischen.

[4] Wenn auch die Formen keineswegs überall den lokalen Lautgesetzen entsprechen.

sich durch wenig hervortretende Eigenschaften auszeichnet. Treten wir wieder über die Schweizergrenze. Frankreich besitzt nach dem Atl. ling., wenn wir von *[mouton]* absehen, das wohl da als Antwort auftritt, wo man das brebis der Frage als Gattungsbegriff auffaßte, *[brebis]*, *[ouaille]*, *[moutonne]*,[1] *[gode]*, *[feta]*, von isolierten Typen abgesehen.[2] Für das Rätoromanische finden wir wieder eine bequeme Zusammenstellung bei Gartner, *Handbuch* S. 255, wo auf 14 Punkte 4 Typen[3] kommen: *nuorsa*, *[bestia]*, *[pecora]* und *[feta]*, während in den italienischen Mundarten, soweit sie nicht *[feta]* besitzen, das im Piemontesischen weit verbreitet ist, oder den Stamm *berr* auf das Schaf übertragen haben, überall *[pecora]* zu herrschen scheint,[4] und die pyrenäischen Literatursprachen[5] nur o v i c u l a kennen.

Also überall dieselbe Erscheinung: auf einem Gebiet Wortreichtum, auf dem anderen Wortarmut — und zwar nicht etwa nur da, wo lexikologische Mannigfaltigkeit oder lexikologische Einförmigkeit überhaupt das Gewöhnliche ist —, ohne daß die begriffliche Grundlage, auf die sich der Blick Tappolets richtet, verschieden wäre. In allen Fällen ein lateinisches Wort (*taurus*, *capra*, *ovis*), das hier geblieben,[6] dort verschwunden ist. Sollten etwa *taurus*, *capra*, *ovis* in gewissen Gegenden nicht darum geschwunden sein, weil sie die Eigenschaften der Sache (resp. des darauf gegründeten Begriffs) oder ihr Verhältnis zum Menschen nicht in genügender Weise a u s d r ü c k t e n, sondern darum, weil sie irgendwelche Eigenschaften besaßen, die sie als W e r k z e u g e d e s s p r a c h l i c h e n V e r k e h r s in eben jenen Gegenden, aber nur dort, nicht mehr als geeignet erscheinen ließen?

Analoge Verhältnisse finden wir, wenn wir uns anderen

[1] Im Dép. du Jura, vereinzelt auf der Insel *Ré* (P. 533), *[mère moutonne]* in P. 423 (Maine-et-Loire).

[2] Daß champagnisches *[guerlette]* und gasc. *tjok* nur pejorativ gebraucht werden, ist wahrscheinlich, aber nach dem Material des Atlas nicht zu entscheiden.

[3] Unterengad. *[capobestia]* nicht besonders gerechnet.

[4] Wenigstens finde ich diesen Typus in fast allen it. Dialektwörterbüchern, die mir zur Verfügung stehen, außer in den piemontesischen. Im Canavesischen und in den italienischen Westalpen habe ich überall *[feta]* erhalten außer in Vernante, wo *berru* in dem Ausdruck *lu berru ca a l are* 'la pecora vuole il maschio' für die Bedeutung 'weibliches Schaf' bürgt. Zur Verbreitung des Stammes b e r r - (b a r r -) 'Schaf' vgl. Jud, *Parole lomb. lad.* in *Bull. d. dial. rom.* 3, 13. Zu mail. *bera* füge in der Bedeutung 'Schaf' Castellinaldo *bera*, *bara* (*Gloss.* S. 55), woneben nach *Arch. glott.* 16, 520 No 9 übrigens auch *feja* existiert. Zu *becia* s. Ferraro, *Monf.* und Nigra, *Arch. glott.* 14, 357.

[5] Oveya hat auch das Asturische. Westspanische Formen bei F. Krüger, *Studien zur Lautlehre westspanischer Mundarten* § 48.

[6] O v i s im Rumänischen erhalten. Vgl. daneben m a t r i x; s. Puşc. No 1051.

Begriffsgebieten zuwenden. Die Karte b o u c h e (151) des Atl. ling. weist im Frankoprovenzalischen und im Provenzalischen vier Haupttypen auf: *[bouche]*, *[gorge]*, *[gueule]*, *[cais]*.[1] Also relativer Wortreichtum. Etwa deshalb, weil man das Bedürfnis hat, den Mund mit gefühlsbetonten Wörtern zu bezeichnen?[2] Aber wie kommt es, daß *bucca* 'Mund' in der übrigen Romania, soweit sie es überhaupt in dieser Bedeutung gekannt hat,[3] unbestritten geblieben ist? Sollten die groben Affektwörter nicht deshalb zur Würde objektiver Bezeichnungen aufgestiegen sein, weil, wie auch Zauner vermutet,[4] *[bouche]* in einem großen Teil Südfrankreichs die Bedeutung 'Lippe' angenommen hat? Ebenso wie im Ossolagebiet *[grugno]* für Gesicht die Oberhand gewinnt, weil *[viso]* die 'Stirne' bedeutet?[5]

Ein ähnliches Problem gibt uns die Karte l è v r e (765) auf. Wenn auch die Verhältnisse hier viel komplizierter sind, so glaube ich doch die Vermutung aussprechen zu dürfen, daß die Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen speziell in Südfrankreich auf der sprachlichen Unsicherheit beruht, die sich aus dem Konkurrenzkampf von *pot(ta)*[6] und *[lèvre]* ergab. Dabei spielt der Umstand eine Rolle, daß einerseits eine objektive Bezeichnung für 'Lippe' nicht eine dringende Notwendigkeit ist, da der Begriff 'Mund' meist als Ersatz dienen kann,[7] anderseits die herabhängende Unterlippe als Abnormität oder als Ausdruck gewisser psychischer Dispositionen die Aufmerksamkeit auf sich zieht und zur Wortschöpfung anregt.

Als l e x i k o l o g i s c h e Reaktion auf ein morphologisches Unbehagen sehe ich die oben S. 92 erwähnte Mannigfaltigkeit der Wörter für 's c h w e i g e n' in Frankreich und Oberitalien an. geradeso wie der Formenreichtum für *sedere* eine m o r p h o l o g i s c h e Reaktion auf ein morphologisches Unbehagen ist.

Wie bei s c h w e i g e n beurteile ich den Wortreichtum für

[1] Vereinzelt *[groin]* in P. 933 (Savoie). Vgl. Const. und Dés. *grwên*. — Eine hübsche Kontaminationsform, *[borge]*, weist der Punkt 718 (Aveyron) auf. da, wo sich *[bouche]* und *[gorge]* berühren.

[2] Den Charakter eines groben Affektwortes besitzt *[gueule]* noch heute an vielen Orten. *[cais]* ursprünglich = 'Kinnbacken', dann 'Wange', gibt der P. 733 (Tarn-et-G.) als grob. Die Pejoration könnte hier freilich auch sekundär sein. Auch ob *[gorge]* ursprünglich Affektwort war, ist unsicher. (Vgl. Zauner, *Körperteile* S. 44 ff. u. S. 64.)

[3] In Rumänien sind *rostrum* und *gula* Ersatzwörter für *os*, nicht für *bucca*.

[4] S. 45 und S. 48.

[5] Unerklärt bleiben *[bec]* und *[gueule]* 'Mund' im westlichen Teil von Nordfrankreich.

[6] *pot(ta)* sehe ich als vorromanisches Wort mit der ursprünglichen Bedeutung 'Lippe' an.

[7] Vgl. Zauner, *Körperteile* S. 47.

fallen in Oberitalien und Rätien. Diese beiden Gebiete zeichnen sich nämlich, im Gegensatz zu Frankreich, im Gegensatz zu Mittelitalien, wo nur *[cascare]* *[cadere]* Konkurrenz macht, und im Gegensatz zur übrigen Romania, die *[cadere]* erhalten hat, durch eine große Zahl von Bezeichnungen für diesen Begriff aus. Allein für das piemontesisch-lombardisch-rätische Alpengebiet[1] finde ich in meinen Aufnahmen,[2] im Südwesten anfangend: *[calare(giù)]*, *[tombare]*, *[cádere]*, *[rubattare]*, *[saltare (giù)]*, *[diroccare]*, *[burlare (giù)]*, *[venire giù]*, *[crodare (giù)]*,[3] *[dare giù]*, also zehn verschiedene Typen. Es läge nahe, auch hier zu sagen, daß 'fallen' zu jenen Begriffen gehöre, die gern anschaulich übertreibend benannt werden und sich mit dieser Erklärung, die übrigens für *[calare]*, *[venire giù]* und *[dare giù]* nicht zutreffen würde, zu beruhigen.

Ich habe bei einigen unter den angeführten Beispielen die Gründe anzudeuten versucht, die zum Ersatz alter weitverbreiteter Wörter geführt und damit einer Mehrheit neuer Wörter Raum gegeben haben. Ob diese Gründe im einzelnen zutreffen, werden nur eingehende Spezialuntersuchungen, wie sie Gilliéron z. B. in den Artikeln über melken, über Hahn und Katze, über Ähre und Dorn angestellt hat, zu zeigen vermögen.[4] Aber darauf kommt es mir hier gar nicht an. Nur daran liegt mir, den Leser überzeugt zu haben, daß 'Stier', 'Ziege', 'Schaf', 'Mund', 'fallen' nicht deshalb auf gewissen Gebieten der Romania mannigfaltig, auf anderen einförmig bezeichnet worden sind, weil die Eigenschaften dieser Begriffe oder das Verhältnis des Menschen zu ihnen es hier so, dort anders verlangten, sondern weil *taurus*, *capra*, *ovis*, *bucca*, *cadere*[5] hier geschwunden, dort geblieben sind, je nachdem sie in den Gesamthaushalt der Sprache hineinpaßten oder nicht.

Ob nun die geschwundenen Wörter durch ein einziges oder durch eine Mehrheit von neuen Wörtern ersetzt werden, das hängt von der Beschaffenheit des vorhandenen Ersatzmaterials und von den allgemeinen kulturellen Bedingungen des in Betracht

---

[1] Provenzalische und frankoprovenzalische Dialekte der Westalpen inbegriffen.

[2] Gefragt wurde: 'scuotere un pero per far cascare le pere', 'un ramo marcio m'è caduto sul viso', 'un fulmine è cascato sulla casa', 'il falegname cascò dal tetto'.

[3] Dieser Typus ist der herrschende in Graubünden, Lombardei, Venezien (nicht Friaul) und Emilia (vgl. auch Gartner, *Zs. f. rom. Phil.* 16, 358, Anmerkung 14).

[4] Gilliéron et Roques, *Etudes de géographie linguistique d'après l'Atlas linguistique de la France.* Paris, Champion, 1912, No 3 u. 13.

[5] Etwas anders liegen die Verhältnisse bei *labrum* und *tacere*, die schon zur Zeit der Romanisierung nicht ganz durchzudringen vermochten.

fallenden Sprachgebietes ab. Auf das letztere will ich nicht näher eingehen und nur andeuten, daß ich dabei an die verschiedene Expansionskraft sprachlicher Zentren denke. Als Ersatzmaterial fallen in Betracht subjektive Wörter, bedeutungsverwandte Wörter, morphologische Varianten, die teils schon bereitliegen, teils ad hoc gebildet werden. Hier kommt nun die Betrachtungsweise Tappolets zu ihrem Rechte: ob für einen Begriff reiches oder spärliches Ersatzmaterial bereitliegt, wird in der Tat zum großen Teil von seinen Eigenschaften und vom Verhältnis des Sprechenden zu ihm abhängen. So kann selbstverständlich das Gefühlsverhältnis des Menschen zu den Haustieren bestimmend sein für die Zahl der subjektiven Wörter, die die Ersatzreserve für defekt gewordene objektive Bezeichnungen bilden. Wie sehr aber äußere sprachökonomische Gründe die Art und Weise bedingen, in der die Ersatzreserve benutzt wird, das zeigt z. B. ein Vergleich zwischen dem Verhalten der Sprache gegenüber den Begriffen sitzen und fallen in Oberitalien. *[Sedere]* und *[cadere]* sind wegen der Unregelmäßigkeit ihres Formensystems dem Untergange geweiht. Bei beiden liegen affektive Ersatzwörter bereit, dort die Bezeichnungen für 'kauern', 'hocken' usw., hier diejenigen für 'stürzen', 'rollen', 'purzeln' usw., und doch hat die Sprache nur hier zu ihnen gegriffen, dort den morphologischen Varianten *[seditare]* und *[sedentare]* den Vorzug gegeben,[1] vermutlich, weil diese seit alter Zeit bereitlagen und den bequemsten Ersatz boten. Anderseits hängt es von den Bedingungen der sprachlichen Expansion ab, wenn *[crodare]* in Oberitalien, bis jetzt wenigstens, nicht derselbe Erfolg beschieden ist wie *[tomber]* in Frankreich, das andere regionale Ersatzversuche im Keime erstickt hat.

Wenn nun aber rein sprachökonomische oder allgemeine kulturelle Verhältnisse das abweichende Verhalten verschiedener Gegenden in bezug auf Mannigfaltigkeit oder Einförmigkeit des Ersatzes bedingen können, dann scheint mir die methodische Forderung unabweislich, daß diese Verhältnisse in jedem einzelnen Falle untersucht werden, bevor man darangeht, nach sachlichen oder psychologischen Erklärungsgründen zu suchen. Die Mannigfaltigkeit der Stierwörter in der franz. Schweiz ohne weiteres der Einförmigkeit der Bezeichnungen für 'Kuh' oder 'Ziege' gegenüberzustellen, ist ebensowenig zulässig, als es anginge, die einheitliche Bezeichnung der Ziege in der Schweiz, in Südfrankreich und in Italien gegenüber der mehrfachen in Nordfrankreich, die geringe Zahl der Wörter

[1] Vgl. *Archiv* 126 (1911), 371 ff.

für 'fallen' in Frankreich gegenüber dem Wortreichtum von Oberitalien auf sachliche oder psychologische Unterschiede zurückzuführen.

Auch das scheint mir aus dem Gesagten hervorzugehen, daß es kaum möglich sein wird, das von Tappolet aufgeworfene Problem auf einem so kleinen Gebiete zu lösen, wie er es sich ausgewählt hat. Man wird im Gegenteil, wenn man Aussicht auf Erfolg haben will, den Rahmen möglichst weit spannen, möglichst zahlreiche und möglichst verschiedenartige Sprachgebiete untersuchen müssen.[1] Und wenn die Vergleichung verwandter Begriffe gewisse Vorteile bietet, so wird doch anderseits gerade das Studium der Verhältnisse bei ganz ungleichartigen Begriffen unsere Einsicht vermehren und das Problem in seiner ganzen Kompliziertheit erscheinen lassen. Auf jeden Fall erhält es nur eine partielle Lösung, wenn man das Wort bloß in seiner psychologischen Funktion, als Äußerung, und nicht auch in seiner sprachlichen Funktion betrachtet, als Glied eines sprachlichen Systems, das einer möglichst vollkommenen und praktischen Art der Gedankenvermittlung dienen soll.

VI.

Schlußbetrachtungen.

Nachdem er — was ich nicht für richtig halte[2] — die Sinnverschiebung vom Typus coxa 'Hüfte' > 'Schenkel' als sprachliches Vergreifen bezeichnet hat, fährt Meringer in dem obenerwähnten Artikel fort: 'Aber es erhebt sich auch hier wie in allen ähnlichen Fällen die Frage: Wie kommt es beim sprachlichen Vergreifen, das doch vielen nur als etwas Individuelles und Okkasionelles erscheinen wird, zu einem allgemeinen Brauche, der einer ganzen Verkehrsgenossenschaft eigen wird? Die Vorbedingung zum Sinnverschieben ist allgemein menschlich sowie die Vorbedingung zum Vergreifen. Aber darüber kommen wir vorläufig nicht hinaus.'[3]

---

[1] Amüsant ist es, daß A. Dauzat in der *Revue de phil. fr. et de litt.* 28 (1914), 82 zu dem allgemeinen Satz gelangt, die Namen der Zuchttiere in Frankreich seien um so mannigfaltiger, je seltener diese vorkommen, also zum geraden Gegenteil von dem, was Tappolet, wenigstens in bezug auf die männlichen Zuchttiere, für die franz. Schweiz feststellt.

[2] Von einem sprachlichen Vergreifen würde ich nur in dem Falle sprechen, wo die Übertragung durch eine momentane Unaufmerksamkeit veranlaßt ist, so etwa, wenn meine Frau, die anderswie beschäftigt ist, mir zuruft, ich möchte *ablöschen*, und damit meint, ich solle den Wasserhahn schließen. Hier sind die psychologischen Voraussetzungen dieselben wie beim Vergreifen.

[3] *Wörter und Sachen* 3, S. 54.

Hier liegt das Problem. Das ist die Frage, die uns an den Kreuzweg zurückführt, an dem wir zu Anfang unserer Untersuchung gestanden haben. Für den, der die Sprache nur als Äußerung ansieht, ist die onomasiologische Betrachtung erschöpft mit der Beantwortung der Frage, wie, wann und warum okkasionelle Benennungen oder Neubenennungen entstehen und worauf ihre Verschiedenheit, ihre Mannigfaltigkeit oder Einförmigkeit beruht; wem die Sprache auch Mitteilung ist, der wird weiter fragen, von welchen Bedingungen es abhängt, ob Benennungen oder Neubenennungen usuell werden oder ihren subjektiven Wert verlieren. Darüber, daß die Gründe für das eine und für das andere nicht dieselben zu sein brauchen, kann kein Zweifel bestehen. Tappolet hat dafür ein instruktives Beispiel gegeben[1] und damit selbst angedeutet, in welcher Richtung die onomasiologische Forschung neu zu orientieren ist. Nach derselben Richtung weist uns Meringers resigniertes 'aber darüber kommen wir vorläufig nicht hinaus'; denn mit dieser durch das 'vorläufig' gemilderten Resignation werden wir uns nicht begnügen wollen.

Wer mit den sprachgeographischen Arbeiten Gilliérons vertraut ist, der wird unschwer erkennen, aus welcher Quelle zum großen Teil die Gedanken geflossen sind, die ich auseinanderzusetzen versucht habe. Der wird aber auch zugeben, daß Gilliéron über die Mauer hinausgekommen ist, die andere nicht sehen oder an der sie resigniert stehenbleiben. Gilliéron hat uns, nicht in theoretischen Erörterungen — das Theoretische nimmt bei ihm gern die Form des scharf formulierten Dogmas an, auch wenn es nicht so gemeint ist —, sondern in Forscherstreifzügen, die aufs Einzelne gerichtet sind, nicht nur die Notwendigkeit, sondern die Möglichkeit gezeigt, in das Verständnis des sprachlichen Haushaltes einzudringen; er hat uns so nachdrücklicher, als es allgemeine Erwägungen tun können, auf die im eigentlichen Sinne linguistischen Aufgaben der Sprachwissenschaft hingewiesen. Wie hoch ich auch die gedankenreiche Schrift von F. N. Finck über *Aufgabe und Gliederung der Sprachwissenschaft* schätze, seine Auffassung vom Endziel der Sprachwissenschaft sehe ich als einseitig an. Die Sprachwissenchaft kann sich nicht darin erschöpfen, die Eigenart einer Sprache aus der geistigen Eigenart der Sprachgemeinschaft zu erklären. Man darf wohl mit Gilliéron behaupten, daß es kaum eine lautliche Veränderung in einer Sprache gibt, die nicht Störungen in ihrem Haushalte zur Folge hätte, Störungen, die ihrerseits lexikologischen, morphologischen oder syntaktischen Neuerungen rufen. Sollte es nicht auch Aufgabe der Sprach-

[1] *Archiv* 131, S. 116 f.

wissenschaft sein, die Anlässe zu solchen Störungen und damit die Ursachen sprachlicher Neuerungen festzustellen, und haben diese Anlässe etwas mit der geistigen Sonderart der Sprachgemeinschaften zu tun, die erst wieder in Betracht fällt, wenn man fragt, wie die Störungen behoben werden? Wir Sprachforscher — für die Onomasiologen gilt das ganz besonders — haben uns etwas zu stark von den Psychologen[1] und vielleicht gelegentlich auch von den Kulturhistorikern[2] beeinflussen lassen. Wenden wir uns ebenso intensiv wie den Fragen, die mit Psychologie und Kulturgeschichte zusammenhängen, den Aufgaben zu, die uns am nächsten liegen und nur uns angehen. Nicht als ob ich im geringsten dem Rufe Wörter und Sachen (wo ja nach der Auffassung der Gründer der so betitelten Zeitschrift das Psychologische zu den Sachen gehört) entgegentreten möchte. Aber vergessen wir nicht, daß die Wörter mehr Licht von den Sachen als die Sachen von den Wörtern erhalten, daß für Psychologie und Kulturgeschichte die Sprachwissenschaft nur eine Krücke, nicht eine Führerin ist, daß wir selbst uns verkleinern, wenn wir uns auf das besonders viel zugute tun, was wir unseren Hilfswissenschaften geben. Im übrigen wird eine möglichst vollkommene Lösung der rein linguistischen Probleme die Zuverlässigkeit dessen erhöhen, was wir zum Bau der Psychologie und der Kulturgeschichte beisteuern können.[3]

Bern. K. Jaberg.

[1] Gegen eine einseitig psychologische Auffassung der Sprache hat kürzlich auch ein ausgesprochener Sprachpsychologe Stellung genommen, freilich einer, der von der Sprachwissenschaft herkommt. Nachdem er in dem oben S. 84 erwähnten Buche konstatiert hat, daß die Sprache von den Psychologen nahezu übereinstimmend als ‘Ausdrucksbewegung’ definiert wird, und nachdem er darauf bezügliche Äußerungen von Wundt zitiert hat, schreibt O. Dittrich S. 11: ‘Dies ist aber eine vom Standpunkt der Sprachwissenschaft durchaus nicht zu rechtfertigende Auffassung. Für diese, die Sprachwissenschaft nämlich, wird es vielmehr immer eine grundlegende Erkenntnis bleiben müssen, daß die Sprache nicht bloß eine Ausdrucks-, sondern zugleich eine Eindrucksleistung sei, daß Mitteilsamkeit zu ihrem Wesen gehöre, und daß darum hiervon auch in ihrer Definition nicht abgesehen werden dürfe.’

[2] Man vergleiche z. B. die sonderbaren Betrachtungen, die Lerch im *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* 36 (1915), 123 über die kulturhistorischen Bedingungen des Ersatzes von caput durch testa anstellt.

[3] Diese Arbeit war definitiv redigiert, als ich mich an die Lektüre von De Saussures prächtigem *Cours de linguistique générale* (Lausanne, Paris 1916) machte, mit dem ich in grundlegenden Anschauungen übereinzustimmen mich freue. Vgl. meine Besprechung des Buches im Sonntagsblatt des *Bund*, 17. und 24. Dezember 1916.

Studie über das neueste Französisch.

(Fortsetzung.)

Der Artikel.

Im engsten Anschluß an die eben zusammengestellten Erscheinungen steht natürlich die Verwendung des Artikels. Es ergibt sich von selbst, daß sie im Zunehmen begriffen ist. Der heutige Sprachgebrauch zeigt uns den bestimmten Artikel sowohl als den unbestimmten in kennzeichnenden Verschiebungen: *la vérité* tritt ein für *vérité* in allgemeiner Bedeutung, also überhaupt für alle Fälle; *c'est une vérité* ist gleichbedeutend mit *c'est la vérité;* denn *un* als Ausdruck für die Einordnung in die Gattung besagt eine vollständige Zugehörigkeit des Denkobjektes zu dem mit *un* eingeleiteten Vorstellungsinhalt. Bei Abstrakten tritt *un* an die Stelle des unartikulierten Ausdrucks; und daher wird auch neufranzösisch *un chien = le chien = chien* für den Ausdruck der Gattung. Die Verallgemeinerung von *un* (ein gewisser) liegt psychologisch eigentlich näher als die von *le* (dieser bekannte); hätten wir nicht die tatsächlichen Beweise, so würden wir die Zeitfolge der Erscheinung sicher umgekehrt ansetzen. Bei Konkreten hingegen bedeutet '*un*' als Einleitung des Prädikats die vergleichsweise Einordnung unter den Begriff: *Il est un marchand*[1] = wie ein Kaufmann. In dem Satze *un vrai roi régit ses sujets comme un père*[2] ist *un* nicht gleich: ein Vertreter der Gattung 'wahrer König', sondern ersetzt si quis. 'Wenn einer ein wahrer König ist, so...'; das Kennzeichen dafür, daß er in die Gattung 'wahrer König' gehört, ist, daß... Auch die adversative Bedeutung kann im '*un*' liegen: *un roi est toujours un homme* = auch wenn einer der Gattung König zugeteilt werden kann, so gehört er doch nicht minder in die Gattung Mensch. Wird in dem oben angeführten Satze *le vrai roi* gesetzt, so ist *le* distributiv: jeder wahre König regiert wie ein Vater — (sonst ist er es nicht). Die älterfranzösische Hauptform — Substantiv + Adjektiv ohne Artikel — kann heutzutage, außer archaisch im Sprichwort, nur noch in der Objektstellung stehen: *j'estime celui vrai roi* usw.

Die eigentümliche Bedeutung von *un* scheint seine Verwendung bei einer Verbindung wie *pot au lait* auszuschließen. E. Winckler[3] meint, wie Oudin, daß bei dem Typus *pot à lait* ein Infinitiv zu ersetzen sei (Topf, um Milch hineinzugeben), während *pot au*

---

[1] Vgl. Fritz Strohmeyer, Der Artikel beim Prädikatsnomen im Neufranzösischen, 1907, S. 11.

[2] Vgl. E. Winckler, La doctrine grammaticale française d'après Maupas et Oudin, Beihefte 38, S. 78 ff.

[3] A. a. O. S. 79.

lait eine enthaltene Sache ausdrücke (Topf, in dem Milch drin ist). Das trifft nicht ganz zu; W. hat übersehen, daß es sich um zwei verschiedene Bedeutungen von *à* handelt: *pot à lait* ist finales *à*: Topf für Milch, d. h. also auf deutsch 'Milchtopf', nach Plattner[1] treffend 'der landesübliche Milchtopf'. Hingegen hat *pot au lait* komitatives *à*,[2] wie *l'homme à la barbe rousse.* Die Begleiterscheinung, die ein dauerndes Merkmal ausdrückt, wird zum Erkennungszeichen. Als etwas eindeutig Bestimmtes hat sie den Artikel, der ursprünglich deiktisch gewesen ist: der bekannte rote Bart, die bestimmte (zugemessene Menge) Milch, die zum täglichen Gebrauch im Haushalt gehört. Wenn Plattner[3] *pot au lait* als den im Haushalt bestimmten bekannten Topf erklärt, so übersieht er, daß es sich ja zunächst um eine Gebrauchsverschiedenheit bei *lait* und nicht bei *pot* handelt. Er hat sich offenbar davon verleiten lassen, daß man immer *le pot au lait* sagt und nicht *un pot au lait.* Das *au* selbst hat er ganz unberücksichtigt gelassen. Es liegt jedenfalls in der Bedeutung des *pot au lait,* daß es nicht mit *un* verbunden wird, und es wäre ganz reizvoll, zu wissen, ob auch ausschließlich *la bouteille au vin* gesagt wird, während *bouteille de (à) vin* selbstredend mit unbestimmtem Artikel vorkommt. Wenn dagegen *un café au lait* nichts Auffälliges hat, so kommt das natürlich aus dem Gasthause her, wo *un* für 'eine Portion' gesagt wird, wie bei uns 'ein Milchkaffee' usw.

Der unbestimmte Artikel besagt ganz einfach 'eine Art von', 'so etwas wie'. Mercereau C. Tén. 78 *Je dormais aux aguets, lorsque vers une aube, des pas sonores dans le salon m'éveillèrent soudain.* Beim ersten Morgenschimmer, als eine Art Dämmerung anbrach. *Un* dient zur Schwächung des Vorstellungsinhaltes, den sein Begriffswort ausdrückt, und daher zum Hervorbringen verschwommener Bilder, wie die Modernen sie unter Umständen zu geben beabsichtigen; *un* ist ein Hauptstilmittel für gewisse Stimmungsbilder. Z. B. Verlaine, Poèmes sat. 55 *Les sanglots longs des violons de l'automne Blessent mon cœur d'une langueur monotone*[4]... 58: *comme un vol criard d'oiseau en émoi tous mes souvenirs s'abattent sur moi ... dans la splendeur triste d'une lune se levant blafarde.* Eigentlich sollte man *le vol criard* usw. erwarten; *un* rückt das Bild ferner, macht es blässer. Ebd. S. 45 *une aube affaiblie Verse par les champs La mélancolie Des soleils couchants sur les grèves.* Ein schwaches Dämmerlicht.

[1] III 1, 176.

[2] Vgl. Ab im Romanischen S. 73.

[3] A. a. O. Das Buch von H. F. Muller, Origine et histoire de la prépos. *à* dans les locutions du type de 'faire faire q. ch. à q. q.' (Poitiers 1912), ist mir nicht zugänglich gewesen.

[4] Beachte das Verharren auf dem *o*.

Unter Umständen ist durch '*un*' allein angegeben, daß es sich nur um einen bildlichen Ausdruck handelt, wie in dem eben angeführten *d'une lune se levant blafarde* — gleichsam im Mondschimmer.

Über die Entwicklung des unbestimmten Artikels im Plural ist zu bemerken, daß das Französische auch darin an einem Punkte der Spirallinie angelangt ist, wo es dem Lateinischen wieder einmal zunächstkommt.

Der Genitiv besagt bekanntlich, daß Eigenschaft oder Handlung, die im regierenden Worte ausgedrückt sind, nur teilweise Anwendung auf den abhängigen Begriff finden.[1] Das Lateinische hat sein indogermanisches Erbteil an Genitivausdrücken sehr vermindert, insbesondere beim Verb; für das Lateinische ist der Genitiv in erster Linie adnominaler Kasus.

Die romanische Entwicklung des partitiven Ausdrucks als Verbalobjekt geht also nicht unmittelbar auf einen lateinischen partitivischen Genitiv zurück; sie entsteht vielmehr als romanische Neuschöpfung nach und nach aus folgenden Grundlagen: 1) für den adnominalen Genitiv tritt *de* + Substantiv ein; 2) für den Ausdruck des Urhebers, der Herkunft, der Teilung bekommt *de* das Übergewicht über *ab*. Der Zusammenfall des genitivischen Ausdrucks mit dem partitiven ist also eine erst romanische Tatsache, und zwar keine gemeinromanische. Das Altfranzösische hat seit dem 13. Jahrhundert[2] Belege für die weitere Entwicklung des partitiven Ausdrucks zum unbestimmten Artikel.

Im Französischen hat *des* nach und nach folgende 5 Funktionen übernommen: es ist

1) Genitiv zu *les*: *l'ami des parents* (der Eltern) — lat. Gen.
2) Respektivobjekt: *chargé des parents* (von den Eltern, durch die Eltern) — lat. *ab*.
3) Partitiv-Ausdruck mit bestimmtem Artikel: *si l'un des parents ne consent pas* — lat. und dt. Gen.; *j'ai mangé des cerises* (ich habe von den hier vorhandenen Kirschen gegessen) — lat. *ab*, *ex*, Genitiv, Ablativ.
4) Unbestimmter Artikel: *des parents, qui ont perdu leur fils* (Eltern) — lat. Plural ohne nähere Bestimmung.
5) Partitiv-Ausdruck mit unbestimmtem Artikel: *j'ai mangé des cerises* (ich habe Kirschen gegessen) — lat. *ab*, *ex* oder reiner Ablativ.

Die Ausdrücke 3) und 5) fallen zusammen; der Grund dieses Zusammenfalls scheint mir in den Lehrbüchern nicht deutlich genug auseinandergesetzt.

---

[1] Vgl. Brugmann, Kurze vergl. Grammatik der idg. Spr. § 556.

[2] H. Fredenhagen, Über den Gebrauch des Artikels in der französischen Prosa des 13. Jahrh., Gröbers Beih. 3, 1906.

Der partitive Ausdruck 3) umfaßt einen zweigliedrigen Vorstellungsinhalt:

Ich habe
von dem Haufen Kirschen, der bekannt ist, — eine (nicht bezeichnete) Anzahl
des cerises — O
Respektivobjekt — Passivobjekt
→
gegessen.

Ausgeprochen wird nur der erste Teil, das Respektivobjekt, während der zweite, das Passivobjekt, vernachlässigt ist; freilich liegt diese Kürzung der Mitteilung ungemein nahe, da ich von dem Haufen Kirschen doch nur — Kirschen genommen haben kann. Der bestimmte Ausdruck von den bekannten Kirschen erwächst dadurch zum unbestimmten, daß nicht gesagt wird, was (wieviel) ich genommen habe. Oder noch anders erklärt: der bestimmte partitive Ausdruck *quelques unes des cerises* (= *l'un des parents)* wird zum unbestimmten durch Unterdrückung des regierenden Begriffes, was zur Folge hat, daß eine Funktionsverschiebung des partitiven Ausdrucks eintritt; er wird unwillkürlich vom Respektivobjekt, das er darstellt, auch auf das Passivobjekt bezogen, das gar nicht ausgesprochen ist; und da es bei dieser Art Mitteilungen eigentlich doch die Hauptsache ist, was ich habe (nicht woher), wird der ganze Ausdruck allgemach zum reinen Passivobjekt (wie oben in der Richtung des Pfeiles angedeutet). So entwickelte sich der Übergang von 3) zu 4), der vollendet ist, seitdem der Ausdruck als Subjekt steht.[1]

Der Übergang zu Typus 5) aber ist hervorgerufen durch Vernachlässigung eines *de*. Entsprechend der Einzahl: zu

une cerise wäre die Mehrzahl *des cerises*.
d'une cerise » » » *de des cerises*.

Die Sprache verzichtet auf diese Form — mindestens vorläufig! —, sie verschluckt je nach Bedarf einmal das Kasuswort *de*, das andere Mal den Artikel *des*.

'Nach Bedarf'. Das ist so zu verstehen: Da das *ē* sowohl in *des* als in *les* das Kennzeichen des Plurals geworden ist, ergibt *des* jetzt eine bestimmtere Form als *de*, das über das folgende Substantiv gar keinen Aufschluß gibt. Daher ist für das neueste Französisch zu beobachten, daß *de* zur 'richtigeren' Bezeichnung

[1] Den parallelen Vorgang beobachten wir in neuester Zeit, wenn beim Ersatz des Objektes durch *en* die Angleichung des Partizipiums Perf. erfolgt, als ob es sich um reines Passivobjekt handelte in Fällen wie: *Avez-vous trouvé des pommes? — J'en ai trouvées*, wobei allerdings die Angleichung nur auf dem Papier steht, da man nicht sagt, '*j'en ai mises sur la table*'. Es ist eine 'fehlerhafte Schreibung', wenn man will, so gut wie *je me suis achetée un chapeau*, aber eine symptomatische.

des unbestimmten partitiven Ausdrucks erwächst, auch abgesehen von den Fällen Substantiv mit vorhergehendem Adjektiv; diese Regel ist ja nicht mehr bindend. *Des* wird also gesetzt, wo mindestens eine Vielheit der Objekte ausgedrückt werden soll, *de*, wo es gleichgültig ist, ob der Vorstellungsinhalt einzeln oder vielfach gedacht wird. Dadurch gewinnt es den Anstrich der größeren Abstraktion. *Il ne dit d'injure*(*s*) erscheint ungenauer als *il ne dit pas des injures; il dit des gros mots* 'familiärer' als *il dit de gros mots*.

In zahlreichen Beispielen wird gar kein Unterschied festzulegen sein; wo aber einer beabsichtigt (oder auch nur in den Text hineingelegt!) ist, kann er nur nach der angedeuteten Richtung gehen.

Es gibt aber einen Fall, in dem *de* und *des* ausgedrückt erscheint: (Hier sind schwarze und rote Kirschen) *j'en ai pris des rouges*, wobei das partitive *des* durch *en* ersetzt und das ausgesprochene *des* der unbestimmte Artikel ist.

Da aus der Gepflogenheit zahlloser Einzelfälle der Sprachgebrauch zutage tritt, kann man allenfalls heut feststellen: *des* als unbestimmter Artikel wird gesetzt, wo irgendeine Auswahl möglich ist, *de*, wo über das Objekt durchaus nichts Näheres ausgesagt werden soll. *Je mange des cerises* würde sich demnach von *je mange de cerises* so unterscheiden: das erstere setzt voraus, daß ich z. B. aus einer Schüssel gemischten Obstes auch etwas anderes langen könnte als Kirschen, berichtet also meine Wahl. Das zweite sagt nur, daß ich Kirschen esse (entweder als gegenwärtiges oder als gewohnheitsmäßiges Tun).

Dazu kommt noch die Entwicklung von *de*(*s*) nach der Verneinung, auf die schon Meyer-Lübke hingewiesen hat. *Pas de dégats* = *beau colp des cerises*, d. h. Substantiv des Maßes mit abhängigem Partitiv-Ausdruck, der je nach der Sachlage mit oder ohne Artikel gesetzt ist. Die alte Sprache rhythmisierte: (*il*) *n'i a* / *pas de dégats*, die neue: *il n'y a pas* / *de dégats* und bildet hierzu die bejahende Aussage: *il y a* / *de dégats, des cerises*. Handelt es sich um einen Massenbegriff, so kann *de* alt- wie neusprachlich natürlich auch mit der Einzahl stehen: *n'i ot (pas) de vin*, und zu dem alten *je ne vois point de Charles* entwickelt sich die Verwendung von *de* beim Einzelbegriff: *je n'ai pas d'habit*; *il ne sera pas envoyé d'invitation*.

Aus dem unbestimmten Artikel der Mehrzahl *des* entwickelt sich um so sicherer der entsprechende unbestimmte Artikel der Einzahl *du*, als *un* zu viele andere syntaktische Leistungen übernimmt und das ganz unbezeichnete Dingwort für die bewegliche Rede außer Gebrauch kommt. Der Vorgang ist abgeschlossen, wie oben schon erwähnt, wenn die Bindung *du*+Substantiv als Subjekt gesetzt wird. Die Entwicklung vom partitiven zum Passiv-Objekt verläuft selbstverständlich wie bei der Mehrzahl: *j'ai mangé*

(une tranche) du melon, jetzt: ich habe Melone gegessen: *j'ai de l'ouvrage*, ich habe Arbeit. Die Erklärung, daß hier noch stets eine 'Teilungs'vorstellung vorliege, erscheint mir irrig; *j'ai bu du vin* ist wohl als reines Passivobjekt anzusehen, niemand denkt dabei, daß er von allem (in der Welt) vorhandenen Wein nur einen Teil trinkt. So spät, wie diese Form auftritt, ist sie gewiß sekundär aus der Mehrzahl übertragen. Immerhin macht der Angleichungsprozeß noch halt vor Dingwörtern, die Einzelbegriffe ausdrücken: zu *il a des habits* finden wir noch kein *de l'habit*, sowenig wie zu dem verneinenden Ausdruck *il ne dit d'injure, il n'a pas d'habit* der bejahende *il dit d'injure, il a d'habit* tritt. Vielmehr ist die Wendung an Sammelwörter gebunden. *Il y a du poisson; elle a du nerf, sur de la neige* (Verhaeren, Heures cl. 54); *Il reprit du service dans l'armée* (Petit Parisien, 29. Jan. 1916). Ganz neu[1] ist die Einstellnng für den subjektischen Gebrauch. Sie erfolgt wohl sicher aus den *il y a*-Sätzen, die mit *X est* gleichwertig sind. Bei Mirbeau, Dingo heißt es '*tous les jours du potin!*' natürlich mit nicht ausgedrücktem *il y a;* ferner ist geläufig *voilà du piquant* — und ähnliche Wendungen, in denen der Durchschnittsprecher jedenfalls keinen Objektskasus empfindet; sie fallen also zusammen mit prädikativem *du* in *c'est du faux; ça doit être du joli* (das muß was Sauberes sein!) *c'est du bagout* das ist freches Geschwätz. Endlich finden wir bei Merc. Litt. 43 *Vous m'allez dire qu'il est encore dans le domaine psychique quelque coin où gît de l'irrérélé* (das letztere Wort ist eine allerneueste Schöpfung, nachdem *irrévélable* vorausgegangen war). Hier ist die *du*-Bindung reines Subjekt und entspricht dem pluralischen *des étrangers sont arrivés.* Einzig mit dem Unterschiede, daß eben vorläufig in der Einzahl nur Sammelbegriffe und Abstrakte stehen, bei denen die Teilvorstellung naheliegt: etwas Unenthülltes = etwas von dem noch nicht Enthüllten.

Y a du pinard (Henri Barbusse, 'Le feu', 1916, S. 23) statt *d'épinard.* Vorliebe für bestimmten Teilungsausdruck.

Beim Vergleich sind dem ältesten artikellosen Typus *blanc comme neige* nach und nach die anderen zur Seite getreten: *être fin comme l'ambre, bête comme un chou* und *le ciel dur comme de la fayence* (Rosny, Marthe Baraquin, 114).

Der Wortschatz.

Die Frage, ob der neufranzösische Wortschatz viel reicher sei als der altfranzösische, ist an sich nicht richtig gestellt. Daß der Wortschatz durch die Erweiterung des Gesichtskreises in bezug auf Technik und internationalen Verkehr usw. einige Bereicherung er-

[1] Bei Haas Syntax. S. 114 noch nicht verzeichnet.

fahren hat, ist ja sicher; wenn man aber bedenkt, daß doch ein Teil der neuen Wörter an Stelle der älteren tritt, so ist der Zuwachs nicht rein. Schätzt man den altfranz. Wortschatz, wie er im Godefroy gesammelt erscheint, und vermehrt ihn um alles, was Godefroy grundsätzlich nicht aufnahm, nämlich was im Neufranzösischen auch vorhanden ist, so wird die Vermehrung sicher bedeutend, aber nicht allzu groß erscheinen. Vergleichen wir hingegen den Wortschatz eines Dichters aus dem 17. oder 18. Jahrhundert mit dem eines heutigen, ist der Unterschied überraschend. Es handelt sich nämlich nicht um das Wachstum des Wortschatzes im ganzen, sondern um das Durchbrechen der Schranken, die in den früheren Jahrhunderten die gesprochene Sprache von der Schriftsprache schieden. Schon oben (Bd. 135, S. 354 ff.) wurde darauf hingewiesen, wie grundstürzende Veränderungen die französische Revolution anbahnte.[1] Die Sondersprachen aller Stände sind in die Literatursprache gedrungen und haben aus der Sprache der Gebildeten und Gelehrten allerhand Sprachgut empfangen, das früher nicht im volkstümlichen Gebrauch war. Der Sprachschatz als solcher hat sich verhältnismäßig nicht so erhöht, als der Umlauf gestiegen ist.

Die verschiedenen Quellen, aus denen die Vergrößerung des Wortschatzes fließt, seien kurz überblickt.

Vergrößerung des Wortschatzes durch Wortbildung.

An erster Stelle sei der Bildungen gedacht, die zeigen, daß auch auf diesem Gebiete die Vorliebe für das Substantiv mächtig wirkt. Ganz auffallend ist nämlich die Neigung, neben die alten Zeitwörter neue zu stellen, die aus den zugehörigen Substantiven gebildet sind, also zu *résoudre solutionner*, zu *clore clôturer*, *réfléchir réflectionner* usw.: die alten Erbwörter sind schon etwas steif, zu sehr patiniert; man will deutlichere Ausdrücke. Wie im Deutschen 'Bewegung machen' für 'bewegen', 'Verwirrung machen' für 'verwirren', ist *confusionner* statt *confondre*, *émotionner* statt *émouvoir* beliebt. Leo Spitzer weist einen ähnlichen Fall schon bei Rabelais[2] nach: *hérissonné* statt *hérissé*. Früher sagte man *un arrêt règle la rente*... jetzt *un arrêté réglemente*... Die Franzosen selbst sind darüber geteilter Ansicht. Dauzat[3] sieht in *auditionner*, *ascensionner* usw. gute Bereicherungen statt *faire une ascension*, *donner une audition* usw. Paul Stapfer a. a. O. S. 7 ff. dagegen findet sie lächerlich und tadelnswert, nicht zum wenigsten,

---

[1] Vgl. noch Paul Lafargue, 'Die französische Sprache vor und nach der Revolution' in 'Die Neue Zeit', Ergänzungsheft 5, 1912; Karl Ranft, 'Der Einfluß der franz. Revolution auf den Wortschatz', Gießen 1908.

[2] Die Wortbildung als stilistisches Mittel. Gröber, Beihefte 29, S. 89.

[3] La langue française d'aujourd'hui, 1908, S. 73.

weil es zum Teil 'Latinismen' seien, die die alten echten Erbwörter verdrängen. Das ist nun freilich nicht zutreffend. Wenn aus dem viele Jahrhunderte im Französischen vorhandenen Wort *clôture* *clôturer*, aus *confusion confusionner* abgeleitet wird, so ist es sicherlich nicht recht am Platze, von Latinismen zu reden, trotzdem *confusionner* dem Lateinischen näher zu sein scheint als *confondre*. Tatsächlich ist dies doch aber nicht der Fall, wenn auch zugegeben werden muß, daß andere Verbindungen des gleichen Schlages volkstümlicheres Gepräge haben: zu *tire-bouchon* Locke *tire-bouchonner* Locken bilden, in Locken hängen, wozu noch weiter *tirbouchonnement*[1] das Gelock (Huysmans, Sœurs Vat. 72).

Das Bedürfnis, die Wortsippen zu vervollständigen, schafft natürlich täglich neue Wörter. Z. B. *avance*[1] Vormarsch; *bondieu* mit der Mehrzahl *bondieus* = Kruzifix (vgl. bairisch-tirolisch der [ein] Herrgott) muß vorhanden sein, da *bondieusard* ≐ Ausmaler von Heiligenbildern usw. belegt ist, so wie *bondieuserie* Handel mit Kruzifixen usw.; *caricaturalement*[1]: Rosny, Marthe Bar. 234; *caoutchouté*: Pet. Par., 1. Dez. 1915: *Nos poilus réclament des vêtements caoutchoutés. Querelles de clocher*[1], kleinstädtischer Zank, zu *esprit, patriotisme etc. de clocher*: Alfred Capus im Figaro, 18. Aug. 1915 *Ce pays ... se repose en ce moment de la politique ... Toutes les querelles de clocher en étaient aigries, les rivalités envenimées*; *historiquement*:[1] Souza Rythme 9 *Il n'y a pas de poète historiquement traditionnel ...*; *sinistré*[1] verunglückt zu *sinistre* Unglücksfall: Pet. Par., 3. Februar 1916 *Dans l'intervalle on avait organisé, avec la partie indemne du train sinistré, un convoi affecté aux rescapés. — L'association des sinistrés de la Flandre orientale. — Spiralant*:[1] Merc., Cont. Tén. 166 *L'attraction rotatoire et la répulsion spiralante. Survitalisé,*[1] *surintellectualisé*[1] nach dem Nietzsche'schen *surhomme*: Merc., Litt. 291 *je veux bien accepter la thèse ... du fou surintellectualisé ou survitalisé.*

Zu den fortwährend sich mehrenden Wörtern, die mit dem weitaus beliebtesten Suffix-*iste (isme)* gebildet werden[2], tritt in neuester Zeit: *verslibriste*[1] (Souza a. a. O. 49 mit Anführungsstrich, also offenbar als neues Wagnis, p. 61 schon als selbstverständlich) *régionaliste*[1] partikularistisch, lokalpatriotisch zu den vorhandenen *régionalité, régionalisme.*

Bildung neuer Zeitwörter: Zu *supporter, supportable, insupportable* tritt neuestens *insupporter*. Rosny, Marthe Bar. 191 *Je ne sais pas, si vous êtes comme moi, les garçons de restaurant 'm'insupportent'*. Wie man an der graphischen Heraushebung im

[1] Fehlt bei Sachs-Villatte, Littré, Plattner, im Dict. Gén. usw.

[2] Wahlund, Modernismes en *iste*, Studier i modern Språkvetenskap, Nyfil. Sällsk. I, Stockholm 1898.

Texte sieht, handelt es sich um ein noch nicht eingebürgertes Wort, vielleicht scherzhafter, jedenfalls einem bestimmten Gesellschaftkreise angehörender Bildung. *Ils m'insupportent* ist als Gegenstück zu *ils me plaisent. ils me conviennent, ils me dégoûtent* zu erklären, sowie *c'est plaisant, c'est convenable, c'est dégoûtant — c'est insupportable* usw. Auch das deverbale Hauptwort *insupport* ist aufgekommen, die Unerträglichkeit. Sehr ähnlich verhält es sich mit der Neuschöpfung *indifférer* gleichgültig lassen. Merc., Litt. 247 *La pureté de la forme, la magie de la phrase l'indiffèrent* = sind ihm gleichgültig, nach dem Muster von *l'intéressent* = sind ihm wichtig.

Entwicklung von verneinenden Ausdrücken. Die seit der altfranzösischen Zeit fruchtbare Bildungsart mit *des-* zur Aufhebung des im Stamm ausgedrückten Tuns: *desdouloir* von Schmerzen heilen (Raynaud, Rondeaux 8. 66), *desamacer* zerstreuen (Picot, Rec. gén. des Sotties I 251, V. 203), hat in neuer Zeit u. a. hervorgebracht: *dédanser* aufhören zu tanzen; *dégendarmer* sich beruhigen (Argot); *désintéresser* aufhören teilzunehmen: Rosny Marte Bar. 191 *Il parut se désintéresser de Lilas*, während *désintéresser q. q.* im Sinne von einen Gläubiger befriedigen schon älter ist; *démériter* nicht verdienen, Nachbildung des lateinischen demereor; *désobliger q. q.* jemandem einen schlechten Dienst erweisen; *désabuser* die Augen öffnen, jemandem einen Irrtum, eine Täuschung benehmen. Rach. Print. 241 *l'accent désabusé de la fille* = enttäuscht.

Andere Ausgestaltungen des Verbalschatzes. Zeitwörter, die bisher eines Passiv- oder Respektivobjektes bedurften, werden nun auch unabhängig gesetzt als Subjektivverben.

plastronner fortschreiten. Rachilde, Les Hors Nature 169 *Un poète, ce n'est intéressant que si cela plastronne jusqu'à la pire des soulographies ou ... des souffrances.* Aus *plastronner* nach dem Plastron (Brustschutzstück) im Fleuretkampf stechen, daher mit Erfolg angreifen, bis ans Äußerste gehen.

poisser stocken. Mirb., Dingo 91 *tenez le sang qui poisse, c'est signe qu'elle est morte* (*poisser aux doigts* kleben wie Pech. von da: an sich selbst kleben > erstarren, klumpig werden).

relever eine Falte machen ('steigen', Ausdruck der Schneiderei) Rosny, Marthe Bar. 16 *des jupes ... qui relèvent sur le ventre.* Vgl. noch unten S. 140.

Subjektivverben werden auch objektivisch verwendet: *primer* überwinden. Merc., Cont. T. 171 *Si depuis cent mille ans la mort prime la vie, c'est qu'il y a là une volonté néfaste du ciel.* Bisher *primer sur q.* den Vorrang haben.

résilier zurücktreten. Rach., Son Print. 227 *résilier le bail* den Pachtvertrag lösen.

réussir vollenden, bewerkstelligen. Zunächst wurde das Part.

perfecti 'fehlerhaft' eigenschaftlich gebraucht: *une affaire réussie* (vgl. die 'stattgefundene' Versammlung), jetzt ist auch das Verbum finitum mit Passivobjekt üblich: Rom. Rolland, Au-dessus de la Mêlée. S. 151 *Et quand le hasard mystérieux qui combine les éléments et les forces réussira-t-il un second exemplaire de ce bon génie* (wie Jaurès). Paul Adam. La Force 47a *Bernard réussit une miniature au goût de sa femme.* Rosny, Rafales 166 *Etait-ce elle qui avait accompli l'œuvre magique du boulanger? Pour l'avoir réussie, elle sentait grandir sa confiance.* Ebd. 351 *Il était des hommes qui semblent faits pour esquisser les destins que d'autres doivent réussir.* Noch 1909 spricht Stapfer S. 3 über das Passivpartizipium von *réussir.* '*sans cesser d'être un verbe neutre*'. S. 37 wird allerdings die passive und aktive Verwendung neben der neutralen erwähnt.

sortir q. q. aus- (spazieren-) führen.

vivre erleben. *La morale chrétienne telle qu'elle a été établie et vécue par Jésus* (Bonnefon, Dial. 41), *sur les visages des fuyards qui débarquent ... on lit la tragédie qu'ils viennent de vivre* (Fig., 27. Aug. 1914). Die ältere Zeit kennt *vivre* mit Akkusativobjekt nur als Ausdruck der durchlebten Zeit: *vivre l'espace d'une rose.* Im Künstlerjargon kommt auf: *c'est vécu* = erlebt. naturgetreu. Daher *vivre ses œuvres.*

Über den Wechsel reflexiver und nichtreflexiver Form bringt Plattner II, 2, 41 ff. neuestes Material. Hinzuzufügen wären noch:

s'abstraire (sich) vertiefen und selbst dies selten, zu dem neutralen von etwas absehen. Mercereau, Cont. Tén. 65 *Les hommes ne savent pas s'abstraire des bassesses d'une existence étriquée, sans réflexion personnelle, sans initiative.* Littré kennt die reflexive Verwendung noch nicht. DH nur = s'isoler par la pensée.

s'acoquiner sich anbiedern. Paul Adam, Impér. 5/6 *Il apparaît que la Russie et l'Allemagne s'acoquinent un peu en l'honneur de l'autorité souveraine ...* Also Reflexivum zum Ausdruck der Gegenseitigkeit: sich anbiedern, während bisher *s'acoquiner avec q. q.* gesagt wurde. Umgekehrt treffen wir jetzt *s'accompagner avec q. q.* statt des früheren *de q. q.*, oder *s'aborder avec un autre navire* (zusammenstoßen), statt des früheren *aborder*, das an sich gegenseitige Bedeutung hat, wie *rencontrer*.

s'écraser breit werden. Rachilde, Les Hors Nature 246 *son nez, fin de la racine, s'écrasait du bas.* Neben *s'écraser* sich zerquetschen und *nez écrasé* (breit)gequetschte Nase entwickelt sich *s'écraser* sich verbreitern.

se navrer hinwelken. Mirbeau. Dingo 75 *Il est enchanté que l'heure soit venue d'arroser les salades et la corbeille de pétunias, qui se navre sur la pelouse roussie devant la maison.*

Also Reflexivum zum Ausdruck des langsamen Werdens, wie *se dessécher.*

se télescoper statt des bisherigen *télescoper* Pet. Par. 19. Dez. 15 *Le choc provoqué par cette triple rencontre fut si violent, que ... les wagons se télescopèrent.*

Movierung.

Neubildung von Maskulinen: *Machin* Dingsda zu *machine* (schwerfällige Sache, etwas, das man nicht versteht > Dingsda); sowie *chose* in dieser Bedeutung mask. oder vielmehr neutral wird.

Dem Lauf der Dinge entsprechend ist Neubildung von Femininen an der Tagesordnung: *temoine*[1] (zu *temoin*), *cochère*, das im Februar 1907 geschaffen wurde,[2] *chefesse.*

Das Französische huldigt der Auffassung, bei der Personenbezeichnung das weibliche Geschlecht nur da kenntlich zu machen, wo es sich um den Beruf handelt, nicht aber um die wissenschaftliche Einordnung, den akademischen Titel. Daher *Mlle G. docteur en médecine* (Universitätsgrad), hingegen *Mlle G. doctoresse* als Gegenstück zu *Mr G. médecin.* Dementsprechend heißt es *Mme L. vient d'être nommé officier d'académie,* und die Akademie erkennt nur *le lauréat* an; die Umgangssprache aber gebraucht *la lauréate,*[3] *chevalière de la légion d'honneur, bachelière-es-lettres.*[3] Wenn sie — auch dies gegen die Akademie — *la candidate* bildet, ist die Kennzeichnung des Geschlechts ganz begreiflich, denn hier handelt es sich eben doch mehr um eine Personenbezeichnung als um einen akademischen Grad.[4]

Neue Plurale. Da in so vielen Fällen der Plural für das Ohr nicht vorhanden ist, werden in diesem Sinne Ausgleichungen vorgenommen: *les amirals, les journals, les œils,* wobei die *s*-Schreibung natürlich ein Zugeständnis fürs Auge ist. Neue Singulare lassen sich auch verzeichnen, wie seinerzeit *le gendarme* z. B. jetzt *le gendelettre.*

Gleichmachung der vorvokalischen und der vorkonso-

[1] Dauzat a. a. O. S. 67. [2] Ebd. 68. [3] Plattner III, I, 92.

[4] Es wäre wünschenswert, daß im Deutschen auch Ordnung geschaffen würde in diesen neuen Verhältnissen: die Hoch- und Mittelschulen werden mit Recht Schüler, Prüflinge, Hörer, Studenten, Seminaristen, Doktoren, Dozenten usw. (männlichen und weiblichen Geschlechts) haben. Es ist eine unangenehme Belastung, diese Doppelsetzungen: 'alle Hörer und Hörerinnen' usw.; auch widerspricht diese Form der Anschauung, daß die Hochschulen eben 'ohne Ansehung des Geschlechts' zugänglich sind. Hingegen wird man richtig sagen: sie ist Studentin, Doktorin, Dozentin, Professorin, sobald die Betreffende den entsprechenden Beruf selbst ausfüllt, was bei den drei letzten Bezeichnungen nur deshalb bemerkenswert ist, weil sie bisher von den Gattinnen der Doktoren, Dozenten, Professoren geführt wurden. Arbeiterin, Telegraphistin, Schneiderin, Lehrerin, Beamtin usw. ist für jedermann selbstverständlich die Ausüberin des Berufes.

nantischen Form: *un vieux homme* (Rosny, Rafales 194, Rolland, Tolstoi 52 und Au dessus de la mêlée 44—45).

Von Zusammensetzungen neuesten Datums seien erwähnt:

Pense-petit[1] (A. France, Rev. des Anges 243 *mon abbaye ... n'habitait guère que des ignorants et des pense-petit*).

pied-plat[1] Philister, offenbar von der militärischen Dienstuntauglichkeit her. Grande Revue 1905, III, S. 569 *une grandeur morale que ce pied-plat n'aurait pu comprendre*; *pied-platisme* = philiströse Gesinnung, ist bei Sachs zu finden.

les yeux-courts[1], die Kurzsichtigen. Merc. Litt. 12 *Le roublard sait que le passant de la vie a les yeux courts.* Und kurz danach: *Aussi voit-on la nullité, arrogante, serrant dans sa main les trente deniers de la trahison, fière d'une âme vile et des suffrages du peuple des yeux-courts — — — prendre des airs vainqueurs.* Im Vorbeigehen sei auf die Bedeutungsübertragung von *vue courte* auf *yeux courts* aufmerksam gemacht.

Dem älteren *bout-d'homme* ist *bout-de-cul* kleines Kind nachgebildet (Huysmans, Sœurs Vat. 92). Mercereau bildet Abstrakte aus Sätzen: *Volonté-qui-écarte, Volonté-qui-dicte* Wille — Befehlshaber, Wille — Abwehrer: Cont. Tén. 173 *Volonté-qui-écarte, faites que je n'aie rien troublé*, 174 *Pourtant la volonté-qui-dicte m'en soit témoin!*

Die Steigerung mit *archi-* nimmt fortwährend zu. Figaro, 28 Januar 1916 *Il est prouvé, archi-prouvé que notre longanimité a permis le passage en Allemagne d'une foule de matières premières dont celle-ci avait besoin.* Von dem Argotausdruck *archisuppot* (Haupt der Gaunergilde > Erzgauner) weiterverbreitet: *archisablier* erzlangweiliger Kerl usw.

In die Sippenbildung ist m. E. ein Wort einzureihen, über das schon viel geschrieben wurde und das insofern nicht hierhergehört, als es nicht 'neuesten' Datums ist, das *café-chantant*. Die Erklärung aus der Entartung der echten Partizipbedeutung scheint mir nicht genügend. Wenn *salissant* besagt 'was schmutzig wird' (Rach., L'Heure Sex. 172 *En voilà des chemises! Moi, je n'en mets pas, c'est trop salissant*), so ist dieser ganze Typus nichts anderes als ein Beweis für die Belebung des Sächlichen, die Willensbegabung des Leblosen. Man spricht von Sachen, die schmutzen, = die den Schmutz annehmen, = als von einer Tätigkeit, und verwechselt den Ausdruck für 'Sichtbarwerden des Schmutzes an dem Dinge' mit dem für 'Erzeugung des Schmutzes'.[2] Diese ganze Vorstellungsreihe paßt aber nicht auf *café chantant*, da das *Café* weder singt noch gesungen wird, sondern das Partizipium an Stelle eines Adverbiales steht: (Ort) 'wo gesungen wird'.

[1] Fehlt bei Sachs-Villatte, Littré, DG, Plattner usw.
[2] Vgl. dazu L. Spitzer, ZRPh XXXVIII, 364.

Das *Café-chantant* ist daher eine Bildung sui generis. Anders sein Geselle *thé dansant.* Hier liegt überhaupt keine Bedeutungsverschiebung des Partizipiums vor, denn *thé* für kleine Abendgesellschaft, freier Empfang, bei dem Tee gereicht wird, d. h. Empfang für nicht bestimmt jedesmal Eingeladene nach der Abendmahlzeit (also ziemlich spätabends), ist ja schon im 18. Jahrhundert belegt, vgl. Littré. Mme Du Deffant schreibt: *je tiens thé ouvert; engagée à une lecture ou à un thé.* Heißt *thé* Gesellschaft (die sich zwanglos spätabends versammelt), so *thé dansant* Tanzgesellschaft in ganz regelmäßiger Verwendung des Part. Präsens. Zu den seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommenden *café-billard, café-comptoir, café-concert* u. a. steht der Ausdruck *café-chantant* in auffallendem Gegensatz: er dürfte eben gar nichts anderes als eine rein äußerliche künstliche Nachbildung des Ausdrucks *thé dansant* sein, wenn irgend etwas, eine 'falsche' Bildung, die ausschließlich durch die Anlehnung der Begriffe *café* und *thé* zu erklären ist.

Erweiterung des Wortschatzes durch Aufnahme neuer Wörter.

In diesem Gebiete sind zwei Gruppen zu sondern: 1. die neuen Wörter, die durch den internationalen Verkehr von außen hereinkommen, und 2. die neuen Wörter, die aus einer der Sondersprachen in die Allgemeinsprache dringen. Zu der zweiten Gruppe gehören, soweit es nicht Neuschöpfungen sind, natürlich auch die technischen Ausdrücke griechsich-lateinischen Ursprungs sowie die künstlich wiederbelebten Wörter aus der älteren Sprache.

Die Fremdwörterei.

Sie ist nicht minder in Mode und anderseits nicht minder angefeindet von den Puristen,[1] und ihre Verbreitung beruht auf denselben sprachpsychologischen Grundlagen wie im Deutschen. Und wie hier sind die älteren Entlehnungen dem Sprachgebrauch angeglichen (*tunnel, wagon, budget*), die neueren werden nach Kräften 'fremdländisch' ausgesprochen, d. h. die Gebildeten befleißigen sich der richtigen Aussprache des Fremdwortes, während die große Masse die Wörter durchs Auge kennenlernt und heimisch ausspricht (*outsidère*). Die naturalistische Strömung der Literatur ist durch die Überschwemmung mit Fremdwörtern in hohem Maße gekennzeichnet: nicht nur die genaueste Schilderung ausländischer Zustände, bei der ihr das fremde Wort für das 'Lokalkolorit' unentbehrlich erscheint, auch die Einführung in das 'Milieu' irgendeiner bestimmten Tätigkeit bedingt die Verwendung von Fachwörtern aller Arten, und das Bestreben, auch die Rede der dargestellten Personen in

[1] Vgl. Bally a. a. O. S. 76 ff.; Dauzat a. a. O. S. 48 ff., wo auch weitere Literatur; endlich neueste Äußerungen, wie im Temps, 4. März 1915.

möglichster Unverfälschtheit abzulauschen, bringt Jargon- und Argotausdrücke in einem Ausmaße in die Literatur, daß der Roman zur Kulturstudie, zu einem ohne Fachwörterbuch — jedenfalls aber ohne Wörterbuch — nicht ganz zugänglichen Werke wird.[1] Es ist aber ein Fehler im Ausdruck, die Aufnahme aller dieser Wörter mannigfaltigster Art und Herkunft in die Schriftsprache geradezu auf Rechnung der Naturalisten zu setzen. Die Literatur ist der Ausdruck der allgemeinen (aufkommenden oder herrschenden) Geistesströmung. Auch der 'führendste' Geist ist Kind seiner Zeit, wirkt aus, was die anderen kaum erst ahnen, geht aber doch den Weg, den mindestens ein bedeutender Teil der Gesamtheit auch zu gehen Lust und Bedürfnis hat. Der Einzelne schafft nicht die Strömung, er personifiziert sie. Wenn es sich nämlich anders verhält, wenn er wirklich allein ist, so wirkt er auch nicht tonangebend, sondern geht mit mehr oder minder tragischem Falle unter. Die Naturalisten drücken also auch nur den Zeitgeschmack in der Literatur aus, sie tragen das in die Literatur (und also in die Schriftsprache), was in der Umgangssprache und im täglichen Leben schon vorbereitet liegt. Die Umgangssprache schöpft nicht aus der literarischen Sprache die Vermehrung ihres Wortschatzes nach allen Richtungen, sondern die literarische Sprache spiegelt das Wogen der Bewegung auf allen Gebieten.

Die letzte Mode war und ist englisch. Ganz sonderbar muten einen die Fremdblöcke an wie: Paul Adam, Imp. 47 *A quatre, les policemen emportent l'ivrogne récalcitrant* (die Szene spielt nicht etwa in England!) *On leur* (den Internierten) *enlève leur argent et on leur donne en échange des tickets pour leur ôter toute tentative de s'évader* ... Das *ticket* ist jetzt tatsächlich das übliche Wort für Theater- (Ausstellungs-) Eintrittsschein, Marke, während *billet* für den Fahrschein der Eisenbahn gilt. Alle Zeitungen sind voll von Anzeigen der *Pathé-Palace, Aubert-Palace, Bébé-Théâtre* mit der Voranstellung des bestimmenden Wortes vor das bestimmte. *V., député socialiste de Paris est mort de la trahison de la Social-Démocratie allemande.* Le Journal, 24. Aug. 15. *Un destroyer allemand coulé par des torpilleurs français.* Daß die fremden Wörter vielfach im heimischen Sprachschatze produktiv sind, braucht nicht gesagt zu werden: wie schon früher *good ale* > *godailleur (-euse)* und von da *godaille* Schlemmerei, ist *sportif, bifteckifère* u. a., *les règlements trade-unionistes* (Journal, 26 Dez. 1915), *footballeur*, wobei *-eur* die beste französische Wiedergabe des englischen *-er* ist, u. a. Zu den recht zahlreichen deutschen

[1] Vgl. Rosnys Marthe Baraquin mit seinem im Argot redenden Gaunerhelden. Zola, Huysmans, Loti, Paul Farrer belegen nach verschiedenen Seiten das oben Gesagte.

Entlehnungen ist in letzter Zeit nicht viel gekommen; immerhin lesen wir von *un töb (taube)*, *un zeppelin* u. a.[1]

Auch die neuzeitlichen Entlehnungen aus fremden Sprachen zeigen bestimmte Gleichheiten der lautlichen Behandlung; vgl. fürs Germanische Gustav Pfeiffers[2] ausführliches Buch.

Mehr ist über die zweite Gruppe zu sagen.

Bereicherung des Wortschatzes durch Jargon- und Argot-Wörter.

Leben und Weben der Sprache wird natürlich am wirksamsten nicht in der Literatursprache beobachtet, wenngleich ihr Überlieferungswall in der Gegenwart unendlich leichter durchbrochen wird als in früheren Zeiten. Die Quellen des Wortschatzes liegen in den verschiedenen 'Jargons' und, recht kennzeichnenderweise für die heutige Geschmacksrichtung, im 'Argot'.

Da Jargon und Argot sehr häufig wechselweise gebraucht werden, würde es sich recht empfehlen, einmal die beiden Ausdrücke festzulegen und sich über ihren Gebrauch zu einigen. *Jargon,* das seit dem 12. Jahrhundert belegt ist, bedeutet sowohl Standessprache (Sondersprache) als Geheimsprache, *Argot* hingegen ist ausdrücklich 'Geheimsprache', da es die Sprache des *ordre de l'argot* ist.[3] Sehr bezeichnend für die Bedeutungsgeschichte des Wortes *argot* ist der Titel des 1628 anonym erschienenen Buches *Le jargon de l'ordre de l'argot* (Sprache der Krallengesellschaft) einer Gaunerbande. Daher *argoter* sprechen wie ein Argotbündler' und *Argot* die Sprache dieses Gaunerbundes. Während der *jargon* aller anderen Zünfte nur eine Sondersprache ist, liegt es im Wesen der Gaunersprache, eine Geheimsprache zu sein, denn darauf beruht ihr Wert. Hält man nun Jargon als Sonder-(Standes-) Sprache fest, so bleibt Argot für Geheim-(Gauner-)Sprache vorbehalten. Das Argot ist also eine bestimmte Art des Jargon, aber das Jargon ist nicht notwendigerweise Argot. Der Begriff des Argot ist dem des Jargon untergeordnet. Man kann Argot für Geheimsprache im allgemeinen anwenden, nicht nur für Geheimsprache der Gauner, also von dem Argot der Normaliens sprechen (Schüler der École Normale),[4] insofern in einer Sondersprache

[1] Vgl. auch Baldensperger, Notes lexicologiques, Revue de Phil. fr. XVII ff.

[2] Die neugermanischen Bestandteile der französischen Sprache, 1902.

[3] Sainéau, L'Argot ancien 1907, hat die Geschichte des Wortes überzeugend nachgewiesen.

[4] Weitere Literatur über das Argot u. a. Alfred Delvau, Dictionnaire de la langue verte 1867, Ende der achtziger Jahre erweitert von Gustave Fustier; Marcel Schwob, Étude sur l'Argot en Français, Mém. Soc. Ling. VII, 1892; Le jargon des Coquillards ebd.; Villatte, Parisismes 1890 u. ff.; Lorédan Larchey, Dict. historique de l'Argot, seit 1883 mit Supplement. Georges Delesalle, Dict. Argot-Français et Franç.-Argot, 1896

absichtlich Elemente eingeführt sind, die die Außenstehenden irreführen sollen. Die Geheimsprache muß sich selbstredend recht oft erneuen. Sobald andere darum wissen, ist es ja eben um sie geschehen. Viele Argotausdrücke werden also dadurch zu einfachen Jargonausdrücken, daß Nichtmitglieder der Sprachvereinigung sie verstehen lernen. Dieser Vorgang erklärt wiederum die Verwechslungen, denen das Wort Argot selbst unterliegt.

Die Geheimausdrücke selbst können verschiedenartigster Herkunft sein:

Reste von älterem Sprachgut, wie *bacon* (jetzt Schwein).

Wörter aus fremden Sprachen, gar nicht immer mit Bedeutungsverchiebung, daher gewissermaßen nicht absichtlich unverständlich, wie *môme* aus span. *momo* Äffchen, zuerst 'Gassenjunge, -mädel' jetzt Liebste, Liebster; *casquer* aus it. *cascare*, hereinfallen, in die Falle gehen > zahlen müssen; *maboul* verrückt aus dem gleichlautenden und gleichbedeutenden Kabylischen.

Wörter aus den französischen Mundarten. Hierher gehört das seit dem Kriege zu solcher Bedeutung gelangte *boche*.[1] Es findet sich in zahlreichen Mundarten als Entsprechung des schriftsprachlichen *bûche*, in der Bedeutung Klotz sowohl als 'Dummkopf'; desgleichen das andere *boche* 'Liederjahn, Lump', das mit dem pik.-norm. *boche* = Eiterbeule zusammenhängt und mit dem Schimpfwort für 'deutsch' nur etymologischen Zusammenhang haben dürfte. *bistro(t)* Schenkwirt (Rosny, Marthe Bar. 10 *ça commencera par un gueuleton fendant chez un bistrot*, vgl. unten S. 141). *Les bistros contre l'alcool*, Journal, 6. Aug. 1915. Das Wort ist ausschließlich bei Verrier et Onillon d'Anjou, 'Glossaire d'Anjou' und bei Delesalle verzeichnet.

Absichtliche Veränderungen sind:

Verballhornung. Das System der künstlichen Sprachentstellung durch Einfügung von Lauten (*B*-Sprache usw.). Umstellung der Silben verbunden mit Einfügung von Lauten, z. B. *lapierpoc* = *papier*, bzw. von Silben nach jeder Silbe des Wortes, z. B. *lédélanmélédaille* = *démander* u. a., sollen hier nur erwähnt werden.[2] Eine für die Allgemeinsprache wichtigere Art der Verballhornung ist die viel einfachere und sehr beliebte durch:

Ein- oder Anfügung des Suffixes *-oche* (*-ache*, *-uche*),

eingeleitet von Jean Richepin; R. Yve-Plessis, Bibliographie raisonnée de l'Argot et de la langue verte, 1901; Jean La Rue, Dict. d'Argot et des principales locutions populaires, 1902; Otto Driesen, Zum Wortschatz der Pariser Lumpensammler, Festschrift für A. Tobler, 1905; Raoul de la Grasserie, Etude scientifique sur l'Argot, 1907; Nicéforo, Le génie de l'Argot, 1912; Sainéan, L'Argot des tranchées, 1915.

[1] Näheres darüber in meiner Untersuchung über *Boche* in der Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. 1917, S. 121 ff.

[2] Vgl. Raoul de la Grasserie a. a. O. S. 130 ff.

wie *Angliche* für *Anglais, santuche* für *santé, muche* und *moche* für *mal* usw.

Das Wortspiel, also Verballhornung durch eine sinnvolle Form, z. B. *clérícaille, cléricanaille*; *saucisse* = ich, entstanden aus *moi-z-aussi*; hierher gehört die Erklärung der Redensart *frère et cochon,* oder *ils sont camerades comme cochons. Cochon* ist hier nichts anderes als ein dem Wortspiel zuliebe verändertes *sochon,* das seinerseits durch Einfügung des Argotsuffixes *-oche* aus *soçon* entstanden ist, dem altfranzösischen Vertreter von lat. socius.

Kürzungen. Die Kürzung ist im Argot älter als in der allgemeinen Umgangssprache, aber diese letztere hat mit besonderer Vorliebe Kürzungen aufgenommen, und zwar aus den verschiedensten Sondersprachen.

Argot: *democ, aristo(-crate)*; selten wird der Anfang des Wortes gekürzt wie bei *chand* < *marchand.* Ganz selbstverständlich, da ja das Suffix allein nicht übrigbleiben kann, außer bei Wörtern mit einzelartigen Bildungen wie eben *chand.* Die Sportsprache hat sehr viel geliefert: *pneu* < *pneumatique,* das schon an sich gekürzt ist statt *caoutchouc pneumatique,* dem abgekürzten Ausdruck von *roue de c. pn.* Ebenso ist *aéro, métro* < *(chemin de fer) métro-(politain), cégétiste* Vertreter der *C[onfédération G[énérale de T[ravail, antierpéiste* der Gegner des *erpéiste,* des Verteidigers der *R[eprésentation P[roportionnelle.*[1] Die Sportsprache kürzt nicht nur die einzelnen Wörter, sondern die ganzen Ausdrücke. Die dauernde Kürzung von Satzteilen kann zu Rektionsverschiebungen des Verbums führen, so z. B. werden *abandonner* und *mener* Subjektivverben durch das gewohnheitsmäßige Weglassen des Objektes: *un champion abandonne* (*la lutte*) unterliegt: *le cheval mène* (*la course*) = gewinnt. Oder im Argot: *il s'allume* er steckt eine Zigarre an.

Auch Bedeutungsverschiebungen können durch regelmäßige Kürzung hervorgerufen werden: *le vainqueur de la coupe,* statt *de la course dont l'enjeu est une coupe,* bewirkt, daß *vainqueur* allgemach die Bedeutung 'Gewinner', 'Erringer' bekommt: oder 'Sieger in bezug auf den Becher' wird zu 'Sieger über den Becher'. *S'abandonner* 'sich (seiner guten Laune) überlassen' wird, für sich allein gesetzt, zum Subjektivverb 'vergnügt sein'.

Verwendung der Wörter in anderer als der gewöhnlichen Bedeutung: *type* zahlender Liebhaber: Rosny, Marthe Bar. 34 *Bien sûr que c'est pas propre, une fille qui va avec le type à sa mère ... Je sais pas de cet omnibus-là* (Dirne). *pile, piloche* Zahn usw.

Umschreibung (Bildersprache): *venteuse* Fenster, *accroche-cœur* Schmachtlocke (vgl. dt. mundartl. 'Herrenwinker').

[1] Vgl. Dauzat a. a. O. S. 75 und La langue des sports, Rev. Pat. XXIII.

Es gibt die verschiedensten Arten:

Vergleich: *anse* Ohr (schon bei Villon), *rat de cave*[1] (Sœurs Vat. 322) Wachsstock. *citrouille, coloquinte, citron, melon, poire, coco, pomme, boule, bile, caboche, toupie, urne* u. v. a. für Kopf.

Vergröbernder Ausdruck: *bien jouer du crachoir* gut sprechen; *chieur d'encre* Schrifsteller, *charcutier* Chirurg.

Verhüllender Ausdruck[2]: *coffre-fort* Zellenwagen, *collège* Gefängnis[3], *être ému* betrunken sein, *avoir du beurre sur la tête* mit Verbrechen beladen sein, *filer* (den Faden aufrollen) jemandem unbemerkt folgen, ohne die Spur zu verlieren, dazu *filou* = *voyou*.

Übertreibender Ausdruck: *se fendre*[4] blechen; *rudement chouette*; *à tout casser* viel. Er entspricht in hohem Grade dem allgemeinen Sprachbedürfnis (bei allen modernen Völkern) und ist daher ganz besonders stark in die Umgangssprache eingedrungen: *excessivement, épatant, je vous promets qu'on l'a battu* statt *je vous assure*[5]. Früher sagte man *paqueté contre q. q.* geladen von Zorn, jetzt *emballé*.

Ausdruck durch das Gegenteil: *abbesse* für *maquerelle*; *sacristain* der Mann der *abbesse*, *luro* Hostie, *clochette* Kommandeurkreuz der Ehrenlegion am Halsbande. Also buchstäblich lucus a non lucendo.

Ausdruck nach zufälligen Umständen: *homard* Engländer, *tuner* betteln, *tuneur, tunaud* Bettler, weil das Haupt der Bettelzunft sich *Roi de Tunes* nennt, während das der Zigeuner der *duc d'Égypte* ist. *Fritz, Friedrick* = der Deutsche, nach der Häufigkeit des Vornamens.

Neubildungen durch Ableitung: *gueuleton* = *'dont on a plein la gueule'*. Rosny, Marte Bar. 10 *ça commencera par un gueuleton fendant*[6] (mit einer freigebigen Schmauserei); *bistro(t)* Schenkwirt, offenbar zu *bistré*, prov. *bistre* braunschwarz, mit der *ó*-Ableitung für Personalausdrücke, wie in *populo, prolo, aristo* usw. 'der Rußbraune', was für den Herbergsbesitzer dieser Rangklasse sicher bezeichnend ist.

Durch willkürliche Zuzammensetzung und Bedeutungsübertragung ist *chandail* offene Wollweste[7] (wien. Seelenwärmer) entstanden: den *article pour les chands d'ail* verlangt ein Woll-

---

[1] In den Wörterbüchern nicht belegt, nur *queue-de-rat*.

[2] Nicéforo a. a. O. S. 82 bemerkt ausdrücklich den geringen Einschlag von Zynismus im Pariser Argot.

[3] Wienerisch: Gymnasium. [4] Seit Balzac belegt, vgl. Larchey.

[5] Vgl. Stapfer 121. [6] In dieser Verwendung nicht belegt.

[7] Die einzelnen Bezeichnungen der Wollausrüstung werden jetzt vielleicht sachliches Interesse haben: die Wollausrüstung *lainage* (La Victoire, 25. Febr. 1916 *Au 253e d'infanterie … les hommes n'ont pas encore touché de lainages*), *bande molletière* Wickelgamaschen, *genouillère* Kniewärmer, *tricots* Unterwäsche, *jersey* geschlossene Jacke, *passe-montagnes* Schneehaube, *chandail* offene Weste.

warenhändler, der diese Art Wollwesten für die Verkäufer in den Halles bei einem Fabrikanten in Valenciennes zu bestellen pflegt. Der letztere kam dadurch auf den Gedanken, den Handelsgegenstand *chandail* zu benennen.[1] Aus der Chemie ist uns diese Art Wortbildung längst geläufig.

Durch Doppelung: *gueux-gueux* Schätzchen, *bobonne* Dienstmädchen, *bobosse* Bucklige.

Mit Tonmalerei: *froufrou* das Rauschen der seidenen Kleider, jetzt auch *froufouter* rauschen, *froufroutisme* Freudenleben mit Weibern; *boui-boui* Marionette, Tingeltangel; *gnan-gnan* Blödian. *Pschutt* der Ausruf beim Anblick einer überwältigenden Erscheinung aus der großen Welt; *c'est pschutt!* das ist großartig, überfein. *Le monde pschutt* die feine Welt usw. Der Ausruf war ursprünglich sicherlich mit dem Einatmungsstrom gesprochen.

Die Sondersprache der Luftschifferei ist begreiflicherweise ein gutes Feld für Beobachtungen des neuesten Sprachlebens.

Einige Ausdrücke sind von der Wasserschiffahrt herübergenommen; *appareiller* sich fahrtbereit machen, *capoter* umwerfen, *pilote* Führer, *atterrir* landen. Die Bezeichnung der Haupttätigkeit, des Fliegens, hat den Franzosen insofern viel Schwierigkeit gemacht, als sie *voler* wegen des üblen Anklangs vermeiden wollten. Daher die Versuche *volater* zu *volation* wie *informer information* oder *apterver* zu *apterrol* = flügelloser Flug, *oiseler* (und dazu *oiseleaux* Fahrer) *motoplaner* (dazu *motoplaniste*), *autoplaner* usw.[2] Natürlich umsonst; die eigentlich gebräuchlichen Wörter für fliegen sind *voler, planer, survoler*; *le vol plané*; *envolée* der Flug, bemerkenswerterweise nicht **avier*, das durch die eingebürgerte Sippe *aviateur* (Fahrer), *aviatik, avion, hydroavion* (Fahrzeug), *aviation* (Luftschiffahrt, Betätigung der Fahrzeuge), *aviatique* (die Luftschiffahrt betreffend) fast selbstverständlich gegeben schien. Zu *planer* ist *aéroplane* gebildet, das über die anderen gelehrten Bildungen wie *aéronef* siegt. Von *aéro-* ist noch naturgemäß *guerre aérienne* und das an sich sehr unlogische *antiaérienne* in Gebrauch: *l'artillerie antiaérienne. Aérodrome* wird noch S. 144 besprochen. Zu dem nicht gebräuchlichen *aérostate* scheint *aérostier* zu gehören in *Mr. H. L., sergent aérostier au port d'attache de Verdun* (Le Journal, 11. Okt. 1916). Die Luftfahrzeuge werden entsprechend ihrer Beschaffenheit genannt, wie im Deutschen, *monoplan* (Eindecker), *biplan*, die beide substantivierte Adjektive sind, gekürzt aus *aéroplane biplan*, wie *dirigeable* aus *ballon dirigeable*. Selbstverständlich sind auch für die deutschen Fahrzeuge die Fremdwörter *un zeppelin, un taube* gebräuchlich.

---

[1] Vgl. Sainéan, L'Argot des Tranchées S. 28, nach A. Thomas, Le Temps, 30. März 1915.

[2] Vgl. Nicéforo S. 33 ff.

Lateinisch-griechische Fremdwörter.

Das Französische hat kaum weniger lateinische Entlehnungen als das Deutsche. Sie fallen nur, selbstverständlich, weniger auf, oder vielmehr sie fallen weniger aus der Allgemeinsprache heraus, weil sie eben stammverwandt sind und weil ihre vom 11. bis zum 20. Jahrhundert übernommene Anzahl so sanfte Abstufungen zeigt, daß der Abstand von den Erbwörtern in ältester Erbwortform nur dem Sprachforscher empfindbar ist. Man bedenke, daß *service, victoire, principal, général* seit dem 11. Jahrhundert im Sprachgebrauch sind, *ministre, obsèques, signal, disposition* seit dem 12. Jahrhundert.

Selbstverständlich sind diese Wörter im Bewußtsein des Franzosen erbwörtlich, und alle neuaufgenommenen reihen sich an. Hier nur ein Beispiel: *Dans les conditions, d'après guerre, de la vie d'atélier, alors que les nécessités de la division du travail s'affirmeront par l'usage de plus en plus développé des machines, l'art nous apparaîtra non plus comme l'instrument de luxe des civilisations, souvent enclines aux séductions faciles de la décadence, mais comme l'agent le plus actif et le plus fécond de la moralisation sociale* (L. Roger-Milès, 'Pour la France plus belle', Figaro, 18. Aug. 1915). Abgesehen von dem selteneren *encline* wird kein Zeitungsleser sich an dem Satz gestoßen haben. Ebenso gewöhnlich ist jetzt:

mobile Beweggrund. *Le vol était le mobile du crime. globale*[1], *globalement*[1] allgemein, im ganzen. Mercereau, Litt. S. 35 *C'est suffisant pour en avoir une idée globale.* Lieut.-Colonel Rousset, Petit Paris. 1. Dez. 1915 *L'unité de direction ... seule a permis aux empires du centre de tenir tête à quatre grands Etats, qui disposaient globalement de plus de monde et de plus de ressources qu'eux.* Es ist jetzt vornehmer als *total.* Während *total* als Gegensatz *détaillé* hat, ist in *global* der 'Überblick' aus der Weltgeographie hergenommen. *désopilant* lachhaft. *Des histoires désopilantes* zwerchfellerschütternde Geschichten.

Die Neubildungen — lateinische oder lateinisch-griechische — sind dem Französischen größtenteils nicht allein eigen. Über ihre Minderwertigkeit ist schon oft gesprochen worden. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß sie in anderen Zeiten auch nicht besser waren. Das klassisch-frz. *autoclave* (vgl. R. Pat. XXIII 117) für papinianischer Topf zeugt von demselben Mangel an Sprachgefühl wie *automobile* oder das ganz neue *polycopié.* Anderseits bemächtigt sich die Sprache der Neuschöpfungen, wirft sie in die große Gießerei und prägt ganz neue Wörter aus alten Bestandteilen, indem sie unversehens der alten Form eine bisher unbekannte

[1] Fehlt in den Wörterbüchern usw.

Bedeutung verleiht. So *aérodrome* Luftschiffhalle, *canarodrome* Entenschießen. *Drome* ist aus dem 'Lauf' > der 'Ort, wo der Lauf stattfindet' > der 'Ort, wo Sport getrieben wird' = 'Sportplatz'. Daher im ersten Bestandteil nur die Art des Sports anzugeben ist. Etwas anders ist *bus* (im Englischen aus *omnibus* gekürzt) für sich allein zum Ausdruck für Stellwagen geworden und daher durch Zusammensetzung neuerdings bestimmbar wie jedes selbständige Wort. *Autobus* (auch *Motorbus*) ist jedenfalls — wie die Stellung der Wortteile beweist, englischen Ursprungs[1] und im ganzen fürs Französische ein englisches Lehnwort. Doch wurde zu dem 1907 auftretenden *autobus* 1908 ein *aérobus* gemacht, das m. W. nicht eingedrungen ist.

Künstliche Neubelebung älterer Wörter.

Die Heranziehung älterer, z. T. bereits ausgestorbener Wörter kann insofern bei den 'Sondersprachen' eingereiht werden, als es sich hier natürlich zunächst nur um Sprachgepflogenheiten eines ganz engen Kreises handeln kann. Der Erfolg ist noch fraglich: *hargouler* (Merc. Cont. Tén. 168 *la fureur mauvaise me hargoula*), *hâve, livresque, liminaire* (Souza, Rythme 57), *partant* = daher (z. B. Mercereau, Litt. 35 *une aussi légère pénétration ne peut livrer que la partie superficielle, la plus accessible et partant la moins importante d'une œuvre*), *quantefois* (Merc., Contes Tén. 61 *quantefois je faillis perdre ma parcelle de liberté*), *virevolter* (Rachilde, Print. 226 *d'une humeur si virevoltante*) usw.

Alte Bildungen werden noch immer nachgeahmt, so die artikellosen Objekte zum Infinitiv: *faire image* (Souza, Rythme 39) malerisch wirken. Sonderbar berührt es, archaische Wendungen in modernen Satzbau eingesprengt zu sehen. Merc., Litt. 37 *Je trouve précisément là motif à ressentiment. trouver motif* ist der alte Sprachgebrauch ohne Artikel, der aber voraussetzt, daß das Zeitwort mit seinem Objekt als einheitliches Ganzes geführt wird, daher wirkt die Zwischenstellung der Adverbien störend. Sehr modern ist auch die Engänzung von *motif* durch das Substantiv, was aber in diesem Falle den Vorteil der Eindeutigkeit vor dem Zeitwort voraus hat.

(Schluß folgt.)

Wien. Elise Richter.

[1] Es könnte natürlich auch deutschen Ursprungs sein; da aber der Kraftstellwagen in London früher verkehrte als auf dem Festlande, ist die Herkunft gegeben. Dauzat a. a. O. 88 ff. erklärt nicht befriedigend *auto* + *omnibus* als französische Bildung, wobei *bus* als Suffix genommen sein soll.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Geschichte einer romantischen Zeitschrift.

In Band I des 'Bibliographischen Repertoriums' ('Zeitschriften der Romantik', Berlin, B. Behr, 1904, Sp. 321 ff.) sind einige Angaben über die Vierteljahrsschrift 'Für müßige Stunden' gemacht worden, die der Ergänzung bedürfen. Weitere Anhaltspunkte für die Geschichte der Zeitschrift finden wir in einigen Briefen des Mecklenburger Kammerherrn und Schriftstellers von Schuler, eines Freundes des Freiherrn Truchseß auf der Bettenburg, an Friedrich Rochlitz in Leipzig (Besitz der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar).

Aus einem Schreiben vom 9. Mai 1815 entnehmen wir, daß die kleine Residenz Hildburghausen, die damals den Ehrgeiz besaß, ein zweites Weimar zu werden, als Geburtsstätte der Zeitschrift anzusehen ist, und daß der Plan auf das Jahr 1815 zurückgeht:

'Es hat sich hier in unserer kleinen Residenz, der es jedoch trotz ihrer Kleinheit nicht an guten Köpfen fehlt, ein litterarischer Verein zur Herausgabe einer Zeitschrift, nach nachstehendem Plan, gebildet, bey welchem auch ich interessirt bin. Da aber die meisten Mitarbeiter Geschäftsmänner sind, die den Musen nur ihre Geschäftsfreien Stunden widmen können, so suchen wir auswärtige Verbindungen; aber nur mit Männern, die eines solchen litterarischen Rufs genießen, wie Sie mein geehrtester Freund. Reinbeck, Freimund Reimar, der herrliche junge Genius, Justi in Marburg, u. m. haben uns Hofnung, ja fast Gewißheit zu Beiträgen gegeben und neben diesen Männern zu stehen, dürfte Ihnen nicht unangenehm seyn. Unter den hiesigen Mitarbeitern nenne ich Ihnen vorzüglich die beiden Hohenbaums, Vater u. Sohn, Sickler, bekannt durch seine Roma, den Geh. Rath Schmidt,[1] gleichfalls rühmlichst bekannt durch seine trefliche, allgemein geschäzte Wiedergeburt Deutschlands,[2] u. a. m.' —

Der Brief enthält eine Bitte um Mitarbeit, zugleich entwickelt v. Schuler folgenden Plan, in dem wir den ersten Entwurf zu dem späteren Vorwort besitzen:

'Eine kleine Gesellschaft von Freunden hat sich zu dem Versuche entschloßen, die Stunden der Muse [sic] nicht unbenutzt zu laßen, sondern ihre Früchte unter dem Namen: F ü r m ü ß i g e S t u n d e n vierteljährig, wenn es seyn kann, zu sammeln. Was müßige Stunden erheitern u. dazu beytragen kann, den trüben Nebel, der auf dem menschlichen Leben überhaupt liegt, wenigstens für einige Sonnenblicke zu durchbrechen — das ist für diese Sammlung willkommen. Gedichte, kleine Erzählungen, neue oder vergeßene Reise-Abentheuer, Biographien, Reflexionen, Anekdoten, alles was eine nicht ganz unnütze Unterhaltung gewähren kann, gehört in jenen Kreis. Es soll für musikalische Beilagen, mit der Zeit auch für Ausschmückung durch Zeichnungen gesorgt werden.

Das Keßelringsche Lese-Institut hat den Verlag übernommen und wird sich mit denen, welche die Sammlung durch Beiträge unterstützen wollen, verstehen.

Der Redacteur ist ein bekannter, beliebter und achtungswerther Ge-

---

[1] Gemeint ist K. E. Schmid.

[2] 'Deutschlands Wiedergeburt. Ein polit. Versuch.' Jena, Frommann, 1815. 8⁰.

lehrter, selbst rühmlicher Schriftsteller, der aber aus guten Gründen noch nicht genannt seyn will. :/: Ich verbürge mich übrigens für die Rechtlichkeit und die Kenntniße des Redacteurs, der mein besonderer Freund ist :/:'

In einem späteren Schreiben an Rochlitz vom 14. Januar 1817 macht von Schuler, durch diesen gedrängt, folgende nähere Angaben:

'Der in hiesigen Diensten gestandene Geh. Rath Schmidt, jetzt bei dem Herzogl. O. Appellationsgericht, ich und ein Hr. Keßelring, ein sonst sehr braver Mann, der lange Factor einer Buchhandlung war u. jetzt in Herzogl. Diensten steht, verbanden uns eine Verlagshandlung zu unternehmen u. machten den Anfang mit Schmidts deutschem Bunde, verfielen aber bald darauf auf die Idee eine romantisch-historische Zeitschrift, deren Plan Ihnen bekannt ist, herauszugeben. Geh. R. Schmidt besorgt die Redaction,[1] ich die Werbung u. s. w. u. Hr. Keßelring das Merkantilische.'

Infolge der unruhigen Zeiten und da Schuler mehrere Monate auf Reisen sein mußte, verzögerte sich die Ausführung des Plans. Immerhin war es gelungen, Fouqué und seine Gattin zu den schon früher Geworbenen als Mitarbeiter zu gewinnen, und das Erscheinen des ersten Heftes konnte, wie v. Schuler am 23. März 1816 an Rochlitz berichtet, für die Michaelismesse 1816 festgesetzt werden. Den meisten Autoren war auf ihr Verlangen ein Honorar von 2 Carolinen für den Bogen bewilligt worden.

Am 10. November konnte Schuler das erste Heft der neuen Zeitschrift an Rochlitz senden; er verband damit die Bitte, 'eine kleine Anzeige und günstige Kritick deßelben für die Zeitung f. d. e. Welt baldmöglichst zu besorgen'. Zugleich kündigt er die Übersendung des zweiten Heftes an, bittet um einen Beitrag für das dritte Heft und um Auskunft über einige Schriftsteller (die Brüder Contessa, Hauptmann Schilling), mit denen er wegen der Zeitschrift in Verbindung zu treten wünschte. Da Rochlitz nicht antwortete, wiederholte er seine Bitten und Anfragen am '8ten Jenner 1817' und dankte für eine inzwischen am 23. Dezember 1816 in der 'Eleganten' erschienene Besprechung der Vierteljahrsschrift, die er von Rochlitz verfaßt glaubte. In demselben Brief teilt er voll Stolz die Gewinnung von zwei neuen Mitarbeitern mit (Heinrich Voß, 'unser lieber Freund', und Professor [Albert Ludwig] Grimm in Weinheim, der 'trefliche Erzähler von Linas Mährchen') und fügt hinzu: 'auch der alte würdige J. H. Voß hat uns einige Gedichte versprochen ... Außer diesen geachteten Männern habe ich auch noch den genialen Kapellmeister Hofmann [E. T. A. Hoffmann], in Dresden, um Beiträge aufgefodert u, hege die Hofnung, daß auch er uns unterstützen wird'.

Die Besprechung des ersten Bandes in der 'Eleganten' hatte der Schriftleiter Methusalem Müller verfaßt, an den Kesselring ohne Wissen Schulers ein Rezensionsexemplar geschickt hatte. Rochlitz scheint darüber erstaunt und verstimmt gewesen zu sein, zumal er bereits an die Arbeit gegangen war, aber es gelang Schuler, der an dem Vorfall keine Schuld trug, ihn wieder zu besänftigen, so daß Rochlitz nach Erscheinen des zweiten Stückes dies mit dem ersten in der 'Eleganten' wohlwollend besprach (31. Mai 1817). Den — wenn auch zögernd — zugesagten Beitrag für die Hildburghauser

[1] Das Repertorium gibt fälschlich Fouqué als den 'eigentlichen' Redakteur an.

Vierteljahrsschrift hat er aber nie gesandt, obwohl der rührige Schuler ihn noch mehrfach mit Bitten darum bestürmte. Auch Joh. Heinrich Voß und E. Th. A. Hoffmann sind nicht Mitarbeiter geworden.

Die Großherzogliche Bibliothek in Weimar besitzt von dem Journal nicht nur Bd. 5—7, wie das Repertorium noch angibt, sondern seit einigen Jahren auch Bd. 1 und 2.

Weimar. Werner Deetjen.

Ein Brief von Gellert an den Fabeldichter Pfeffel.

Gottlieb Konrad Pfeffel in Colmar sah sich genötigt, seine Gedichte früher, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, herauszugeben, weil sie unbefugterweise veröffentlicht worden waren. So erschien die erste rechtmäßige Ausgabe von Pfeffels Gedichten 1761 bei Garbe in Frankfurt. Sie brachte unter dem Titel 'Poetische Versuche in drey Büchern' Fabeln, Epigramme, Oden, Lieder, Eklogen und Gelegenheitsgedichte. Ein Exemplar dieser Erstausgabe sandte Pfeffel an Gellert in Leipzig, der zu jener Zeit als moralischer und literarischer Ratgeber in Deutschland tonangebend war. Gellert antwortete dem jungen elsässischen Dichter, dem er als Fabeldichter sich enger verbunden fühlen mochte, folgendes:[1]

Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich hätte Ihnen schon längst für Ihre überschickten Gedichte danken sollen, allein Krankheiten, Kuren und Reise haben mir dieses Vergnügen verwehret, und ich würde es noch länger entbehren müssen, wenn ich es bis zur Endigung meiner Brunnenkur verschieben wollte. Herr Divoux, Ihr Freund und der meinige, wird in meiner Sache besser zeugen können, als ich selbst. Was Ihre Gedichte anlanget, zu deren Bekanntmachung Sie früher genötiget worden, als Sie es gewünschet, so kann ich aufrichtig sagen, daß ich vortreffliche Gedanken, Wendungen und Stellen darinnen gefunden. Sie haben meistens Feuer und Stärke, wenn sie auch nicht stets die kritische Genauigkeit haben sollten. Viele verdienen verbessert zu werden, einige würde ich gar weggelassen haben, weil sie etwas frei und jugendlich sind. Überhaupt haben mir, liebster Herr Pfeffel, Ihre ernsthaften Gedichte noch besser gefallen als die scherzhaften. Zum Exempel, die Lehren an ein Frauenzimmer sind sehr schön. Kurz, mein Freund, ich wünsche Ihnen Glück und zu verschiedenen Ihrer Gedichte einige kritische Anmerkungen, teils in Ansehung der ganzen Lage, teils der einzelnen Stellen. Ich für meine Person bin nicht allein kein zuverlässiger, nicht allein ein furchtsamer Richter, sondern izt ein Kranker, der vielleicht vieles nicht als schön ansiehet, weil er's nicht empfinden kann. Helfen Sie ferner den Nutzen und das Vergnügen lieber Leser befördern und leben Sie mit Ihrer würdigen Frau, die ich ergebenst grüße, gesund und herzlich zufrieden. Ich bin stets mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

Leipzig, den 9. Juli 1761.

Das hier mitgeteilte Schreiben liegt im handschriftlichen Nachlaß meines Großvaters Heinrich Heß. Über ihn siehe meinen Artikel in

[1] Gellerts Brief gelangt hier in der heute üblichen Rechtschreibung und Interpunktion zum Abdruck.

Weechs 'Badischen Biographien' III (1881), 55 f., Goedekes 'Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung' VII (1900), 229, und meine Einleitung zu Heinrich Heß, 'Liebesliedern von unbekannten Verfassern' (Karlsruhe 1910, Verlag Friedrich Gutsch). Das Schreiben wurde meinem Urgroßvater Matthias Heß in Theningen in Pfeffels Auftrag zugestellt. Von der Hand des Beauftragten steht unten an dem Briefe vermerkt: 'Pfeffel m'a prié de vous envoier cette lettre, vous pourez la garder, j'en ai pris copie.' Des Matthias Heß Gattin war eine Schwester des Kirchenrats Sander in Köndringen, zu dem Pfeffel in vertrautestem Verhältnis stand. Über des Colmarer Fabeldichters enge Beziehungen zu Kirchenrat Sander siehe Pfannenschmied, 'G. K. Pfeffels Fremdenbuch' (1892) S. 20—24.

In der zweiten Hälfte des Monats August 1761 erschien Pfeffels Schäferspiel 'Der Schatz'. Auch diesen dramatischen Versuch sandte er an Gellert. Was Gellert auf diese zweite poetische Sendung Pfeffels unter dem 18. Januar 1762 geantwortet, hat Jakob Keller in Schnorrs 'Archiv für Literaturgeschichte' XII (1884), 289 veröffentlicht. Gellert beruft sich auch in diesem Antwortschreiben, wie in dem unsrigen, auf Herrn Divoux, der seinen unbefriedigenden Gesundheitszustand bezeugen könne, und Jakob Keller merkt a. a. O. S. 297 an: 'Herr Divoux ist vielleicht identisch mit dem Schwiegervater Pfeffels, Andreas Divoux.' Unzweifelhaft ist Herr Divoux in beiden Briefen Gellerts ein und dieselbe Person, jedenfalls ein Mitglied der weitverzweigten Colmarer und Straßburger Familie Divoux (sprich Diwux). Pfeffels Schwiegervater würde von Gellert anders eingeführt worden sein, als dies mit dem Herrn Divoux in beiden Briefen geschieht. Pfeffel war seit 1759 mit Margarete Kleophe Divoux verheiratet.

Die Lehren an ein junges Frauenzimmer, die Gellert 'sehr schön' fand, finden sich in Pfeffels 'Poetischen Versuchen' (1761) S. 147. Pfeffel selbst war von dieser seiner Übersetzung der *Conseils à Iris* von Etienne Pavillon weniger befriedigt. Er schreibt an den badischen Hofgelehrten Friedrich Dominikus Ring im Februar 1760: 'Meine Übersetzung der *Conseils à Iris* kann ich Ihnen noch nicht mitteilen. Es sind noch einige ungeschickte Stellen darinnen, die ich verbessern will, und überhaupt kommt mir dieses Gedicht in der Übersetzung gar sehr prosaisch vor.' Und zwei Monate später: 'Die Übersetzung der *Conseils à Iris* ist schon in Frankfurt. Allein sie will mir nichts weniger als gefallen, und ich bin gewiß versichert, daß sie Ihnen auch nicht gefallen wird. Das Original ist schön. Doch ob ich gleich nur hin und wieder ein paar Zeilen von dem Meinigen hinzugetan habe und der Rest ziemlich getreu übersetzt ist, so bleibt es doch ein wässeriges Ding, so sehr ich es auch nachzubessern gesucht habe.' — Gänzlich umgearbeitet, ließ Pfeffel das Gedicht unter dem Titel 'Lehren an Egle in B..l' 1792 in Tübingen erscheinen. Er widmete es der jungen Gertrud Sarasin in Basel nach dem Tode ihrer Mutter und sandte es auch zum Andenken an sein Patenkind Luise Lavater in Zürich. Pfeffel an Lavater, den 9. Oktober 1792 (ungedruckt).[1]

Gernsbach (Murgtal). Heinrich Funck.

[1] Der Briefwechsel zwischen Pfeffel und Lavater ist inzwischen bis zum 28. November 1782 zum Abdruck gelangt; siehe 'Alemannia' 44 (1917), 94 bis 125.

Zu A. W. Schlegels Briefwechsel mit Christian Lassen.

W. Kirfel hat die Korrespondenz des Begründers der indischen Philologie in Deutschland mit seinem begabtesten Schüler unmittelbar vor Kriegsausbruch erstmalig bekanntgemacht (Bonn 1914, Verlag Friedrich Cohen). Die Sorgfalt der Bearbeitung läßt viel zu wünschen übrig. Eine Vergleichung mit den Originalen ist mir zurzeit nicht möglich, diese sind jedoch, ehe Kirfels Buch gedruckt war, durch meine Hände gegangen, und selbst die spärlichen Auszüge, die ich mir seinerzeit anfertigte, belehren mich, daß der Herausgeber oft genug falsch gelesen hat; worüber man sich, bei der Gefälligkeit und Deutlichkeit von A. W. Schlegels Handschrift, billig wundern darf; insbesondere dann, wenn der Lesefehler baren Unsinn zutage fördert. Was soll das denn heißen, wenn Kirfel S. 148 f. Schlegeln seinen Freund und Schüler mahnen läßt: 'Schonen Sie nur Ihre Augen dabei, collationieren Sie ... niemals bei M o r g e n licht ...', in der Handschrift steht deutlich und verständlich: K e r z e n licht. Schlegels altmodische Orthographie zu wahren, hat der Herausgeber wohl beabsichtigt, aber keineswegs allerorts durchzuführen verstanden. Die Druckfehler sind zahllos. Auch mit der Einreihung undatierter Briefe hat sich Kirfel nur wenig Mühe gegeben: seine Nr. 86 (vom 23. XI. 1836) ist doch offenbar die Antwort auf Nr. 83, letztere kann also unmöglich aus dem Jahre 1835 stammen.

Schlimm steht es endlich auch um die Vollständigkeit der Briefausgabe. Kirfel hat in einem Konvolut der Bonner Universitätsbibliothek, an der er selber Dienste tut, eine Reihe von Briefen A. W. Schlegels an Lassen vorgefunden und, damit zufrieden, den übrigen Rest Schlegelscher Autographen, den diese Bibliothek besitzt, nicht mehr angesehen. Hätte er sich dieser geringen Mühe unterzogen, so wären ihm die zwei Briefe nicht entgangen, die ich zur Ergänzung seines Buches im folgenden mitteile: das Konvolut, darin sie enthalten sind, trägt die Nummer 72.

I.

An Herrn Professor *Lassen* Wohlgeboren.

Wenn Ihnen die Stunde genehm ist, so werde ich Sie mit Vergnügen heute um 12 bis 1 Uhr erwarten; sonst bitte ich Sie, selbst eine andre Zeit zu bestimmen.

Zugleich habe ich Ihnen etwas mitzutheilen von einem höchst verdrießlichen Misverständniß, das mich sehr gegen meine Neigung mit *Letronne* in Polemik verwickelt. Aber es ist unvermeidlich, da seine falsche Hypothese das ganze Indische Alterthum gefährdet. *Rosen* wäre mir dabei ein vortrefflicher Bundesgenosse gewesen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung Ew. Wohlgeb. ergebenster

Mittwoch Morgen um 8 Uhr A. W. v. Schlegel

Der Brief ist undatiert, er stammt zweifellos aus dem Jahre 1837, da von Friedrich August Rosen (1805—1837) als von einem nicht mehr Lebenden die Rede ist, anderseits Kirfels Nr. 87 (vom 26. X. 1837) schon auf die Mitteilungen unseres Briefes Bezug nimmt.

II.

An Herrn Professor *Lassen*.

Ich höre, daß meine Eingabe bei allen anwesenden Mitgliedern des Senats die bereitwilligste Zustimmung findet. Ich habe heute einen langen

Brief an Rehfues geschrieben, der so eingerichtet ist, daß er ihn dem Minister vorlegen kann, und es wahrscheinlich auch gern thun wird.

B. 18/IV 38. Schl.

Das Briefchen wäre zwischen Kirfels Nr. 88 und 89 einzureihen.

Die Veröffentlichung der zwischen W. v. Humboldt und Lassen gewechselten Briefe — sie sind gleichfalls in Bonn zu finden — böte zu Kirfels Buch die notwendige (und eine sehr interessante) Ergänzung.

Wien. Josef Körner.

Orkadische Zauberlieder.

In einer Note der 'Critical Dissertation on the Poems of Ossian' von Dr. Hugh Blair — zuerst erschienen 1763, seit 1765 mit Macphersons Ossian verbunden — findet sich ein Zeugnis für die seitdem völlig ausgestorbene nordische Sprache und Volksdichtung auf den Orkaden, das vielleicht noch unbeachtet geblieben, jedenfalls aber nicht allgemein zugänglich ist, da die Note (gleich vielen anderen) in den modernen Ossianausgaben nicht mehr abgedruckt ist (in dem Aufsatz von Jakob Jakobsen, 'Nordiske Minder paa Orknöerne', Maal og Minne 1911, S. 318, ist das Zeugnis nicht erwähnt). In dieser Note (zum ersten Absatzschluß auf S. 78 des Tauchnitztextes) teilt Blair, der als Professor in Edinburgh Gelegenheit hatte, solche Nachrichten von Ortskundigen zu erhalten, folgendes mit (zitiert nach den 'Works of Ossian' 1765, vol. II, pg. 378):

'Their ancient language, of which there are yet ſome remains among the natives, is called the Norſe; and is a dialect, not of the Celtic, but of the Scandinavian tongue. The manners and the ſuperſtitious of the inhabitants, are quite diſtinct from thoſe of the Highlands and weſtern iſles of Scotland. Their ancient ſongs too, are of a different ſtrain and character, turning upon magical incantations and evocations from the dead, which were the favourite ſubjects of the old Runic poetry. They have many traditions among them of wars in former times with the inhabitants of the weſtern iſlands.'

Würzburg. O. L. Jiriczek.

Zur Zeitbestimmung des Kreuzes von Ruthwell

sind beachtenswerte Winke in E. Heinrich Zimmermanns 'Vorkarolingischen Miniaturen' (1916) erschienen (Berlin, Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, der 'Denkmäler deutscher Kunst' III. Sekt., 1. Abtlg.). Danach stimmen die Kreuze von Ruthwell und von Bewcastle in den vegetabilen Ornamenten mit dem Book of Kells überein und sind gleich diesem ans Ende des 7. Jahrhunderts zu setzen (S. 30). — Früher schon hatte G. Baldwin Brown in einem Artikel des 'Burlington Magazine' (1913), betitelt 'The Bewcastle and Ruthwell crosses' (Bd. XXIII, S. 43 ff.), einige von Prof. Cooks Argumenten für das 12. Jahrhundert entkräftet. Er wies die Gestalt des segnenden Christus, die beiden Kreuzen gemeinsam ist, auf dem Holzsarge des hl. Cuthbert zu Durham 698 nach, zeigte die prinzipiellen Schwächen von Cooks Methode und gelangte zum Ergebnis, daß gerade die von Cook vorgeführten Argumente ihn für das 7. Jahrhundert von neuem bekehrt hätten. Gegenüber Cooks Satz, die Errichtung solcher

Gedächtniskreuze im England des 7. Jahrhunderts sei von vornherein unwahrscheinlich, erinnert er an eine Bemerkung bei Simeon von Durham, wonach bei dem Tode des Acca, Bischofs von Hexham 740, 'two stone crosses enriched with wonderful carving were placed one at his head, the other at his feet'. — Auch ein Artikel von W. R. Lethaby, der sich dem Brownischen anschließt, lehrt, 'that the Ruthwell and Bewcastle crosses are works of the high day of the Northumbrian school of art at the end of the 7th century'.

Berlin. A. Brandl.

Zur Geschichte von Chevy Chase.

Als Nachtrag zu Neßler ('Palästra' CXII, 116 f.) möchte ich verweisen auf ein Gedicht in der Sammlung 'Additions to the works of Alexander Pope', Lo. 1776 (I, 129), betitelt 'A Parson's Resolution':

God prosper long our noble King,
Our lives and fortunes all;
A woeful preachment once there did
In Mamble church befall.

I preached, all the live-long day,
Repentance to a sinner;
But I'll preach there no more, I swear,
For they gave me no dinner.

Es wiederholt die Eingangsworte der Bänkelsängerfassung von Chevy Chase. Die kleine satirische Leistung ist ohne irgendwelche Verfasserangabe gedruckt. Elwin hat sie in seine Gesamtausgabe von Popes Werken nicht aufgenommen. Sie ist auch in den 'Additions' nicht direkt Pope zugeschrieben, sondern nur als ein Produkt seiner Zeit hingestellt.

Charlottenburg. Walter Bodenstein.

Zur Textgeschichte von Macphersons Fragments.

In meiner Ausgabe der 'Fragments of Ancient Poetry, 1760' (Heidelberg 1915, 'Anglistische Forschungen', hg. von Hoops, Heft 47) sind die Varianten des Fingalbandes 1762 (**F**) und der 'Poems of Ossian' 1773 (**P**) verzeichnet, jene als der ersten, diese als der zweiten und endgültigen Textumarbeitung. Die dazwischenliegende Ausgabe von 1765, 'The Works of Ossian, The Third Edition' (**W**), war mir nicht rechtzeitig zugänglich, sonst würde ich sie mitkollationiert haben, obwohl sie als bloße Zwischenstufe nur ein sekundäres Interesse hat und von vornherein nur geringfügige Abweichungen erwarten ließ. Eine Kollation der Fragmenttexte in der Fassung **W**, die mir inzwischen durch das Entgegenkommen der Göttinger Kgl. Universitätsbibliothek ermöglicht worden ist, hat diese Erwartung bestätigt. Da jedoch, wie Mutschmann ('Die Neueren Sprachen' 1915, S. 563) nachweist, ein Exemplar von **W** sich in der väterlichen Bibliothek Goethes befand, und diese Fassung dem Merck-Goethedruck von Ossian 1773—77 (Nachdruck 1783) zugrunde liegt, lohnt es immerhin, die Ergebnisse dieser Kollation hier mitzuteilen.

An *Verbalvarianten* der Fragmenttexte ist nur zu verzeichnen

(Zitierung der Textstelle nach Nummer, Seite und Zeile der 'Fragments'; die abweichenden Wörter hier kursiviert):

XI, 52, 15: **F** Thick *fly* the thongs **W** *bend* (**P** *wind*)
XI, 52, 18: **F P** aſcends the *deep* **W** *wave*
XII, 55, 9 und 12: **F** ſon of *the* ſong **W P** ſon of ſong
XIII, 60, 4 (s. Lesarten): **F P** like a cloud of miſt on the ſilent hill. [! **P**] **W** his dark hoſt rolled, like clouds, around him.
XIII, 60, Lesart zu 5—8: **F** Tura's walls of wind **W P** Tura's windy walls
XIV, 62, Lesart zu 9—10: **F P** *it* ſhines **W** ſhines
XIV, 65, 3 Zusatz (Lesarten): **F** hill (**P** hills) **W** heath
XIV, 66, Schluß (Lesarten letzte Zeile): **F P** ſighs **W** groans

Von den 11 in Betracht kommenden Fragmenten weisen nur 4 überhaupt Verbalvarianten auf; im Verhältnis zu **P** ist zu bemerken, daß von den 8 **W**-Varianten (die formelhafte Wiederholung in XII als e i n e gerechnet) nur 2 in **P** beibehalten sind, in 5 Fällen kehrt **P** zur Lesart von **F** zurück, und 1mal ändert **P** sowohl gegen **W** als gegen **F** durch die Wahl eines dritten Synonyms.

Dazu treten 5 bedeutungslose *Interpunktions*varianten, von denen nur eine, die Ergänzung eines irrtümlich ausgefallenen Kommas, in **P** wiederkehrt, und 4 ebenso bedeutungslose *orthographische* Varianten: einmal (doch nicht konsequent) schreibt **W** *echoing* (ebenso einmal in einer Note) für *ecchoing* **F P**, zweimal (ebenfalls nicht konsequent) *Armar* für *Armor* **F P** (die gleichfalls zwischen *-ar* und *-or* schwanken), und verbessert das einmalige *Ulfada* von **F** (sonst *Ulfadda*) zu *Ulfadda* (**P** führt umgekehrt *Ulfada* durch), ebenso den (einmaligen) Druckfehler *Dura* (**F**) zu *Daura*.

Im T e x t d e r N o t e n von **F** (zu den Fragmentpartien) zeigt **W** außer zwei bedeutungslosen Interpunktionsänderungen, zwei orthographischen Varianten (Majuskel für Minuskel: *echoing*, s. o.), und der Beseitigung eines falschen Anmerkungsweisers (s. Lesarten S. 37 des Neudrucks) folgende Änderungen: der erste Satz der Note zu XIII, 59, 1 ist erweitert (**P**=**F**); der Teil der Note von **F P** zu XIII, 59, 6, der in den Lesarten abgedruckt ist, fehlt (der Rest der Note ist gleich); die Note zu XIII, 59, 13—15 hat (gegen **F P**) am Schluß einen Zusatz; die Note zu XIII, 60, 3 fehlt (auch **P**).

Für die seit 1762 in den Kontext der größeren Gedichte verwobenen Fragmente bedeutet somit **W** keine neue Textstufe, sondern nur eine Wiederholung des **F**-Textes mit ganz vereinzelten kleinen Änderungen. Eine neue Bearbeitung hat erst in **P** stattgefunden. Auch die Anordnung der Ossianischen Gedichte, die erst in **P** nach der inneren Chronologie umgestellt sind, ist in **W** noch unverändert, so daß **W** I dem Fingalband 1762 und **W** II dem Temoraband 1763 entspricht. Auch die beiden 'Dissertations' von 1762 und 1763 sind im entsprechenden Bande abgedruckt (die zweite mit etwas verändertem Eingang); nur das 'Advertisement' und die 'Preface' von **F** sind weggelassen (ein Teil der letzteren ist als 'Argument' den einzelnen Büchern von Fingal vorangesetzt), das Widmungsblatt an den Earl of Bute (Temora) durch einen zwei Seiten langen Widmungstext in **W** I ersetzt; hinzugekommen ist am Schlusse von **W** I ein 'Advertisement' (gegen Dr. Warner, 2 Seiten), am Schlusse von **W** II Dr. Blair's 'Critical Dissertation' nebst einem 'Appendix'. Ob das Verhältnis des Wortlautes

von **W** zu **F**, das hier nur für die Fragmentpartien festzustellen war, auch in den andern Texten das gleiche ist, ließe sich nur auf Grund einer vollständigen Kollation, die bloß im Zusammenhange mit einer textkritischen Ausgabe Zweck hätte, exakt bestimmen.

Würzburg. **O. L. Jiriczek.**

Thomas Russell, ein früher Vermittler deutscher Literatur in England.

Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, wie im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Anteilnahme an der deutschen Literatur in England immer deutlicher zutage tritt, und daß sie sich selbst auf die Dichter zweiten Ranges erstreckt. Ein neues Beispiel für diese Tatsache habe ich hier anzuführen.

Im Jahre 1789 erschien zu Oxford eine Gedichtsammlung unter dem Titel 'Sonnets and Miscellaneous Poems by the late Thomas Russell, Fellow of New College'. Dieselbe enthält, was besonders bemerkt zu werden verdient, auch die Übersetzung zweier deutscher Gedichte, das eine von Gleim,[1] das andre von Christian Felix Weiße. Ich lasse zunächst die beiden Gedichte im Original und in der Übersetzung folgen:

1. Gleim: An Belinde
(in der Ausgabe der 'Sämtlichen Schriften' [1775] Bd. I. 76).

Das letztere leichtflatternde Gewand
Sank! Welch ein Blick! Die artige Belinde
Ward um und um ein Spiel der sanften Winde,
Wo sie, wie Venus einst auf Ida, stand.

Durch ihren Reiz, durch ihre zarte Hand,
Von der ich noch den sanften Scherz empfinde,
Durch alles, was an ihr mein Auge fand,
Floß in mein Herz das süße Gift der Sünde.

Erstaunt, entzückt, mir selber unbewußt,
Bemächtigte sich die Gewalt der Sinnen
Ach! allzubald der Tugend meiner Brust.

Du, der du sagst: ich will den Sieg gewinnen:
Ach laß doch nie das süße Gift der Lust,
Laß es doch nie nach deinem Herzen rinnen.

Russell:

From her fair limbs the last thin veil she drew
And naked stood in all her charms confest:
The wanton gales her ringlets backward blew
To sport themselves more freely on her breast.

From each warm beauty of th'uncovered Maid,
Before scarce guessed at, or but seen in part,
From all (for all was to my eyes displayed)
Delicious poison trickled to my heart.

Since thus I gazed (was mine to gaze the blame?)
Nor bliss my soul has tasted nor repose;

[1] Eine noch früher entstandene Übertragung von zwei anderen Gedichten Gleims habe ich im *Archiv* Bd. 105, 34 ff. mitgeteilt.

The subtle venom glides through all my frame,
And in my braina fiery deluge glows.

Thou who my pangs wouldst shun, with wiser care
The spot, where Cynthia bathes at noon, beware!

2. Weisse: An ein Veilchen
('Kleine lyrische Gedichte' [1772] Bd. I, 91).

Mein Veilchen, laß die Schmeicheleien
Des jungen Zephyrs dich nicht reuen,
Du unsrer Gärten erste Zier!
Dich soll ein schöner Loos beglücken:
Den schönsten Busen sollst du schmücken
Und alle Grazien mit dir.

Ja, an dem Busen von Selinden
Sollst du den stolzen Wohnplatz finden.
Vor Freuden, seh' ich, zitterst du.
Hier laß dich stolz're Blumen neiden
Und duft' ihr dankbar alle Freuden
Der süßesten Genüsse zu!

Geh hin zu ihren schönen Händen!
Durch dich, mein Glücke zu vollenden,
Sei ihr mein treues Herz erklärt.
Umsonst! Wie könnte dies geschehen?
Wie bald, wie bald wirst du vergehen,
Da ewig meine Liebe währt.

Russell
(To a Violet: imitated from the two first stanzas af the preceding poem):

Tho' from thy bank of velvet torn
Hang not, fair flower, thy drooping crest;
On Delia's bosom shalt thou find
A softer sweeter bed of rest.

Tho' from mild Zephyr's kiss no more
Ambrosial balms thou shalt inhale.
Her gentle breath, whene'er she sighs,
Shall fan thee with a purer gale.

But thou be grateful for that bliss
For which in vain a thousand burn,
And as thou stealest sweets from her,
Give back thy choicest in return.

Bei dem ersten Gedicht ist eher eine Paraphrase als eine eigentliche Übersetzung zustande gekommen; indes muß gerade einem Anfänger gegenüber anerkannt werden, daß sich seine Verse durch Anmut und natürlichen Fluß auszeichnen. Was den Inhalt betrifft, so hat sich Russell eine charakteristische Änderung erlaubt. Er scheute sich, das deutsche Gedicht in seiner unverhüllten Sinnlichkeit dem englischen Publikum zu bieten: darum führt er am Schluß den Namen Cynthia ein, womit jedenfalls Diana gemeint ist. So erhebt er das Gedicht aus der irdischen in die mythologische Sphäre: trotzdem wird man nicht behaupten können, daß der Stein des Anstoßes entfernt worden ist (vgl. Z. 4—7).

Auch von Weißes Gedicht erhalten wir im Grunde nur eine Bearbei-

tung; hier entfernt sich Russell noch weiter vom Original als das erstemal. Leider hat er sich auch die hübsche Schlußpointe im Deutschen entgehen lassen, weil er die Vorlage ohne Not verkürzt hat. Überhaupt klingt seine Fassung etwas matt und konventionell.

Nach den Angaben des 'Dictionary of National Biography' war Russell 1762 in Dorsetshire geboren. Er besuchte die Schule in Winchester, die damals unter der Leitung von Joseph Warton stand, und ging dann auf die Universität nach Oxford, wo dessen jüngerer Bruder Thomas auf ihn Einfluß gewann und wohl auch seine literarische Richtung bestimmte. In Oxford erwarb sich Russell eine für seine Zeit erstaunliche Vertrautheit mit den neueren Sprachen: er verstand nicht nur, wie wir oben sahen, das Deutsche, sondern auch Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch. Diese Kenntnisse befähigten ihn, in einen Streit einzugreifen, der sich um Wartons bekannte 'History of English Poetry' entsponnen hatte. Vor allen hatte der gallige Joseph Ritson dies verdienstvolle, wenn auch vielfach verbesserungsfähige Werk heftig angegriffen (vgl. seine 'Observations on the three first volumes of the History of English Poetry [1782]; dazu H. Richter, 'Engl. Romantik' I, 98). Für Warton trat u. a. Russell in die Schranken: im 'Gentleman's Magazine' (Jahrg. 1782, S. 574; 1783, I, 42) veröffentlichte er in zwei Briefen mit der Unterschrift A. S. eine gut fundierte Antikritik gegen Ritson. Es handelte sich da u. a. um einen gewissen Mossen Jordi de Sant Jordi, nach Wartons Ausdruck 'a Limosine poet of Valencia'. Ritson bezeichnete ihn richtiger als Katalonier, stellte aber die übereilte Behauptung auf, dieser Dichter habe niemals gelebt. Es war nun Russell ein Leichtes, ihm hier seinen Irrtum nachzuweisen. Er zitiert dabei (und zwar im Urtext) Gaspar Escolano's 'Decada primera de la historia de Valencia (1610/11) und die deutsche Übersetzung von Don Luis Velasquez' 'Origines de la Poesia Castellana', die Joh. Andr. Dietze besorgt hatte (erschienen Göttingen 1769). In beiden finden sich einige Angaben über Mossen Jordi. Russell führt auch eine Strophe aus einem Sonett des Valencianers an mit dem Anfang 'E non he pau e non tinc quim guerreig'. Er weist darauf hin, daß Petrarca dies Gedicht nachgeahmt haben soll (Sonett 104: 'Pace non trovo e non ho da far guerra'); desgleichen Camoens ('Tanto de men estado me acho incerto).

Russells Bedeutung beruht aber für uns weniger auf seinem philologischen Wissen als auf seiner Tätigkeit als Dichter. In den Literaturgeschichten wird er freilich nur nebenbei erwähnt (vgl. E. Gosse, 'Engl. Literature, an illustrated record' IV, 34: 'Cambridge Hist. of Engl. Lit.' X, 456). Aber seine Zeitgenossen und die folgende Generation haben ihn hochgeschätzt: sie sahen in ihm neben Bowles den Erneuerer des Sonetts, der Dichtungsform, in der er sein Bestes gegeben hat. Daher empfiehlt Wordsworth in einem Briefe an Alexander Dyce ('Prose works' ed. Grossart III, 333) zwei von diesen Sonetten, die er besonders rühmt, in des letzteren 'Specimens of English Sonnets' aufzunehmen. Southey hat Russells Andenken in der 'Vision of Judgment' geehrt: Coleridge, Cary, Bowles und Landor fanden alle Worte des Lobes für ihn. Leider hatte ihm das Schicksal nur eine kurze Lebenszeit zugemessen: er starb bereits im Juli 1788, erst 26 Jahre alt. Man darf wohl sagen, daß mit ihm eine Hoffnung der englischen Dichtkunst zu Grabe getragen wurde.

Berlin. Georg Herzfeld.

Zu Pistoleta ed. Niestroy und Guilhem Magret ed. Naudieth.

Diese beiden Ausgaben haben schon Kolsen im 'Archiv' 134, 424 ff. und Bertoni, 'An. du Midi' 26, 374 ff. besprochen, aber es bleibt noch mancherlei zu sagen übrig.

I. Pistoleta.

1, 12—13. E ma domna a tant de cortesia
C'umelitatz tempra sa gran ricor.

Vgl. dazu Guilh. Magret 2, 33—34: *E no y guart ges paratge ni ricor, Q'umilitaz deu tot orguelh dissendre.* Es ist also doch wohl auch in der Stelle bei Pistoleta *ricor* 'hohe Stellung, hoher Rang', und nicht 'hoher Wert', und es handelt sich nicht, wie Niestroy in der Anmerkung sagt, um die Wirkung der *ricor* auf die Mitwelt, sondern auf die Dame selbst.

1, 15. Ist ein Obliq. Plur. *tuitz* wirklich zulässig? Da ein Nom. Plur. *tot* mehrfach vorkommt, würde umgekehrt ein Obl. Plur. *tuitz* nicht unmöglich scheinen. Bis weitere Belege vorliegen, würde ich mich aber doch scheuen, die Form in den Text zu setzen.

1, 16. Per la meillor que·s vesta ne *se mire*.

Die Hsn. haben *sesmire.* Sollte *s'esmire* nicht bewahrt werden dürfen? Vgl. Godefroy *esmirer* und Mistral *eimirei* v. *mirau.*

1, 22. Neis l'auzelet s'alegron per s'amor,
Can la vezon, *tals jois* n'an entre lor.

Überliefert ist *tal jois.* Ich würde lieber in *tal joi* ändern.

2, 8. E fas esfortz, *quar* me conort ni chan.

Übs. 'denn ich tröste mich'. Ist nicht eher das Komma zu tilgen und *quar* 'indem, dadurch daß' zu deuten?

2, 12. Qu'ieu anc no puec esser tant sos privatz
Qu'anc i trobes *chausimen* ni merce.

Übs. 'Einsicht'. Besser 'Nachsicht, Milde'.

2, 17—18. Pero tant *es mos pessamens honratz*
Que·l maltragz val d'*autres* sojorns ganre.

Übs. 'Doch in solchem Grade ist mein Kummer ehrenvoll, daß die Pein einer Menge Liebesfreuden mit andern gleich gilt'. Ist mit der Deutung der ersten Zeile das Richtige getroffen? Ist nicht vielmehr *mos pessamens* 'mein Denken (an sie)', also 'daß ich an sie denke, ist so ehrenvoll (für mich)'? Oder etwa 'ist so herrlich'? Oder dürfte man verstehen, 'sie, an die ich denke, ist so ehrenreich'? — Zur Erklärung von *autre* an dieser Stelle und vielleicht auch 8, 16: *E pauc* (se. *si fai*) *cavalliers ab vila Ni us malautz ab autre sa* ist m. E. auf Tobler, 'Verm. Beiträge' III², 83 zu verweisen.

4, 17 wird *lo bos cors* 'die Treffliche' gedeutet. Ich bezweifle, daß die Trobadors das von einer Dame gesagt haben; wohl *bel cors, gai cors,* aber nicht *bon c.* Außerdem scheint mir diese Auffassung hier nicht möglich, da sich der Dichter vorher V. 13 und nachher V. 19 direkt an die Dame wendet. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß zu lesen ist: *e se·l bos cors que·us ai*; das *aver bon cor* entspricht dem *portar benvolenza* V. 13. Bei Calvo 10, 38 findet sich *aver bon cor vas alcun.* Im folgenden V. 18 darf man unbedenklich für das unverständliche *nom ira* der Hs. *no·m val* schreiben.

4, 22 u. 24. Mas long'entendenza
M'a *[tant] trait* ancse
C'anc, pos aic cognossenza,
No·m puesc far mon be.

Es wird *traït* zu schreiben und Komma nach *ancse* zu setzen sein; die Hinzufügung von *tant* ist dann unnötig. Z. 4 ist wohl *Nom* zu schreiben und *puec* (1. Perf.; dieselbe Form 2, 11) zu ändern. Z. 3 ist mir der Sinn von *pos aic c.* nicht klar und wird es auch nicht durch die Übersetzung 'seitdem ich zum Bewußtsein kam'.

6, 17—19.

Mas amors me somon
Qe·n fassa ma chanzon
E qu'ieu *torn e joios*
E gais et amoros;
E *m'esfortz* derenan
A lei de fin aman.

Schreibe *torne*; Druckfehler. Das Semikolon nach *amoros* ist zu tilgen. *M'esfortz* ist Präs. Konj. und von *somon que* abhängig.

6, 29—30.

Q'ira fai d'un dan dos,
Zo es sos gazardos;
Et amors *vai tot l'an*
Als seus gaugz percassan.

Nicht 'und Liebe eilt das ganze Jahr hindurch ihren Freuden nach', sondern 'Liebe verschafft den Ihrigen Freude'. Man könnte *gaug* ändern, doch erscheint das nicht absolut notwendig.

6, 34.

Hai Dieus! cum es garitz
Qi am'e es amatz
E jau e es jauzitz,
Don si *ren* per pagatz.

Se rendre per ist doch nicht zulässig. Kor. *ten.*

7, 1.

Sens e *sabers*, auzirs e fin'amors
Mi fan amar leialmen ses falsura.

Wie aus V. 6: *Car sens la·m mostra per la plus valen Domna del mon, vezers ab cors plus gen* hervorgeht, ist *sabers* in *vezers* zu ändern.

7, 9—10.

Tot quant eu dic *entre·ls fins amadors*
Posc ben proar qu'es vertatz e *mesura*,
Car sos bels cors ...
E tuit bon aip m'en son d'aisso guiren.

Übs. 'Alles, was ich in der Weise der aufrichtig Liebenden sage, kann ich wohl beweisen, daß es Wahrheit und Maß ist'. Daß *entre·ls fins amadors* 'in der Weise der ...' bedeuten könne, glaube ich trotz des in der Anmerkung Gesagten nicht, und *mesura* mit 'Maß' wiederzugeben, ist hier doch nicht angängig. Mir scheinen zwei Deutungen möglich; entweder 'ich kann unter den Liebenden, d. h. wenn ich mit ihnen zusammen bin, beweisen, daß alles, was ich sage, wahr und nicht übertrieben ist', oder m. E. eher noch 'ich kann beweisen, daß unter den Liebenden alles, was ich sage, als wahr und nicht übertrieben gilt'.

7, 31.

Que mais mi platz far vostre mandamen
*Qu'*autra fezes del tot ma volontat.

Es ist nicht richtig, zu sagen, daß *que qu'autra* zu erwarten wäre, vgl. Tobler, 'Verm. Beiträge' I², 223 ff.

8, 4.

Manta gent fas meravelhar
De mi quar no chant pus soven;
Pero 'quascus sap son afar',
Et ieu say *lo mieu* eyssamen.

Übs. 'das Meine'. *Lo mieu* bezieht sich aber auf *afar.* Also, wenn man

Niestroys Übersetzung von Z. 3: 'jeder weiß, was er zu tun hat', annimmt, wäre Z. 4 zu deuten: 'und so weiß auch ich, was ich zu tun habe'.

8, 20. Pauc si fai rire ab plorar . . .
E franquezas ab malvestatz
E cortes entre·ls descauzitz,
*Plus qu'*austors mudatz ab soritz.

Übs. '(nicht) mehr als'. Nein, sondern 'weniger', eigentlich 'in höherem Grade wenig'.

8, 26. E tals se fi'en l'endema
Que ges no sap *s'il* se veyra.

Schreibe *si·l.*

8, 52. Dompna, estortz for'e gueritz
Si·*l ben qu'ie·us vuelh,* mi fos grazitz.

Übs. 'das Gute, das ich euch will'. *Voler ben* ist ital. *voler bene* synonym; also 'meine Liebe zu Euch'.

9, 4. *Bos* e vacas.

Kor. *bous.*

9, 23—24. E grans avers *no me pogues sobrar*
Ni res faillir qu'om *saubes atriar.*

Der Wunsch, 'daß großer Reichtum mich nicht zu seinem Sklaven machen könnte', ist doch recht seltsam. Sollte etwa *que me* zu ändern und *sobrar* 'in reicher Fülle vorhanden sein' zu deuten sein? Gegen *atriar* 'verschenken' hat sich schon Kolsen, 'Herrigs Archiv' 134, 427 mit Recht ausgesprochen, doch befriedigt mich auch seine Deutung nicht. Ich glaube, wie er, daß mit Hs. G *saubessa triar* zu lesen ist; wäre zu verstehen 'was man immer wählen (als Geschenk von mir?, als besitzenswert?) könnte'? Oder ist der Variante *Ni sofranher res qu'ieu volgues donar* der Vorzug zu geben?

11, 2. Segner Blacatz, pos d'amor
Vos faitz tan pron ni tant vos en fegnetz.

Nicht 'da Ihr in der Liebe so sehr (Euer) Glück macht', sondern 'da Ihr Euch also so tüchtig hinstellt, dafür ausgebt'; vgl. *faire* 27), Sppl.-Wb. III, 386.

11, 19 f. Qu'anc no vi drut vertadier
Vers sa donna, *pos* n'a fag son talen;
Anz en dison enoi e viltenenza,
E ja enantz non los *veirei fallir,*
Mas pois los vei perjurar e mentir.

Z. 2 ist *pos* nicht 'da', sondern 'nachdem'. Nach *talen* wird Komma und nach *viltenenza* Semikolon zu setzen sein. Z. 4 ist *fallir* nicht 'versagen', sondern 'sich vergehen' (sc. gegen die Dame). Selbst wenn man die Form *veirei* zulassen wollte, erscheint das Futur nicht am Platze. Gewiß ist auch hier, wie in der folgenden Zeile, das Präsens zu setzen. Darf man *vei ren* ändern und deuten 'nie sehe ich sie vorher (d. h. ehe ihnen die Dame zu Willen gewesen ist) sich irgendwie vergehen'? Oder 'denn sicherlich sehe ich sie vorher sich durchaus nicht, nicht im geringsten vergehen'? Vgl. *nula ren non* 'durchaus nicht' Sppl.-Wb. VII, 224, 4).

11, 24. Schreibe *no·n ehal.*

11, 27 kann *maier* im Obliq. bleiben.

11, 30. Mas l'autra ren [ges] non *poir'*ieu grazir.

Einen Konditional *poira* gibt es nicht. Es ist *poiri'eu* zu schreiben und

nichts zu ergänzen. — Wie *l'autra ren* sich auf *devinanza* V. 8 beziehen sollte, wie es in der Anmerkung heißt, verstehe ich nicht. Ich denke, damit ist, wie schon N. angibt, das *dir enoi e viltenenza* V. 21 gemeint und ferner noch das V. 23 erwähnte *perjurar e mentir*.

11, 36. E de Floris hai auzit maintas ves
Qi s'en fugi e laisset son repaire
Per Blanchaflor, e se *i agues* jagut,
Non feira tan.

Das *i* kann sich nur auf *Blanchaflor* und sicher nicht auf *repaire* beziehen.

II. Guillem Magret.

1, 24. Cent sospirs que son tan coral
Que quant *sec*, per home no·m lieu.

Die erste Person Präs. Ind. von *sezer* ist m. W. sonst nirgends belegt. Haben die Hsn. R T wirklich *sec* und nicht etwa *seç* oder *sei*? Var. Hs. C *seze*, E *se*, M *e que ses ells no·m colgi ni·m leu*. Man könnte geneigt sein, *sec* als Präs. entschieden abzulehnen und nur als Perf. zu betrachten (so wenigstens in der 3. Person mehrfach belegt), aber es findet sich der Konj. Präs. *sega* in *Las sors de la un cor estian de pes, e de l'autre que s e g a n* Règle August. Toulouse 281, und auch die Angabe der Leys II, 400, Z. 8: *Enpero plassan, e no playan ni plagan, deu hom dire, e s e g a n, e no seyan ni sezan* ist gewiß mit Harnisch, 'Die altprov. Präsensbildung' S. 118, § 227 auf *sezer*, und nicht, wie der Herausgeber Gatien-Arnoult meint, auf *segre* zu beziehen. Guir. Riquier 58, 30 hat *Senher, s e i a m, que ben siatz vengutz.*

1, 31. *Dona non* trobet plus leyal
Amors, c'*a* fag de vos mon dieu
Lo jorn que·us me det per aital
Qu'autra no·m pot tener per sieu.

Übs. 'Minne (Subj.) fand keine trefflichere Dame, welche (Minne) aus Euch meinen Gott machte'. Aber *leyal* ist doch nicht 'trefflich'. Ich denke, es ist nach *Dona* ein Komma zu setzen und Z. 2 mit E T *ai* statt *a* zu lesen; 'Herrin, Liebe fand keinen treueren (als mich), denn ich machte aus Euch meinen Gott, d. h. ich diene Euch so treu wie ich Gott diene, seit sie mich Euch ganz zu eigen gab'.

2, 16. Quo·l bataliers qu'a perdut son basto
Que *jays* nafratz sotz l'autre campio.

Die Form *jays* ist sehr auffällig. Ich würde ohne weiteres *jay·s* zu schreiben oder *jatz* zu ändern vorschlagen, wenn sich nicht auch im S. Hon. *cais* als 3. Präs. Ind. von *cazer* fände, vgl. Chabaneau, 'Rv. d. lgs. rom.' 21, 100, Z. 7 ff.

2, 23. Ardiment ai e say aver paor ...
E sai *celar* e gen servir amor.

Übs. 'und ich weiß Minne zu verheimlichen und ihr gut zu dienen'. Gehört wirklich *amor* auch zu *celar*? Ist nicht zu deuten: 'ich verstehe verschwiegen zu sein'?

2, 25. Mas re no·m val, per que·m cuia·l cor fendre;
Quar de son tort no·m puesc trobar *perdo*
Ab lieys que sap que sieus serai e so.

Übs. 'denn ich kann keine Verzeihung für i h r Unrecht finden bei der, die ...'. Was heißt das? Etwa 'für meine Vergehen, an denen sie in Wahrheit schuld ist'? Oder dürfte man — ich frage das unter aller Reserve —

hier *perdon* die Bedeutung 'Ablassen, Aufhören' zugestehen, da *perdonar* 'ablassen, Abstand nehmen von' belegt ist (vgl. Sppl.-Wb. VI, 238)? Und ebenso 4, 43: *Per qu'ieu vos quier de vostres tortz perdo?*

2, 34. E no y guart ges paratge ni ricor,
Qu'*umilitatz* deu tot orguelh dissendre.

Nicht 'Ergebenheit', sondern 'Güte, Milde'.

4, 21. E no vulatz ma mortz *retracha*·us *sia*
Ja per negu dels autres amadors,
S'ieu era mortz, quascus *s'en gardaria.*

Nicht 'berichtet werde', sondern 'vorgeworfen werde'; vgl. Sppl.-Wb. VII, 301 *retraire* 11). Nicht 'so würde ein jeder sich hüten', sondern mit Pillet 'vor Euch hüten', d. h. würde sich von Euch fernhalten, nichts von Euch wissen wollen.

5. *Non valon re* coblas ni *arrazos*
Ni sirventes; tan es lo mons deliz
Qe per dos solz serai meillz acollitz . . .
Que per cent vers ni per dos cenz cansos.
D*els* doze aurai a beure et a manjar,
E·*ls* oit darai a foc ez a colgar,
E d*els* quatre tenrai l'ost'en amor
Meilz non fera pel Vers del lavador.

Z. 1 würde ich *non valon re* eher mit 'wertlos' als mit 'erfolglos' wiedergeben. — *Arrazos* scheinen nach dem Zusammenhang hier doch nur eine Dichtungsart bezeichnen zu können. — Es fragt sich, ob nicht besser mit Suchier, 'Jahrbuch' 14, 154, Z. 2 nach *sirventes* ein Komma, nach *deliz* Semikolon gesetzt wird; dann wäre Z. 3 *Que* 'denn' zu übersetzen. — Wie sollten sich wohl, wie die Anmerkung sagt, die Zahlen 12, 8, 4 auf *solz* beziehen können, da ja nur von zwei *solz* die Rede ist? Sie beziehen sich auf die 24 *deniers*, die den 2 *solz* entsprechen, und der Artikel dient hier auch nicht dazu, 'die Zahl als die im gegebenen Falle höchste denkbare und als solche bekannte zu bezeichnen', sondern dient dazu, aus einer bestimmten (genannten oder nur gedachten) Zahl einen Teil abzusondern; vgl. Diez, 'Gram.' III, 42 und Meyer-Lübke, 'Gram. d. rom. Spr.' III, 184, § 153. Hier einige weitere Belege: *A be chantar Conven amars E locs e grazirs e sazos; Mas s'eu agues dels catre·ls dos, No cut ja·ls altres esperes* Guir. de Bornelh 14, 4; *Contra Gui corro, e son .XV. ab escutz ... Li tres le fero el ausberc qu'es menutz, De tos los autres lo gandi son escutz* Daurel 1337; *Apres de lui son .IIII. cavalier. Li .III. lo fero el escut de cartier* Ibid. 1350; *Amor an l'aimador Per sinc razos el mon, E d'aquelas sinc son Las catr'accidentals E l'un es naturals A tota creatura* At de Mons V, 370 u. 371; *Et el temple avia .II. altars, et antre·ls (sic) .II. altars .XV. gras de coure ... E quan om aportava effant que podia poiar los .II. gras, dizia om que grans meravillas faria. E quant y pausero Sancta Maria, poiet totz los .XV. gras* Sermons 28, 27; *Item plus fo ordenat ... que deus dotze torches sus diitz ne seran los .IIII^te. deuz juratz e los dus deu clerc ... E deus sieys restantz ne seran gardatz los .IIII^te. per las processions ... e los dus seran balhatz au caperan mayor,* Textes landais S. 114, Z. 9 ff.; *En .VI.* (Text .VII.) *manieiras es Vergonha entre gens, Las doas Decazens E las doas montans E las doas vey grans Ses dan e senes pro. E dirai per razo Que a mon essien Las tres so veramen Manieiras aprop fach O dic*[*h*], *can esta lach ... E las autras .III. son Ans de falh* (korr. *fach*?) Guir. Ri-

quier 75, 94 ff. Wird die größere Zahl nicht genannt, so beträgt sie eins mehr als die durch den Artikel bezeichnete: *C'ab los fals son el barri alberguat Que ten del mon pus de l'una mitat. Ben ditz sa voluntat; E pogra de mais dir Que* l a s . *I X. partz m'albir Que·l barris ten del mon* d. h. neun Zehntel, Guir. Riquier 84, 586.

Übs. der letzten Zeile: 'wie ich sie besser nicht durch den Vers d. L. besitzen würde'. Das würde besagen, daß der Wert des Geldes dem der Dichtung gleichkomme, während doch Z. 3—5 gerade gesagt wird, daß Geld höheren Wert habe. Es scheint mir also aus den Varianten *meilz que* statt *meilz* in den Text genommen werden zu müssen.

6, 2. *Neblas* steht nur in Hs. e, gegen *nebles* D I E (*netblez*), *niul* C. *nivol* R.

6, 12 ff. Ja no volria agues son
Rics hom ni d'als pensamen
Mas de bel acuillimen;
E volgra *totz cels* que son
Avol e dels sordeiors
Desonratz entre·ls maiors
De pretz e de cortezia.
Ar auiatz: per *so* volria.
Q'ieu soi mout d'*anar* volontos
E soi las, anz qu'en trobes dos
De cels qu'amon pretz ses enjan.

Das Gedicht ist durchaus Spielmannslied, und sein Inhalt hat mit der Kanzonendichtung (vgl. die Anmerkung zu V. 27) gar nichts zu tun. Sehr willkommen sind dem Dichter Geschenke, Kleider, Geld (V. 46—47), besonders aber schätzt er freundlichen Empfang (*bel aculhimen* V. 14), freundliche Unterhaltung (*cortes respos* V. 32) und vor allem offene Tafel (*manjars* Str. 3). Darin besteht für ihn augenscheinlich der wahre *pretz*, die wahre *cortesia* (V. 18 u. 22); diejenigen, bei denen er das nicht findet, sind *avol* und *sordeior*. Darum darf m. E. *rics* hier nicht mit 'trefflich' wiedergegeben werden, sondern mit 'reich' oder 'vornehm'. *Totz cels* statt *tut cil*, Hs. C R *d'aquels*, V. 15 ist eine dem Herausgeber nötig scheinende Korrektur, aber sie ist es nur, weil V. 17 die Lesart von Hs. I aufgenommen ist. Leider fehlt der Vers in D E T e; C hat *que son recet dels melhors*, R *que son resson los melhors*. Es liegt nahe, *ques onresson* zu schreiben; aber das scheint doch dem Sinne nach kaum genügend, und die Verderbnis einer so einfachen Lesart wäre auch auffällig. Das letztere spricht allerdings auch gegen den Besserungsvorschlag, den ich machen möchte, nämlich *que semblesson los melhors* zu ändern, 'daß sie den Besten glichen an Trefflichkeit und feinem Benehmen' oder 'daß sie den in bezug auf Trefflichkeit Besten glichen', oder *que sobresson* 'daß sie die Besten überträfen an'. Es wäre vielleicht V. 15 auch *d'aquels* aus C R aufzunehmen 'ich möchte in bezug auf jene, die schlecht sind, und in bezug auf die ganz Argen'. — V. 19 übersetzt N. 'deshalb wünschte ich es', aber 'es' steht nicht im Text und dürfte doch nicht fehlen. Es ist auch hier der Lesart von C R, denen E sich anschließt und T (*perce*) nahesteht, zu folgen und zu lesen: *Ar aujatz per qu'o volria* 'warum ich das möchte'. — Die Schlußzeilen werden übersetzt 'weil ich sehr geneigt bin zu gehen, und müde bin, bevor ich zwei von denen fände, die Ruhm ohne Trug lieben', was aber damit gemeint ist und wieso damit der Wunsch, die Schlechteren möchten unter den Leuten von höfischer Art ohne

Ehre sein (wie N. die vorhergehenden Verse deutet), begründet werden kann, wird nicht gesagt. Ich denke, das *anar* ist auch vom Standpunkt des Spielmanns aus zu erklären. Magret möchte gerne ausziehen, herumwandern, um seine Künste auszuüben; aber er muß sich müde laufen, ehe er nur zwei Treffliche (d. h. Freigebige) findet; die sind dünn gesät, und darum wünschte er, daß die (vielen) Schlechten, d. h. die keine Gaben spenden, den (wenigen) Trefflichen glichen (oder sie noch überträfen).

6, 24. Bar qui per manjar s'escon
Reigna *trop* vilanamen

Z. 1 wird erklärt = 'ein karger Baron'. Es ist einer, der keine Gastfreundschaft übt, der nicht offene Tafel hält. Übs. von Z. 2: 'benimmt sich zu [sehr] übel'. *Trop* heißt ja in unendlich vielen Fällen nicht 'zu', sondern 'sehr, in hohem Grade'.

6, 27—28. Que de manjar nais hamors,
Dos e *bes, fatz* et honors,
E·n *intra hom en paria*
Ab tal don ja non l'auria.

Zu V. 27 die Anmerkung: 'Der Kanzonendichtung ist die Vorstellung geläufig, daß aus *amor* alles Gute hervorgehe'. Aber davon ist hier ja gar nicht die Rede, sondern vielmehr wird das *manjar*, das Offene-Tafel-Halten, als Quelle von *amor* und allem erdenklichen Guten gerühmt. Z. 2 übersetzt N. 'Freigebigkeit und Wohlhabenheit, Tatkraft und Ehre'. Es ist aber das Komma zwischen *bes* und *fatz* zu tilgen; vgl. Tobler, 'Verm. Beiträge' I², 87. Den Schluß hat N. gänzlich mißverstanden. Er übersetzt 'und davon (sc. vom Essen!) gewinnt ein Mann eine solche Dame, die er sonst nie besitzen würde'. Nein, 'durch die offene Tafel gewinnt er die Gesellschaft oder Freundschaft manchen Mannes, dessen Gesellschaft oder Freundschaft er sonst nie haben würde'.

6, 39. En Espaigna a un pon . . .
Cinc pilars i a, seignors,
E ben a mil cavalhs *cors*.

Übs. 'und eine Strecke für wohl tausend Rosse'. Ist nicht 'Platz zum Laufen' zu verstehen?

7, 2 u. 4. Mout mi plai quan vey dolenta
La *malvada* gent manenta
Qu'ab paratge mou contenta,
E·m plai quan los vei *desfar*.

Darf man *malvada* mit 'engherzig' wiedergeben? Ist *desfar* wirklich 'erschlagen' und nicht vielmehr 'zugrunde richten', da 'vernichten' hier doch wohl zu stark wäre?

7, 39. Zu *cujon contrafar* vgl. Sppl.-Wb. I, 426 *cuidar* 5).

8, 44. Zu *biterna* vgl. auch Schuchardt, 'Gröbers Zs.' 30, 748 unten.

Freiburg i. Br. E. Levy.

Katal. *tramitar* 'weitergeben', *tràmit* 'Instanz', span. *trámite* 'Instanzenweg'

werden von REW Nr. 8849 als gelehrte Bildungen unter *tramittere* angeführt, sie sind aber zusammen mit ital. und ptg. *trámite* zu 8848 (*trames* 'Weg, Gang') zu stellen: am besten sieht man das an ital. *tramite*, das 'Weg, Pfad, Steig, Gang, Lauf' bedeutet: *un affare deve fare il suo tramite* 'eine Angelegen-

heit muß ihren Lauf nehmen' (vgl. ptg. *a questão vai seguindo os seus trámites*), *trasmettere un'istanza al ministro per il tramite della Prefettura* 'ein Gesuch durch Vermittlung der Präfektur an den Minister gelangen lassen', *il tramite della vita* 'der Verlauf des Lebens'. Das 'Vermitteln', das Weitergeben (also der 'Instanzenweg') ist ja ebenso charakteristisch für jede Bureaukratie wie das Abgrenzen der 'Ressorts' (die 'Kompetenzschwierigkeiten'). Daß aber ital. *tramite* von *tramettere* nur lautlich, nicht semantisch weit absteht, ist ebenfalls klar, und so kann vielleicht ein etymologisches Band im italienischen Sprachbewußtsein *trametlere* und *tramite* vereinen. Anders in den iberischen Sprachen, wo *tra(n)smitir* (mit *s*) neben *trámite* steht. Schon aus diesem Grunde ist Meyer-Lübkes Gleichung unhaltbar. Aber außerdem haben wir ein Verb: span. *tramitar* in der Bedeutung 'durchdringen, einen Weg begehen', zu dem sich *tramitación* 'Instanzenzug' fügt (vgl. etwa von *tránsito* die Ableitung *transitar*). Der Ausdruck stammt ebenso aus der Kanzleisprache wie dtsch. *via* in *via Oderberg nach Berlin reisen*. Im Französischen gebrauchte man einst in ähnlicher Bedeutung *canal* (vgl. den von Baldensperger *Rev. de phil. franç.* 22, 141 zitierten Text aus dem Jahre 1700): 'Le mot de *canal* a eu son règne; et pour faire entendre que l'on avait réussi dans quelque chose par les sollicitations, par la faveur, ou par l'entremise de quelqu'un, on disait qu'on l'avait faite par son canal.'

Wien. Leo Spitzer.

Zu REW Nr. 9544a: *Winald,*

zu dem Meyer-Lübke afrz. *guinaut* (woraus amail. *ghinald*, march. *ginaldo* 'verschlagen') stellt, ist noch katal. *guinarda* bei Mossen Jordi de S. Jordi (Lommatzsch, *Prov. Liederbuch* S. 306), neukatal. *guineu* 'Fuchs' hinzuzufügen (vgl. katal. *Arnau* neben ital. *Arnaldo* usw.): es ist also derselbe Bedeutungswandel von Eigenname zu Appellativ eingetreten wie bei frz. *renard* ('Fuchs' und 'schlau' berühren sich auch in katal. *guilla* 'Fuchs' neben frz. *guiller*, prov. *guilar* 'betrügen', wenn auch die lautlichen Verhältnisse hier noch nicht geklärt sind). Zur Adjektivierung der romanischen Wörter ist die von aprov. *volpilh*, akatal. *volpell* 'feig' zu vergleichen. Das Femininum der katalanischen Wörter deutet auf einen Untergrund *volp*: tatsächlich zeigt die Karte *renard* des *Atlas lingu.* einige *vulpis*-Formen an der spanisch-französischen Grenze. *Aguineu*, eine vom Diccionári Aguiló verzeichnete Nebenform, ist aus *l[a guineu* entstanden. Da wir schon im Tierepos Ramon Lulls *Na Renart*, stets als Femininum, für den Fuchs gebraucht finden, *volpell* cap. IV 18 in der erwähnten Bedeutung 'feig' vorkommt, so muß die Aufeinanderfolge der Worttypen sein: *volp* — *renart* f. — *guinarda, guineu* f. Die südfrz. *reinal*-Formen (Atlaskarte) können auf *winald* zurückgehen, um so mehr als Mistral ein limous. *gueinard* 'cagnard, indolent, niais', das mit den gleichlautenden Familiennamen bei Mistral identisch sein wird, ferner rouerg. (Rückbildung?) *guèino* 'renard' erwähnt: auf das urspr. **guinart* 'Fuchs' weist die Bemerkung Mistrals: 'Les Guinart, en Catalogue, portent un renard dans leur blason' (vgl. unter *reinard*: 'Château Renard porte dans son blason «un renard d'or»'). Das altfrz. Wort *guinaut* hat nach Meyer-Lübke die Bedeutung 'verschlagen', Godefroy übersetzt in seiner einzigen Belegstelle 'sot, gueux', und ebenso Diez, Gramm.[2] 376 (worauf mich Meyer-Lübke aufmerksam macht) 'Narr', was recht gut zu limous. *gueinard* 'niais' (vgl. noch limous. *guèino* 'faribole, sornette', *gueinolo* 'personne indolente'?) paßt. Der Eigenname

kann ja in zwei verschiedenen Richtungen spezialisiert worden sein: danach würde sich G. Paris' Bemerkung *Journal des Savans* 1894 über den Ursprung der Tiernamen bestätigen: 'le premier créateur de ces noms a simplement affublé ses animaux des noms les plus usités autour de lui'.

Endlich möchte ich hierherziehen das argotfrz. *guinal* 'Jude', bei Vidoq belegt, das wohl nicht urspr. 'gueux', sondern 'verschlagen, listig' geheißen haben wird: daher ist wohl montpellier. *guineio* 'bohémien', zu dem Sainéan *Sources de l'argot ancien* S. 371 das Argotwort stellt, eher aus 'Jude' über den Umweg 'Hausierer' abgeleitet: nach Rigaud bedeutet ja *guinal* 'marchand de chiffons en gros', was ebenso wie der Konkurrenzausdruck *Abraham* auf den jüdischen Hausierer weist (*le grand guinal* 'Mont de piété' ist wohl richtig von Sainéan mit 'le grand usurier' erklärt, vielleicht liegt aber Anspielung auf *le grand Guignol* vor). *Guinal* mit seinem *-l* muß jedenfalls aus dem Süden stammen. Es fragt sich übrigens, ob die Bedeutung 'Jude' nicht dem von Godefroy zitierten Beleg für *guinaut* aus *Couronnement Renart* (3070 ff. Méon) zuzusprechen ist: Dem Fuchs wird gesagt, man wisse von ihm, daß er aus allem das Gegenteil machen könne, so *D'un porch espin faites un lievre*, und derlei Gegensätze werden noch mehrere aufgeführt. Mit Bezug darauf antwortet Renart, indem er wieder ein paar solcher Probestücklein erwähnt, für derlei Leistungen aber eine gute Bezahlung verlangt:

Sire, dist Renars, ce dist-on
Que de legier ne puet mie iestre,
Voirs est don Mouton fa-ge un priestre
Et un abé d'un cornabus,
D'un mais loudier bien un renclus
Et un evesque d'un guinau (Reim mit *pau* 'peu').

In besseren Gegensatz zu *evesque* kann nun kein Begriff treten als der des Juden; der von 'gueux' und 'Bischof' ist eigentlich durch 'loudier' und 'renclus' schon vorweggenommen.

Wien. Leo Spitzer.

Ital. *taranai, tananai* 'Wirrwarr, Lärm'

hatte ich *Wörter und Sachen* V 128 aus Stellen der jüdischen Liturgie zu erklären gesucht. Jetzt stoße ich auf rum. *tanana* 'Zigeunertanz', *dandana* 'großer Lärm, Spektakel, Rummel, Schererei', für das Tiktin nach Cihacs Vorgang als Etymon das türkische *tantana* 'bourdonnement, bruit, son, fracas, son des instruments, au fig. pompe, magnificence' annimmt, während er merkwürdigerweise einen separaten Artikel rum. *dănănáe, dăndănáe* 'sonderbare Sache, Geschichte, Kuriosum' widmet und 'Et. Unbek.' angibt. Sainéan belegt *Romania* 31, 563 rum. *dandana* 'tumulte et fig. mauvaise affaire' seit dem 18. Jahrhundert. Das türkische Wort ist — wohl über Venedig — nach Italien gekommen. Wie sich nun die ital. Form *badanai* zu *tananai* verhält, läßt sich schwer sagen. — Vor mir ist *brouhaha* schon aus dem Hebräischen gedeutet worden, so Ducatiana II p. 266 = hebr. *bĕracha* 'Segen' (vgl. *Rev. d. phil. franç.* 27, 93). — Hierher gehört auch die Bedeutungsentwicklung von magy. *zsinat* (= *synodus*) 1) 'jüdisches Gebet' 2) 'Lärm' (*Magyar Nyelvör* 1917 S. 123), die mit der von südfrz. *senòdi* genau parallel läuft.

Wien. Leo Spitzer.

Zu span. *zara* 'Mais'.

Ich habe *Wörter und Sachen* IV 140 die Etymologie ital. *sorgo* = arab. *durra* abgewiesen. Auf dieses arabische Wort lenkt nun Schuchardt meine Aufmerksamkeit, da es zur Erklärung des span. *zara* 'Mais' dienen könne. Ich gebe die wertvollen Mitteilungen wörtlich wieder.

> Sie fragen W. u. S. IV 124: "Was ist span. *zara* 'Mais'?" Die Antwort darauf gibt zwar nicht Dozy, aber Eguilaz, und zwar ist von der Form mit *đ-* (*d-*) auszugehen: *đr'* Mais (Hirse, Sorgho). Ich hatte vorher an *zr* gedacht, Feldaussaat, bei Beaussier auch insbes. 'orge' (grains céréales). Dem Akademiewtb. zufolge würde *zara* dem südl. Amerika angehören, ich finde es aber in keinem der bezüglichen Wörterbücher, doch in Macías Dicc. cub. (Veracruz 1888) S. 798a (in dem langen Artikel *maíz*): *maíz zarazo* 'término medio entre el tierno y el seco'. Etwa 'hirsenartig'? Mir scheint es ziemlich sicher, daß das Wort aus dem Arab. stammt.

Und in einem zweiten Schreiben, in dem er Kennzeichnung seiner Ansicht als einer '(meinerseits) beiläufigen oder (im allgemeinen) vorläufigen' wünscht, fügt er hinzu:

> Mit dem arabischen Wort *dr* sind mancherlei Bedenken verbunden. Zunächst ist seine Lautform eine schwankende: *đ* scheint das ursprüngliche zu sein, *d* das vulgäre; sodann ist der zweite Konsonant bald einfach, bald doppelt geschrieben, *dr* oder *drr*, endlich ist der Auslaut bald ein kurzer, bald ein langer Vokal, *drh*, *dr'*. So haben wir *dúrra*, *dúra*, *dura*, *derā*, *drā* (die beiden letzten Sprechweisen insbes. maghrebisch d. i. mittel- und westnordafr., vgl. auch Devic im Suppl. zu Littré s. v. *doura*). Die Schwierigkeit ist, arab. *đ* als Grundlage für span. *z* zu erweisen, soviel ich sehe, entspricht ihm in der Regel *d*. Arab. *zr* würde lautlich besser zu *zara* passen. Alles das müßte gründlich untersucht werden. Nemnich führt ind. *zara* neben einem ganz verschiedenen malaiischen Worte an.

Wien. Leo Spitzer.

Altfrz. *daser* 'rêver, être en proie à l'illusion, au vertige', *daserie* 'rêverie, illusion, erreur, folie, vertige', *dasion* 'vertige'

gehören, wie m. W. noch nicht von romanistischer Seite ausgesprochen wurde,[1] zu niederl. *dasen* 'delirare', das Schmeller *Bayr. Wb.* s. v. *dæsig* mit diesem 'kleinlaut, eingezogen, demütig' etc. bedeutenden österreichisch-bayrischen Worte zusammenbringt und für das Falk-Torp s. v. *daase* II noch weitere germanische Verwandte anführt. Auch in neueren Dialekten muß sich das Wort noch gehalten haben, da in der *Table* des *Atl. lingu.* auf S. 120 ein *dazé*: 's'assoupir, sommeiller' erscheint, Edmont im *Lex. St. Polois* ein *dazé* mit denselben Bedeutungen verzeichnet. Hierher auch *faire daser* 'cacher un objet quelconque pour s'amuser de l'inquiétude, de l'embarras où se trouve la personne à qui il appartient' (Vermesse), das Hécart in seinem Wb. von dtsch. *Tasche* ableiten will ('comme si on disait cacher dans sa *poche*')! Skeat *Et. Dict. of the Engl. Lang.* s. v. *to daze* 'to stupefy, to render stupid' hat die Zugehörigkeit von altfrz. *daser* zu der germanischen Wortsippe schon ausgesprochen.

Wien. Leo Spitzer.

[1] Doch steht bei Grandgagnage Dict. wall. II, 319: '*daser* .... Ren. allègue le fl. *daesen* (delirare)'.

Wilhelm von la Tor, Canson ab gais motz
(B. Gr. 236, 2).

Dem in diesem 'Archiv' Bd. 133, 156 edierten Gedichte des Wilhelm von la Tor, *Ges cil*, lasse ich nunmehr desselben Trobadors *Canson ab gais motz plazens* (B. Gr. 236, 2) in kritischer Bearbeitung folgen.[1]

Die Kanzone besteht aus 6 sechzehnzeiligen *coblas singulars* und 2 vierzeiligen *Tornadas*. Ihr Schema ist 7a 3a 3a 7a 7b 3b 3b 7b 7c 3c 3c 7c 7d 3d 3d 7d.[2]

Das Lied hat folgenden Inhalt: I. Es fragt sich, ob man der Minne, auch wenn sie einem so viel Kummer bereitet, ergeben bleiben solle. II. Der Dichter will ihr trotz allem seine Treue bewahren, da der schmachtende Liebhaber für seine Ausdauer mehr Lob verdiene als der, welcher sich ohne weiteres des Liebesglückes zu erfreuen habe. III. Der Dulder werde trotz seiner Leiden in mancher Hinsicht der 'Hilfe' der Minne teilhaftig. IV. Wenn sie ihm auch bei seiner Dame nicht zur Gegenliebe verhelfe, so würde der Dichter der Minne doch ihres guten Einflusses wegen zugetan bleiben. V. Lieb wäre ihm allerdings, wenn sie ihm die Geliebte geneigt machte. VI. Seine Herrin sollte auch einen Teil seiner Qualen zu spüren bekommen. Noch könnte sie ihm Freude machen. VII. Der Dichter hofft auf baldige Erhörung. VIII. Er preist Frau Johanna von Este.

Zur Herstellung des Textes wurden von den 4 Hss. *D I K N* die beiden ersteren benutzt: *D* 186 und *I* 131 (M G. 650).

Text (Orthographie nach *I*).

I.

Canson ab gais motz plazens,
Avinens,
Entendens
Vol qu'eu retraia mos sens,
En que·m plaingn' als fins amans
Dels affans
E dels dans,
Que·m don' Amors, trop pesans,
Don mi fai aissi languir
E delir;
Que garir
No·m vol ni laissar morir.
Doncs s'ieu m'en part, aissi fatz
Com senatz,
Mas, sapchatz,
Non si com enamoratz.

I. 4 quen r. *I*; m. cenz *D* — 5 En qui em p. *D* — 9 fan *D* — 12 Non v. *D*.

II.

E doncs qual conseill penrai?
Que farai?
Amarai?
O eu, car conosc e sai
C'om non a tan gran lausor
De seingnor,
C'a valor,
Si·l serv que n'aia ricor
Coma sel qu'a bona fe
L'am' e·l cre
E·l serv be
Ades, quan tot pro no·ill te.
Doncs non es, a dir vertat,
Tant lauzat
A l'amat
D'amar com al desamat.

II. 17 cals *D* — 23 Cau alor *I* — 25 Com a sel *I* — 28 prom *D* — 29 dir..tat *I* — 32 a *D*; desamatz *I*.

---

[1] Inzwischen habe ich von den Liedern Wilhelms in den 'Dichtungen der Trobadors' (Halle 1916/17) ferner herausgegeben: Gr. 236, 3a *En vos* als Nr. 28, Gr. 236, 5 als Nr. 5 und 236, 9 als Nr. 6.

[2] Nach Maus, Nr. 35 soll auch Rostanh de Merguas 1 diese Form aufweisen. Das ist aber nicht der Fall; denn dieses Gedicht (ed. Appel, 'Inedita' S. 301) hat das Schema: 7a 3a 7a ~ 3a ~ 5b 5b 7b ~ 7b ~ 5c 5c 7c ~ 3c ~ 5d 5d 7d ~ 7d ~.

III.

Car ges sel qu'es car tengutz
E volgutz
E cregutz
Per sa domn' e erebutz,
Non a d'amar pretz tan gran —
Fe, que·us man
Dreg mostran —
Com sel qe languis aman
E sofre d'amor los fais
E·ls esglais
Si qu'esmais
Non a poder l'en biais.
Per que, si be·m don' Amors
Greus dolors,
Sos socors
Al mens, s'ieu am, m'es honors.

IV.

E car conosc c'onors m'es,
Non es res
Que·m pogues
Mon cor partir d'Amor ges,
E s' Amors per son orgoill
No m' acuoill,
Don me duoill,
Sabez per que no m'en tuoill?
Qu'eu ai vist home valen
Mal trazen
E sofren
Venir en gran honramen.
Per c'Amors, si tot no·m val,
No·m fai mal
Tan coral
C'umil no m' ag' e lial.

V.

Si que totz a lei m'autrei
E·il soplei
E·il mercei
E no fas semblan que·m grei,
Com plus mi destreing e·m fer,
A sobrier,
Ans soffier!
Per so si·l platz, merce·ill quier
Que de lleis mi fass' aver
Mon voler,
Don mover
Non posc lo cor ni·l saber;
Ans d' amar leis m' asegur
E m' atur
E·m meillur;
Mas trop a·l cor vas mi dur.

VI.

Car fis jois, que ja·m fon guitz
E cobitz
Et aizitz,
Es per mi de lleis partitz
Si que ja·m fai sospirar
E plorar
E pensar,
On eu plus la posc amar:
Mas cella del foc que m' art,
Don no·m part,
Agues part
La mitat o·l ters o·l quart!
Eu no·n son tan de joi blos
Qu'eu non fos
A sasos
En breu temps rics e joios.

VII.

Sos gens cors gais, amoros
Volgra·m fos
Aitan bos
Qu'en breu en fos sai joios.

VIII.

Na Joana·l rics ressos
E·l pretz bos.
Qu'es de vos,
Fai lo nom d'Est cabalos.

III. 38 Frequens m. *D* — 40 quen l. *D* — 43 que mais *I* — 45 ben d. *I* — 47 Ces secors *D* — 48 sieus *D*.
IV. 52 c. damor p. g. *D* — 56 nom t. *I* — 62 Non f. *I*.
V. 66 El s. *D* — 67 El m. *D* — 68 non f. cemblan *D* 70 Assobrier *I* — 71 *fehlt* *D* — 72 Pero *D* — 73 fassa uer *I*.
VI. 81 quem iam *I* — 83 auzitz *I* — 90 nō p. *I* — 93 E li non *I*.
VII. 98 Uolgran f. *I* — 100 sa *D*.
VIII. 101 Aional r. *D* — 104 cabaillos *D*.

Übersetzung.

I. Mein Sinn will, daß ich ein Lied mit lustigen, gefälligen, artigen und verständlichen Worten vortrage, in dem ich mich den treuen Liebenden gegenüber beklagen soll über die sehr schweren Mühsale und Leiden, die Minne mir verursacht, wodurch sie mich so schmachten läßt und mich vernichtet; denn sie will mich nicht heilen, aber auch nicht sterben lassen.

Wenn ich mich also von ihr trenne, handle ich wie ein Weiser, aber sicherlich nicht wie ein Verliebter.

II. Und welchen Entschluß soll ich nun fassen? Was soll ich tun? Soll ich lieben? Ja, denn ich erkenne und weiß, daß kein Mensch so großes Lob von einem Herrn von Wert erhält, wenn er ihm, um dadurch Besitz zu erlangen, dient, wie einer, der mit Treue ihn liebt und ihm gehorcht und ihm stets gut dient, wenngleich es ihm nicht nützt. Also ist, um die Wahrheit zu sagen, zu lieben nicht so löblich für den Geliebten wie für den Ungeliebten.

III. Denn derjenige, welcher von seiner Herrin wertgehalten, geliebt, gefördert und von Leiden befreit wird, hat — bei der Treue, deren ich euch versichere, indem ich es genau dartue — durchaus nicht so großen Lohn vom Lieben wie der, welcher liebend schmachtet und die Leiden und Ängste der Liebe so erduldet, daß Unruhe nicht die Macht hat, ihn davon (von der Liebe) abzubringen. Deshalb gereicht mir wenigstens, wenn ich liebe, die Hilfe der Minne, wenn diese mir auch Schmerzen verursacht, zur Ehre.

IV. Und weil ich erkenne, daß sie mir zur Ehre gereicht, so gibt es nichts, das mir mein Herz von der Minne irgendwie trennen könnte, und wenn die Minne mich aus Hochmut zurückweist, worüber ich Kummer empfinde, wißt ihr, warum ich von ihr nicht ablasse? Weil ich gesehen habe, wie ein trefflicher Mann, der Übel erduldete und litt, zu großer Ehre gelangte. Deshalb fügt mir die Minne, wenngleich sie mir (bei meiner Dame) nicht nützt, nicht ein so empfindliches Leid zu, daß ich ihr nicht ergeben und treu sein sollte ('sie mich nicht als Demütigen und Treuen haben sollte').

V. So gebe ich mich ihr denn ganz hin, neige mich vor ihr und diene ihr, und je mehr sie mich bedrängt und heimsucht, desto weniger zeige ich, daß sie mich gar zu sehr quäle, vielmehr dulde ich! Indes, wenn sie gestattet, bitte ich sie um Gnade, auf daß sie mich von i h r (der Geliebten) erlangen lasse, was ich wünsche, von der ich Herz und Verstand nicht entfernen kann; im Gegenteil, ich werde in der Liebe zu ihr immer sicherer, beharrlicher und besser; aber sie hat für mich ein zu hartes Herz.

VI. Denn vollkommene Freude, die mir einst als Führer diente, die mir vergönnt und bestimmt war, gibt es für mich bei ihr nicht mehr, so daß sie mich nun, je mehr ich sie etwa liebe, um so mehr seufzen und weinen läßt und denken: Aber möchte die, von der ich mich nicht trenne, mehr oder weniger ('zur Hälfte, zum Drittel oder zum Viertel') teilhaben an dem Feuer, das mich verzehrt! So griesgrämig bin ich dadurch nicht, daß ich nicht manchmal bald (wieder) zufrieden und fröhlich werden sollte.

VII. Ich wünschte, sie, die hübsche, lustige und liebenswerte Person, wäre so gut zu mir, daß ich durch sie bald fröhlich würde.

VIII. Frau J o h a n n a, Euer herrlicher Ruhm und guter Wert macht den Namen E s t e zu einem trefflichen.

A n m e r k u n g e n.

1—16 werden in der 'Hist. litt.' 18, 632 zitiert.

10. *fai delir* = *delis*.

26. *creire alcu* 'folgen, gehorchen', A p p e l, Chrest. S. 231b.

28. *quan tot* 'wenngleich', A p p e l, Chrest. S. 221b.

30. *lauzat* 'löblich, lobenswert' wie lat. *laudatus* (s. G e o r g e s).

32. für den 'Ungeliebten', dem eben das Dienen nichts nützt (v. 28).
37. *pretz* 'Bezahlung, Entgelt', Levy, Sw. 6, 526, 3.
38. *mandar* 'versichern, zusichern', Sw. 5, 93, 5.
44. *biaisar* ist hier transitiv, wie ital. *sbiecare* sich auch für *metter in isbieco* findet.
47. Daß die 'Hilfe' auch in dem wohltätigen Einfluß auf das Wohlergehen des Dichters im allgemeinen oder aber in der Anregung zum Dichten bestehen kann, dafür habe ich Beispiele beigebracht in der Schrift G. von Bornelh (Berlin 1894) S. 122.
64. *aga* für *aia*, s. Mahn, Grammatik § 364.
65—69 zitiert Levy, Sw. 4, 184 unter *grejar*.
65. *Si que* 'so daß' = 'und so, und demnach, so ... denn'.[1]
67. *mercejar* mit folgendem Dat. 'dienen', Levy, Sw. 5, 231, 3 (mit ?).
70. *a sobrier* 'in hohem Grade, außerordentlich, gar sehr', Sw. 7, 729, 8.
92. Zur Ausdrucksweise vgl. man 'Dichtungen d. Trob.' Nr. 17, v. 18—20: *Mas eu no·us o direi, Lo servizi, qe·us fis, Terz ni·l cart ni·l demei.*
95. oder 'zur richtigen Zeit' wie *a sazo* (Sing.) bei Levy, Sw. 7, 494, 8?
96. *ric* 'froh, zufrieden, glücklich', Sw. 7, 343, 2.
100. Vgl. *sai en avan* 'von nun an, in Zukunft', Sw. 7, 424, 5.
101. Johanna von Este war 1221—1233 die erste Frau von Azzo VII.: s. dazu O. Schultz-Gora, 'Die Briefe des R. de Vaqueiras' S. 127, und F. Bergert, 'Die von den Trobadors genannten Damen' S. 95.

Berlin. Adolf Kolsen.

Afrz. *a chief de foiz.*

Jedem Leser altfranzösischer Texte wird die Wendung *a* (*au*) *chief de foiz* (*au chief de fiee*) begegnet und aufgefallen sein. Ihre genaue Bedeutung läßt sich nicht in allen Fällen mit Sicherheit feststellen. Förster sagt in Zs. I, 92 zu V. 7849: '*Au cief de fois* findet sich auch Perceval 26176. Barb.-Méon IV, 472, 625. Scheler, Froissart Poés. Gloss. führt es unter *chief* auf, doch heißt die Wendung kaum 'manchmal', wie Scheler will, sondern 'schließlich', 'am Ende einer Weile': vgl. damit das häufige *au chief dou* [*de*] *tour* sowie *a ch. de piece* (Méon II, 193, 171).' Die drei Stellen bei Froissart, Poés. müssen aus dem Spiele bleiben, denn der Zusammenhang läßt hier, wie auch noch anderswo, die Bedeutung nicht klar hervortreten. Daß aber *a chief de foiz* an anderen Stellen 'manchmal', 'bisweilen' heißt, ist nicht zweifelhaft: *Mes en ce monde n'a si sage Au chef de foiz n'aut a folage* (Rom. de Renart ed. Martin I, 147, V. 31—2), *Faing a chief de foiz un poi l'ivre* (Clef d'amors 957; die Stelle fehlt im Glossar), *Quant fame se besse ou se plee Faire ne puet que nen ne vee Le gros des jambes, qui la vise, Et le devant de sa chemise; Si verroit nen par aventure A chief de foiz aucune ordure* (eb. 2393—8); auch in den Büchern der Könige, die Godefroy III, 784a anzieht, hat es wahrscheinlich diese Bedeutung: *e bien sevent cum Deu ovred a chief de fiede par les mals* (Ausg. von Curtius S. 102 Mitte). Daneben ist anderweitig der Sinn 'oft'

[1] Es dürfte vielmehr Strophenenjambement vorliegen. Sch.-G.

unverkennbar. Godefroy II, 120 c bietet unter Glossierung mit 'souvent' eine Anzahl von Beispielen, von denen freilich, soweit sie sich nachprüfen lassen, verschiedene ausscheiden; es seien noch hinzugefügt: *Mes mout sospire a chief de foiz* (Athis ed. Hilka 2872 und so wohl auch in dem fast gleichlautenden Verse 3736), *Kar ne laissoit pas ... Qu'elle et ses amis ne fessisent Œuvre d'amors a kies de fois* (Montaiglon-Raynaud, Rec. d. fabl. VI, 264), *Varlet avoit pour radrecier ... Qui menoit .I. cheval en destre, Et portoit la lance son mestre Et son hyaume a chies de fois* (Froissart, Meliador 4770—4). Ob *a chief de foiz* auch 'mit einem Male', 'plötzlich' geheißen hat, wie es nach M.-R., Rec. I, 49 und Athis 3339 fast scheint, mag dahingestellt bleiben. Dagegen läßt sich die Bedeutung 'nach einer Weile', 'schließlich' ziemlich einwandfrei feststellen: Clef d'amours 840, Chev. as .II. esp. 7849, Marques de Rome 49a, 3, wo die Glossierung von Alton 'zu wiederholten Malen' schwerlich das Richtige trifft.

Die Frage nach der Bedeutungsentwicklung scheint mir zum Teil mit der Frage nach der Entstehung unserer an sich unlogischen Wendung verknüpft zu sein, und da meine ich, daß sich die häufigen *a* (*al*) *chief de pose*[1] 'nach einer Weile', *a* (*au*) *chief de piece*,[2] vielleicht auch *al chief del tor* gekreuzt haben mit *mainte foiz, maintez foiz, pluisors foiz* u. ä., und daß das Ergebnis dieser Kontamination *a chief de foiz* gewesen ist. Für die Bedeutung 'nach einer Weile' hat *a chief de pose* nachgewirkt, für diejenige von 'bisweilen' oder 'oft' *maintes foiz,* während der Sinn 'mit einem Male', den es möglicherweise auch gehabt hat (s. oben), sich zwanglos aus dem von 'nach einer Weile' erklären ließe, sobald diese Weile als einigermaßen lange dauernd gedacht wurde. Wie wenig übrigens in unserer Verbindung das *foiz* als 'Mal' bedeutendes Substantiv gefühlt wurde, erhellt daraus, daß es mit *foiz* reimt (M.-R., Rec. I, 219, VI, 264).

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Eine Erwähnung Vincent Voitures in seiner Eigenschaft als *Introducteur des Ambassadeurs* im Jahre 1635.

Die städtische Handelshochschule in St. Gallen gibt in ihrem fünfzehnten und sechzehnten Jahresbericht (1913—1915) als wissenschaftliche Beilage den Abdruck von Schweizer Gesandtschaftsberichten aus dem 17. Jahrhundert, nämlich Bartholome Zollikofers *Journal* (1608—1609) und Daniel Studers *Diarium* (1634—1635). Es handelt sich um Gesandtschaften, die in Zollangelegenheiten nach Paris gingen. Für unsere Zwecke sind, abgesehen von dem reichen kulturhistorischen Material, beide Tagebücher auch wichtig wegen der zahlreichen mit Namen genannten Örtlichkeiten; besonders die Topographie von Paris spielt, im zweiten Bericht mehr noch wie im ersten, eine große Rolle. Ein guter Index hat das topographische Material bereits gesichtet.

[1] Z. B. Guillaume le Maréchal 11 525, 17 802, Rom. de Thèbes 6360, 8227, M.-R., Rec. I, 310, II, 212, IV, 26, Ipomedon 4415, Cristal et Clarie 8310.

[2] Schon Tobler, VB. II², 2 hat eine Anzahl Belege beigebracht; ich schließe noch die folgenden an: Rom. de Thèbes 6224, Manekine 6120, Jehan et Blonde 630, Athis 2999b, Cristal 7819, Cent. nouv. nouv. ed. Wright II, 113, eb. II, 240 auch *a fin de piece.* Vgl. auch prov. *a cap de pessa* Iaufre I, 143a, Barlaam u. Josaphat ed. Heuckenkamp 2, 9.

Im Januar 1635 (Januar 24. = Februar 3.) wurde die zweite Gesandtschaft von dem Dichter der *Uranie* in seiner Eigenschaft als *introducteur des ambassadeurs auprès du Duc d'Orléans* bei diesem eingeführt. Das wird folgendermaßen geschildert (S. 100):

'Nach Mitag umb ½3 Uhren kam der Monsr de Voiture, des Königs Bruoder Maistre de cérémonie, mit einer Gutschen und holete die Herren Gesandten zum Monsieur zur Audienz. Also sindt wir in 3 Gutschen à l'Hostel de Guyse gefahren, von deto de Voiture hinauf gefüert worden durch die zwen Vorsääl, darin die Wacht gestanden, und von beiden Maistres d'hostel empfangen, hernach in des Monsieur Zimer gefüert worden, der den Herren etlich wenig Schrit entgegen gangen, sie gar freundlich mit entblöstem Haupt (begrüesst), hernach aber aufgesetzt. Die Complimenten französisch verricht, ein zimlich lange Oration gethon, allerseits Ir Herren und Oberen ge/naigten Willen und angeneme Dienst anerbotten und reciproce von ime begert. Daruf der Monsieur ganz kurz geantwortet, sich der Offerte bedankt und sich hingegen ir guoter Freundt zu bliben anerbotten. Also haben sie wider Urlob von ime genommen, durch beide Hofmeister bis in den Hof begleitet worden, zu Gutschen gesessen und nach Haus gefahren.'

München. Leo Jordan.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Edward H. Sehrt, Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion Und. (Hesperia, Schriften zur germanischen Philologie, hg. von Hermann Collitz und Henry Wood, Nr. 8.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1916. 56 S.

Der Verfasser untersucht in seiner mit reichstem Belegmaterial und viel statistischen Zusammenstellungen ausgestatteten Schrift zunächst die Entwicklung der Konjunktion **andi* im Gemeingermanischen. Er macht auf die auffallende Tatsache aufmerksam, daß die westgermanische Konjunktion hd. *und*, engl. *and* sich weder im Nordischen noch im Gotischen findet. Etymologisch sei germ. **andi* nicht, wie es meist geschieht, mit altind. *átha* 'weiter, ferner', sondern mit altind. *ánti*, griech. *ἀντι*, lat. *ante* zu verbinden. Die formellen sowie die Bedeutungsschwierigkeiten werden aus dem Weg geräumt und der Übergang von der Präposition zur Konjunktion bedeutungsgeschichtlich entwickelt. Nur noch im Altfriesischen finden sich spärliche Überreste eines präpositionalen Gebrauchs von *and*, während die unter dieser Rubrik angeführten altengl. Beispiele alle unsicher seien. Es wird dann noch auf die parallele Entwicklung der altarmenischen Präposition *ənd* hingewiesen. Noch im Althochdeutschen sei der adversative Sinn der aus einer Präposition hervorgegangenen Konjunktion verschiedentlich nachzuweisen: im Wessobrunner Gebet, bei Otfried, Tatian und Notker. Der zweite Abschnitt geht auf das Verhältnis der ahd. Konjunktion *joh* zu got. *jah* ein. Ahd. *joh* soll nach Sehrt aus *iâ-auh* entstanden sein. Irrig ist freilich seine Ansicht, dies ahd. *iâ* sei zu verbinden mit dem in einer got. Glosse der Wiener Alkuinhandschrift sowie im gotischen Hexameter vorkommenden *ia*. Hier haben wir vielmehr Verklingen des auslautenden got. *h* unter romanischem Einfluß anzunehmen. Das ahd. *joh* fehlt merkwürdigerweise in den ältesten Denkmälern, während es bei Otfried und im Isidor häufig ist. Trotzdem glaubt Verfasser nicht an seinen fränkischen Ursprung, da die Monseefragmente zeigen, daß es dem oberdeutschen Übersetzer geläufig war. Im dritten Abschnitt endlich wird die Entwicklung der Form **andi* im Westgermanischen verfolgt. Wir finden neben der unumgelauteten Form *andi*, oberd. *anti* auch *endi*, *enti* mit Umlaut und *inti* mit Angleichung des im Stamm vertretenen *e* an das *i* der Endung im Althochdeutschen; das Altenglische kennt die entsprechende Form *and* und vereinzeltes *end*, während eine Form *ind* sich nicht findet. Das Friesische weist acht verschiedene Formen, die alle aus der Grundform **andi* zu erklären sind, auf, daneben auch eine Form *anda*, die bis gegen 1390 üblich war. Die verschiedenen althochdeutschen Formen werden auf die einzelnen Denkmäler und Mundarten verteilt: *enti* oder *endi* sind auf dem ganzen ober- und mitteldeutschen Gebiet reichlich vertreten, speziell *enti* weist auf das oberdeutsche Gebiet; *indi* und *inti* verteilen sich auf das Rheinfränkische, Südfränkische, Elsässische und Oberdeutsche. Erst um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts treten die Formen *unte*, *unde* auf. Mit Recht sagt Verfasser, daß keine Rede von einem alten Ablaut bei dieser Form sein könne, da sie erst in so junger Zeit auftrete. Es läßt sich nicht feststellen, auf welchem Dialektgebiet des Oberdeutschen sie zuerst aufgetreten ist; indes dringt sie schnell zum Mitteldeutschen und bis ins Westfälische vor. Die Form mit *d* überwiegt bald die mit *t* und ist in der klassischen mittelhochdeutschen Zeit schon vorherrschend. Verfasser betont am Schlusse seiner Untersuchung, daß die größte Schwierigkeit für ihn darin bestand, den Dialekt eines ahd. Denkmals zuverlässig festzustellen;

doch war das Ergebnis nicht wesentlich dadurch beeinflußt. Eine beigegebene Dialektkarte, auf der die Verbreitung der verschiedenen *Und*-Formen eingetragen ist, veranschaulicht die Ergebnisse der fleißigen Arbeit.

Sigmund Feist.

Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Hg. von Otto Pniower. Volksausgabe. 1.—4. Tausend. Berlin, Bondi, 1916. XII, 667 S. M. 4,50; geb. M. 6.

Das hinterlassene Werk des Berliner Literarhistorikers ist von seinem Freunde ergänzt, durchgesehen und herausgegeben worden; Meyer hatte die Darstellung bis zur Biographie E. T. A. Hoffmanns geführt, Pniower hat dessen Charakteristik sowie die Seiten über Kleist, Fouqué und Eichendorff (S. 629—647) hinzugefügt; im wesentlichen haben wir also ein Werk aus einem Guß, ein echtes Werk Meyers. Der Zusammenhang mit seiner Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist klar; aber es wäre sehr falsch, wollte man dies Buch einfach als einen später erschienenen ersten Teil zum vorangegangenen Schlußbande betrachten: es ist in Anlage und Darstellung ein eigenes Werk. Dort war Meyer einer der ersten, die den Versuch machten, die Literaturentwicklung einer nicht weit zurückliegenden Vergangenheit bis zur Gegenwart zu erfassen: er konnte das Gefühl haben, neue Gebiete zu erschließen, seine Leser erst hinzuführen zu den hervorragenden Leistungen, soundso viele Träger der literarischen Entwicklung aus Namen zu gekannten Persönlichkeiten zu machen — hier war aber die Zahl der Vorgänger Legion. Für Meyer konnte es sich nicht darum handeln, die tausendunderste Literaturgeschichte zu schreiben, sein Werk sollte und mußte ein eigenes Gepräge haben.

Das hat es dadurch erhalten, daß Meyer den Begriff der literarischen Entwicklung in den Vordergrund stellte. Die deutsche Literatur ist zweimal (zur Zeit der Christianisierung und im 17. Jahrhundert) ganz neu geschaffen worden, beidemal hat sie dann eine stolze Blütezeit erlebt; Meyers Ziel ist, zu zeigen, aus welchen Elementen sie erstand, welche Züge sie in der Zeit der Vorbereitung und auf der Höhe aufwies, was zum Verfall führte, und wie aus dem Verfall neues Leben entstand. Das heißt also, daß die einzelne Dichterpersönlichkeit nicht für sich, nach der absoluten Höhe ihrer Leistungen gewürdigt wird: Meyer stellt die großen Linien des literarischen Lebens einer Zeit fest und fragt danach, wer sie bestimmt hat, wie der einzelne sich zu ihnen verhält, ob er sie weiterführt oder zu verändern sucht. Dabei ergibt es sich dann, daß gerade die Zeiten der Vorbereitung besonders eingehend dargestellt werden: Meyer verweilt gern, wenn es bergauf geht, er rastet nur kurze Zeit auf kleineren Gipfeln (hat also für Grimmelshausen weniger Zeit übrig als für Brockes), um dann auf den höchsten Höhen um so gründlicher Umschau zu halten, so in der meisterhaften Charakteristik des Minnegesangs, in den umfänglichen Goethe und Schiller gewidmeten Kapiteln.

So ist ein Buch entstanden, das natürlich seine Ansprüche stellt: es ist nicht für den Anfänger bestimmt, der sich vor allem erst Belehrung darüber holen will, 'wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin gestorben ist' (was übrigens Meyer durchaus nicht verfehlt, regelmäßig mitzuteilen). Wer aber über diesen Standpunkt hinaus ist (und das sollten ja recht viele sein!), der wird stets mit erneutem Genuß diesen scharfsinnigen, anregenden Darlegungen folgen. Denn das ist nun das zweite, was dieser Literaturgeschichte ihr besonderes Gepräge gibt: die Persönlichkeit Meyers, die hinter jedem Satz steht. Es ist nicht zuviel gesagt: seit Scherers Tagen

haben wir keine Darstellung unserer Literatur erhalten, die sich an Weite des Blicks, Reichtum des Wissens, Höhe der Gesichtspunkte, Reiz des Stils mit dieser messen könnte; zugute gekommen ist ihr aber die Fülle der germanistischen Arbeit, die seit dem Tode des großen Meisters geleistet ist, und die Meyer, der unermüdliche Leser und Arbeiter, übersah wie wenige andere.

Der Vergleich mit Scherers Werk führt noch zu einem anderen Gesichtspunkt: jenes Buch zeigte, als es 1883 erschien, einem weiteren Publikum zum ersten Male, was die neue Schule wollte und konnte; Jahrzehnte hindurch ist diese Weise der Betrachtung für die Forschung allein maßgebend geblieben, bis in jüngster Zeit sich eine neue, die philosophische Literaturgeschichte, durchzusetzen suchte. Meyer ist auf den Pfaden geblieben, die einst Scherer angebahnt hat: zu dem Wagnis, eine Geschichte der Volksseele zu schreiben, fühlte er sich nicht mehr jung genug (S. 223), die Literatur wollte er darstellen nach literarhistorischen Gesichtspunkten, denn nach seiner Ansicht lernt der Dichter mehr vom Dichter als vom Philosophen: Spinoza, Schopenhauer, Nietzsche haben als Künstler gewirkt (S. 395 ff.), und die beiden genialen Dichter des 17. Jahrhunderts heißen Angelus Silesius und — Jakob Böhme (S. 254). Damit ist schon gesagt, daß Meyer sich nicht etwa auf das beschränkt, was man früher 'schöne Literatur' nannte; die Träger der großen geistigen Bewegungen finden ihren Platz in seiner Darstellung, soweit sie zum Aufbau der Literatur unmittelbar oder mittelbar beigetragen haben: die Mystiker und Luther, die evangelischen und die katholischen Andachtsschriftsteller, die Popularphilosophen der Aufklärung und der 'Magus aus Norden'; unter den acht beigegebenen Bildnissen fehlt dasjenige Wielands — Leibniz ist nicht vergessen. Alles in allem: ein Werk in Scherers Geist, eine neue Zusammenfassung der Gesamtarbeit eines Menschenalters. Wir wissen nicht, ob wir an einem Wendepunkt der Wissenschaft von der deutschen Literaturgeschichte stehen, nur ein Mann der älteren Generation ist abgetreten, nicht diese selbst: aber im Abendrot seines Lebens hat dieser noch ein Werk geschaffen, das charakteristisch ist für die Ideale, die einer ganzen Generation vorschwebten.

Von den Eigenschaften, die Meyers Bücher so anziehend machen, brauche ich kaum zu reden: die Lebendigkeit der Ausdrucksweise, die an den mündlichen Vortrag gemahnt, das stets bereite Wissen, das durch glückliche Parallelen zu anderen Zeiten, anderen Literaturen, anderen Kunstgebieten Schlaglichter auf den Stoff fallen und Fremdartiges vertraut erscheinen läßt, die Kunst der anschaulichen Charakteristik von Stilarten (man lese den Abschnitt über das Spielmannsepos S. 66 ff.), ganzen Zeiten wie des 17. Jahrhunderts (S. 254 ff.), einzelnen Persönlichkeiten (die Auswahl wird schwer, als kleines Kabinettstück: Uz! S. 372) — all das findet sich hier wieder: auf der Höhe seines Könnens ist Richard M. Meyer von uns geschieden.

Es ist ihm nicht vergönnt gewesen, die letzte Hand an sein Werk zu legen; die Durchsicht des Ganzen hätte wohl hier und da zu Ergänzungen, zu Änderungen geführt. Ob es in Meyers Absicht lag, den Meistergesang, auf den bei der Behandlung der Minnesänger mehrfach hingewiesen wird, gar nicht im Zusammenhang mit seiner Zeit näher darzustellen? Wäre auf S. 291 der Satz, daß Angelus Silesius für das Kirchenlied nicht in Betracht komme, stehengeblieben? Unser Gesangbuch enthält zehn Lieder von ihm, und darunter ist 'Mir nach, spricht Christus, unser Held'! Aber derartige Ausstellungen sind der Natur der Sache nach hier so zwecklos wie mancher Wunsch, den man dem Lebenden wohl noch ausgesprochen hätte: ich nenne nur die Frage nach dem Verhältnis unserer höfischen Epik zu den französischen Vorlagen, das (beim Rolandslied, auch beim Minnegesang geschieht es) eingehender klargelegt werden sollte. Das kann nicht mehr geschehen; der berechtigte Standpunkt des Herausgebers muß

auch für den Berichterstatter maßgebend sein: wir haben ein Buch vor uns, an dem nichts zu ändern ist, was nicht offensichtlicher Irrtum oder Gedächtnisfehler ist. Auch wo Meyer in seiner Freude am belebenden Vergleich fehlgreift, wird man sein Wort stehenlassen, so merkwürdig die Paarung unseres wackeren Gleim mit dem belgischen Maler Wiertz (S. 374) unter welchem Gesichtspunkt auch immer sein mag, so weit hergeholt und in ihrer Beziehung unverständlich die Anekdote aus dem literarischen Klub zu Madrid in dem Zusammenhang auf S. 308 auch ist.

Indessen sei auf eines aufmerksam gemacht, was keine Veränderung, sondern eine Bereicherung von Meyers Buch bedeuten würde: es ruft förmlich nach einem bibliographischen Anhang. Zur Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts hat ihn Meyer in seinem *Grundriß* bekanntlich selbst gegeben; das vorliegende Buch mit seinen zahlreichen Verweisen auf die Forschung, mit seiner Erörterung so mancher wissenschaftlichen Streitfrage braucht ihn fast noch mehr: vielleicht entschließen sich Herausgeber und Verleger zu einer solchen Ergänzung. Abgesehen von diesem Wunsch wird eine Besprechung dem Buche am besten dienen, wenn sie die Arbeit des Herausgebers unterstützt, d. h. auf stehengebliebene Irrtümer, Flüchtigkeiten, Lesefehler aufmerksam macht. Wenn dabei auch einfache Druckfehler aufgeführt werden, so geschieht es natürlich nicht aus Kleinlichkeit, sondern um dazu beizutragen, daß die sicher zu erwartenden späteren Auflagen auch von solchen kleinen, zunächst kaum vermeidlichen Fehlern gereinigt werden. Der Liste voran stehe aber noch ein Wort der Anerkennung und Bewunderung für die Leistung des Verlages: das umfängliche Buch Meyers wird in vorzüglicher Ausstattung zu einem geradezu erstaunlich billigen Preise dargeboten.

Seite 8, Zeile 13 v. u. ist zweifellos *förderten* zu lesen statt *forderten*. — S. 14. Z. 9 v. u. hat Meyer vielleicht *un*literarisch, nicht *ur*literarisch geschrieben; vergleiche die Ausführungen auf S. 15 über die Alte-Fritz-Legende. — S. 24, Z. 13 statt *sahen* l. *sehen*. — S. 27, Z. 15 v. u. *end*reimende Sangverse ist Schreibfehler für *stab*reimenende. — S. 36, Z. 18 v. o. *Reimer* ist sinnlos, l. *Römer*. — S. 62, Z. 16 v. o. mit dem Kloster *Siegberg* bei Bonn ist doch wohl *Siegburg* gemeint. — S. 63, Z. 13 v. u. l. Panegyrikus. — S. 72, Z. 7 v. o. *und* ist zu streichen. — S. 75, Z. 7 v. o. statt *jene* l. *jede*. — S. 93, Z. 9 v. u. l. verdient. — S. 95, Z. 1 v. u. l. jedes. — S. 109, Z. 7 v. o. *so* findet keine Stütze im Vorangehenden, ist also zu streichen. — S. 135, Z. 20 v. u. statt *künstlerisch* ohne Zweifel *künstlich*. — S. 142, Z. 4 v. o. Morungens Preis der süßen Stunde, der Zeit, des Tages findet sich auch in der Trobadorkunst, ist daher doch wohl formelhaft. Vgl. den Vortrag von Lommatzsch in den Sitzungsberichten der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, 12. Dezember 1916, im *Archiv*. — S. 145, Z. 5 v. u. Barbarossas Kanzler hieß Reinald (nicht Christian) von Dassel, ebenso S. 174, Z. 9 v. o. — S. 155, Z. 20 v. u. l. viel mehr (in zwei Worten). — S. 164, Z. 11 v. u. l. Reinmars. — S. 181, Z. 16 v. o. l. rhetorischen. — S. 184, Z. 16 v. o. statt *wenn* sicherlich *denn*. — S. 200, Z. 17 v. o. 'Die Namen sind am wenigsten "sozial" betont'. Ich möchte die Lesung *Namen* bezweifeln. Im vorangehenden Abschnitt ist von drei Trägern der neuen Bewegung die Rede: der Klostergeistlichkeit, dem weltlichen Bürgertum, den Ordensschwestern. Bei den Bürgern kann von einer sozialen Betonung der Namen an sich kaum die Rede sein; anderseits schließt sich an den eben zitierten Satz unmittelbar die Feststellung an, daß gerade in den führenden Klöstern die Töchter der adligen Familien in der Überzahl waren. Sollte nicht *Namen* ein Lesefehler für *Nonnen* sein? — S. 232, Z. 17 v. u. l. *zurück*griff statt *zu*griff. — S. 234, Z. 17 Der Leipziger Volksmann hieß Blum. — S. 238, Z. 8 v. u. Komödie dürfte Schreibfehler für Tragödie sein. — S. 263, Z. 1 v. u. l. Transsubstantiation.

— S. 290, Z. 17 v. o. Gerhardt war nicht Diakonus an St. Marien in Berlin, sondern an St. Nicolai. — S. 292, Z. 1 v. o. statt *nur* l. *nun*. — S. 304, Z. 16 f. v. u. Der Satz, der Mendoza mit dem Schelmenroman in Zusammenhang bringt, wäre am besten zu streichen. Die Behauptung, er sei der Verfasser des *Lazarillo de Tormes*, ist fast durchweg aufgegeben. — S. 312, Z. 17 v. o. l. Bartholomäus. — S. 332. Daß Christian Reuter erst die Damen der Familie Müller aufs Korn nahm, ist ungenau; der Sohn Eustachius spielt als Schelmuffsky schon in der *Ehrlichen Frau von Plissine* eine nicht unbeträchtliche Rolle. — S. 333, Z. 9 v. o. l. Edition. — S. 342, Z. 16 v. o. Brockes starb 1747. — S. 343, Z. 18 v. u. l. Reimarus. — S. 347, Z. 6 v. o. l. zerrann. — S. 363, Z. 17 v. u. statt des ersten *es* l. *er*. — S. 379, Z. 10 v. o. l. grammatische. — S. 401, Z. 1 v. u. Daß Voltaire Calas gerettet hat, ist mindestens mißverständlich; er hat seine Ehre wiederhergestellt, Calas selbst war schon hingerichtet worden. — S. 418, Z. 9. v. o. Ein Wort, etwa *erklärt*, fehlt. — S. 427, Z. 14 v. o. l. vortrefflich. — S. 432, Z. 15 v. o. Die Silbe *per* ist zu streichen. — S. 457, Z. 16 v. u. l. Zeremoniell. — S. 462, Z. 13 v. u. l. Matthisson. — S. 466, Z. 15 v. o. Der Anfang des Schubartschen Kapliedes ist nicht genau zitiert. — Ebd. Z. 7 v. u. Lenz soll auf einem Edelhof bei Moskau gestorben sein? Die Biographen berichten, daß er eines Nachts in Moskau tot auf der Straße gefunden wurde. — S. 469, Z. 17 v. u. 'Klingers Drama *Zwillinge*' ist mißverständlich; der Artikel darf beim Titel nicht fehlen. — S. 482, Z. 11 v. u. 'im Sinne der ... Beamten Friedrichs des Großen, der Zedlitz, Coccej (l. Cocceji), Struensee ...' klingt, als ob Struensee ein Beamter Friedrichs gewesen wäre. — S. 487, Z. 13 v. o. l. des. — S. 491, Z. 4 v. u. l. Christiane. — S. 493, Z. 8 v. o. l. nationaler. — S. 501, Z. 18 v. u. l. haben (statt hat). — S. 515, Z. 11 v. u. hinter Tragödie ist statt des Punktes ein Kolon zu setzen. — S. 538, Z. 9 v. u. l. Shakespeare. — S. 547, Z. 14 v. u. 1773 sollte die *Militärakademie* noch nicht Hohe Karlsschule genannt werden. — S. 554, Z. 17 v. o. Schiller wurde nicht als Professor der Geschichte nach Jena berufen. — S. 562, Z. 16 v. u. Ist wirklich zu lesen: 'Schiller war *Theist* wie Friedrich der Große oder Wieland ...'? — S. 567, Z. 18 v. u. Daß Schillers *Braut von Messina* unseren Großeltern als die Krone seiner Dramatik gegolten habe, ist eine Behauptung, die sich in solcher Allgemeinheit keinenfalls halten läßt. — S. 583, Z. 12 v. o. Jean Pauls Vater war 1763 noch nicht Prediger. — S. 596, Z. 15 v. u. l. Ophelias. — S. 608, Z. 14 v. o. 'Der Typus Bernhardi' wird sehr vielen Lesern unverständlich sein; Bernhardi, Tiecks Schwager, wird weder vorher noch nachher nochmals erwähnt. — S. 612, Z. 12 v. u. Wenn auch Treitschke in seinem Kleistaufsatz auf *Michael Kohlhaas* die Bezeichnung *Gedicht* anwendet, ist das kaum Meyers Sprachgebrauch; also wird wohl hier Künstlergeschichten zu lesen sein. — Für die folgende Titelaufzählung würde ich genauer und vollständiger folgende Fassung vorschlagen: '*Der Tod des Dichters* mit Camoens, *Das Fest zu Kenelworth* und *Dichterleben* mit Shakespeare als Helden'. — S. 622, Z. 6 v. u. ein *einer* ist zu streichen. — S. 627, Z. 9 v. u. 'mittelalterliches Studentenleben' in *Halle und Jerusalem*? Es spielt zur Zeit von Napoleons Expedition nach Ägypten! — S. 628, Z. 16 f. Kann man in den Jahren, in denen *Des Knaben Wunderhorn* erschien (1805—08) von der 'Not der ersten Restaurationszeit' sprechen?

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Max Deutschbein, System der neuenglischen Syntax. Cöthen, Otto Schulze, 1917. VIII u. 315 S.

Es gibt kaum ein Gebiet der englischen Sprachlehre, das uns durch den versperrenden Block der alten alexandrinischen Grammatik so verschlossen

geblieben wäre wie die ne. Syntax. Da stets veraltete Begriffe auf die Bewertung englischer Satzteilbezeichnungen angewendet wurden, gingen die Grammatiker an dem eigentlichen Wesen der englischen Sprache vorbei. Wer sich allerdings einmal die Mühe nahm, Delbrücks Syntax der indogermanischen Sprachen nach der methodologischen Seite hin sich nutzbar zu machen, dem gingen die Augen auf über die wahren Aufgaben syntaktischer Betrachtung. Deutschbein ist selbstverständlich diesen Weg gegangen. Daneben verrät sein Buch auf Schritt und Tritt den Sprachpsychologen, den Schüler Wundts. Die psychologische Betrachtungsweise hat vor ihm auf dem Nachbargebiet der französischen Syntax Haas in seinen beiden Büchern 'Neufranzösische Syntax' (Halle 1909) und 'Französische Syntax' (Halle 1916) angewendet. Haas folgt dem Wundtschüler Störring. Viel Neues hat er zutage gefördert. Aber den Gefahren der psychologischen Methode dürfte er kaum entgangen sein. Seine Ausführungen — im späteren Buch noch mehr als im ersten — sind oft verworren, überladen mit technischen Ausdrücken, der sprachwissenschaftlichen Erkenntnis oft eher hinderlich als fördernd; denn manches, das der Psychologe auf sprachlichem Gebiete behauptet, kann der Philologe nicht ohne weiteres gelten lassen. Man denke daran, wie Paul mit Wundt umgegangen ist! Täten wir da bei der Unsicherheit der gegenwärtigen Sprachpsychologie nicht besser, die Hände wegzuhalten? Deutschbein hat es verstanden, den genannten Gefahren auszuweichen. Er ist ein klarer Kopf, der das Unsichere gefühlsmäßig ablehnt. Seine an die Spitzen der Einzelkapitel gestellten allgemeinen psychologischen Ausführungen sind dem Lernbegierigen immer nur eine Stütze, nie ein Hindernis. Als Ganzes ist das Buch eine befreiende, mutige Tat, eine Erlösung. Mut bezeugt Deutschbein, wenn er nicht vorerst abwartet, bis alle Gebiete der ne. Syntax durch zahllose Einzelarbeiten erforscht worden sind, um dann dem Ganzen sich zuzuwenden. Er wagt es, auf Grund der bisherigen Einzeluntersuchungen, Gesamtdarstellungen und eigenen Beobachtungen die zerstreut daliegenden Tatsachen zu einem 'System' zusammenzufügen. Material haben ihm vor allen Dingen geliefert: Sweet, Bain, Onions, Franz, Krüger, Poutsma, für die me. Zeit Einenkel, dessen dritte Auflage der 'Historischen Syntax' (1916) er nicht mehr benutzen konnte. Zahllose scheinbar wertlose Dissertationen wurden ausgebeutet und ihre Materialien dem System eingefügt. Deutschbeins Begabung dürfte wohl gerade in der Richtung des systematischen Aufbauens und Zusammenfassens und der knappen Darstellung liegen. Die klare und kurze Form, in der die Lösung verwickelter Probleme vor uns niedergeschrieben wird, empfinden wir als eine große Wohltat nach der Weitschweifigkeit und Überladung so vieler Bücher. Wir atmen erleichtert auf schon beim bloßen Anblick gewisser Überschriften. Hier finden wir endlich einmal die Überschrift 'Die Aktionsarten' und nicht einfach die nichtssagenden Worte 'Die umschriebene Form' u. dgl. Wir finden beim Kapitel über den Modusgebrauch nicht einfach die alten Fossile Indikativ und Konjunktiv oder günstigstenfalls noch die Fossilumwicklung 'Die Umschreibungen des Konjunktivs', sondern Kogitativus (mit Indikativ, Irrealis, Potentialis und Nezessarius), Optativus, Voluntativus, Exspektativus, deren Wesen im einzelnen klar und schön herausgearbeitet wird.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir im einzelnen zeigen, wie sich Deutschbeins System von den Gesamtdarstellungen seiner Vorgänger unterscheidet. Es genüge, auf ein paar wesentliche Punkte hinzuweisen. Die Eigenart der englischen Syntax gibt Deutschbein durch die Worte 'gegenständliches Denken' (nach Wundt), 'nominaler Charakter', 'attributive Satzform' wieder, dem die deutsche 'Zuständlichkeit', der deutsche 'verbale Charakter' und die deutsche 'prädikative Satzform' gegenüberstehen. Der Typus 'Lokomotivenrauch' ist englisch, der Typus 'Die Lokomotive raucht'

deutsch.[1] Dieser Gegensatz ist äußerst fein ausgearbeitet und wirkt im Laufe des Buches immer stärker auf uns ein, wenn z. B. von der Vorliebe des Englischen für das Parataktische gegenüber dem Hypotaktischen gesprochen wird. Das später immer wiederkehrende Hinweisen auf die in den Anfangskapiteln behandelten Grundzüge, z. B. auch auf gewisse rhythmische Eigentümlichkeiten englischer Satzbildung, derer ich nur in dieser kurzen Andeutung gedenken kann, wirken höchst anregend. So kommt D. auf S. 154 wieder auf den nominalen Charakter der englischen Sprache zurück, wenn er die Ansicht verteidigt, *smoking* habe in dem Satz *You don't mind me smoking a cigar* keine grammatische Funktion, es bringe nur den Verbalbegriff in nominaler Form (in der im Englischen beliebten losen Koordination), wie etwa in *reading-room*, zum Ausdruck.

Bei den Aktionsarten wird dem Leser klargemacht, daß die umschriebenen Verbalformen auf *-ing* nicht etwa, wie veraltete englische Schulgrammatiken immer noch behaupten, ausschließlich zum Ausdruck der Kontinuität bzw. des Imperfektivums gebraucht werden, sondern in ebenso hohem Maße auch der Wiedergabe des Intensivums[2] dienen: *Well, I am telling you the truth* (Ich sage Ihnen d o c h die Wahrheit) — *What have you been doing to that picture?* (Was in aller Welt habt ihr mit dem Bilde getan? [Vorwurf in *doing*]) — *Mother will be wondering where we are* (die Mutter wird sich s c h ö n wundern, wo wir sind). Historisch betrachtet, ist die Verwendung als Intensivum das Ursprüngliche. Das Ae. kennt die periphrastische Form als zeitliches Intensivum bei *wunian, libban, rīxian, eardian,* dann aber auch verschiedenartige Intensiva bei Verben des Sprechens, Bittens, Verheißens, Kämpfens. Die *-ing*-Form dient auch im Frühne. (bei Shakespeare) meistens noch dem Ausdruck des Intensivums, obschon jetzt die ersten schwachen Anfänge der imperfektiven Gebrauchsweise einsetzen. Bemerken wir, daß das wichtige Problem des Intensivums auf *-ing* und des Imperfektivums auf nur 14 Seiten (70—76, 82—89 nach der theoretischen, praktischen und historischen Richtung hin erledigt wird![3]

Die reiche Differenzierung im Gebrauch der Modi wird durch Deutschbein besonders hervorgehoben. Wir finden hier feinere Ausdrucksschattierungen, die bis jetzt kaum in einem System untergebracht werden konnten, beieinander. *I wish he were dead* wird als Optativus irrealis, wo Wunsch und Realisierungsmöglichkeit sich gänzlich ausschließen, aufgefaßt. *I should like to* stellt sich nur als gesteigerter Optativ, dessen Wunsch größer als die Realisierungsmöglichkeit ist, dar. Beim Kogitativus wird uns gezeigt, wie der Potentialis durch das Futurum bzw. Konditionale ausgedrückt werden kann, wobei auf eine feinsinnige Erklärung Toblers hin-

[1] Hier dürfte vielleicht darauf hingewiesen werden, daß der allmähliche Übergang zur nominalen Satzform eine neuzeitliche europäische Erscheinung ist. Die neueste Entwicklung des Deutschen, wie sie sich beispielsweise in der zeitgenössischen deutschen Lyrik widerspiegelt, verrät eine immer stärkere Begünstigung der nominalen Ausdrucksweise. Kollege Heiss sagt mir, daß auch das jetzige Französisch in derselben Richtung sich entwickelt. Das Englische ist allerdings diesen Weg schon viel weiter gegangen.

[2] Ich bediene mich im folgenden des Ausdrucks 'Intensivum' in Deutschbeinschem Sinne und lasse es dahingestellt, ob wir wirklich berechtigt sind, von einer besonderen *Aktionsart* 'Intensivum' zu sprechen. Zweifel an einer solchen Berechtigung sind mir erst durch die wertvollen Äußerungen eines Fachkollegen aufgestiegen, der auf diese Frage wohl zurückkommen dürfte.

[3] Auf S. 88[1] wäre bei der Literatur über die Aphärese ergänzend zu nennen die große Arbeit von Emrik Slettengren, *Contributions to the Study of Aphaeretic Words in English* (Lund 1912, 181 S.).

gewiesen wird. (*After a little experience ... he would be able to recognize most of the words* ... Es ist anzunehmen, daß ...) Bei der Bemerkung (S. 120, c), *may* diene dazu, die subjektive Möglichkeit zu bezeichnen (*he may do,* er hat vielleicht) und *might* (S. 119) werde immer mehr als Präteritum abgelehnt und als Konjunktiv aufgefaßt, dürfte vielleicht auf das noch gebräuchliche *I might come* gegenüber *I may come* hingewiesen werden, das eine schwächere Potentialität mit stärkerer Unterstreichung des *vielleicht* in sich birgt. Ebenso darf man den gebräuchlichsten Verben des Wünschens und Erwartens, die den Infinitiv des Perfekts statt des Präsens zur Wiedergabe des Irrealis verlangen (S. 117, c), wie *expect* und *I was to,* das überaus häufige *I meant* zugesellen (*I meant to have told you*). Viel Scharfsinniges enthält das Kapitel über den Voluntativus, das den vom Engländer so stark gefühlten Unterschied zwischen objektivem und subjektivem Wollen betont. Sehr knapp und treffend sagt Deutschbein (S. 124): '*shall* (*should*), teilweise auch *must, will* (*would*) können ne. das Präsens und das Präteritum eines objektiven Sollens, Müssens, Wollens nicht mehr bilden, sind also nicht mehr fähig, in der Funktion eines Indikativus Präsentis oder Präteritum aufzutreten. Handelt es sich um objektives Sollen usw., also um den wirklichen Indikativ, so müssen andere Hilfsverba herangezogen werden' (objektives soll = *I am to*; muß = *I have to, I am obliged to*; will = *he wants* [*wishes*]). Nach D. haben *shall, should, ought* immer, *must* meistens, *will* und *would* teilweise subjektive Färbung angenommen. Für ihn kommt in dem Satz *It had to succeed; it must sueced* (135) die doppelte, die objektive und subjektive, im Sinne der Sprechenden liegende Notwendigkeit, nicht einfach stärkere Betonung durch Anwendung sinnverwandter Ausdrücke (*had to* und *must*) zum Ausdruck.

Es ist selbstverständlich, daß Deutschbein besondere Sorgfalt auf die Erklärung gewisser sprachlich genialer Eigentümlichkeiten des Englischen, die jedem bekannt sind, verwendet hat. Dahin gehört z. B. der persönliche Dativ, der im Ne. im Passiv als Nominativ erscheint: *The boy was offered a seat.* Alphonso Smith gibt dafür in seinen *Studies in English Syntax* (Boston 1906) die kühne Erklärung, diese Ausdrucksweise sei durch den Einfluß der Lage der Satzteile im Satz auf die Wesensart des Satzteils entstanden. Das Wort in Subjektstellung wird, wenn ursprünglich auch nicht Subjekt, als Subjekt empfunden: In **Mē wæs gifen ān bōc* > **Me was given a book* wird das *me* seiner Subjektstellung wegen durch *I* verdrängt: *I was given a book,* wobei Smith *a book* seiner Objektstellung wegen geradezu als Objekt empfindet. Die Erklärung wäre sehr schön, aber **Mē wæs gifen ān bōc*-Sätze gibt es weder im Ae. noch im Me. Deutschbein knüpft beim Accusativus graecus an: *They bound him hand and foot* > *he was bound hand and foot.* Von derartigen Sätzen ging die Konstruktion auch auf die Verben, die den Dativ der Person und den Akkusativ der Sache regieren, über. Diese Erklärung dürfte im Prinzip das Richtige treffen. Nur scheinen die einschlägigen Beispiele, die man sich aus Einenkels großer Materialsammlung seiner dritten Auflage herauslesen kann, anzudeuten, daß das Aktiv hier nicht der Ausgangspunkt war. Zuerst scheinen intransitive Verben der Bewegung diese Konstruktion aufzuweisen. Schon Ancren Riwle hat *ȝe beoð ivlowen þene world,* wo nicht etwa Transitivität mit *beon* vorliegt, *þene world* ist Beziehungsakkusativ zu *ivlowen. The folk were fled þe toun* Rob. Br. Diese Konstruktion zieht sich wie ein roter Faden durch die englische Syntax bis ins 18. Jahrhundert. Defoe hat in 'Rob. Crusoe': *we were entered a vast great Forest* (s. E a n n e r t, *An Investigation into the Language of Robinson Crusoe* [Uppsala 1910][1] S. 99.

[1] D. erwähnt auf S. 13 diese Dissertation als wichtige Syntaxliteratur für Einzelschriftsteller. Da sie aber nur die Flexionslehre be-

und vgl. meine Besprechung Beiblatt XXII, S. 336). Sie findet sich auch bei *pass* (Einenkel 29) und scheint ständige Erscheinung im Me. und Frühne. (wo sie wohl schließlich transitivisch aufgefaßt wurde) gewesen zu sein. Sie überträgt sich von hier aus direkt auf das Passiv, vielleicht über die Brücke des Part. Präs. + 'absoluter Akkusativ': *Noked he saw þe mayden stand Bihind hir bunden aiþer hand* Ywain u. G. (Einenkel 59), woraus *she was bunden aiþer hand* ganz natürlich entsteht. In dem Satz (Einenkel 54) *he was an outlawe VII yeres, his kynnesfolk bannyshed the realme for his sake*, Flügels Leseb. (a. 1520), kann man zwischen 'absolutem Akkusativ' und unserer schon fast fertigen Konstruktion zögern, wenn man das *was* in den zweiten Teil hinüberzieht. Auf alle Fälle ist das Beispiel interessant als Zwitterding. Wir stehen jetzt auf der Stufe: *He was banished the country*, aus der sich *he was banished the country* durch syntaktische Verschiebung ergibt. Jetzt sagt man sich, daß zu diesem Passiv auch ein Aktiv, das in Anlehnung an doppelte Akkusative ebenso natürlich wie das Passiv klingt, gehört: *than thei banish him their contry*, Fl. Leseb. (a. 1546). Heute ist jedermann überzeugt, daß das Aktiv der Ausgangspunkt ist; dies ist aber die bloß nachträglich unternommene grammatisch-logische Entwicklungsdarstellung, die mit der wirklichen historischen, hier wie so oft, nicht übereinstimmen dürfte. Deutschbein sagt übrigens S. 271 (Anm. 2), daß diese Konstruktionen (d. h. mit *banish, expel, dismiss*) gegenwärtig nur im Passiv gewöhnlicher seien. Das war wohl immer so. Bei der Ausdehnung der Konstruktion auf *offer, give* dürfte nun allerdings der Gedanke an das Aktiv und das von Alphonso Smith vertretene Prinzip mitgespielt haben.

Die Konstruktion *for+Acc.+Inf.* wird übersichtlich geschichtlich und logisch entwickelt. Wertvoll als Ergänzung sind die frühen Belege bei Einenkel (S. 20),[1] wo wir uns das afrz. gerne merken: *je voel de vous avoir un seur sauf conduit de moi et des miens, pour moi retorner et tenir en vostre pais* (Froissart), das zum me. *stateli mansiouns, for lords and ladis ther yn to reste* (Pecock, Repr.) führt, wo die ne. Endstufe allerdings noch nicht erreicht ist. Das demonstrative *ther* müßte weichen: *for lords and ladies to rest in*.

Unter den reichen Schätzen, die der vierte Teil (das Nomen) bringt, hebe ich als besonders anregend hervor die Abschnitte über die neutrale Form im Ne., wie sie hauptsächlich in Kompositis (*tooth-ache*) und anderen Verbindungen (*a ten-pound note*) auftritt. Hier hält sich D. bei der neutralen Form der reinen Gattungsnamen (*how many fish? 2 salmon — to hunt wild pig*) auf. Er gibt die Richtigkeit jener Erklärung, die die Tiernamen als Stoffnamen oder Kollektiva auffaßt, nur bei einigen Fischnamen wie *cod, herring* zu und betont die psychologische Auffassung des Jägers oder Anglers, dem das Bild des zu jagenden oder fangenden Einzeltieres so fest im Bewußtsein haftet, daß er es gar nicht auf den allgemeinen Begriff beziehen kann. Fehlt aber die Unterordnung des Einzeldinges unter den allgemeinen Begriff, so tritt Pluralbildung nicht ein. Durchblättert man die eingehende Arbeit Ekwalls, *On the Origin and History of the Unchanged Plural in English* (Lund 1912), so drängt sich einem der Gedanke auf, daß gerade bei der Jagdbeute das Zählen eine große Rolle spielte, wobei der alte s-lose Genitiv pluralis nach Zahlen, wie er vor allen Dingen in der

handelt und die Syntax für einen später erscheinenden zweiten Teil verspricht, ist sie an der genannten Stelle zu streichen.

[1] Dies Beispiel mit noch anderen bringt Einenkel schon in seinem 'Englischen Gerundium' ('Anglia' 38 [1914], S. 69 unter 54 a). Die Erscheinung als Ganzes werde ich demnächst im 'Archiv' in einer Besprechung von Einenkels 'Geschichte der engl. Sprache' behandeln.

Volkssprache beliebt war, sich erhalten konnte. — Auch die Abhandlung über Summation- und Kollektivvorstellungen bietet Interessantes. Die Summationsvorstellung mit ihrer anschaulichen Beibehaltung der individuellen Züge liegt der englischen Auffassung näher als der deutschen. Man beachte die deutschen Kollektiva: Gebirge, Laub, Gewölk, Gefilde, Schere, Wage, Treppe, denen die englischen Summationspluralia *mountains, leaves, clouds, fields, scissors, scales, stairs* gegenüberstehen. Ja selbst das fertige synthetische Kollektivum kann hier zum analytischen Summativum übergehen, wenn die Tätigkeit der einzelnen Lebewesen wieder ins Auge gefaßt wird: *The clergy took their seats.* — Psychologisch interessant ist die von Haas übernommene Erklärung (S. 231), warum das dem Substantiv nachgestellte Adjektiv dynamisch schwerer ist als das vorangestellte. Adjektiv+Substantiv füllen einen Sprechtakt aus, entsprechend einem Apperzeptionsakt; Substantiv+Adjektiv macht, da zwei Apperzeptionsakte vorliegen, zwei Sprechtakte aus. Abgesehen davon liebt es das Englische, das rhythmisch Schwere an das Satzende zu schieben, wie D. in dem wertvollen einleitenden Abschnitt über den rhythmischen Bau des ne. Satzes (S. 23 u. ff.) ausführt. — Beim Adverb kommt es D. darauf an, zu zeigen, wie sparsam es eigentlich im Ne. verwendet wird. So zeigt er, wie sich die endungslosen Adverbien (*hard, loud, dear, close*) erhalten haben und wie, bei der Möglichkeit, die näheren Bestimmungen statt auf die Handlung auf ihren Träger zu beziehen, oft zugunsten des Adjektivs entschieden wird. Hier hätte der Vollständigkeit halber die Arbeit Blaus, *James Thomson's Seasons. Eine genetische Stiluntersuchung* (Berlin 1910), Erwähnung finden dürfen. Thomson verwendet das Adjektiv mit Vorliebe bei Verben der Bewegung, wie ich in meiner Besprechung der Blauschen Arbeit (Beiblatt XXIII, 9—10) gezeigt habe. Wir schließen die Reihe unserer Hinweise auf besonders wertvolle Ausführungen, die wir natürlich nach Belieben mehren könnten, mit Deutschbeins Erklärung des so überaus häufigen Wegfalls des bestimmten Artikels im Englischen. Deutschbein führt nach Brugmann aus, daß Substantive, die einen Gegenstand mit anschaulichen individuellen Eigenschaftn bezeichnen (wie die Tür, das Haus), zur Adverbialisierung nicht taugen, wenn sie nicht in eine abstraktere Begriffssphäre gehoben werden. Diese Abstraktion der Vorstellung wird teilweise erreicht durch den Wegfall des Artikels, dessen deskriptive oder determinierende Wirkung dem Substantiv entzogen wird: daher *to be on earth, at sea, on board*, wo es sich nicht um Veranschaulichung der Vorstellung See, Bord des Schiffes, sondern um bloße Bezeichnung des Ortes als Aufenthaltsort handelt.

Ich schließe meine Besprechung mit dem Ausdruck aufrichtigen Dankes dem Verfasser, der durch sein Buch die Anglistik wesentlich gefördert hat. Weite Verbreitung brauche ich seinem Werke nicht zu wünschen; denn daran wird es nicht fehlen. Die Lehrer des Englischen werden sich daraufstürzen. Sie werden dort für den Unterricht unendlich viel Anregung finden. Mögen sie aber bei der Verschiedenartigkeit der Ziele, dem wissenschaftlichen Ziel des Buches und den praktischen Zielen des Unterrichts, Deutschbeins System nicht mißverstehen!

Dresden. Bernhard Fehr.

Hans Stoelke, Die Inkongruenz zwischen Subjekt und Prädikat im Englischen und verwandten Sprachen (Anglistische Forschungen 49, hg. von J. Hoops). Heidelberg, Winter, 1916. XX u. 101 S.

Zahl und Person im Prädikat auszudrücken, ist für die Klarheit des Wiedergegebenen, also vom Standpunkte logischen Sprachaufbaues durchaus

überflüssig, falls sie, wie dies ja in den germanischen und romanischen Sprachen geschieht, bereits im Subjekt ausgedrückt werden. Die Sprachentwicklung führt daher zum Aufgeben solcher überflüssiger Ausdrucksmittel; das moderne Englisch ist hierin ziemlich weit vorgeschritten. In der englischen Volkssprache ist eine noch weitergehende Ausgleichung der Verbalformen zugunsten der dritten Person Sing. eingetreten, eine Erscheinung, die in Texten von der ags. bis zur Shakespeare-Zeit hier und da zu bemerken ist. Diese scheinbaren Inkongruenzen wurden von den Herausgebern vielfach verbessert. Wissenschaftlich untersucht wurden sie schon öfters, da aber stets bloß einzelne Schriftsteller oder gewisse Zeitperioden betrachtet wurden, blieb die Frage über Ursprung und Verbreitung der Inkongruenz ungelöst. St. hat auf Anregung von Prof. Konrath in Greifswald eine umfassendere Untersuchung der -s- und -th-Formen im Präs. Plur. des Verbums unternommen, um eine befriedigende Erklärung für sie zu finden. Er konnte sich hierbei natürlich nicht auf das Tudor-Englisch beschränken, sondern mußte frühere und spätere englische Texte mitbetrachten, ja er hat überdies der Erscheinung im Deutschen und Französischen nachgespürt. Leider nicht im Skandinavischen, wo er Ähnliches genug gefunden hätte, und in den modernen Dialekten, nicht bloß in Dialektversuchen schriftenglischer Dichter, die den Dialekt vielleicht bloß vom Hörensagen kannten und denen ein paar mehr oder weniger allgemein übliche Kennzeichnungen dialektischer Sprache genügen können. Aus den zahlreichen Beispielen hätte St. wohl besser alle diejenigen ausgeschieden, in denen Verderbnisse in der Überlieferung eingetreten sein können, also alle bloß in einer Hs. überlieferten, deren Qualität nicht ganz vorzüglich ist, und besonders alle, wo Singularformen in einer Hs. Pluralformen in anderen gegenüberstehen. Das Gesamtbild hätte sich so zwar wenig geändert, doch der Verfasser hätte überzeugender gewirkt.

Das Ergebnis der St.schen Untersuchungen ist kurz folgendes: Die Singularform des Verbums ist besonders dann häufig: 1. wenn das Subjekt dem Prädikat folgt. Der Sprechende bzw. Schreibende denkt noch nicht an den Numerus des Subjekts, wenn er das Prädikat ausspricht oder niederschreibt; 2. bei pronominalem Subjekt in Nebensätzen, besonders wenn das betreffende Pronomen im Sing. und Plur. die gleiche Form hat; 3. wenn Subjekt und Prädikat durch adverbiale Zusätze, Nebensätze u. dgl. getrennt sind, so daß der Numerus des Subjekts dem Gedächtnis entschwinden kann. Von diesen Fällen mag sich der Ausgleich der Verbalformen auch auf dem Subjekt unmittelbar folgende Prädikate ausgedehnt haben.

Der auch in den heutigen englischen Dialekten ganz gewöhnliche Gebrauch der Singularform nach bestimmten und unbestimmten Zahlwörtern als Subjekten, den St. ansprechend damit erklärt, daß hier die formale Singular f o r m des Zahlwortes bestimmend sein mag, ist eine etwas mehr abseits stehende Erscheinung.

Im Felde. K a r l B r u n n e r.

Th. Albrecht, Der Sprachgebrauch des Dialektdichters Charles E. Benham zu Colchester in Essex. (Palaestra CXI.) Berlin, Mayer & Müller, 1914. XII, 165 S. M. 5.50.

Vorliegende Arbeit, die dritte Grammatik eines modernen englischen Dialekts in dieser Sammlung, behandelt einen der südenglischen Dialekte, über die wir bisher weit weniger durch Einzelforschungen unterrichtet sind als über die nördlichen. In der Methode folgt Albrecht im ganzen den beiden anderen Arbeiten: auch er stützt seine Untersuchungen auf grammophonische Aufnahmen, die die International Talking Machine Company

Odeon zu Berlin-Weißensee in sehr dankenswerter Weise eigens für ihn hergestellt hat. Die Schallplatten sind im Englischen Seminar zu Berlin hinterlegt, so daß die Grundlage der Arbeit, die phonetische Transskription der Aufnahmen, jederzeit nachgeprüft werden kann. Albrechts Schallplatten sind in einer Hinsicht besonders wertvoll: sein Gewährsmann Charles E. Benham aus Colchester, der Dichter der 1895 in Buchform erschienenen 'Essex-ballads', ist in seiner Heimatgrafschaft als Rezitator seiner Balladen wohlbekannt und beliebt; er ist also daran gewöhnt, beim Vortrag seiner Gedichte die Dialekteigentümlichkeiten deutlich und sorgfältig herauszuarbeiten, und eignete sich somit recht dafür, in das Grammophon zu sprechen. Zu erwägen wäre freilich, ob der Vortragskünstler nicht gelegentlich übertreibt, um komische Wirkung zu erzielen; von unbefangener Dialektrede ist sein Vortrag natürlich weit entfernt. Auf Grund der phonetischen Transskription der Aufnahmen und persönlicher Mitteilungen Benhams deutet Albrecht in der 'Leselehre' die Dialektschreibung der 'Essex-ballads' und gewinnt so ein zweifellos sehr zuverlässiges Material für den Hauptteil, die Lautgeschichte. Da er ja nur den Sprachgebrauch seines Gewährsmannes feststellen und erklären wollte, konnte er, um nicht noch mehr in den Verdacht der Spionage zu geraten (S. 12 f.), es unbesorgt unterlassen, noch andere Leute in Colchester auf ihren Dialekt hin zu beobachten.

In der Einleitung gibt Verfasser eine Übersicht über die bisherige Literatur im und über den modernen Essex-Dialekt (Kap. 1) und vergleicht dann (in Kap. 2) die 'Essex-ballads' in bezug auf Inhalt, Metrik und Dialektschreibung mit den 'Barrack-room ballads' Kiplings, durch den Benham nach seinen eigenen Worten zum Dichten angeregt wurde.

Die phonetische T r a n s s k r i p t i o n (Kap. 3) deutet Länge des Vokals einheitlich durch Verdoppelung des Zeichens an und den Satzakzent in der Weise, daß unbetonte Vokale durch kleine, hochgestellte Typen dargestellt werden. Wenn außerdem die verschieden starke Betonung der Akzentsilben und der Wechsel der Stimmtonhöhe durch besondere Zeichen angegeben worden wäre, hätte dieses Kapitel natürlich noch bedeutend an Wert gewonnen. Da 'eine starke Satzmelodie, ein eigentümliches Singen für den Essex-Dialekt charakteristisch ist' (§ 1), wäre eine spätere Ergänzung der Arbeit nach dieser Richtung hin sehr willkommen.

In der L e s e l e h r e (Kap. 4) werden die Akzentverhältnisse stets berücksichtigt; so wird z. B. hervorgehoben, daß in sehr stark betonten Wörtern die sonst schlaffe Artikulation des Vokals zu straffer werde: [*œœ*] > [ææ] (§ 12), [*oo*] > [oo] (§ 14), [*ee*] > [ee] (§§ 20 und 22), und daß neben schwach betontem [t*a*ᵉm] = time, [n*ao*] = now stark betontes [tɔᵉm], [næ*u*] [nææ*u*] stehe (§§ 43, 58). — In demselben Kapitel behandelt Verfasser auch die Dialektschreibung des Dichters Clark aus Heybridge. Essex, der sein einziges heute noch zugängliches Werk 'John Noakes and Mary Styles' schon 1839 veröffentlicht hat und daher durch seine Schreibung oft eine ältere Dialektform bezeichnet als Benham 1895 in den 'Essex-ballads'. Um Clarks Schreibungen zu deuten, zieht Verfasser daher mit Recht Ellis' Angaben über den Essex-Dialekt (E. E. T. S. LVI, S. 221—224) heran; denn auch Ellis bringt hier, geradeso wie in seinen Aufzeichnungen über den Distrikt 30[1] und [2] (vgl. 'Stokesley-Dialekt' S. 7 und 181 ff.) mehrfach noch eine ältere Dialektform oder diese ältere neben der jüngsten; z. B. noch [to*o*u*d*] neben [t*ao*d] = toad (§ 153), noch [*ei*], [*œi*] neben [*ai*] als Entsprechung von me. ā und ai (§ 144). Clarks 'oomun' = woman, 'eand' = end werden durch Ellis' [*u*mᵊn]. [iind] gut gedeutet. Abgesehen von solchen Fällen aber wären Ellis' Angaben besser nicht in der Leselehre aufgeführt worden. Da diese doch von der Schreibung ausgehen muß, können diejenigen Angaben Ellis', für die sich weder bei Benham noch bei Clark

eine Dialektschreibung findet, gar nicht eingeordnet werden, es sei denn, daß man unberechtigterweise lautgeschichtliche Erwägungen in die Leselehre hineinbringt; nach welchen Gesichtspunkten gehören z. B. Ellis' [*a*^{i}nʃ^{ə}nt] = ancient und [str*a*^{i}ndʒ] = strange in die Gruppe ai, ay (§ 22)? Auch wenn Verf. Clarks 'draa' = draw zur Gruppe au, aw (§ 25), Cl. 'naarbour' = neighbour zu ai, ay (§ 22) stellt statt in einen besonderen Abschnitt aa, geht er nicht, wie zu erwarten, von der Schreibung aus.

Die Lautgeschichte folgt in der Anordnung den Arbeiten über den Bowness- und den Stokesley-Dialekt, die sich ihrerseits in den Abschnitten 'Qualität der Vokale' und 'Konsonanten' an Horns 'Hist. ne. Gram.' anlehnen, so daß ein Vergleich der besprochenen dialektischen Lautentwicklungen miteinander und mit der Schriftsprache sehr erleichtert wird. Der wichtige Abschnitt 'Quantitative Veränderungen der Vokale' behandelt 1. eine für den Essex-Dialekt sehr bezeichnende späte Zweigipfelung von Akzentvokalen, 2. die spätae. Länge vor dehnenden Konsonantengruppen, 3. die Dehnung in offener Tonsilbe, 4. 'Ersatzdehnungen', 5. die Kürzung vor Doppelkonsonanz, vor bestimmten einfachen Konsonanten, vor zweiter Stammsilbe und in Partikeln. Zu 2.: Verf. kommt zu dem Ergebnis, daß vor den r-Verbindungen -rl, -rn, -rd, -rt und -rþ me. im Dialekt durchweg Kürze geherrscht haben muß; (echt dialektisches!) [*i*jnd] = end bei Clark, neben (entlehntem!) [*e*nd] bei Benham, geht auf me. Länge zurück. Zu 3. und 5.: Es ist nicht klar genug, ob nach Albrechts Meinung in den Wörtern [h*o*p] = to hope, [*o*p] = to open, [br*o*k] = broken, die sowohl unter 3. als unter 5. aufgeführt werden, alte Kürze erhalten oder me. Länge vor den stimmlosen Konsonanten p und k wieder gekürzt ist; die Formen [smak] = smoke sb. oder gar [brak] = broke pt. und [hal^{i}d*e*] = holiday, deren Aussprache nur aus zweideutigen Schreibungen bei Clark erschlossen ist (§ 62), sind nicht zuverlässig genug; die beiden letzteren sind wohl auch deshalb in der Lautgeschichte nicht erwähnt. Zu 4.: In Wörtern wie [bast] = to burst, [kas] = to curse, [fast] = first, [pas] = purse, [ɔs] = horse, [hal] = to hurl ist nach § 118 für fallendes r 'Ersatzdehnung' eingetreten, später jedoch, besonders häufig vor folgendem s, wieder beseitigt worden. Vor s hat aber sonst gerade Zweigipfelung stattgefunden (vgl. § 115: [f*aa*s] = fast, [gl*aa*s] = glass u. a. m.). Wenn also hier vor s Kürze herrscht, kann das nur daran liegen, daß eine lange erhaltene Spur () des sich langsam an folgendes s assimilierenden r entweder eine etwa erfolgte Dehnung noch vor Eintritt der Zweigipfelung wieder beseitigt und letztere verhindert oder viel wahrscheinlicher die 'Ersatzdehnung' ebenso wie die Zweigipfelung ganz unterdrückt hat. Zu der gleichen Annahme führen zahlreiche Beispiele in nördlichen Dialekten (vgl. 'Stokesley-Dial.' §§ 142 und 251). In [n*i*l^i] = nearly und [ʃ*u*l^i] = surely liegt ganz gewiß nicht 'Verlust der Ersatzdehnung' vor (§ 118).

Die Darstellung der qualitativen Veränderungen geht natürlich vom me. Lautbestand bei Chaucer aus, wobei aber wohl berücksichtigt wird, daß Chaucer in der Behandlung des y zum Kentischen neigt, während Colchester im alten Ostsachsenland liegt. Für die Zwischenstufen zwischen Chaucer und dem gegenwärtigen Dialekt zieht Albrecht stets die Entwicklung der Londoner Schriftsprache zum Vergleich heran, ferner Clarks Schreibungen und auch Ellis' Transskriptionen, die nun hier, in der Lautgeschichte, mit großem Nutzen besprochen werden und wichtige Schlüsse auf den Eintritt der jüngsten Dialektentwicklungen gestatten. Auf Entlehnung aus dem Schriftenglischen wird regelmäßig geachtet. In einem besonderen Kapitel, das die Colchester Lautentwicklung mit der schriftsprachlichen vergleicht, zeigt Verf. übersichtlich, daß der Dialekt der Schriftsprache in der Entwicklung von me. ā und ai, ī, ǭ und ou, ū um einen

Schritt voraus ist. Eine Tabelle, wie sie Mutschmann (hier im 'Archiv' Bd. 131, S. 181) fordert, hätte diese Verhältnisse noch augenfälliger darstellen können, auch die (S. 100 und 107 erwähnte) umgekehrte Erscheinung, daß der Dialekt in der Entwicklung von me. ā + r und ǭ + r hinter der schriftsprachlichen zurückgeblieben ist, indem in letzterer die entstehenden geschlossenen ẹ- und ọ-Laute unter dem Einfluß des folgenden r zurückverschoben wurden, im Dialekt aber erhalten blieben:

ī > ii > ę^{i} > ẹ^{i} > (schriftspr.) [a^{e}] > (dial.) [ə^{e}]

ā, ai } > ǣ > ē̩ > ẹ̄ > „ [e^{i}] [æ^{i}] > „ [a^{e}]

ǭ, ou > ǭ } > ọ̄ > „ [o^{u}] [ɔ^{u}] > „ [a^{o}]

ū > o^{u} > „ [a^{u}] > „ [æ^{u}]

ār > ẹ̄r > (dial.) [eer̥], betont [ee^{ə}] > (schriftspr.) [ææ^{ə}]

ǭr > „ [oor̥], „ [oor̥] > „ [ɔɔ^{ə}]

Über [d*ao*nt] (§ 153), das schriftsprachlichem don't entspricht, vgl. Horn, 'Untersuchungen' S. 92 f. — Sehr beachtenswert ist [*iu*w] [j*u*w] (§ 157) als Entsprechung von me. ǭ; genau dieselben modernen Laute ergab me. eu, ǖ: es ist daher anzunehmen, daß im Colchester-Dialekt wie in anderen me. ǭ und eu, ǖ zu einer Art ü-Laut zusammengefallen sind (vgl. Luick, 'Untersuchungen' § 122 ff.), daß also die [*iu*w]-, [j*u*w]-Formen als echt dialektisch, die [*u*w]-Formen dagegen, bis auf satztieftoniges [g*u*w] neben [g*ao*] = to go, als Entlehnungen aus der Schriftsprache anzusehen sind. — [d*iu*n] = down, adv. (§ 160) zeigt die Entsprechung eines me. ǖ und geht offenbar auf eine Parallelform me. adūne neben adoun zurück: vgl. ne. dune = down, 'Düne', frz. dune, < kelt. dūn. — Man darf nicht sagen, daß 'in dem unbetonten Suffix -ing g verstummt' sei (§ 197), sondern daß 'ŋ im Auslaut schwach betonter Silben lautgesetzlich zu n wurde' (vgl. Horn, 'Gutturall.' S. 47). — Es hätte in der Lautgeschichte hervorgehoben werden müssen, daß anlautendem schriftsprachlichen [dʒ] im Dialekt [dj] entspricht, z. B. in [djɔl*i*] = jolly, [djadʒm*i*n] = judgement.

Das Kapitel 'Zur Flexionslehre und Syntax' bringt wertvolle Zusammenstellungen besonders über die Formen und den Gebrauch der Pronomina und über die Konjugation. An zahlreichen, aus den 'Essex-ballads' abgedruckten Beispielsätzen können des Verfassers Beobachtungen bequem nachgeprüft werden: spätere Forschung wird daran mit Nutzen anknüpfen. — Them als adjektivisches Demonstrativpronomen (z. B. in 'them chaps', § 209) findet sich, wie S. 11 auch gesagt wird, in vulgärer Rede im ganzen Lande. — Der häufige Fall der Präterital-Endung t (§ 217) wird nicht auf 'Entlehnung aus dem Präsens' beruhen, sondern erklärt sich teils aus der in § 188 festgestellten Neigung des Dialekts, auslautendes t nach Konsonanten verstummen zu lassen, teils, wie die Beispiele zeigen, daraus, daß im Satzzusammenhang häufig t oder d oder ein Konsonant folgt, der mit den beiden vorhergehenden eine schwere Konsonantengruppe bildet. — Der § 214, der über die pp. broke = broken, swore = sworn, et = eaten handelt, hätte die me. Dialektformen des Part. Perf. der starken Verben berücksichtigen müssen.

Ein offenbar vollständiges Glossar, das die Wörter, soweit möglich, nach der schriftsprachlichen Schreibung ordnet und bei jedem die Dialektaussprache angibt, macht die Arbeit auch als Nachschlagewerk wertvoll.

Landsberg a. W. Willy Klein.

James Macpherson's Fragments of ancient poetry (1760). In diplomatischem Neudruck mit den Lesarten der Umarbeitungen herausgegeben von Otto L. Jiriczek. ('Anglistische Forschungen', herausgegeben v. Hoops, 47.) Heidelberg 1915. M. 2,50.

Ein langgehegter Wunsch der Literarhistoriker wird mit dieser Ausgabe befriedigt. Denn die erste Ossian-Publikation Macphersons war bisher nur sehr schwer zugänglich. Und doch hat sie den Sturm der Begeisterung entfesselt, der Macpherson zur weiteren Bearbeitung seiner Ossian-Dichtungen antrieb und schließlich ganz Europa mit dem Ruhm des kaledonischen Barden erfüllte. Die weiche, verschwommene Art der Darstellung paßte so ganz in den Geschmack der Zeit, und die kurzen Doppelsätze der rhythmischen Prosa erinnerten an das ehrwürdigste Denkmal ältester Poesie, an die Psalmen der Bibel. Die Bewunderer bemerkten nicht, daß Macpherson eben gerade ihren sentimentalen Geschmack und den Psalmenstil um den alten Stoff herumgewunden hatte, daß das kein Zeichen ehrwürdigen Alters war, sondern modernster romantischer Empfindung. Macphersons 'Fragments' waren nur die Vorschule für seine beiden großen Sammlungen Ossianischer Dichtungen, den Fingal- und den Temora-Band (1761 und 1763), die er dann 1773 vereinigte zu der Sammlung 'The Poems of Ossian', die wiederum den späteren Neudrucken zugrunde liegt. Die erste Ausgabe der 'Fragments' enthielt 15 Stücke, die im selben Jahre 1761 erschienene zweite Ausgabe, die meist übersehen zu werden pflegt (sie ist herangezogen von L. C. Stern in seinem bekannten Ossian-Aufsatz im 8. Band der 'Ztschr. f. vergl. Literaturgeschichte' und von H. Anders in einem stark von Stern beeinflußten Aufsatz in den 'Preußischen Jahrbüchern' 131) — diese zweite Ausgabe enthält noch ein weiteres Stück (XIII B bei Jiriczek). Von den 16 Stücken sind 10 im Fingal-Band umgearbeitet worden, eines wurde im Temora-Band als Variante in der Fußnote angebracht. Aber 5 Stücke wurden nicht wieder verwendet, sind also nur in der Ausgabe der 'Fragments' zu finden. Deshalb ist es von großem Wert — und bei dem ungeheuren Einfluß der Ossian-Gedichte auf Deutschland auch für die Germanisten —, daß wir hier einen mit der bekannten philologischen Akribie des Herausgebers besorgten Neudruck des wichtigen Büchleins bekommen, der das Original vollwertig ersetzen kann. In den Varianten sind auch die scheinbar unbedeutendsten Abweichungen der zweiten Ausgabe von 1761, der Fingal- und Temora-Bände von 1761 und 1763, der endgültigen Ausgabe Macphersons von 1773 und endlich des Abdrucks in der Tauchnitz-Sammlung, der mit dem in Bohn's Library übereinstimmt, angegeben. Etwas sonderbar wirkt zunächst die Zählung der Stücke — XII, XIII B, XIII A, XIV —, wo man XII B statt XIII B erwarten würde. Der Herausgeber wollte ausdrücken, daß dies Nr. XIII in der zweiten Ausgabe sei. Aber bei den folgenden Stücken paßt die Nummer ja auch nicht mehr für die zweite Ausgabe. Gern hätte ich als Anhang noch das Stück Temora I aus dem Fingal-Band und die gälische 'Originalform' von Temora VII aus dem Temora-Band abgedruckt gesehen, das sind die zwei Stücke, die auch in die Ausgabe von 1773 und ihre Abkömmlinge keine Aufnahme gefunden haben. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber, sie einer zweiten Auflage noch anzufügen. Im übrigen ist die Ausgabe bei aller Knappheit der zu einem Vorwort zusammengedrängten Erläuterungen so, daß wir sie nicht besser wünschen könnten — wie wir das von Jiriczek gewöhnt sind. Sie wird gewiß in den Seminaren viel benutzt werden.

Münster. Wolfgang Keller.

Louis Segal, Bernard Shaw, a study. Thesis, presented to the Faculty of Philosophy of the University of Berne. London, Record Composition Co. (auf dem Titel ohne Erscheinungsjahr).

Focks 'Bibliographischer Monatsbericht' Jahrgang XXVIII, Heft 1 kündigt unter Nr. 55 obige Berner Diss. über Shaw an, die, in englischer Sprache abgefaßt, dem Fakultätsvermerk nach schon 1912 angenommen worden ist. Die Schrift ist also eigentlich keine Neuerscheinung, was sich auch in ihrem Inhalt und äußerlich schon in dem Verzeichnis der benutzten Literatur ausspricht, das nur eine sehr geringe Auswahl der zahlreichen über Shaw erschienenen Veröffentlichungen aufführt. Auch unterscheidet sich der Verfasser in der Einteilung des Stoffes und in der äußeren Form der Behandlung nur wenig von den von ihm angeführten englischen Vorgängern, wie Chesterton, Jackson, Deacon. Immerhin sei zugestanden, daß er vieles Einzelne in prägnanterer Form sagt als jene. Viel verdankt er auch wohl der Lektüre des umfassenden, vielumstrittenen Buches von Julius Bab über Shaw. Daher ist die vorliegende Arbeit mehr eine begeisterte Propagandaschrift für Shaws Ideen und Persönlichkeit, weniger eine wissenschaftliche Untersuchung des ethischen oder gar ästhetischen Wertes von Shaws Lebenswerk. Die Mängel der Shawschen Dramen, welche mit ihrer Eigenart zusammenhängen, ohne Rücksicht auf eine 'Handlung' durch sogenannte slices of life eine lehrhafte Darstellung von Problemen und von Charakteren zu geben, werden nicht genug klargestellt. Häufig steckt der Verfasser, wie manche seiner Vorgänger, zu sehr in Shaws Ideen und Wesen drin, steht zu wenig über ihnen, als daß er imstande wäre, eine kritische Würdigung zu geben. Daher kommt es auch, daß er sich vielfach, besonders bei den Besprechungen der Stücke, in allgemein lobenden Wendungen wie *a work of true art* u. dgl. ergeht, ohne ins einzelne gehende, selbständige Begründungen beizufügen.

Die Schrift beginnt, etwas planlos, mit einer Besprechung von Shaws Verhältnis zur Romantik, einer Darstellung, die mir, neben anderen Einzelheiten, das Wertvollste der Arbeit zu sein scheint. Sie gipfelt treffend in dem Satz: *Shaw looks for his inspiration to the future, not to the past* (S. 5) und weist mit Recht auch auf die mancherlei romantischen Züge in Shaws eigenem Wesen und Wirken hin. Zwei weitere Abschnitte besprechen Shaw als *The Man* und *The Dramatist*: sie wiederholen fast nur oft Wiederholtes. Shaws Bedeutung für das englische Theater, welchem er bewiesen hat *that brains are possible also in the theatre*, wird verdientermaßen stark betont. Die nachfolgenden Besprechungen der einzelnen Stücke Shaws von *Widowers' Houses* bis *The Doctor's Dilemma* bieten allerdings hauptsächlich nur eine Darstellung der ihnen zugrunde gelegten sozialen oder ethischen Ideen Shaws, ohne daß der Verfasser seinem eigenen Urteil allzu großen Spielraum ließe. Einige der neueren Stücke, wie *Press Cuttings*, *Getting Married* und *The Shewing-up of Blanco Posnet*, werden noch in den späteren Abschnitten besprochen, die Shaw als Humorist, Shaws Stellung zur Ehefrage und Shaws Verhältnis zur Zensur behandeln. Ein Abschnitt untersucht Shaws Beziehungen zu anderen Künstlern, besonders zu Ibsen und Nietzsche: Shaws Stellung zu Shakespeare wird hierbei übergangen: dagegen wird mit Recht der französische Versuch, ein engeres Verhältnis zwischen Shaw und Molière herzustellen, als nicht sehr ergiebig abgetan. Was in den letzten Abschnitten, besonders auch noch in dem *The Philosopher and Social Reformer* betitelten, etwas stört, ist zweierlei: einerseits ein oft allzu großes Eingehen auf mancherlei abstruse, wohl doch nicht ganz ernst zu nehmende Ideen des Iren, wie die von der Erzeugung des Übermenschen durch künstliche Zuchtwahl u. dgl.,

oder eine allzu ausführliche Darlegung von Binsenwahrheiten, wie der von der Schädlichkeit der Zensur, besonders der englischen, und anderseits allzu häufige Wiederholungen der Hauptgedanken des Verfassers selbst über Shaw. Es wird uns auf diese Weise die Hauptabsicht der Schrift allerdings sehr deutlich zu Gemüte geführt, nämlich Shaw als einen genialen Reformer unseres sozialen und ethischen Lebens zu schildern, hinter dessen scheinbar planlosen und alles ins Lächerliche ziehenden Stücken sich doch der tiefste Ernst und der höchste Idealismus verbirgt. Diese Erkenntnis aber ist, besonders seit Babs Buch, nicht mehr neu, wenn es dem Verfasser auch — das sei nochmals betont — gut gelungen ist, sie in schärfer umrissener Form auszudrücken.

Zittau. W. Rehbach.

Gustav Belz, Die Münzbezeichnungen in der altfranzösischen Literatur. Diss. Straßburg 1914. X, 87 S.

Belz bespricht in alphabetischer Reihenfolge die altfranzösischen Münzbezeichnungen, indem er in jedem Artikel zunächst Belege gibt, die zum Teil aus eigener Lektüre gewonnen sind, dann (soweit etwas darüber zu sagen ist) die Geschichte des Wortes und die etwa vorliegenden verschiedenen altfranzösischen Formen bespricht, und zuletzt die sachliche Bedeutung und den Wert der Münze erörtert. Da für das Thema nur wenige Vorarbeiten in Betracht kamen, hätte B. gutgetan, außer der von ihm zusammengestellten und benutzten Literatur auch die beiden zusammenfassenden Artikel: *Moneta* in Du Canges *Glossarium mediae et infimae latinitatis*, und *Monnaie* in Klöppers *Französischem Real-Lexikon* (Leipzig 1898—1902) durchzusehen; es findet sich dort eine Reihe von Münzbezeichnungen genannt, die B. entgangen sind. Was die Abgrenzung des Stoffes betrifft, so ist mir nicht ganz klar, warum er sich zunächst auf die in der altfranzösischen Literatur vorkommenden Münzbezeichnungen beschränkt, die doch nur eine zufällige Auswahl der altfranzösischen Münzbezeichnungen überhaupt darstellen. Allerdings behandelt B. in einem Anhang noch eine Anzahl von 'Münzbezeichnungen, die sich erst in späterer Zeit oder nur in nicht literarischen Texten belegen lassen', aber auch damit wird, wie schon bemerkt, keine Vollständigkeit erreicht. Wenn man das Jahr 1500 als untere Grenze nimmt und von dem Unterschied zwischen literarischen Texten und Urkunden absieht, so sucht man vergebens bei B. die Bezeichnungen *bandequin*,[1] *carolin*,[2] *douzain*,[3] *estevenant* (*estevenois*, *estevenon*),[4] *fleur de lys*,[5] *florette*,[6] *lion*,[7] *nodes* (?),[8] *onzain*,[9] *patard*,[10] *pavillon*,[11] *sauvinien* (*silvinien*).[12] Von südfranzösischen Münzbezeichnungen behandelt B. zwar *bordelois* und *provençal*, aber nicht *arrite*,[13] *carlin*,[14] *hardi*(*t*),[15] *patac*,[16] die alle gelegentlich auch in altfranzösischen Texten vorkommen. Auch die allgemeinen Bezeichnungen, wie *argent*.[17]

[1] Belege bei Du Cange, *Glossarium* (Ausgabe von L. Favre, Niort 1883 bis 1887) Bd. I, S. 534.

[2] Ein Beleg bei Godefroy, *Dictionnaire* Bd. I, S. 787.

[3] Godefroy II, 765 und IX, 413.

[4] Godefroy III, 612; weitere Belege für *estevenant* bei D. Behrens, *Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten* 2. Auflage (Leipzig 1915), Nr. XLIII a, d, e.

[5] Du Cange V, 469. [6] Godefroy IV, 36. [7] Godefroy IV, 793.

[8] Du Cange V, 500. [9] Godefroy V, 600. [10] Godefroy VI, 37—38.

[11] Godefroy VI, 51. [12] Du Cange V, 502. [13] Du Cange I, 375.

[14] Du Cange II, 174. [15] Du Cange I, 375. [16] Godefroy VI, 37.

[17] Godefroy VIII, 179, wo auch der bemerkenswerte Ausdruck *argent sec* belegt ist.

billon,[1] *monoie*,[2] *pecunie*,[3] hätten wohl in den gegebenen Rahmen hineingehört; wenigstens bespricht B. *chartain* oder *chartre*, 'Papiergeld' (oder ähnliches), nebenbei mit.

Die Untersuchung im einzelnen entbehrt nicht des Fleißes, geht aber doch zuweilen an wortgeschichtlichen Problemen vorbei. So hat B., wenn er S. 34 lat. *metallea* als Grundwort für *meaille* gegen Schuchardt-Meyer-Lübkes *medalia verteidigt, nicht beachtet, daß im späteren mittelalterlichen Latein als Form jenes Wortes auch in Frankreich *medalia* oder ähnliches häufig begegnet.[4] Oder S. 58 wird bei der Zurückführung von *sol* auf lat. *solidus* der Verlust des lat. *d* nicht erklärt,[5] und die lautlich korrektere Nebenform *solt* wird, obwohl bei Godefroy belegt, nicht erwähnt. Wenn S. 43 versucht wird, das einmal belegte *moncien* als denier von Mons zu erklären, so hätte dabei auch die Frage der Herleitung geprüft werden müssen, denn die gewöhnliche lateinische Form des Adjektivs, *montensis*, kann nicht in Betracht kommen; man würde also an eine Bildung **montianum* zu denken haben, die aber, wenn nicht eine Analogiebildung in Frage kommt, sehr befremdet. Nun scheint die Endung *-ianum* in altfranzösischen Münzbezeichnungen ziemlich selten zu sein; das weitaus gewöhnlichste Suffix ist *-ensem*, nur wenn Gaunamen, die selbst schon auf *-ensem* ausgehen, zugrunde liegen, sind die Münzbezeichnungen durch weiteres Anhängen von *-ianum* gebildet: *artisien*, *laonisien* (neben gleichbedeutendem einfachem *laonois*), *provenisien* (neben *provinois*). Auch *douisien*, dessen Herleitung von **duacianum* wegen der Behandlung des intervokalen *ci* Schwierigkeiten macht (was B. S. 24 übersehen hat), und *cambrisien*, das B. S. 13 (wohl kaum mit Bedacht) von *cameracensem* herleitet, dürften hierher gehören, nur daß es sich da wohl um Übertragung der fertigen Endung *-isien* handelt. Sieht man von allen diesen Fällen und von dem gelehrten *venicien* ab, so bleibt als einziges Beispiel auf *-ianum* bei B. *treessien* < **tricassianum*. Man wird darum die Erklärung jenes obengenannten *moncien* noch nicht als gesichert ansehen dürfen.

Ich berühre noch einige weitere Punkte. In dem auf S. 41 behandelten *meceain* 'aus Metz' dient die Schreibung *ce* lediglich der Bezeichnung des assibilierten *c* vor *a*, ohne daß hier je ein *e* vor dem *a* gesprochen worden wäre; wenn B. Parallelen für dieses an sich wohl nicht sehr gewöhnliche orthographische Verfahren vermißt, so könnte man z. B. auf die in älteren Texten häufiger vorkommende Schreibung *ceo* = *ço* verweisen, jedoch würde man zur Erklärung des vorliegenden Falles wohl besser nicht nach solchen ihrerseits schon übertragenen Schreibungen, sondern nach solchen Fällen suchen, wo infolge Verstummens eines ursprünglich gesprochenen *c* vor Vokal einem *ce* sekundär der Lautwert eines einfachen *c* zukommt, wie z. B. in der Form *ceaus* = franzisch *ceus*, die in lothringischen Urkunden des 13. Jahrhunderts häufig begegnet (falls das *e* damals wirklich bereits verstummt sein kann). Daß die Münzbezeichnung *livre*, die von Godefroy nur aus Akten und Urkunden belegt wird, auch in literarischen Texten nicht selten zu finden ist, mögen folgende beliebigen Belege dartun: Christian von Troyes, *Erec* V. 2024; Guillaume de Lorris, *Roman de la rose* V. 489; Bernier, *La housse partie* in Bartsch-Wiese, *Chrestomathie* Nr. 58, V. 114. Was B. im Anhang II ('Worte, in denen Münzbezeichnungen gesehen werden, die aber in der Tat keine sind') über *blavian* sagt, scheint mir die Möglichkeit, daß hier doch eine Münzbezeichnung vorliegt, keineswegs auszuschließen.

Dankenswert ist, daß B. auch eingehende Angaben über Herstellung

---

[1] Ein Beleg bei Fr. Villon, *Lais* V. 319. [2] Godefroy X, 169.
[3] Godefroy VI, 58—59. [4] Vgl. Du Cange V, 319.
[5] Die bisherigen Erklärungsversuche befriedigen nicht; vgl. Körting, *Lateinisch-romanisches Wörterbuch* 3. Aufl. (1907), Nr. 8851.

und Wert der von ihm behandelten Münzen macht; wenn er hierbei auch naturgemäß in weitgehendem Maße auf Forschungen anderer fußt, so erhält seine Arbeit durch die Verwertung dieser münzgeschichtlichen Resultate auch einen nicht unerheblichen praktischen Wert als Hilfsmittel zum sachlichen Verständnis der in den altfranzösischen Texten begegnenden einschlägigen Ausdrücke. Allerdings fehlt zuweilen jede Angabe über den Wert; so bei *giennois, langoine, laonisien, liegeois, masconois, mecea̓in, nantois, orlenois, roele.* In den meisten dieser Fälle wird es sich wohl um deniers aus den Münzwerkstätten der betr. Orte handeln, immerhin hätte B. gutgetan, es jedesmal zu bemerken.

Göttingen. Walther Suchier.

Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar für romanische Sprache und Kultur (Hamburg). Bd. III. 1915.

Die hier mit reichlichem Kartenmaterial veröffentlichten Arbeiten eint die Methode: die Anschauung der Sprachgeographie wird benutzt, um zu zeigen, wie Lautgesetze und Formwandlungen, die für das Hochfranzösische abgeschlossen sind, in den Dialekten Spuren ihrer Entwicklung zurückgelassen haben; Schädel nennt dies in seiner Einleitung: 'lautliche Schichtung'. Prinzipiell sind diese Dinge nicht unbekannt. Wir wußten, daß die Normannen 1066 noch *u* als *u* mitnahmen, daß also der Umlaut zu *y* sie noch nicht erreicht hatte. Wir wußten, daß ein anderer Vorgang in einem beliebigen Zentrum entstanden ist und sich von da strahlenförmig ausbreitete. Daß aber alle Phasen des französischen Lautvorgangs: lat. *a* betont, in freier Silbe > *ɛ* in den französischen Dialekten noch nachweisbar sind, das wußten wir nicht. Das zeigt die erste Arbeit: *Zur Entwicklung des freien betonten A in Frankreich* (mit 9 Karten) von Edith Blankenstein. Als typisches Beispiel aus den Karten wird *clarté* gewählt; ein Typus ist nötig, da 'das Tempo der Entwicklung durchaus nicht das gleiche ist und die Grenzen sich für jedes Wort verschieben'. (NB!) Ich zitiere: 'Die Grenzlinie zwischen dem *a*- und *e*-Gebiet verläuft auf dieser Karte von der Gironde südlich der Saintonge, begrenzt nördlich Périgord, Limousin, Marche und verläuft in östlicher Richtung ...

Der südlich dieser Linie vorherrschende Reflex ist das velare *a* [ą].[1] Außerdem finden sich dort schon kleine Enklaven mit palatalem *a* [ạ] und mit *o*; ferner ganz vereinzelt, als Eindringlinge aus dem Norden, solche mit [*é*] und [*œ*] in dem stets sehr abwechslungsreichen Osten.

Nördlich dieser Linie erstreckt sich das Gebiet des [ẹ] mit gelegentlichen Einsprengseln von [*i*, ę, *œ*, ạ, ą, *o*]. Man kann sich an der Hand dieses Kartenbildes ... ohne Schwierigkeit den Gang der Entwicklung des a klarmachen ... 'Das heutige geographische Nebeneinander illustriert deutlich ihre historische Entwicklung.'

Diese Auffassung erledigt die alte Lückingsche Theorie, *a* sei über *ai* zu *ɛ* geworden; die Karten zeigen, daß die Grenzlinien, die Meyer-Lübke in der *Ro. Gr.* und Suchier im *Grundriß* zwischen Nord- und Südfrankreich zogen, überholt sind.

Das Kartenmaterial zur zweiten Arbeit: K. Tamsen, *Auslautendes A im Paroxytonon und in Pausa auf französisch-prov. Boden,* ergibt das ebenfalls nicht unwichtige Resultat (S. 14): 'Das im Vlt. wahrscheinlich straffartikulierte [a] wird in späteren Jahrhunderten mit schlafferer Organeinstellung gesprochen worden sein, also = [a̤]. Von dieser Seite aus ist dann eine Weiterentwicklung in vier Richtungen anzunehmen:

[1] Phonetische Transkriptionen stehen in [ ].

1. zu den Hinterzungenvokalen hin,
2. zu den Vorderzungenvokalen hin,
3. zu dem ganz schlaffen [ə] und von da weiter zum Schwund.
   Dazu kommt:
4. das Stehenbleiben auf der Stufe [a̤].'

Filiation nach der Karte:

	A	
	[a]	
[ǫ]	[ə̊]	[ę]
[ọ]		[ẹ]
[u]		[i]

Die dritte Arbeit: O. Begemann, *Anlautendes germ. w in Frankreich* (S. 18 ff.), bestätigt in der Hauptsache die herrschende Anschauung, und auch die vierte, *Die Endungen der 1. plur. präs. ind. in Frankreich und ihre Herkunft* von P. Belitz, sichert die Resultate der bisherigen historischen Theorie: *-ons* = ŭmus. Doch ist die Methode der letzten, deren Material sehr kompliziert ist, höchst interessant (S. 25): 'Wenden wir uns ... der *nous mangeons*-Karte zu, so finden wir folgende Lautungen in der Endung. in der Nordhälfte Frankreichs als vorherrschenden Typus [ǫ̃], im Westen (Vendée, Charente inférieure) und im Osten (Liège, Meuse, Meurthe und Meuse und in der Bourgogne und Franche Comté) [ą̃]; im Süden Frankreichs haben [ę̃] (*ẽ ę*) und [*ã*] (*ã ą*) ein fast gleich großes Ausbreitungsgebiet, das in der Mitte (Cantal, Corrèze, Lozère) und in Gers durch die Lautung [ǫ̃] (õ) unterbrochen wird.'

Um nun festzustellen, auf welchen lateinischen Vokal diese Formen zurückgehen, müssen sie landschaftsweise mit Substantiven verglichen werden, die 'dieselbe Lautfolge wie die lateinischen Verbindungen hatten' (S. 25), diese Gegenüberstellung führt dann meist (durchaus nicht immer) zur sicheren Lösung. Beispielsweise (S. 27): 'Wenden wir uns nun dem [å̃, ą̃]-Gebiet im Osten zu, so zeigt ein Vergleich der Karten, daß diese [å̃, ą̃]-Lautung in Belgien, in Meuse, Meurthe et Moselle auf -ŬMUS zurückgeht. In diesen Gegenden lauten:

mangeons	1 *mains*	2 *plein*	3 *saisons*
[å̃, ą̃]	[ę̃]	[ę̃]	[å̃, ą̃]

Es wird also die Ansicht von Lindquist bestätigt, entgegen der von Meyer-Lübke' ('der dieses ã ... für eine Fortsetzung von lat. ĒMUS hält, indem er sich auf den einzelnen Fall [mã] < MINUS stützt').

Das sind Arbeiten, die viel bieten und viel versprechen. *Laut-* und *Formenlehre* sind dabei, durch die sprachgeographischen Studien am *Atlas Linguistique* umgeformt zu werden. Die Begründungen der Urteile verschieben sich wesentlich, sie werden dabei stabiler, man ist den wirkenden Kräften um ein gutes Stück näher gekommen, allerdings hat sich dabei das ganze Bild, wie immer, noch stärker kompliziert.

Man sieht an der Arbeit, wie unrichtig es ist, wenn der *Atlas Linguistique* in einer romanischen Seminarbibliothek fehlt.

München. Leo Jordan.

Heinrich Gelzer. Der altfranzösische Yderroman, nach der einzigen bekannten Handschrift mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum erstenmal herausgegeben (Gesellschaft für romanische Literatur Band 31) Dresden 1913. Verlag von M. Niemeyer, Halle a. d. S.

Als G. Paris diesen fesselnden Artusroman in der 'Hist. litt.' XXX, 199 ff. besprach und zuerst einzelne Stellen daraus mitteilte, lag ihm eine

für P. Meyer angefertigte Abschrift vor (vgl. 'Rom.' XV, 268), nach welcher — wohl von einem dieser Gelehrten oder beiden gemeinsam — eine Ausgabe in der 'Société des anc. textes franç.' erscheinen sollte. Dieser vor etwa zwanzig Jahren (als der Ausführung entgegengehend ... sera prochainement publié ...) angekündigte Entschluß ist nun leider nicht zur Tat geworden, und so hielt sich H. Gelzer füglich für berechtigt, diesen Plan wieder aufzunehmen, der einen gewissen Wagemut voraussetzt, wie er der Jugend glücklicherweise eigen ist. Ich will damit natürlich nicht sagen, daß der Zustand der Hs. so gewiegte Kenner der alten Sprache wie die beiden genannten Gelehrten ernstlich hätte abhalten können, das Versprechen einzulösen; aber sicher gab es andere, lockendere Arbeit, um diese aufzuschieben. Jedenfalls war die Aufgabe nicht leicht zur eigenen Zufriedenheit zu erledigen, und wenn der jetzt vorliegende Text nicht überall, ja sehr oft nicht lesbar oder klar geworden ist, so bleibt es doch ein Unternehmen, dessen Verdienstlichkeit durch mancherlei Einwände nicht in Abrede gestellt werden soll. Wenn sich die Kritik ihrerseits bisher nur vereinzelt bemüht hat, dunkel gebliebene Stellen zu beleuchten und aufzuhellen, so mag dies zum Teil am Kriege liegen, der die jungen Romanisten anderweit beschäftigt oder in Anspruch nimmt, zum anderen Teil aber doch wohl auch am unerfreulichen Zustand des *non liquet,* welcher den späten Abschluß auch dieses Berichtes verschuldet hat. Außer einer Anzahl von Vorschlägen zur Textbesserung oder Erklärung von L. Spitzer und A. Jeanroy, 'Rom.' XLIII, 246—52, und W. Foersters Deutung von *nies* V. 2506 in 'Zs. f. rom. Phil.' XXXVII, 466 ist mir darüber nichts bekannt geworden. Der nach seiner Mundart vielleicht aus dem Département de la Manche stammende (S. CIII) unbekannte Dichter liebte in Christians Art psychologische Vertiefung, aber auch Spitzfindigkeiten, suchte nach Homonymen und seltenen Reimen, ohne aber dabei Genauigkeit zu erstreben oder die allergewöhnlichsten Paarungen zu meiden, so daß oft an ein Verderbnis des Schreibers zu denken naheliegt. Die völlig regellos geworden scheinende Deklination läßt sich gar oft nicht mehr mit dem erwarteten Sinn in Einklang bringen. Die einzige Hs. (aus der Cambridger University Library) ist zwar ziemlich alt (spätestens aus dem Ende des 13. Jahrhunderts), aber anglonormannisch und trotz der sehr schönen Schrift stark verwildert, der Schreiber gedankenlos, nachlässig und in der Behandlung seiner Vorlage augenscheinlich auch oft willkürlich. Auslassungen ganzer Zeilen sind häufig, daneben zeigen Wiederholungen (wie z. B. nach 1682) die ungenaue Behandlung des ihm vorliegenden Textes. Die Zahl der offenbar auch dem Schreiber unverständlichen Stellen ist groß. Man kann da billig nicht erwarten, daß in einer Erstausgabe alles glattgemacht und enträtselt worden sei, und wird dem schwerwiegenden Umstande Rechnung tragen, daß Yder eben nur in einer einzigen Hs. überliefert ist. Nicht jeder Herausgeber würde allerdings bei ganz rätselhaften oder ihm unverständlich gebliebenen Stellen so verfahren wie G., welcher in solchen Fällen öfters die aneinandergereihten Buchstaben der Hs. mitten in den Text setzt (vgl. 790, 5272 u. a.), so daß sie wie abgestürzte Felsen auf einem Gebirgspfade das Weiterkommen versperren. Man könnte, ohne 'unwissenschaftlich' zu werden, die Stelle, selbst die Zeile auch leer lassen (d. h. Punkte setzen) und durch ein Zeichen auf die Lesart am Fuße der Seite verweisen. Vielleicht findet manchmal ein anderer die Lösung, welche sich dann leicht nachträglich einsetzen läßt. Aber G.s Ausgabe nähert sich auch sonst bisweilen einem diplomatischen[1] Abdruck. Daran ändern runde und eckige Klammern zur Aus- und Einschaltung von Silben, welche stören oder fehlen, nicht allzuviel, wenn anders wieder zu kurze Zeilen (1212, 3855) ungeändert aufgenommen, Schreibungen

[1] Vgl. aber S. CIV: 'Für einen diplomatischen Abdruck war die Hs. nicht interessant genug.'

wie *sa amie* 54, *sa esperance* 2067, *qui* vor vokal. Anlaut in der Geltung von *qu'* 3391, 3679, 5144, Schreibfehler wie *vas* für *vos* 4049, *des ses aversaires* 3519, *cest* für *ch[i]ef* 4757, *de halt aucessors* 3286 oder Deklinationsformen wie *li meistre* (Akk. Sg.) 230, *mis parent* (N. Plur.) 633 u. a. dem Leser zur Richtigstellung überlassen bleiben, während doch z. B. *li seneschaus* (als Akk. Sg.) 2122 den Varianten überwiesen wird.

Der Schreiber gebraucht *que* als N. Sg. M. u. F., *qui* als Akk. (774) des Relativpron. oder gar als Konjunktion (2037, 4155, 4209 u. a.), und so steht es dann auch im Texte. Aber selbst bei konservativster Haltung des Herausgebers durfte die Besserung offenkundiger Schreibfehler der Hs. wie z. B. von *net* zu *n'ot* (Hg. *n'at*) 3966, *oie* zu *voie* 1158 nicht bald in die Anmerkung, bald wieder in den Text verlegt werden. Ärgerlicher ist es, wenn 6739 handschriftliches *espis* im Text zu *esp[r]is*, in der Anmerkung zu *emplis* und im Nachtrag S. 245 noch einmal wie schon in der übersehenen A. geändert wird; 5450 ist für handschriftliches *En* in der A. *Ne* vorgeschlagen, das ohnedies bereits im Texte erscheint. Vgl. auch 2583, 3469, 3648, 4987; 5926 (wo die Lesart in den Var. fehlt). V. 939 ist die Besserung zum Teil schon in den Text eingeführt, zum anderen Teil in der A. gegeben. Das wäre übrigens kaum der Rede wert, wenn das Schwanken bloß auf eine nachträgliche Änderung der Auffassung zurückginge; es ist aber die Folge einer sichtlichen Eile, die durchs ganze Buch zu gehen scheint.[1] Wenn es (S. CIV) im Plane des Herausgebers lag, die Reime in Ordnung zu bringen, außer wo dies ohne weiteres klar war, wie 764 *otreit* : *soit*, so brauchte er 684 nicht *li[e]t* (Bett) : *s'asiet*, unmittelbar hinter *mangier* : *cocher*, zu drucken. Indessen soll G. der Dank für seine Arbeit dadurch nicht allzusehr geschmälert werden. Er ist an eine Arbeit herangetreten, die ohne ihn vielleicht noch lange unausgeführt geblieben wäre, und wenn an vielen Stellen seine Bemühungen fruchtlos waren, so sind es oft auch die meinen und wohl noch die manch anderer, die nach uns kommen. Durch gemeinsame Arbeit aber wird auch dieses sehr interessante und oft fesselnde Denkmal, das G. jetzt ans Licht gebracht, von vielen, wenngleich nicht allen Schäden der mangelhaften Überlieferung geheilt werden können.

Dem Texte geht eine Einleitung von 106 Seiten voran, die schon als Straßburger Dissertation (1908) erschienen war und hier verbessert und erweitert wieder abgedruckt erscheint.[2] Ich möchte dabei nur ganz kurz ver-

---

[1] Wie liest 579 die Hs.? Doch wohl *a herberge ch.*; dann sollte im Text *herberge[ra]*, nicht *herberge[r]a* gedruckt sein. V. 1225 steht *beauls* in der Hs. doch wohl für *blans*? Wenn S. CV der Einleitung gesagt wird, daß Varianten wie *u* für *v* und umgekehrt nicht aufgenommen wurden, weil sie unnötigen Ballast bilden würden, so ist dies oft nicht eingehalten worden; vgl. nur 538, 862, 1168, 1642; auch *n* für *u* (1176, 1350, 1534, 2462) oder *u* für *n* (16, 1180, 2478 usw.), wo der Leser der Hs. wohl selbst schwer unterscheiden kann, ist eigens verzeichnet. Nötig war dies doch bloß bei schwierigen Stellen. Der Apparat ließ sich auch sonst kürzer geben.

[2] Der im wesentlichen neue Abschnitt über die Sprache der Hs. stützt sich, wie aus mancherlei Bezugnahme hervorgeht, mit Recht auf A. Stimmings 'Boeve de Haumtone' ('Bibl. Norm.' VII). Da, wie erwähnt, diese Hs. des Yder alle Kennzeichen des insularen Ursprungs trägt, ist man etwas überrascht, im Vorwort zu lesen, wie ihr Herausgeber d a f ü r dankt, daß A. Stimming ihn 'besonders auf die W i c h t i g k e i t des Anglofranzösischen hingewiesen' habe. Schien ein solcher Hinweis durch das Denkmal, das herauszugeben G. für wichtig genug hielt, schon selbst erteilt, so könnte man hierin nichts weiter als eine verbindliche Redensart für ein dieser Ausgabe entgegengebrachtes allgemeines 'platonisches' Interesse sehen (wofür man ja, oft mit Überschwenglichkeiten, zu quittieren pflegt), wenn nicht gelegentlich in den Anmerkungen (170, 253, 1136 [wo Stimmings Vor-

weilen. Hier heißt es S. XII: Latein bet. *a* wird ... > *ei* : *quideirs* 2064, >*ie* : *liez* (latus) usw., wo doch nur eine andere Schreibung ohne lautliche Verschiedenheit vorliegt (vgl. 'Zs. f. rom. Phil.' X, 614; Stimming, 'Der agn. Boeve de Haumtonne' (S. 175—76). S. XIV erhielt unbetontes *e* mitten in der Darstellung der betonten Vokale ein eigenes, durch besondere Überschrift bezeichnetes Kapitel. S. XVII ist *ūstium* (kl. *ōstium*) noch mit einem Sternchen versehen, obwohl schon längst belegt (vgl. Lindsay, Deutsche Übersetzung S. 38; Grandgent § 202). S. XIX zu *perc renc* für *-t* hätte auf 'Veng. Rag.' S. XLVIII, A. 2 hingewiesen werden können. S. XXI *eus et li sires* 895 ist auf Ebeling, 'Probleme' S. 162 ff. Bezug genommen, nicht aber (auch bei Ebeling nicht) auf W. Foersters lange Anmerkung zum Aiol 2167, der schon Diez Gr. II[1], 405; III[3], 408, A. vorausgegangen war. Zu S. XXIX: Die Schreibung der Hs. muß bei Betrachtung der ursprünglichen Mundart außer Spiel bleiben (vgl. W. Foerster neuerdings 'Zs. f. rom. Phil.' XXXVIII, 109 A.); warum soll *liu* : *giu* etwas anderes im Reim bedeuten als daneben *lieu* : *gieu*? Schon bei der Darstellung der Sprache des Kopisten ist (entgegen dem guten Vorsatze S. CV) zwischen mundartlichen Zügen und bloßen Schreibungen nicht sauber genug geschieden. S. XXXII: *fole* (: *parole*) als fem. Adj. kann nicht gut neben *tele, forte, grande* als 'Neubildung' bezeichnet werden, da franz. ein weibliches **fol* nicht erscheint, also schon in vorliterarischer (gallo-roman.) Zeit umgebildet wurde (*follus* bei Du Cange seit dem 9. Jahrhundert). S. LXXV wird der Name *Artus* von lat. *artor* hergeleitet, das aber nirgend belegt ist. Vgl. dazu E. Windisch, 'Das keltische Brittannien bis zu Kaiser Arthur' (Leipzig 1912), S. 140. Ob *Genievre* mit *Genoveva* (vgl. Anmerkung 23) zusammenhängt, bleibe dahingestellt. Ich halte das für ganz unwahrscheinlich angesichts der in England und sonst überlieferten Formen. Höchstens an gelegentliche Beeinflussung könnte gedacht werden.

Der literargeschichtliche Abschnitt der Einleitung zeigt Belesenheit. Wenig sicher und daher auch wenig überzeugend sind die Gründe für die Bestimmung der Abfassungszeit. Der Yderroman müsse nach 1205 entstanden sein (S. LXIX), weil der Einfluß des Hugo von Berzé (nach 1201) und des Guiot de Provins (nach 1205) augenscheinlich die Anregung zur Einführung der Satire gegen die Geistlichkeit in den Ritterroman gegeben habe. Als terminus ante quem müsse der prov. Roman Jaufre, in dem ein *Taulat de Rugimon* vorkomme, also das Jahr 1225 angenommen werden. Der unbekannte Dichter sei offenbar ein Geistlicher gewesen. S. LXXIX geht der Verf. noch weiter: 'Unser Yderroman fällt damit (?) in das 2. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts.' Wenn vielleicht die Ergebnisse der sprachlichen Untersuchung, die nach S. XL selbst das Ende des 12. Jahrhunderts nicht ausschlössen,[1] nicht dagegen sprechen, so sind doch beide Grenzpunkte (1205

---

schlag *s'esceut* = *s'esqueut* zu *s'escent* entstellt erscheint], 2611) eine tatsächliche, auch schriftliche Beratung bei der Textgestaltung ersichtlich würde. Suchier hatte einmal (im Vorwort zur 7. Ausgabe des 'Aucassin' S. XI, und ähnlich zur 'Chançun de Guillelme' S. *VII) sogar eines einzigen Strichpunktes bzw. Beistriches, den ein Fachgenosse ihm angeraten hatte, besondere Erwähnung getan, und nicht viel anders bin ich gegenüber Mitteilungen in den beiden Bänden der Raoul-Ausgabe verfahren.

[1] Vgl. aber Reime wie *cẹst* : *ẹst* 1054, 1734, 5164, 5807, 6370; *ceste* : *requeste* 2595; *eslcest* : *plest* 3017, während Guill. le Clerc noch scheidet. Vgl. Suchier, 'Afrz. Gr.' § 16 e (was G. aber Suchier über *vaslet* sagen läßt, bezieht sich gerade nicht auf das Festland). Vgl. auch *dọus* : *fọls* 2478. Hierfür mußten genaue Parallelstellen aus derselben Zeit und Gegend beigebracht werden, wenn jene Reime entkräftet werden sollen. Eine genaue Zeitbestimmung ermöglichen solche Reime, die schon gelegentliche Aus-

bis 1225) aus inneren Gründen unsicher. Es wäre ein Schluß ex silentio. Denn wir kennen von der afrz. Literatur doch nur (wenn auch reichliche) Reste; die Anregung zur Satire gegen die Geistlichkeit in solcher Form kann auch von anderwärts gekommen sein und lag im allgemeinen sozusagen in der Luft. G. selbst erwähnt S. LXV die Strophe XLIV des Livre des Manières von Est. de Fougères, und er hätte mit Nutzen den Songe d'Enfer des Raoul von Houdenc, den er auch für einen Geistlichen (S. CIII) hält, verglichen und sich dabei fragen müssen, ob nicht — oder nicht auch — ein Einfluß von dieser Seite her möglich war. Und anderseits beweist das Vorkommen eines Namens aus dem Yder im prov. Jaufre schon deshalb nichts, weil doch G. selbst (S. LXXIX) einen älteren, vielleicht vorchristianschen[1] Yderroman annimmt, aus dem — oder einem anderen, denn die Namen sind weit verbreitet — *Ta[u]lac de Rogement* übernommen sein kann. G. Paris a. a. O. S. 214 setzte den uns vorliegenden Yder in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, und eine genauere Zeitangabe wird sich schwer wahrscheinlich machen lassen. Mehr als einen 'mehr oder minder hohen Grad von Wahrscheinlichkeit' will übrigens auch G. nicht durch seine Beweisführung erreicht haben.

Wir wenden uns nun dem Texte zu und möchten versuchen, eine größere Anzahl von Stellen (die Jeanroy und Spitzer nicht besprochen oder anders gedeutet haben) ins reine oder der Aufklärung näher zu bringen.

32 *ne*] lies *n'i*, vielleicht auch

56 (*i* 'an Artus' Hof, in seiner Gesellschaft' und *vivre* 'verweilen', nicht etwa 'am Leben bleiben'; vgl. 52 *partir*); dann wird die Stelle anders als bei G. (Anmerkung) und auch sonst nicht ganz wie bei Spitzer (a. a. O. S. 256) gedeutet werden können. Mit Spitzer möchte ich *en li* = *en lui* (vgl. 203, 4539) und *s'amor* die ihm anvertraute Liebe der Dame, 'die Liebe zu ihm' also, fassen. Vgl. Benoît de Ste More, R. Troie ed. Constant 26527 *Nel* (d. i. *mon pucelage*) *vochasse pas sauf en eus*, wo der Herausgeber *vochier* mit 'considérer comme' im Glossar wiedergibt; also an unserer Stelle: 'daß sie ihr Herz bei ihm in sicherer Hut wüßte'. V. 54 und 55 sind einander beigeordnet, was aus der Zeichensetzung leider nicht (wohl aber aus Sp.s Übersetzung) hervorgeht. Man versteht aber nicht, warum Yder dann nicht mehr leben (d. h. bleiben) möchte. Es muß umgekehrt die Bedingung V. 53 verneint werden, also *E s'il ne* (oder *nel*) *p. issi f. Ke* ... Yder sucht an Artus' Hof Gelegenheit zu Rittertaten, und wenn er diese Hoffnung (49) nicht erfüllt sehen könnte, möchte er dort nicht seine Zeit verlieren. — Darin weiche ich also auch von Sp. ab.

63 l. *desoz* wie 69 (vgl. auch 241 *suz* statt *sor*; 482, 499 ist bereits gebessert); *guenchir* 'loslassen' in trans. Verwendung.

88 ff. ist etwas unklar, wenngleich 98 zeigt, daß es sich nur um Erprobung der Hilfsbereitschaft Artus' handelt, nicht um einen Notfall. Punkt nach 87. Vielleicht ist 88 *lui* und *li* vertauscht (wie 203 u. a.), dann wäre *de li* 'aus sich', d. h. ohne fremde Hilfe. 91 *li oz* das Belagerungsheer, *sofrir* intr. 'standhalten, bestehen' (94 aber trans. 'aushalten'); 92 *ele* = *el le* (oder *la*); *en ch. venir* 'zum Kampfe kommen'; 93 bleibt *il* der Hs. (= der Schwarze Ritter).

113 *de*] *des*. 118 *il*] *el*, vgl. 114.

122 *el*] in der A. als Neutr.; wahrscheinlich = *ele*; *soi porchacier* 'sich versehen' A., vgl. Chev. lion 4802, mit unausgesprochenem Objekt.

---

nahmen zuzulassen scheinen (wie *ceste* : *preste* Guill. le Clerc; vgl. H. Seeger S. 24 u. a.), allerdings nicht.

[1] Anders kann ich G. nicht verstehen, wenn er a. a. O. schreibt: 'Die Vorlage des Yderromans, die vielleicht älter, sicher aber unabhängig von Christian war ...'

183 *si*] *s'i[l]*. 192 *Tel ke* (dieses Konjunktion oder Attraktion statt *ki*) *chev. l'i* (oder *le*) *f.*

206 *Ci.l* als *Si.l* zu verstehen (Einleitung S. XIX zufällig nicht erwähnt).

209—10 bleiben bedenklich.

215 *cel'*, sonst ohne Apostroph als fem. gebraucht, vgl. 3254, 4475.

233 *a petit* nicht = 'vor kurzem' (il y a peu), sondern lat. *ad* (wie in à demain, à bientôt) 'binnen kurzer Frist'.

258 *volt*] l. *voit*. 259 *geut*] wohl *gëust* (ohne *il*); vgl. meine Bemerkung zu V. 811.

274 *c.l* = *ct* + *le*. Einleitung schweigt über die vorkommenden Enklisismöglichkeiten, was bedauerlich ist, weil recht altertümliche Fälle (vgl. 4163 *quem*) vorzuliegen scheinen, die eine Besprechung erforderten. Eher wird *si.l* zu bessern sein. Gengnagel, 'Kürzung der Pron.' S. 8 verzeichnet nur Passion 21³ (S. 29 aber 30¹) *el*; vgl. aber agn. im Boeve ed. Stimming S. XXXIII u. V. 35, 834, wohl im Yder (s. u. 3874) von einem agn. Schreiber.

277 *ses*] l. *son* (*piez*); vgl. A., wo 276 ein Druckfehler ist.

331 *li plus beaus K'onques mes veïsse danzeaus*, wo Adj. u. Subst. durch einen Relativsatz getrennt sind; vgl. 'Zs. f. rom. Phil.' XXVIII, 97—98 und Appel, 'Prov. Chrest.'³ No. 124, Z. 13 *en tot dictat pot hom far u n a o d o a s, segon qu'es estat dig, t o r n a d a s*, was weitere Belege für die von Tobler, V. B. II², 34 an zwei Beispielen gezeigte Erscheinung gibt.

286 A. befriedigt nicht. Spitzer a. a. O. S. 247 möchte handschriftliches *l'enuie* (*l'* = *li*) oder *s'enuie* ('s'irrite') verteidigen, aber mit Unrecht, wie ich glaube. Das Gegenteil seiner Auffassung scheint mir durch Zusammenhang und Reim gegeben. Nicht unwillig und aufgeregt soll eine *saive dame* unter besagten Umständen werden, sondern Geduld haben, Fassung behalten. Zornesäußerung ist plebejisch.¹ *Mâze* mhd., *sen et mesure* afrz. ist die Umgangsform, die auch die Dichter theoretisch fordern und lobend oder mahnend einschärfen. So auch an unserer Stelle. Die Dame wird zwar das Mädchen hier schärfstens tadeln (284) und strafen (298), aber sie wird es zu ihrer e i g e n e n Beschämung (*por le suen blasme*) tun. Denn es ist Sitte (*costume*, vgl. das Wort im Sinne von 'lebendem Recht, Rechtsbrauch', hier Standessitte, Etikette), daß eine wohlerzogene (*saive*) Edelfrau nicht gleich ärgerlich wird über eine Unbesonnenheit oder Ungeschicklichkeit und Vergeßlichkeit, wenn sie eine solche Zofe hat. Daher muß das Verb wie 301 im Konjunktiv stehen (Diez III³, 332) und schon deshalb ein anderes Wort für *l'enuie* oder *s'enuie* vermutet werden. Man könnte an *s'en rie* (: *folie*) mit Prolepsis des Objekts denken oder etwas Ähnliches. Diese Dame (*reine*) benimmt sich auch im folgenden anstößig genug, weshalb ihr der Dichter den Makel unfeiner Gesinnung gleich eingangs aufdrücken zu sollen glaubte. Vgl. auch 449.

355 vielleicht *Ja li torneroit ... Qui* (wenn einer ...).

460 *Ou*] *Or* oder *Od*, vgl. 444.

496 *cort*] 'läßt laufen', vgl. Perceval 2578.

590 *sovent*] *son vuel* (*vueil*)?

714 *roncié*] vom Herausgeber als falsche Analogieform gedeutet, was bei einem so gewöhnlichen Begriffe doch bedenklich ist. Vgl. Foerster, A. 615 zu Aiol, wo aus R. Cambrai 74 in Assonanz *vielle roncie* (= *iée*? — eher Fem. zu *ronci*) belegt wurde.

724 *retent*] *rentent* mit vergessenem *n*-Strich.

767 Ob *mielz* hier 'lieber' heißt (s. A.) oder zur Steigerung von *grantment* dient (vgl. *mielz perdue* 1156 und Meyer-L., Gr. III, § 202), könnte zweifel-

¹ Freilich vergessen sich die ritterlichen Herrschaften im Mittelalter und noch Jahrhunderte später gar oft und durchbrechen den dünn aufgetragenen Firnis der rein äußerlichen Zivilisation, auf den sie so stolz tun. Vgl. 376 *Yder la fiert del pié al ventre* und Veng. Rag. A. zu 612, 625, 1488.

haft sein. Ich fasse den ganzen Ausdruck als Superlativ ('möglichst') und *destreindre* nicht als 'quälen', sondern als 'zwingen', d. h. hier 'bemühen'. 769 ist *Jo* wohl aus *Ja* verschrieben: denn der Sinn fordert 'sonst', d. h. 'wenn ich es nicht täte, verdiente ich Vorwurf'. Das Folgende mag (durch Auslassung?) stark durcheinandergeworfen sein, aber man kommt zur Not mit dem Überlieferten aus: 'Schließlich (*au chief del tor*) halte ich dein Herz nicht zurück, daß (Punkt hinter *bas* 771 zu streichen) du [nicht] durch meine Schuld Hohen und Niedrigen zu dienen gehst (lies *n'ailles* 772), wenn du dich bewähren wirst (wörtlich: 'wenn du steigst' [daher *monz*, nicht *mout*, wie die A. 767 ff. will]) und dich zur Geltung bringst.' Hinter *vailles* Punkt statt nach *ailles*. Also im Gegensatz zur A. und ohne deren Umstellung.

790 möchte ich unter Benutzung der A. (wo das Fragezeichen hinter dem Vers irreführen kann) vorschlagen: *Qu'i[l] l'endemain gëun n'e[n] rait*, also wie Erec 3666, 3863, *aler* nicht refl.

797 *fist esme*] *fust eure*? Keine A.

811 Eher *jo le* = *jel* als *peusse* zweisilbig (vgl. oben zu 259). Hinter 919 und 922 lieber einen Punkt.

924—27 vier gleiche Reime (wie vielleicht 1155—58), was immerhin auffällt (vgl. S. XLIII), aber selbst bei Christian nicht unerhört ist[1]; vgl. V. Rag. LXXXV, § 4. Spitzer a. a. O. S. 247 beläßt den Reim: *veer* (vĭdere): *per* (parem). Dem Schreiber ist zwar jene Inf.-Form auch sonst nicht fremd (vgl. 305, 6534), aber man könnte denken, daß V. 924 *trover* und *veer* ihren Platz getauscht haben. Zu *chose* 'menschliches Wesen' vgl. Tobler, 'Zs. f. rom. Phil.' VIII, 299.

933 A. lies 939.

953 *D'une sole nuit nos covint* als Antwort auf die Frage: *Fustes auques ... od lui*? bedurfte einer erklärenden A. Wie übersetzt G. hier? Einmal fällt *sole* neben *trop* 952 'sehr lange' auf. Heißt es 'einsame Nacht' (weil abgetrennt vom Gefolge, daher in vertrauterem Umgange), oder vertritt *sole* ein Adv. (Diez III³, 10; Meyer-L. III, § 137)? Nicht minder fällt *De* bei der Zeitbestimmung, von der hier kein Maß angegeben wird, auf. Schließlich *covint*: muß man sich hinterher *estre* ergänzen? Ich denke vielmehr an den seltenen Gebrauch von *covenir* (unpersönl.), den Tobler, 'Zs. f. rom. Phil.' II, 151 zu V. 11 112 des Chev. II esp. verzeichnet hat (*de* und Dativ der Person) 'es steht bei ..., es ist anheimgegeben', für unsere Stelle also: 'eine Nacht nur (s. oben) stand uns (zur Bekanntschaft, Annäherung) zur Verfügung, war uns gegeben'. Sonst heißt *covenir* auch ergehen; vgl. V. Rag. 3494 A.

1019 *S'il*] *Si* 'so sehr'.

1035 Hs. sinnlos, vielleicht *Treut* aus *Feit*[*e*] verschrieben und 1034 dieses Verb in *feist* (statt *eust*) vorweggenommen.

1045 (A.) Vgl. Meraugis 2713—14 (nach T W) und A. daselbst 2703; Rom. XII, 196.

1047 *Choisir v. par lor vëues.*

1067 *Et i a f.*, wobei *Ne* der Hs. wie öfters für *Et* gesetzt ist.

1147 die Ergänzung befriedigt nicht.

1153 *n'est*] *nest* = *naist* oder *est* ohne *ne*, das aus der vorhergehenden Zeile wiederholt sein könnte. Vgl. dazu Jeanroy a. a. O. S. 250—51.

1155 *fame* 'der Ruf'; vgl. 4085 (: *dame*), in der Zeile noch 5941, 5948.

1158 Jeanroy bessert *s'aloie* (ad — lĭgat), und das befriedigt. Man könnte handschriftliches *saloie* auch aus *faloe* (*o* und *u* wechseln, daher = *falue*) verlesen oder verschrieben denken; vgl. Meraugis T 2844 (von G. Paris, 'Rom.' XXVII, 311—12 festgestellt), dazu Diez Wb. unter *fanfaluca*. Partonop. (Burguy 1, 396) 859 *tenir a falue* 'für Trug halten', also an

[1] Agn. besonders häufig, vgl. Bédier, 'Folie Tristan' S. 12.

unserer Stelle: 'Das Rittertum ist viel mehr geschädigt, wenn es in einem solchen Manne (als Vertreter seines Standes) Täuschung begeht ... *oie* 1158 könnte aus *rue* verschrieben sein, das zu *alue* (der gewöhnlichen betonten Form von *aloer* = adlŏcare) reimen würde. Vier gleiche Reime hintereinander kommen ja auch 924—927 vor (s. o.). Welcher dieser beiden Vorschläge dem Dichter am nächsten kommt, ist schwer zu entscheiden. Der Fehler der Hs. ist bei der klaren Fassung Jeanroys nicht leicht begreiflich; eher bei einem dem Schreiber vielleicht unbekannten Worte wie *falue*; die Änderung zu *oie* kam dann erst als Folge davon hinzu. Auf einem schlecht gepflasterten Burgweg zwischen Häusern ist das Reiten schwieriger als im Freien (*voie*).

1160 *meins*] = *manus*? Keine A. Vgl. Schultz-Gora, 'Chev. barisel'[3] A. 522. Dieser Verlegenheitsreim ist so nichtssagend, daß man ihn kaum dem Dichter zutrauen kann, der ein gewandter Mann ist, wenn er auch oft bequem wird.

1211 *pleine sa lance,* 1486 *a plein* 'horizontal'; vgl. Veng. Rag. A. 2850.

1212 Vielleicht: *Le buen cheval* [*enchacc*] *e serre*; vgl. 1315. Anders Jeanroy, wo die Wiederholung von *Yder* (vgl. 1210, 1215) nicht recht wahrscheinlich ist.

1280 ***Restez*** = ***Re*** + *estes* ... (Plur. zu *es*[*le vos*]).

1281 *le p.*] *el p.*?

1416—17 *estu* : *preu,* die A. schlägt *escọt* : *prọt* vor, wogegen auch der Sinn spricht. Mit Rücksicht auf 804 ff. könnte man an *veu* : *preu* denken.

1434 *le*] *li.*

1529—30 *si s'acline* : *meine* vom Herausgeber (S. XLI) selbst als bedenklich erklärt. Es wird wohl *si acene* ('winkt herbei') *Dous dameiseus, od sei les meine* zu lesen sein, ein ungenauer Reim wie öfters im Yderroman; vgl. dazu 2807 *asceine* : *peine* (in Hs. und Text) und in der Zeile 3231 und wohl auch 4170, wieder hier mit *amenez* gebunden. Vgl. Meraugis 3201 (A.). 3348 *acener,* davon verschieden ebenda 2532 *assener* : *mener.* Über das Etymon des zweiten herrscht verschiedene Auffassung: ob deutsch *sin* oder *signum* darinsteckt, ist bei den weitausgreifenden Bedeutungen nicht überall ersichtlich. Vgl. Hgb. A. zu Yder 1827. Man wird wohl auch hier zwei verschiedene Verba ursprünglich scheiden müssen, so daß hinter gleicher Schreibung sich drei Wörter verbergen.

1553 *kar legiers est* gehört noch zur Rede des Talac.

1568 *cel*] wohl Plur. gemeint. Für *pense* wohl *peust.* Da in der Hs. *ke* auch *ki* und *cel* wieder *cil* bedeuten kann, ist der Gedanke des Dichters hier nicht klar. Vielleicht: 'er kann sich mit dem Auge (durchs Zuschauen) aus Spiel nicht so fesseln, daß er jene (*ces pensez* 1566) verscheuchen könnte'. Keine Anm.

1572 *mult saluz*] dazu A., aber 5393 paßt dazu nicht. *Mult* ist nicht adj., an der zweiten Stelle *mult oiant* mit *oiant toz* usw. nicht identisch, aber doch zu vergleichen. Siehe Veng. Rag. A. 17.

1586 *N'i a cil ke voster ne soit* kann man mit der A. nicht gut Attraktion des Demonstr. ans Relat. nennen. Bei der völligen Verwirrung der Kasus schrieb der Schreiber *cil ke* statt *cel ki*! Das Relat. ist auch kaum Neutr., vgl. 1588.

1598 *sentir* 'wissen'; *com il estet A cele* ...; vgl. Meraug. 443, 4926.

1649 *il* für *el(e)*; vgl. S. XXI, wenn nicht *amor* hier den Liebes g o t t bezeichnet, während in den vorhergehenden Versen mit 'Liebe' (abstrakt) das Auskommen zu finden ist.

1650—51 beachte man die Allegorie *Remenbrance* und *Parce-Quoer.* Einfluß der beiden vielleicht kurz vorher erschienenen allegor. Dichtungen Raouls de Houdenc (besonders des R. Eles) wäre naheliegend (die vielen erhaltenen Hss. zeugen für deren Verbreitung), doch ist eine solche Annahme natürlich nicht beweisbar.

1653 A.: *N'en averoit* (dreisilbig). Man möchte mit der Hs. das Auslangen finden: 'Er könnte keine durchdringenderen (*gavelos*) lieben'. Oder nach 1648 *Ne lanceroit* ... mit *Amor* als Subj.

1656 *l'i*] warum nicht *li*?

1708 befriedigt auch in der vorgeschlagenen Änderung nicht; *departir* ohne Artikel ist hier als subst. Inf. schwer möglich, also wohl *Qu'il n'endure le departir* (mit *le* an unrechter Stelle in der Hs.), oder eher noch *S'il n'end. l. d.* Auch 1709 bleibt fraglich. Ich möchte *vent* (= *vient*) statt *vert* lesen, also *Ne li vient* ... (A. *veit*).

1747 *jadis*]? Der Vers steht außer jedem Sinn; *bien* kann hier nicht 'Besitz' noch 'Liebesglück' heißen, sondern ist adv., daher hinter *jadis* ein Verb oder Part. pf. stecken muß, etwa *ja dit* 'gejammert' (vgl. 1750) im Selbstgespräche (nicht notwendig in bezug auf die lange Ausführung des Dichters selbst).

1793 *fui*] *fu(i)*; vgl. S. XVII.

1802 *sovent* hier 'zuletzt, jüngst'? Oder ein anderes dementsprechendes Adverb.

1806 *doblee*] *torblee*? Spitzer: *coblee* (nicht belegt, wie es scheint).

1813 Besser *le* als *vos* zu streichen.

1949 keine A. Das gleiche Verb *voloir* kommt im nächsten Vers zum drittenmal vor, aber das schließt seine Verwendung nicht aus. Also = *vole(e)nt* oder *voelent*.

1963 ff. gehe ich nicht mit dem Herausgeber in seiner A. Ich glaube, *faire entendre* steht wie Veng. Rag. 4417 (A.) für *faire entente* 'eine Absicht ausführen', einen Angriff machen. 1966 *fort*] adv. 'schwerlich, kaum', nicht adj. 'stark' (A.). Die ganze Stelle von 1962 an würde ich also etwa übersetzen: 'Die Königlichen kommen [jetzt] nicht in geschlossener Reihe (sondern *a desroi*) auf uns zu, dann werden sie, uns durchbrechend (*par nos*), einen Angriff machen. Wenn sie über uns herfallen können (d. h. wenn sie uns einzeln fassen können), so sind sie so zahlreich, daß es uns schwer werden wird, uns wieder zusammenzuschließen, falls es ihnen gelingt, uns zu durchbrechen.' Über die Trennung des doppelten Bedingungssatzes s. Veng. Rag. A. 815. Es bliebe schließlich noch zu überlegen, ob 1963 nicht zu ändern wäre: *Plus* (also mit der Hs.!) *par vos feront* [*il*] *entendre* 'mehr auf euch werden sie ihren Angriff richten', nachher Punkt (auf alle Fälle).

1990 *Sil*] *Si*.

2009—10 deute ich anders als die A. Der zweite Vers wiederholt hier den Sinn des ersten, aber *ire* und *neporquant* sind Gegensätze, daher kann das Verb 2010 nicht gut *creistre* sein. Etwa: ... *li cuers s'en* (für *l'en*) *reprist* 'faßte sich darüber wieder', die (lähmende) Aufregung legte sich wieder; vgl. Karrenritter 5153 Var. Der Schreiber hielt sich gar oft nicht ans Schriftbild der Vorlage.

2078 schlägt Jeanroy *l'en irent* 'le détestent' vor und weist auf V. 2131. Wäre nicht *s'en irent* mit der gewöhnlichen Bedeutung 'sich über etwas oder jemand aufregen, ärgern' wenigstens an der ersten Stelle möglich? Denn 2078 ist von Abscheu oder Haß keine Rede: die Ritter außer Kei und die Damen ausnahmslos sprechen Yder den Preis zu, und diese wären bereit, ihm *amie* zu werden.

2145 ff. trotz A. unklar. Wenn *li* sich auf *Quoi* bezieht, wie ist daneben *As nos* möglich? Vielleicht also *s'i*.

2160 *si li escria* wer wem? *Talac* dem *Quoi*? Ich bezweifle hier die Echtheit von *li escria*. Vielleicht *si i estriva* 'und wetteiferte mit ihnen' als vierter; vgl. Cligès 2912.

2220 Daß Yder der Königin 'du' sagt, ist ausgeschlossen; vielleicht *tue* der Hs. au. *nul* entstellt.

2234 *A jor*] vielleicht 'wohlan', eigentlich *jor* = Termin, wie nfrz. à demain.

2278 *ferir* trotz A. nicht gut möglich und vielleicht aus der vorhergehenden Zeile wiederholt statt *flechir.*

2287 *a l'encontrer.*

2311 Fragesatz mit *si* eingeleitet. Die Zeile ist so kaum in Ordnung. Man würde erwarten: *Se nel me lairez vos a moi?*

2333 *cleitez*] vielleicht nur eine Wiederholung des Anfangs von *cleime,* das vorausgeht. Was dafür einzusetzen ist, bleibt natürlich unsicher.

2341 A.? Ich verstehe den Vers nicht. Man würde *A Guenloïe s'el seüst* oder ähnliches erwarten. Vielleicht ist *tele* (aus *cele*) und das Folgende verschrieben (oder verlesen), oder eher hat *Et* statt *A* in der Vorlage gestanden, wobei die erste Vershälfte 2341 als Zwischensatz gedacht war. Man käme auch mit der Konstruktion *ἀπὸ κοινοῦ* (Tobler, V. B. I², S. 137) aus. Aber eine Anmerkung war hier notwendig.

2390 l. *bonté* : *he*; anders die A. 2391.

2546 l. *destendre.*

2547 bedürfte einer Bemerkung.

2616 scheint mir aus mehreren Gründen zweifelhaft.

2730 *cors* = c o r p u s, 2731 = lat. c o r ? Wahrscheinlich, trotz des Zusammenhangs mit *aleine,* auch = c o r p u s, d. h. *li cors de lui* = *ses cors* = *il.*

2752 *fust*] aus der vorhergehenden Zeile wiederholt statt *fu.*

2888 *seins*] s ĭ n u s 'Bucht'. Die beiden vorhergehenden Zeilen passen dann nicht in die Reihenfolge und sollten hinter 2883 stehen. 2886 ist Füllsel (vgl. 2829). Das Ganze stimmt wenig zur geschickten Erzählungsart des Dichters.

2896 wohl besser *mustrera[i]*, vgl. 2899 und S. XIII. Zu *hosteillier* vgl. 3005 — *iere.*

2934 *sil*] l. *si qu'il*; *soi* wohl aus *for* verschrieben. Damit erledigt sich die A.

2971 *vos*] vielleicht zu streichen. vgl. S. XXXV.

3080 *sanz* = *Sainz.*

3204 Subj. zu *aut*? Ich verstehe: *Si aut l'en* (= *l'on*) *l'en* (*li* + *en*) *faire saveir,* vgl. 3267. Der Schreiber setzte *len* nur einmal.

3236 *de*] sonderbar, man würde *od* erwarten. Vielleicht liegt Wiederholung aus 3235 vor.

3282 keine A., aber der Vers befriedigt so nicht; etwa *Ço est qu'il s'est tel [honor] fait.*

3286 *halt aueessors* l. *halz anc.*

3374 Punkt am Schluß der Zeile.

3375 und 3377 beidemal *chambre* unwahrscheinlich, ebenso scheint *devers* 3375 aus der vorhergehenden Zeile wiederholt. Dem Schreiber ist alles zuzutrauen.

3391 *qui*] = *qu(e),* wie oft.

3518 gehört wohl zum folgenden. daher Punkt schon hinter 3517. ebenso nach 3520.

3519 *des*] *de(s).*

3566—67 *voie* : *voie,* beidemal 'Weg'; keine A., vgl. aber S. XLIa. Vielleicht ist 3566 *roie* (nfrz. *raie,* lat. *rĭga*) zu lesen: der ein wenig lichtere Raum zwischen den doppelten Baumreihen, die den Weg begrenzen. Diese relative Lichtung diente ihm als Führer.

3570 *masse*] vom Herausgeber als adv. Bestimmung gefaßt; vielleicht ist aber *orbist* aus *or fist* verschrieben. Der Schatten des Waldes war so groß, daß der Weg (d. h. der Raum zwischen beiden Baumreihen) eine ziemlich undeutliche Masse schien. Das steht nun allerdings scheinbar im Widerspruch zum Vorhergehenden.

3662 *m'en preisse*] deutet Herausgeber (A.) als *m'empresse,* aber der Nachsatz ist hypothetisch, daher Konj. Plusq. gemeint und die Hs. zu be-

lassen: *soi emprendre d'aue. r.* 'sich um etwas bemühen'. Also entweder *il* streichen oder *ëi* einsilbig, wie 3730 *ëu* (A.).

3701 Sinn? Keine A. Das Verb *tienent* könnte ja frz. kaum mit unbestimmtem Subj. gemeint sein, und *vils* fügte sich nicht in den Reim. Vielleicht *vienent* oder *vivent?*

3730 *aseurez*] paßt nicht (trotz A.) zum folgenden Vers; wohl *arestez* 'aufgehalten'.

3734 *Sil* = *Cil* wie 3704—5; 3735 *Ke* = *ki*, was sich übrigens schon aus der Einleitung ergibt.

3744 *es*] *es[t]*.

3804 weiche ich von der A. ab, also nicht *Ja cessera ... haschiee* (3806), dieses als Subj., sondern *la vie* 3801 und *Ne cessera, ne pot f.* tautologisch, verstärkend.

3822 Nach dieser Zeile dürften zwei weitere ausgefallen sein.

3852 *l'espee*] auffällig, wohl *espoi* 'Spieß', vgl. 1319 (A.), 3869, 3873; natürlich *el col* durch *el poing* zu ersetzen. Der Schreiber war sichtlich zerstreut.

3855 fehlt (auch im Vorschlag der A.) das Subst. (etwa *gent*) zu *comune*, dann im Gegensatz zum Herausgeber mit der Hs. zu gehen nicht unmöglich.

3874 *cel*] = *se.l?* Dabei könnte man an ein durch *feus* gegebenes, nicht ausgesprochenes Subj. 'Hitze' denken. Sonst (*ce*+*le*) ist die Inklination, wie öfters im Yder (die Einleitung behandelt eben leider die Fälle nicht), eigenartig und altertümlich (Tobler, Versbau [4], S. 36 z. B. verzeichnet *ce* nicht mehr unter den Wörtern, an die Anlehnung stattfindet; Gengnagel S. 30, zuletzt bei Gaimar. Vgl. *ja.l* 4016, *que.m* 4163 (Trist. Berol 270 *porquoi.l*).

3875 *la grue que poise avant*] *qu'a prise av.*

3883 *avtre* schiene *aventure* mit vergessenen Kürzungsstrichen zu meinen. Der Schreiber setzte vielleicht in der vorhergehenden Zeile *sa mesure* statt des nicht so gewöhnlichen *de tel afaire* 'Beschaffenheit, Art' (vgl. Veng. Rag. 5074, Mer. 4744, Chev. barisel[3] ed. Schultz-Gora V. 53 *de put afere*; prov. *toza de gentil afaire*, Appel, Chrest.[3] 64, 29; Yder 3929 *de tel mentage*) und änderte dann unbeholfen auch das dazugehörige Reimwort (etwa: *le soen fer a terre*, vgl. 3847 *tisonier*).

3937 *Ke* wohl erst vom Schreiber zur (unmöglichen) Verbindung mit *dïez* hineingebracht.

4008 *li neires*] Herausgeber *mires* oder *neins*. Beides unmöglich. Ich glaube, es steckt *li veers* 'das Verweigern' (nämlich der Bürgschaft) drinnen: vgl. 1677 *vié e defens*.

4012 *doi a estre ...*] kaum möglich, vielleicht *Et estre* und 4011 *or* statt *por*. *Debere ad* + *inf.* ist nur altportug. üblich.

4022 *otroi ...*] *otriai se avïez* (vgl. 3992), denn die Beschaffung eines Bürgen und das Bleiben sind ja nicht mehr 'bedingt', sondern bereits Tatsache.

4032 *ses*] = *ces*.

4034 *voir*] 'das Richtige, die Grenze des Zulässigen', nicht 'Wahrheit' (A.).

4035—36 l. *fait un devoir A celui* (vgl. S. XXXIV) *par cui el mesprent*, d. h. der fremde Ritter wird schon mit Rücksicht auf die Dame des Hauses sein Versprechen, nur eine Nacht zu bleiben, halten. Es liegt kein Grund vor, hier einen Einschub des agn. Schreibers anzunehmen, wie die A. meint. Man könnte 4034 *S'en a trespassé le veer* 'das Verbot' (mit Bezug also auf das Fräulein) lesen, vgl. 4199, und dann 4035 mit dem Herausgeber an *desver* (statt *desvoir*) denken.

4042 Herausgeber *la malefeite* (A.). Ich bleibe bei der Hs. *male freite* 'Bruch (mit der Sitte), Aufsehen, Skandal', vgl. Burguy I, 285: *Sire, qui volez faire? Ne ferez (freez) si grant freite Que vus algiez a curt el puing l'espee treite* aus Thom. Canterbury, ed. J. Becker, S. 17.

4049 *vas*] *vos* (keine Bemerkung oder A.).

4155 *qui*] meint *qu'*, wie öfters (= Konj.).

4209 *Qui*] *Qu'il* oder wieder einfach *Que*.

4218 *mein* 'die [strafende] Hand'.

4227 *vait* nicht gut möglich, auch weil Konj. stehen müßte; wohl *quei qu'il i ait.*

4276 *vie*] *voie.*

4338—39 *meschine* : *meschine* jedenfalls wegen des Sinnes nicht ursprünglich. Die A. spricht nicht darüber. Es ist 4339 *de la reïne* zu lesen. *de* 'in bezug auf', vgl. 4376.

4353 *ot osté les se(a)les* 'Sitze', wie Trist. Berol 1485. Sättel und Pferde sind längst versorgt. Oder steckt ein anderes Wort dahinter? Etwa *ot esté lez celes,* d. h. als er Zofendienste geleistet hatte. Vgl. S. XXVI ẹ : ę, aber dazu oben meine Bemerkung.

4392 *o quatre tanz*] l. *e q. t.*

4402 *Fu* (*fuit*) am Satzanfang nicht üblich, auch *Qui* (Hs. *Que*) nicht entbehrlich; daher *Qui'st,* weil *fu* aus der folgenden Zeile vorweggenommen.

4410 *que*] = *qui* (*cui*).

4499 l. *avantier.*

4529 *roe* 'runder Tisch'.

4540 *estorc*] Gloss. nur 1413 erwähnt. Wenn 4540 die Bedeutung 'versehen, versorgen' (Godefroy) vorliegt, muß es *Del beivre* heißen. Man würde ein Wort wie 'animieren' erwarten. Vielleicht aber einfach wieder 'in den früheren Zustand versetzen', in der Studentensprache: 'sich stärken lassen' (durch Trinken). 4539 wird *li* wieder *lui* meinen; vgl. 65, 203.

4588 *esme*[*t*] *le destrier des talons* scheint zweifellos *esmuet* zu meinen (oder *esm*[*ai*]*c*?). Für *esmetre* gibt Godefroy nur ein Beispiel (retrancher, supprimer), das hier nicht paßt.

4720 *enchanceore* (in der A. *enchaceore* geschrieben) bleibt rätselhaft. Ich möchte an eine Entstellung glauben, denn ein Bestandteil des Schildes kann nicht gemeint sein, weil der Artikel nicht fehlen dürfte. Ich schlage vor *por enchauc*[*i*]*e*[*r*] *ore* : *sore,* was nicht bloß einen häufigen Reim gibt, sondern auch fast nichts an der Hs. ändert: 'angreifen', vgl. Clig. 2049: *enchauz* Subst. ebenda 1517 Var. Zum Obj. im Dativ bei *assaillir* vgl. Veng. Rag. A. 2897, daher auch hier verständlich: Direktivobjekt statt Passivobj. Aber bei nichtgeänderter Zeichensetzung bedarf es dessen nicht, da *Au chev.* Ortsbestimmung bleibt. Man könnte abteilen: *Prent l'escu* : *por enchaucier ore Al chevalier est corru*[*z*] *sore.*

4731 *treges*] A. *targes* (und *elmes* für *esmes*) befriedigt nicht. Es ist wohl *es renges* gemeint: vgl. 4769. Die Hiebe gleiten von den Helmen herab bis zu den Schwertriemen.

4732 *entrecasté*] A. *entrehasté.* Ich bliebe bei der Hs. *entretaste* (*c* u. *t* oft nicht zu scheiden, vgl. zu 4757 meine A.), ein launiger Ausdruck für 'zerbleuen' und dergleichen.

4746 *vait*] *voit.*

4747 *Qu'enperera* (trotz A.) mit Hs., weil Futur notwendig.

4757 *el cest*] *el test* 'Hirnschale', nicht mit A. zu *chief* zu ändern.

4795 *li*] = *lui.*

4846 *fouls*? Keine A. 'Narr, Geck, Tor' kann es nicht heißen; man erwartet *folie.* Vielleicht ist *cist fouls r.* aus *ceste fois remaigne* ('unterbleibe') verdorben, denn Nuc hatte ein Gelübde gemacht, seinen Namen zu verheimlichen, und jetzt ('dieses Mal') soll davon Abstand genommen werden.

4941 *feroie*] 'sollte ich beschreiben', vgl. *fait il* 'sagt er'. So die A. Vielleicht aber für *teroie* (*tairoie*) verschrieben; 4944 meint den 'Betrieb', aber das schließt vorher ein allgemeingehaltenes Lob nicht aus.

4950 *escuiele*] vielleicht *estuiele* (Fœrster, Christ. Wb.) 'Versteck'. Eine humorvolle Anspielung auf das heimliche Sprechen der beiden. Vgl. Gelzer S. XCVI, A. 'gemeint ist Hinterhalt'.

4951 *entreforçon*] = *entre esforçons,* vgl. Veng. Rag. A. 466 u. 5751.

5004 *grifs* (= *griefs*) 'Unannehmlichkeit, Belästigung', nicht wohl

'Schmerz' (A.). Die weitläufige Erzählung (Wiederholung) wird ja nur vom Dichter, hier mit Rücksicht auf 4643 ff., 4716 ff. und die Geduld des Lesers, abgelehnt; der Dame war im Gegenteil, da sie es noch nicht wußte, die größte Ausführlichkeit von Interesse.

5009 *que s'e(i)sjoout*] l. *qui s'esjot* (: *ot*).

5010 *qu'elë out*] l. *quë ele ot.*

5011 A. Vielleicht führt 5023 zum Verständnis der Stelle. Ich möchte zur Erwägung stellen, ob nicht *fait* (statt *vait*) *entrepernant* das Ursprüngliche ist. Vgl. Tobler, V. B. I², S. 40 und *faire conoissant* bei Wailly 'Sprache Joinvilles' S. 37; E. Mönch, 'Gerund. u Part. pr. im Afrz.' (Göttinger Diss.) S. 143: 'praedic. Obj. — Ergänzung'. *Entreprendre* heißt (im Gegensatz zur A. Gelzers) hier wie gewöhnlich 'unternehmen'. Durch den Wunsch der Königin ermutigt, erzählt ihr nun das Fräulein alles ausführlich, nicht bloß *briefment* (5005).

5025—26 wird durch 5028 zum philologischen Scherze.

5054 deute ich anders als die A., die *passer* als *trespasser* 'sterben' faßt: es heißt, glaube ich, wörtlich wie immer 'vorübergehen', also: durch anderes [anders] würde ich [darüber] nicht hinwegkommen' — außer eben durch den Tod. Die Hs. kann also bleiben.

5068 *si*] l. *s'i* mit refl. *venir.*

5272 Hs. *de muor*] A. bleibt ohne Ausweg. Vielleicht: *De li* (= *lui*), *di joen, a de menors* (: *meillors*) 'geringere', d. h. untüchtigere als er.

5330 ff. und 5420 ff. kann von Christian, Erec 5780 ff. herrühren, erinnert auch an die Veng. Rag. 625 (A.).

5381 *tremblant*] vielleicht eher *emblant* 'sie nahm mir zum Grüßen den Mut'.

5386 keine A. Wie übersetzt Herausgeber diesen Vers?

5450 Hs. *En*] A. *Ne*, was bereits im Texte steht; Spitzer S. 250 *De*? Vielleicht ist *En* aus dem Anfang der vorhergehenden Zeile wiederholt, könnte aber doch echt sein: 'unter allen Lastern'. *quier*[*t*]. Statt [*I*] *cil* 5448 schiene [*Que*] *cil* sinngemäßer, und die in der A. dazu angenommene Anakoluthie besteht dann nicht.

5453 Punkt am Ende zu streichen.

5468 *garder* der A. paßt nicht: *l'autre* ist der Gatte (prov. *gilos*), *qui* 'wenn eine (Frau)'. Es könnte Hs. *larder* bildlich 'einfetten' im Sinne des deutschen 'einseifen', d. h. hintergehen gemeint sein.

5490 *c*(*u*)*i*] *i*?, vgl. 5545.

5569 und 70 *que* 'denn'.

5746 *qui.n* [= *qui n*(*e*)]? Lieber überflüssiges *A* streichen.

5896 *vos*]? wohl *nos*, dativus ethicus.

5899 *adentez*] bildlich 'umgestürzt', vgl. 5716 *un hanap adenté.*

6029 A. '*aumaire* ist afrz. Mask.' Allerdings zunächst und noch bis ins 17. Jahrhundert hinein (Ménage); aber früh schon erscheint das heutige Geschlecht. · Foerster. Wb. führt Clig. 20 das Wort als fem. an, doch läßt die Stelle das Geschlecht nicht erkennen. Meraugis 4793 in V W mask., T fem. (jüngere Hs.). Auch bei *la glaive* Yder 6102 könnte auf 2321 *le gl.* hingewiesen werden; vgl. aber S. XXI ebenda u. 5551 A., so daß auch hier trotz *le* weibl. Geschlecht möglich scheint. Aber Veng. Rag. A. 864 u. Gloss. zeigen beiderlei Geschlecht. Das weibl. ist bei diesem Worte wohl noch durch seine Bedeutung (*espee*, *lance*) herbeigeführt worden.

6294 *rouins*] Die A. ist unschlüssig. Vielleicht *covins* 'schicklich'. Von lat. *convĕniens*? Vgl. *enrievres*, wenn = *irrĕverens*. Oder aus dem mask. Subst. *eovin* aus **convĕnium* (Diez *convegno;* Meyer-L., Wb. 2193), das zum adj. Gebrauche gelangt ist; vgl. Meyer-L., Gr. II, § 394.

6455 *pcoir*] 'Platz haben' (die A. anders), vgl. Foerster, Aiol 91 A.

6479 *par nom*] s. Veng. Rag. 4631 A. Auch rumänisch *a nume* : *Cite rele au fost pe lume, Toate le-am tras anume* (alle, jedes Ungemach für sich) im Volkslied (Ms. Cehovski aus Sadova, Bukowina).

6489 *voit*] *vait*, vgl. 6492.

6495 *escot*] vielleicht *acueil*?

6701 *chaete*] = *chaeite* 'gefallen'.

6712 *longe aconte*] 'Aufzählung', vgl. Veng. Rag. A. 6180. Ist hier das Wort weiblich?! Die A. sagt darüber nichts. Man wird wohl *longes* (adv.) zu lesen haben wie 2591.

Die Anmerkungen zum Text umfassen 40 Seiten und bemühen sich in dankenswerter und oft erfolgreicher Weise um die Herstellung einer befriedigenden Lesart und um die Erklärung schwieriger Stellen. Meist ist, wie schon eingangs erwähnt, die Textkritik hierher verlegt. Ein Verzeichnis der besprochenen oder vermuteten Wörter (und Formen) sollte am Schlusse nicht fehlen.

Das Glossar ist ganz kurz (7 S.) und soll nicht romanistischen Lesern dienen, die sich bloß literargeschichtlich oder als Bibliophile mit dem Denkmal beschäftigen. Ich fürchte, es reicht selbst für den Kundigen nicht aus. Es wird ja immer schwierig bleiben, hier allen Erwartungen zu entsprechen, und eine Grenzlinie ist, sobald nicht alle Wörter und Fügungen aufgenommen werden sollen, nicht leicht zu ziehen. Ein ganz vollständiges Glossar habe ich z. B. auch zur Veng. Raguidel nicht gegeben, und wenn es mit seinen fast 40 Seiten und der besonders auf die Syntax darin verwendeten Mühe in der Bemerkung eines sonst so gewissenhaften Berichterstatters, daß es 'offenbar nicht erschöpfen wolle', seine summarische Erledigung fand,[1] so wäre ich weit entfernt, den Herausgeber des Yder wegen seiner großen Kürze zu tadeln, wofern er wirklich seinem erwähnten Grundsatze treu geblieben wäre. Aber sein Glossar läßt zu oft im Stich (gibt auch sehr viele Wörter ohne Verszahl), so daß etwa ein Germanist, der einmal wieder afrz. Artusepen liest, bei einem so schwierigen Texte, wie es doch Yder nach der vorliegenden Hs. und Ausgabe immerhin ist, öfters ratlos sein dürfte.[2] Es fehlen darin (und oft auch in den Anmerkungen) seltenere Wörter wie *asme* (: *blasme*) 121, *avable* 5845 usw., die zwar bei Godefroy stehen, aber damit eigens einen Gang in die Bibliothek nötig machen (wozu dann das Übrige im Glossar?), oder es sind Bedeutungen, die aus dem Wortstamm nicht ohne weiteres abgeleitet werden können, wie *apurtenantz* 2681 (vgl. auch 2728) 'Verwandter', *maniere* 2588 in *avoir m.*, *roe* 4529 s. f. 'runder Tisch', *sufrir* 1028, 3577 'warten', *tenir* 321, oder die Übersetzung ist nicht zutreffend, wie bei *trace* 2162 'Verfolgung' (nicht 'Unternehmung'), *estres* 5137 'Erker' (nicht 'Balkon'), oder die Form selbst ist nicht genau, wie bei *coint* (ohne Beleg!) 'anmutig', das mir ohne *-e* nicht vorgekommen ist. Auch fürchte ich, daß nicht jeder in der Form *apremerons* 971 sogleich das Futurum von *aproismier* 'sich nähern' erkennen werde. Auch hier scheint mir ein Zuviel besser als ein Zuwenig.

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Colbert Searles, Les Sentiments de l'Académie Française sur le Cid. Edited with an introduction. The University of Minnesota. Studies in language and literature. Number 3. Minneapolis (Bulletin of the University of Minnesota. March 1916). 112 S. u. 9 Faksimiles.

Die 'Sentiments' der Akademie liegen in alten Drucken aus den Jahren 1638, 1678, 1693 und 1701 vor, die aber so selten geworden sind, daß man in der Hauptsache auf das, was Marty-Laveaux in seinen 'Œuvres de Pierre

[1] Vgl. 'Zs. f. franz. Spr. u. Lit.' XXXIX[1], 110.

[2] Seither ist allerdings Foersters Wörterbuch zu Christian de Troyes erschienen, das jedem zur Hand ist.

Corneille' (Paris 1862. XII, S. 463 ff.) und Gasté, 'La Querelle du Cid' (Paris 1898, S. 355 ff.) gebracht haben. angewiesen bleibt. Searles greift auf den ersten handschriftlichen Entwurf der 'Sentiments' zurück, der aus der Feder Chapelains herrührt, und stellt ihm die beiden korrigierten Redaktionen und die Fassung des Erstdrucks von 1638 in fortlaufender Textvergleichung gegenüber. Dadurch wird ein deutlicher Einblick in das Getriebe der vielfach recht engherzigen und kleinlichen Ausstellungen und Änderungen. die der erste Entwurf bis zu seiner Festlegung im Druck erfahren hat, ermöglicht. Alles freilich wird auch so noch nicht klar. Gerade in dem wichtigsten Teil der 'Sentiments' (ed. Searles S. 23 ff.) sind interessante Korrekturen von unbekannter Hand anzutreffen, denen der gedruckte Text fast ausnahmslos Aufnahme gewährt hat. Richelieu ist mit vier recht lakonischen und kategorischen Randnoten, sein Sekretär Citois mit drei vertreten. Der Searlesschen Ansicht, eine dieser Randnoten lasse erkennen, daß der Kardinal nicht sowohl über den Cid als über den Cidstreit ungünstig gedacht hat, kann ich mich nicht anschließen. Richelieu hätte, wenn ihm der Cidstreit wirklich so unangenehm gewesen wäre. andere Mittel und Wege gehabt. um dem Hader ein Ende zu machen. Searles schätzt Richelieus Anteil an dem Cidstreit entschieden zu gering ein, wenn er ihm nur die Rolle eines Stilisten zuerkennen will, der Chapelains Entwurf 'plus digne de l'Académie' habe machen wollen (vgl. auch 'Revue d'Histoire Littéraire' [1914], S. 331 ff.). Die Feindschaft Richelieus gegen Corneille mag wohl von mancher Seite übertrieben worden sein, ist aber unbestreitbar. — Druckfehler begegnen S. 3 (abbè), S. 7 (aquel). S. 17 (cét), S. 87 (Parlous).

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Else Sternberg, Das Tragische in den Chansons de Geste. (Berliner Diss.) Berlin, Mayer & Müller, 1915. XIV, 205 S. M. 5.

In dieser sehr fleißigen und ausführlichen, auf ausgedehnter Lektüre fußenden Arbeit hat die Verfasserin ein Gegenstück zu H. Theodor, 'Die komischen Elemente der altfranzösischen *chansons de geste*' (Halle 1913: Beiheft 48 zur 'Zeitschrift für romanische Philologie') geschaffen.

Ihren Stoff teilt sie in drei Gruppen: A. Die chansons de geste in Frankreich; B. Die cantares de gesta in Spanien; C. Die materia di Francia in Italien. Naturgemäß beansprucht A weitaus den größten Teil der Untersuchung, während B und C wohl eher als Anhang gedacht sind.

A zerfällt wiederum in dreizehn Teile: I. Das Rolandslied: II. Isembart und Gormont: III. Die Wilhelmsage; IV. La Chevalerie Ogier de Danemarche; V. Girart de Roussillon: VI. Les quatre Fils Aymon; VII. Raoul de Cambrai; VIII. Das Lothringerepos; IX. Rückblick; X. Das Tragische in den übrigen den Glaubenskampf behandelnden chansons de geste; XI. Das tragische Motiv vom Kindesopfer: XII. Bemerkungen zum romantischen Schicksalsepos: XIII. Rückblick.

In anschaulicher, von vieler Liebe zur Sache zeugenden Darstellung werden im Laufe dieser Ausführungen all das schwere Leid, all die furchtbaren Geschehnisse geschildert, welche *desmesure* und *Blutrache* im feudalen Frankreich jener Zeit über einzelne, ganze Sippen, und im Gefolge über ganze Gegenden bringen. Mit sicherer, geschickter Hand versteht es die Verfasserin, in ihren ausführlichen Analysen die im Sinne der Tragik orientierte dichterische Idee von dem vielen Beiwerk frei zu machen und zu zeigen, mit welch elementarer Wucht das Schicksal waltet.

Wie das Thema nach innen mit großem Scharfsinn aufgefaßt ist, so ist es nach außen hin nicht in enge Grenzen gebannt. Manches, was der Titel der Studie, strenggenommen, nicht erwarten läßt, wird kritisch geprüft.

Ich meine da in erster Linie die Art und Weise, wie die Verfasserin zu den so komplizierten Fragen der Wandlungen eines Epenstoffes und des Verhältnisses der verschiedenen Stoffe zueinander Stellung nimmt. Man gewinnt die Überzeugung, daß sie in die Mentalität der Helden und ihrer Dichter gut einzudringen verstanden hat.

Gegenüber der etwaigen Frage des einen oder andern Lesers, ob die ausgedehnten Analysen nicht kürzer hätten gefaßt werden oder zum Teil ganz unterbleiben können, möchte Referent diese Analysen in ihrer Ausführlichkeit doch nicht missen: erstens weil sich die daran anschließenden Ausführungen um so mehr konzentrieren können, und zweitens, weil, wie oben bemerkt, die Verfasserin es immer verstanden hat, aus den endlosen Versreihen das Wesentliche herauszugreifen. Damit gewinnt der Kreis der Gedanken und Empfindungen, denen sie nachgeht, an Kraft gegenüber der langwierigen Darstellung des Dichters.

Zum Schluß möchte ich bei einem Punkte verweilen, der S. 137, im Rückblick, zur Sprache kommt. Es heißt dort: 'Roland und Vivien verkörpern die sich überhebende Maßlosigkeit auf dem Boden des Idealismus im Dienste von Glauben und Vaterland. Das feudalistische Epos schildert den Kampf der Vasallen gegen den König und untereinander; hier herrscht die *desmesure* im Dienste des Egoismus. Bei Roland und Vivien dreht sich die Kernfrage um das Prinzip der Ehre, im feudalistischen Epos um Rache, Recht und Macht. Das rein idealistische Epos steht durchaus auf dem Boden der Freiheit. Hier entwickelt sich alles auf Grund der gegebenen Charaktere. Der Held wird von einem hervorstechenden Charakterzug beherrscht, von einer großen Leidenschaft, einer Macht in ihm. Im Reich der Blutrache aber herrscht eine außerhalb des Helden stehende Satzung wie eine Schicksalsmacht, und seine Leidenschaft hat ihren Grund in ihr. Er selbst ist unfrei.'

Da weiß ich nun doch nicht — vorausgesetzt, daß ich diesen Passus so aufgefaßt habe, wie ihn die Verfasserin aufgefaßt haben will —, ob man diese Scheidung in frei und unfrei so radikal, so generaliter vornehmen kann. Gewiß haben die Verhältnisse des damaligen Feudalstaates, wie sie in den *chansons de geste* zum Ausdruck gelangen, die Klasse von sozial scheinbar auf der höchsten Stufe der Freiheit stehenden Menschen, um die es sich handelt, zu unfreien gemacht: aber gleichzeitig kam doch gewiß auch das in Betracht, was der Betreffende in seinem Charakter als elterliches Erbe aufwies. Ich erwähne da Raoul de Cambrai, von dem die Verfasserin selber sagt (S. 110), seinen wilden Charakter habe er von seiner Mutter geerbt: so sei er von Anfang an zu seinen Greueltaten besonders veranlagt. Raouls Mutter kennt ihren Sohn als eine wilde, unbändige Natur: sie sieht voraus, daß es nicht gut endigen wird, und, von Entsetzen erfüllt, verflucht sie ihn. Aber bei der Leidenschaft, die Raoul erfüllt, würde er auch ohne Fluch sicherlich ins Verderben sich stürzen, wenn auch zuzugeben ist, daß der Dichter den Mutterfluch als schicksalsbestimmend bezeichnet (S. 108 unten bis S. 109 oben).

Raoul ist unfrei zum Teil in der gleichen Weise wie einer von den Helden des idealistischen Epos, den auch eine Leidenschaft, aber im Sinne des Guten, erfüllt. Mag die *desmesure* im Dienste des Idealismus oder des Egoismus walten: in beiden Fällen sind die Helden unfrei. In beiden Fällen handelt es sich in erster Linie um eine Macht in ihnen: denn unbändiges Racheverlangen in einer ungezügelten Natur scheint mir in seiner Art ebensosehr eine in ihr liegende Macht zu sein wie die sich überhebende Maßlosigkeit auf dem Boden des Idealismus. —

Die vorliegende Arbeit von Fräulein Sternberg ist ein neues, schönes Glied in der reichen Kette von Spezialuntersuchungen über die vielen Problemstellungen der altfranzösischen Welt.

Stuttgart. Andreas C. Ott.

Michael v. Faulhaber. Calderon, der Meistersänger der Bibel in der Weltliteratur. Vortrag, gedruckt in des Verfassers 'Zeitfragen und Zeitaufgaben', Gesammelte Reden. Freiburg i. B., Herder, 1915. 8°.

Ein erster Abschnitt dieses fünfteiligen Vortrages referiert darüber, in welchem Umfange der Dichter biblisches Material dramatisierte, und weist in übersichtlicher Teilung darauf hin, wie sich bei entsprechender Gruppierung völlig eine dramatisierte Bibel, vorab des Alten Testaments, aus seinen Sakramentsspielen bilden läßt. Überraschende Ausblicke ergeben sich dabei auf einzelne Seiten seiner religiösen Dramatik, wie z. B. auf die Behandlung der Person Christi als Figur des Dramas. Aber nicht nur stofflich, sondern auch sprachlich werden die frommen Spiele als dramatisierte Bibel charakterisiert, und der Schlußsatz des Verfassers, Calderon müsse die Heilige Schrift zur Hälfte auswendig gewußt haben, so leicht denke und dichte er in ihren Ideen, kennzeichnet mit treffender Kürze das Maß der Vertrautheit des Dichters mit den heiligen Büchern.

Der zweite Absatz beschäftigt sich mit dem Nachweis, wie Calderon nicht als bloßer Bibelfreund und nur auf Grund dichtender Phantasie, sondern als Theologe des 17. Jahrhunderts den biblischen Text poetisch verwertet hat. Seine Begeisterung für die Heilige Schrift, seine umfassende Kenntnis derselben werden als Frucht der bibelwissenschaftlichen Blütezeit des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts bezeichnet, die ihrerseits nichts anderes war als eine notwendige Reaktion gegen die Bibeldeutung der lutherischen Reformation. Calderons Endziel ist es, die Zusammenhänge zwischen Altem und Neuem Testament aufzudecken und die Vorbilder des Heilands in Beziehung zu ihm selbst zu setzen. An kurzen Beispielen wird das treffend nachgewiesen, wobei die für den Laien anfänglich fremdartig dräuenden theologischen Fachausdrücke schließlich ihre Schrecken gänzlich verlieren und sich als allgemein verständlich und faßbar erweisen. Christus, die Jungfrau, die Kirche und die Eucharistie sind die drei großen Geheimnisse, die der Dichter unter dieser leitenden Idee verherrlicht, und deren Wurzeln er im Alten Testament zu entdecken sich bestrebt.

Ein dritter und vierter Teil soll hierauf die Frage lösen, an welchen Kunstmitteln und Tendenzen wir die dichterische Individualität Calderons zu erkennen vermögen. Ich muß gestehen, daß mich der von den sog. Kunstmitteln handelnde Teil am wenigsten überzeugt hat. Einmal, weil sich als dichterische Eigenheit Calderons nur die Verwendung der Allegorie ergeben soll, und dann, weil der Verfasser denn doch in diese allegorischen Figuren viel mehr hineinzulesen sich vermißt, als wirklich in ihnen steckt. Freilich, es wird schließlich auch Gelehrte geben, die Calderons Allegorien bei noch tieferer Wurzel zu fassen sich bestreben und insonderheit der spanischen Allegorie eine kontinuierliche Entwicklungslinie geben wollen, die in der lateinischen Literatur des Landes ihre ersten Keime findet. Typisch für diesen Standpunkt ist beispielsweise das neue Werk von Ch. R. Post, *Mediaeval Spanish Allegory*, Cambridge 1915. *Prudentius*, so heißt es dort (S. 107), *is forthwith imitated by another Spaniard, Theodolfus, and the current of his influence may be traced down through the early centuries of Spanish literature even to the autos of Lope and Calderon.* Gelöst ist das Problem auf jeden Fall noch lange nicht, weil es noch keiner gründlich genug angefaßt hat.

Von glühender Begeisterung und feuriger Beredsamkeit getragen ist endlich das letzte Kapitel, das über die apologetische Zeitbedeutung von Calderons Bibeldramen spricht. Wird man auch nicht jedes Wort davon unterschreiben, so muß man seine helle Freude haben an dem kongenialen Verstehen und dem blitzenden Enthusiasmus, mit dem der deutsche Ge-

lehrte, der deutsche Priester sich in die Bibelpoesie des spanischen Dichters, des spanischen Priesters hineinversenkt hat. Wie mit Fanfarentönen schließt dieses letzte Kapitel den gedankentiefen Vortrag ab, und man kann sich die eindrucksvolle Wirkung solchen gesprochenen Wortes auf eine aufmerksame Zuhörerschar lebendig vorstellen.

Leider stehen den unleugbaren Vorzügen dieser Calderonstudien auch einige gewichtige Mängel gegenüber. Das Ganze ist nach Sinn und Inhalt auf den Ton gestimmt, daß bei Calderon vieles für alle jene dunkel und unverständlich bleibt, die mit der theologischen Arbeitssphäre und Terminologie nicht vertraut sind. Und darin wird ihm jeder, der sich in den Bibeldichter Calderon ein wenig hineinzulesen versucht hat, beistimmen müssen. In gewissem Sinne Beweis dafür ist auch, daß sich immer noch eifrige Doktoranden die Köpfe einrennen mit Themen wie *Calderons Weltanschauung* und ähnlichen Versuchen, und es nicht glauben wollen, daß selbst mit ein paar Semestern Theologie dem Gewaltigen von dieser Seite so leicht nicht beizukommen ist. Faulhaber geht indes hier zu weit. Wer immer auf Grund dieses Vortrags — derselbe wurde bereits 1908 auf einem Ferienkursus zu Boppard gehalten und sollte als solcher doch in erster Linie werben und anregen — zu Calderon hingeführt wurde, der mußte meinen. der Spanier hätte entweder überhaupt nur *Eucharistische Festspiele* verfaßt, oder es sei zum mindesten keines seiner Dramen ohne Beziehung zur Eucharistie oder ohne anderweitigen religiösen Einschlag. Wie schief dieses Bild ist, das brauche ich den Lesern dieser Zeitschrift nicht erst lange auseinanderzusetzen. Ich bin aber durchaus nicht geneigt, anzunehmen, daß der Verfasser nur das eine von Calderons zwei Gesichtern kennt, jenes, das uns Deutschen besonders der hochverdiente Lorinser nahegebracht und vertraut gemacht hat. Um so fehlerhafter ist es deshalb, daß er nun seinem Zuhörer- und Leserkreis den Eindruck erweckt, als gäbe es gar keinen anderen Calderon als den der Sakraments- und Fronleichnamsspiele.

In zweiter Linie ist es sehr bedauerlich, daß die im ganzen gewandte, den routinierten Kanzelredner verratende und stellenweise wirklich schöne Sprache dieses Vortrages durch allzuviele abgegriffene Alltagsphrasen und Schlagwörter von oft geradezu erschreckender Trivialität in häßlicher Weise entstellt wird. Man urteile selbst nach einigen Proben. Calderon gehört in der Weltliteratur zu den *Sternen erster Klasse*. Er war fürs Ausland lange *ein Licht unter dem Scheffel*. Goethe vermochte auf die Länge *seinem spanischen Kollegen* die Bewunderung nicht versagen. Christus ist zwar *das Faktotum* der Calderonschen Erlöserdramen, spielt aber nur *inkognito* in ihnen mit. Die Bibeldramen Calderons sind ein *Kaleidoskop* biblischer Gestalten, ein *Panorama* biblischer Geschichte, und ihre Allegorie ist wie ein *Panoptikum* von Sinnbildern. Schade, daß nicht auch noch Grammophon und Kinematograph in dieser anschaulichen Bildersprache einen Platz gefunden haben! Ja, ja! Allerwege macht der Ton noch die Musik. Und es soll wahrhaftig Leute geben, die lieber auf die Lektüre eines Buches verzichten, als daß sie derlei grobe Brocken schlucken.

Von diesen Mängeln abgesehen, ist die Studie zu Erkenntnis und Verständnis der religiösen Dramatik Calderons ein wertvoller Beitrag, der nicht übersehen werden darf.

München. Ludwig Pfandl.

Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs.

(Fortsetzung.)

XIX. Gerstenberg an Carl Friedrich Cramer.[1]

1.

Lübeck 3. Febr(uar) 1783.[2]

Bester, ich weine bey Ihrer Armida,[3] die ich in dieser Viertelstunde erhalte, wie ein Kind — was soll ich sagen? — wie nach Noten! Unwiderstehlich! Weh mir! was wär ich, hätte mir die Hochgebenedeyte, o die Zauberinn, die Zauberinn! hätte sie mir so gesungen! und was wäre Jerusalem!

Wahrlich, ich begreife nicht, wie Sie all die Engel-Akzente so in Kernteutsch, in Wort und Sang haben zurückgeben können. Rede, Herr, Dein Knecht hört. Herr, ich höre sie, und verlange nie was süßeres zu hören.

O das ist gut, daß Neefe[4] Ihnen zuvorgekommen ist. Schicken Sie sie ihm, wenns möglich ist, lieber heute als morgen. Ich wünschte, Lingurt schaffte sie Ihnen mit seiner Luftpost noch diesen Abend auf das Bonner Theater.[5] Möchte sie gleich jetzt auf allen Theatern Deutschlands gesungen werden, ach und ich Armer nur zwey Laute davon hier auf meiner Stube hören: auf unserer Tillyschen Bühne verlang ich's nicht.

Kurz, lieber Cramer, Ihre Armida gefällt mir ausnehmend, und wenn mein Gefühl je wahr geweissagt hat, wie Sie zu glauben scheinen, so stehe ich Ihnen mit Leib und Ehre, das ist mit Herz und Kopf dafür, sie wird auf jeden Menschen — was Menschen? — selbst auf die Berliner ihre volle Wirkung thun. Es ist Orpheus, vor dem der Holz tanzt; es sind die Mauern Jerichos, die der Posaunenhall in den Staub herabstürzt.

Sehen Sie, ich bin kein Kratzfüßler, aber dieser Ihrer Armida kratze ich hinten und vorn aus.

Alles, was Sie mir von Neefe, von Ihrem Clavigo u. s. w. schreiben, ist gut; vorzüglich gut, daß Neefe sich nicht über mich beklagt hat. Schier lispelt mir etwas, daß er einige Ursache dazu gehabt hätte.

Wie soll ich das verstehen? Salieri mit Karl Cramer in freundschaftlicher Verbindung? Versteht er deutsch? Hat er seine Armida deutsch gelesen? Wie sehr muß das alles Sie schadlos halten, wenn Schadloshaltung

---

[1] Auszüge dieser Briefe, die sich in der Kieler Universitätsbibliothek befinden, gab L. Krähe, 'C. F. Cramer bis zu seiner Amtsenthebung' (Palaestra 44, Berlin 1907). Lesefehler K.s sind stillschweigend berichtigt. Die Antworten Cramers, die das Goethemuseum in Frankfurt bewahrt, sind literarisch zu bedeutungslos, als daß mir eine Veröffentlichung nötig erscheint.

[2] Antwort auf Cramers Brief vom 30. Januar.

[3] Cramers Übersetzung der durch Salieri komponierten Oper 'Armida' von Coltellini.

[4] Der Komponist, über dessen Beziehungen zu G. meine Darstellung Ausführliches bringt.

[5] Wo Cramers Prolog zu Goethes 'Clavigo' aufgeführt worden war.

Noth gethan hat — Sie wissen, was ich meyne.[1] Besudeln mag ich mein Blatt nicht mit dem unedlen Namen: doch gesteh ich Ihnen, daß ich sehr für Sie und mit Ihnen, Ihren lieben Vater mit eingeschlossen, gelitten habe. Überhaupt erwartete ich keinen so frohen, so ganz glücklichen Brief von Cramers. Ich danke Gott dafür.

Haben Sie schon den dießjährigen Musik- und Künstler-Almanach gesehn? Wo nicht, gucken Sie je eher je lieber hinein, und viel Glück auch zu dieser freundschaftlichen Verbindung. Der Mann reicht Ihnen die Hand mit Würde, mit Liebe: Sie erinnern sich, daß ich ihm gleich auf den ersten Anblick nicht wenig zutraute.

Ihrem Magazin[2] sehe ich mit Verlangen entgegen. Meinen und meiner Sophia herzlichen Gruß an Sie alle samt, und sonders an Ihre gute liebe Frau, auch unseren Kunzen[3] umarme ich treulich. Bester, ich drücke Sie an mein Herz ganz Ihr

Gerstenberg.

Haben Sie den Violinisten aus Bramstedt gehabt, den ich Ihnen durch Buchholz[4] empfohlen hatte?

Da ich des Musik-Almanachs erwähne, kann ich doch hier nicht unerwähnt lassen, daß ich zu meiner Verwundrung auch dießmal Boccherini darin vermisse: ich wunderte mich schon vorm Jahre, daß der da fehlte. Mehrere solche kaum verzeihlichen Sünden scheinen doch anzudeuten, daß die Musikkunst des Kalendermachers [*durchgestr.:* doch] ihre Schranken habe. Ich bitte Sie sehr, helfen Sie allen dergleichen scandalösen Mängeln für die Zukunft ab: daß ja in unserem theuren Vaterland kein Bidermann übrig bleibe, dem nicht Boccherini, wie Bach, Hayden, Joseph Schmitt,[5] zu den bewundernswürdigsten Genies unserer Zeit gehöre. Noch andere sind mit Stillschweigen übergangen, von denen wahrhaftig was Rechtes zu sagen wäre: Cambini,[6] Fiala Giardini[7] (der ja nicht mit Giordani zu verwechseln ist), Vanhall,[8] Cirri,[9] Schlick,[10] Bischof,[11] Häßler,[12] Ka[spar] Puhl, Fast, Graf,[13]

---

[1] Bezieht sich auf Lichtenbergs Spott über Cramers Klopstockwerk.

[2] Cramers 'Magazin der Musik' erschien 1783.

[3] Den Komponisten.

[4] Domsyndikus in Lübeck.

[5] Komponist von Streichquartetten, Trios und Duetten.

[6] Cambini, Giov. Giuseppe (1746—1825), verfaßte zahlreiche Opern, Symphonien, Streichquartette, auch ein Oratorium.

[7] Gemeint jedenfalls Félice Giardini (1716—1796), komponierte Opern, Streichquartette usw.

[8] Vanhall, Joh. Bapt. (1739—1813), komponierte Opern, Streich-Quartette und -Trios usw.

[9] Cirri, Giov. Battista (geb. um 1740), komponierte zahlreiche Kammermusikwerke.

[10] Clement Arnold Schlick, starb im Anfang des 16. Jahrhunderts; Joh. Konrad Schlick damals erst sieben Jahre alt.

[11] Es gibt fünf Komponisten dieses Namens; ob einer von ihnen gemeint ist, erscheint zweifelhaft.

[12] Häßler, Joh. Wilh. (1747—1822), mit 14 Jahren schon Organist in Erfurt, komponierte Klaviersonaten, Orgelstücke usw.; vgl. L. Meinardus, 'Allgemeine Musiker-Zeitung' 1865.

[13] Graf, Fr. Hartmann (1727—1795). Nur wenige seiner Konzerte, Quartette, Kantaten usw. sind gedruckt.

Hofmeister, auch vermuth ich, daß in dem großen Westphalschen Verzeichnis[1] mancher Ehrenmann unter hundert Ephemeren versteckt dasteht, um den Sie sich zuerst rühmlich verdient machen können. Wohlauf, Lieber! Sie haben ein schönes blumiges Feld vor sich: pflücken Sie rechts und links; wo Ihnen ein lieblicher Duft in die Nüstern steigt; nur bitt ich, vorgesehn! Wenn Sie sich vor irgend etwas zu hüten haben, so ists vor Ihrem eigenen oft zu regen Enthusiasmus. Cura ut valeas.

2.

Lübeck 19 Aug. 1783

O wie sehr, mein liebster guter Cramer, bin ich Ihnen für Ihre Armida, wie sehr für Ihr Geschenk dieser unnachahmlichen Oper verbunden. Wahrlich, es gibt doch gar nichts — gar nichts, was einen so gewaltigen, unwiderstehlichen, sich immer gleichen Eindruck auf mein ganzes Herz macht, als Armida! O Armida! Armida! Salieri wird Deines Gleichen nie wieder machen. Sein Werk warst Du nie, Du warst das Werk einer höheren Eingebung, eines unbegreiflichen Augenblicks, deren es so selten hier unter den Wolken giebt: itzt begreift sein kühlerer Geist selbst Dich nicht, Du bist ihm eine Thorheit, uud wie vielen bist Dus nicht schon außer ihm, die ihre ersten Entzückungen nicht zu stützen, nicht wiederherzustellen wissen.

Gibt es noch Musik von dieser himmlischen Schöne, dieser äußersten wahrsten Wahrheit, dieser lebendigen Quelle der lautersten Empfindung, giebt es ihrer? O Cramer, nennen Sie mir sie. Ich weiß keine — mag herumsinnen, vergleichen, sophistisieren — ich weiß keine. Wohl zu verstehen, ich kenne Arien, ich kenne kleine Ganze, aber kein so großes Ganze, das so rein und unvermischt aus dem Herzen eines Mannes von Geschmack und Genius geflossen wäre.

Gedankt sey Ihnen und dem lieben Kunzen jedes Viertelstündchen, das sie dieser liebenswürdigen Armida gewidmet haben. Möchten Sie nie Ursache haben, die Bekanntmachung eines Werks zu bereu(e)n, das Ihnen so viel Zeit und anderen Aufwand gekostet hat. Ich will ja hoffen, daß unser Publicum sich noch erwärmen lassen wird, wenns die Sache erst näher kennt. Was ich dazu beytragen kann, will ich gewiß mit tausend Freuden [*zu ergänzen:* tun]. An André in Berlin habe ich bereits deswegen geschrieben: sein Zirkel ist groß, und nahe genug hab ichs ihm gelegt. Auf Kopenhagen rechne ich schon weniger, da die Dänen sich schon halb satt daran gehört haben, und die Oper nu(r) ein deutsches Stück ist. Auch sehe ich voraus, daß gewisse Freyheiten, die sich der gute Kunzen genommen hat, dort nicht gar zu wohl werden aufgenommen werden. Er hätte bey den Einrückungen neuer Arien mehr auf die Verbindung der Tonarten zwischen Arie und Recitativ achten sollen: es muß höherer Zweck, als die Bequemlichkeit des Componisten seyn, was hier eine Ausnahme verstatten soll(te); er hätte bey einem Clavierauszuge sich weniger an den Gang und die kleinen Fehler des Basses im Original, der zuviel durch mehr als eine Oktave springt, binden, und hin und wieder auch die Mittelstimmen nicht so häufen sollen; und wer weiß, was sonst noch? Je mehr er geleistet hat,

[1] Joh. Chr Westphal, lange Zeit der einzige Musikalienhändler in Hamburg († 1799). Vgl. Gaßner, 'Universal-Lex. der Tonkunst' (Stuttgart 1849) S. 893.

desto mehr verlangt man von ihm: jedem andern würde man vielleicht die gröbsten Schnitzer übersehen. Aber Kunzen! Kunzen, der so früh anfängt, Aufsehen zu machen, der selbst Kunstrichter ist, der Musik als ein Gelehrter studi(er)t, und wohl gar auf das Doctorbaret in England Anspruch macht: denn was sollt er sonst in England wollen?

Sagen Sie dem Ehrenmann, daß ich ihn herzlich liebe – mit allen seinen Fehlern — und daß ich mich seiner Ankunft auf Michaelis gar redlich erfreue. O Sie kommen doch mit?

Gut wars, daß ich Sie letzthin nicht nach Eutin begleitete, wie ichs Willens war. Eben an dem Tage Ihrer Abreise kam ein Brief von Boie an, der mir einen Käufer für meine Stelle, eine erste Both von 10000 Thalern antrug: das veranlaßte mich, gleich den folgenden Tag, einen Ausflug nach Pinneberg zu thun, und mich zugleich mit unseren Freunden in Tremsbüttel, in Wandsbeck, Hamburg, zu besprechen. Wir haben das Ding genau berechnet, nämlich; eine Bedienung von 1500 Thlr. ist ein Zins von 36000 Thlrn Capital zu 4 P. C. — wer 1500 Thlr Leibrente haben will, muß etwa die Hälfte dieses Capitals dazu anwenden — ein junger Mensch aber, der noch gar kein Amt hat, und auf einmal in eine Bedienung von 1500 Thlr. eintreten will, muß für all die Stufen von 3, 4 bis 1500 Thlr., die er sich dadurch erspart, und für all die Hoffnungen künftiger besserer Stellen, die er damit gewinnt, mehr als für eine Leibrente bezahlen; und so haben wir die Summe, die sich ohne Übertreibung fordern läßt, auf ein 24000 Thalerchen geschätzt, von welchem goldenen Traume dann noch manche Kleinigkeit abgehen wird, bis er sich realisirt findet. Geht der Handel gut von statten, wie es fast zu hoffen ist, da sich nachher schon mehrere Liebhaber gemeldet haben, mit denen ich bloß jenes früheren wegen noch nicht unterhandle: so sind einige meiner Freunde der Meynung, daß ich sogleich resignire, und mir für das Capital, das ich nach Abzug meiner Schuld erübrige, irgend ein unabhängiges Eigenthum erwerben soll, das mir meinen Unterhalt bis zu einer anderen Bedienung sichre.

Ich soll mir ein Landgut von mittlerem Werthe kaufen, fremdes Geld zu Hülfe nehmen, (wie sichs in einem Gute von 40 oder 50000 Thlrn noch wohl erhalten läßt), und all meine und meiner Freunde Kräfte aufbiethen, um mit meinem kleinen Capital unterdessen so zu wuchern, daß wenigstens — kein kleineres daraus werde. Da kommen dann unter anderem auch die Asiatischen Actien in Betrachtung, wenn sich ein vortheilhafter Umsatz machen ließe — kurz, lieber Cramer, hier ist Stoff für den esprit createur, wenn anders die Poesie etwas davon zu erübrigen hat, hier ist eine Aufgabe, die der Mühe werth wäre: ein Stück Freiland in wirkliches gelbes Gold zu verwandeln! und ich fordre Sie auf, mir bey dieser vasten Unternehmung mit aller Ihrer Welt- und Himmelskenntnis freundschaftlichst zu Hülfe zu kommen.

Auf meiner Reise hatte ich dann auch das längsterwünschte Vergnügen, einige angenehme Stunden mit dem herrlichen Klopstock zuzubringen, die er mir mit seiner gewöhnlichen warmen Theilnehmung beseligte: welch ein liebenswürdiger großer Mann!

Als ich nach Hause kam, fand ich mich um ein feines Töchterlein[1] reicher, von der meine Sophia den Tag vorher glücklich entbunden war; und so

[1] Sein achtes Kind.

war eine der angenehmsten Reisen, die ich je gemacht habe, mit Segen für uns beide zurückgelegt.

Empfehlen Sie mich Ihrem verehrungswürdigen Vater, Ihrer vielgeliebten Frau, Ihrem ganzen lieben Hause, und seyn Sie stets, wie ich stets der Ihrige bin, der Freund

Ihres G.[1]

3.

Eutin 28 Sept. 1784.

Nochmals und abermals, mein liebster Cramer, dank ich Ihnen für Ihr sehr willkommenes Geschenk der Kunzeschen Lieder, die ich, nachdem ich sie itzt mit Aufmerksamkeit durchgespielt, größtentheils ganz vortrefflich gefunden habe. Mich dünkt, man kann sie auf keine historische Kapelle[2] bringen, als wenn man sie neben die Utzischen Lieder unseres Schulz[3] stellt; und auch diese Probe haben sie, für mich wenigstens, ausgehalten. Jedes Ding in seiner Art: aber wahrlich reines lauteres Gold in beiden, nur bey den einen vielleicht etwas gediegener, wie bey den anderen. Ich habe viel mit Schulz über den lieben Kunzen gesprochen, und Schulz selbst war der Meynung, daß in Kunzen wohl einer unserer größten Komponisten steckt(e), wenn er mit eben dem Genie studierte, mit dem er arbeitet. Möchte ein günstiges Schicksal diese beiden harmonischen Seelen nur auf eine kurze Frist von ein oder zwey Jahren zusammenführen, daß Kunzen, wenn er die Akademie verließe, nun auch bei Schulze(n) die hohe Schule durchmachen könnte! Mehr als den Doctorhut der Musik in England wollt ich ihm diesen Schulgang wünschen.

Schulz scheint sich ernstlich vorgenommen zu haben, etwas in eben dem Geschmack, wie Kunzens Antonius und Cleopatra, für die Instrumental-Musik, allenfalls auch für das Clavier allein, zu thun. Eben darum aber möchte ich Kunzen wohl bitten, mit dem Druck seines Antonius nicht zu sehr zu eilen: eine Bitte, die ich nicht wagen würde, wenn ich nicht wüßte, daß es dem guten Kunzen mehr um die Sache selbst, als um seine Privat-Ehre zu thun wäre. Schulz hat ein Ideal in seinem Kopfe, von dem ich wohl behaupten darf, daß es, wenn er es ausführt, unsere ganze Instrumental-Musik umschaffen wird. Nie habe ich einen Musiker gekannt, der überall so gleich, wie durch eine Art von Instinkt, die wahre Spur ausfeilt, als diesen unvergleichlichen Mann, den ich von Tage zu Tage mehr bewundere. Wir kamen gestern von einer kleinen Lustreise nach Lutzinburg zurück, die für mich eben so interessant als angenehm gewesen ist. Morgen verläßt uns dieser Edle, nachdem er gestern Abend seinen Endzweck erreicht hat, Graf Stolbergs persönlich zu kennen. Stolberg hatte den jungen Spalding bey sich, der ihm von Stadt zu Stadt das Geleite gegeben hat, und erst itzt merckt, daß all dieß Geleite für eine große Reise gelten kann. Meine gnädige Frau Agnes sieht mir gesunder aus, als ich sie vor ihrer Reise in Borstel fand, doch schreibt sie der Bewegung mehr heilsame Wirkung als dem Karlsbade zu.

---

[1] Diesen Brief beantwortet Cramer am 3. September. Zwischen diesem und dem folgenden Brief G.s liegen drei Schreiben Cramers, vom 10. September und 13. November 1783 und ein undatiertes.

[2] Grimm II, Spalte 605 (auch von Lessing gebrauchter Ausdruck für 'streng prüfen').

[3] Johann Abraham Peter Schulz.

Ich höre von Voß, daß wir Sie, mein liebster Cramer, innerhalb 14 Tagen wieder hier sehen werden, und freue mich darauf. Können Sie nicht Kunzen mitbringen, und Ihre Ferien in Eutin ein wenig verlängern?

Mit herzlichen Empfehlungen von uns allen. Lieben Sie stets

Ihren ganz ergebenen G.[1]

4.

Eutin, 12 Jun. 1785.

Wie wohl ich gethan habe, daß ich, selbst mit Gefahr verkannt zu werden, mich alles Notificierens an meine eigentlichen Freunde enthalten habe, das erfahre ich aus den Trostbriefen der Bekannten und Verwandten, die noch stromweise bey mir einlaufen. Viele solcher Briefe lesen, heißt einen offenen Wundschaden mit Nadeln kitzeln; und was ich gewönne, wenn ich sie von der Hand meiner Freunde läse, wäre doch nur, daß diese Nadeln desto schärfer stächen. Bester Cramer, lassen Sie uns fortfahren, wie wir angefangen haben.

Ihr Buch von den Lettres de Cachet, das ich Ihnen hiebey dankbarlichst zurückschicke, habe ich nicht satt werden können zu lesen. Es ist eins der interessantesten Werke für die Menschheit, die je geschrieben sind. Wenn der Verfasser der jüngere Mirabeau ist, wie ich aus dem Deutschen Museum v. J. sehe, wissen Sie mir nicht zu sagen, was ihn wohl in den Donjon von Vincennes[2] gebracht haben mag? Ich erinnere mich dunkel, einmal in den Zeitungen etwas von einem scandalösen Processe gelesen zu haben, den die beiden Mirabeaus, Vater und Sohn, mit einander führen, und möchte gar zu gern wissen, ob jener Proceß eine Verbindung mit diesem Buche hatte, und was er eigentlich betraf. Überhaupt, liebster Cramer, lassen Sie uns alle möglichen Nachrichten von einem Schriftsteller einziehen, der eine so wichtige Erscheinung unter den Franzosen macht: was Sie irgend bereits von ihm wissen möchten, vergessen Sie ja nicht mirs mitzutheilen. Der Mann fängts just beym rechten Ende an! Da sind keine weitschweifigen Declamationen über Regierungs*formen*; nicht Formen, sondern unveräußerliche Rechte der Menschheit sinds, die er überall und unter jeder Form geltend macht. Können wir je dahin kommen d'arranger les gouvernemens pour les hommes, et non les hommes pour les gouvernemens p. 58, so hat Europa natürlich gewonnen Spiel. Und es will mich fast bedünken, daß auf diesen Hauptzweck viel im Stillen losgearbeitet wird. Gerade das wars, was ich mit meiner Anm. von der Freyheit sagen wollte. Besser, das Wort gar nicht gebraucht, und die Sache selbst in Sicherheit gebracht. Über das Wort läßt sich streiten, wie über jeden Kiklkakl in der Welt: aber die gute Sache ist immer unabhängig vom Wortstreit.

Hin und wieder glaub ich hätte der Verf. seine Beweise noch schärfer führen können, und über die Gesetzgebung der Zuchthäuser scheint noch nicht alles erschöpft zu seyn, so wenig als von dem, was in der väterlichen, häuslichen und jeder anderen Gewalt willkürlich oder nicht willkürlich heißt. Wer die Engländer zum Muster anführt, kennt sie nicht. Der Friedensrichter Fielding giebt uns manche Anekdote von seinen Collegen, die

[1] Zwischen diesem und dem folgenden: Briefe Cramers vom 2. Dezember 1784, vom 3. und 10. April 1785; Nr. 4 beantwortet Cramer am selben Tage.
[2] Die Verführung der Sophie de Ruffey.

uns über die wahre Verfassung der engl(ischen) Gesetzgebung zweifelhaft machen könnte. Doch genug davon.

Das Mspt der Minona ist seit etwa 4 Wochen in Kopenhagen. Noch hab ich keine Nachricht, obs das dortige Theater haben will, oder nicht. Über meine Abreise dorthin kann ich vor der Hand nichts beschließen, so lang ich nicht weiß, wo ich meine kleinsten Kinder unterdeß hinbringen soll.

Klopstock hör ich wird vor dem Herbst nicht nach Kiel kommen. Ich freue mich schon, sein Urtheil über Minonan bald zu erfahren.

Was ich Ihnen noch sonst auf Ihren lieben herzlich lieben letzten Brief zu antworten hätte, verspar ich bis aufs Wiedersehen. Vermutlich geh ich nach Kopenh. über Kiel, wenns noch dazu kommt. Ich umarme Sie, theuerster geliebtester Freund, mit inniger Zärtlichkeit meines Herzens

ganz Ihr G.

Sie haben mir nicht geschrieben, was ich dem Abschreiber zu bezahlen habe.

5.

Eutin 19. Jun. 1785

Was für schreckliche fünf Wochen hab ich zurückgelegt, o mein Freund, mein geliebter Cramer! Denken Sie sich meinen Zustand von dem entsetzlichen Tage an, da ich mich einsam unter meinen sieben unerwachsenen Kindern fand, denen eine theure geliebte unentbehrliche Mutter fehlte — jeden Menschen fürchtend, von dem ich eine Anrede der Tröstung, einen Anblick des Mitgefühls erwartete; aus einem Zimmer in das andere laufend, und nichts als herabgezogene Vorhänge, oder Trauerkleider sehend, nichts lesend als Rechnungen von Leichenträgern, Glockenläuten, Sarg und Sargtüchern und Sargbeschlägen — oder, was meinen Schmerz von einer Woche zur anderen auffrischen mußte, als Trauerbriefe über Trauerbriefe, die oft sogar gut geschrieben waren! Denken Sie sich Ihren Gerstenberg, o mein Cramer, nach einer zwanzigjährigen glücklichen Ehe als einen Wittwer, gerad zu eben der Zeit, da sich ihm neue Hoffnungen eröffneten, da ihm das Leben seiner unschätzbaren Sophie, das er wieder gewonnen zu haben mit Zuversicht und aus guten Gründen glaubte, wichtiger geworden war, je mehr er seit zwey Jahren gezittert hatte, es zu verlieren! O Gott! es ist ein schwerer schwerer Verlust! und ich erstaune, wie ich mich bis auf diesen Augenblick habe ertragen können.

Das erste liebe aufrichtende Wort, das ich diese lange Zeit her gelesen habe, war Ihr Brief, mein innig geliebter Freund. Es war wirklich ein Wort der süßen Täuschung, ich konnte mich wieder jenseits meiner unglücklichen fünf Wochen zurückdenken, ich hatte einen Faden gefunden, den ich begierig auffing, begierig an meine vormaligen Ideen und Empfindungen anknüpfte. Ich fühlte auch wieder, daß ich doch nicht von allen Seiten verlassen war. Was nun weiter aus mir und meinen acht Kindern werden wird, sey Gott anheimgestellt. Ich will es meinem Kopfkissen und meinen einsamen Spatziergängen vorbehalten, mich ohne Täuschung mir selbst darzustellen: aber in meinen Briefen und bey meinen Freunden will ich so glücklich seyn, als ichs noch seyn kann.

Ich sollt es Ihnen denn wohl verargen, daß Sie mir in den ersten Tagen meines Kummers nichts über Ihre freundschaftliche Theilnehmung zugeschrieben haben? Himmel! es ist gerade dieser Geist der Schonung, woran ich

meine fühlenden Freunde von den blos wortreichen Federn unterscheide. Dank Ihnen, mein bester Cramer, unaussprechlichen Dank vielmehr Ihnen, daß Sie so ausnehmend mit mir sympathisiren! daß Sie auch mein Stillschweigen so anschaulich wahr zu deuten wußten! Meine Feder ist gelähmt, wenn ich von etwas erwähnen (!) soll, was mir schwer auf dem Herzen liegt: aber von anderen Dingen kann ich wohl schreiben.

Ihre Übersetzung der R(ousseauschen) Heloise ist die meisterhafteste, die ich kenne. Man siehts ihr an, daß sie von einem Manne kommt, der mit seinem Rousseau sympathisirt, der in den schönsten Jahren der Leidenschaft mit ihm gefühlt hat, und in dem reifern Alter des Mannes mit ihm fortdenkt. Sie haben R. nicht übersetzt, sondern so, wie Sie schreiben, würde R. geschrieben haben, wenn er ein Deutscher gewesen wäre. Ich erstaune ganz, daß mir die Heloise itzt in dem deutschen Gewand so außerordentlich gefällt, da sie mir doch ehemals in dem Französischen nur ein mäßiges Vergnügen machte. Wie haben Sie das angefangen? Sie sind der einzige Übersetzer eines Geniuswerks, der mir lieber ist als das Original.

Ihre Anmerkungen sind mehr als Anmerkungen, sie sind ein Schatz von gesunder Kritik, und dem Schriftsteller, der zu lernen versteht, so wichtig, als dem Leser unentbehrlich. Auf Ihre Beylagen bin ich äußerst begierig, und besonders auf Ihre Abhandlung wider Lessing.[1]

Nur eine Gattung von Anmerkung vermiß ich, die über die Ökonomie des Dichters, wozu R. so häufigen Anlaß giebt. Er ist mir in der Anordnung seiner Leidenschaften bewundernswürdig. Gerade so, und gerade an der Stelle, und zu der Zeit mußte sichs in dem Herzen einer wahrhaftig Liebenden regen; das Wortgepränge ist nur äußere Hülle, es steckt aber viel dahinter. Auch weiß ichs mir wohl zu denken, daß ein Mädchen wie Julie so gesund und scharf über viele Fälle raisonniren kann, wo Sie's ihr nicht zutraun. Am Ende ist doch Rousseaus Philosophie meist nur Ausbruch der gesunden Vernunft, und es wäre nicht gut und ein schlimmes Zeichen, wenn sie für den Kopf einer Julie unerreichbar gewesen wäre.

Aber wie soll ich Ihnen meinen Dank für diesen Ihren Rousseau ausdrücken, insofern er ein abermaliges unschätzbares Geschenk Ihrer gar zu freygebigen Freundschaft ist? Sie beschämen mich, Bester, durch so viele Beweise Ihrer Güte, die ich nie zu erwidern Gelegenheit habe. Glauben Sie mir, mein Geliebter, ich sehe mich längst auch von dieser Seite als Ihren großen Schuldner an, wenn ichs Ihnen gleich nie so sage, wie ichs empfinde.

Daß meine Schottländerinn und mein Angelsachs[2] unserem Klopstock nicht misfallen, ist weit über meine Erwartung. Ich hätte gewünscht, daß er sich über das Opernhafte darin ein wenig erklärt hätte: doch vielleicht behalten Sie mir das auf Ihre Ankunft vor, der ich mit Vossen sehnsuchtsvoll entgegensehe.

Vossens Abhandlung über den Hexameter geht immer mehr ins Große, und wird das wichtigste Stück Philosophie werden, was wir bis itzt über diesen Theil der Sprachkunde gesehen haben. Er geräth täglich auf neue Entdeckungen: ich bewundre die Richtigkeit sowohl als Feinheit seiner Ohrgefühle.

Schade, daß Sie sich die Gelegenheit entgehen ließen, Schröders Urtheil

---

[1] S. Krähe a. a. O. S. 176 f.
[2] 'Minona'.

über die Aufführbarkeit der Minona zu erfahren. Fast sind Sie ein zu discreter Freund, und ich muß Sie hier in optima forma ein für allemal dispensiren, in ähnlichen Fällen einem anderen Urtheil als dem Ihrigen zu folgen. Was Sie zu meinem Frommen und vollen Vortheil thun, soll Ihnen stets angerechnet werden, als hätt ich Sie in jedem einzelnen Fall darum gebeten.

O mein Bester, gönnen Sie mir bald das Vergnügen, Sie hier zu umarmen. Nur daß ich nicht immer um Sie seyn, mit Ihnen und bey Ihnen leben kann, fehlt meinem Glücke! Ist denn Kunzen schon in Kopenhagen, oder noch in Lübeck? G.

6.

Eutin 13 Sept. 1785.[1]

Nach einer langen Trennung von — ich weiß nicht wie viel Wochen (sinds wirklich nur 3 Wochen, seitdem Sie nach Fühnen reisten? nur 5 oder 6 Wochen, seitdem unsre Gänsefedern über Minona miteinander gackerten?) soll ich meinen Cramer nur darum wieder in meiner Nähe wissen, um seiner auf eine noch ungleich längere Frist zu entbehren? — im eigentlichsten Verstande, zu entbehren? Das ist bitter, Du Freund meiner Seele! Ich möcht aus der Haut fahren, wenn ich mir das denke, und ich sehe noch ganz und gar nicht ab, wie ichs anfangen werde, bis Ende Oktobers! drinn stecken zu bleiben. Verzeihen Sie mir, liebster Bester, daß ich meinen Brief so mystisch anfange: es giebt auch außer der Zahl Sieben und Neun geheime Wirkungen und Spiele der Natur, die sich ohne den Schlüssel des Weisen nicht wohl entziffern lassen! Amabo! nur weiter gelesen.

Welch ein sonderbares Ding ists doch nur eine Trennung von 3 Wochen! Kaum begreiff ichs, wie ich in einer so kurzen Zeit so sehr aus Ihrer Kunde habe verlohren gehn, wie ich in dieser kurzen Zeit einen ganzen Roman, Anfang, Mittel, und Ende habe spielen können, ohne daß Cramer drum weiß! Man hat mich an eine Hamburgerinn verheirathen wollen, liebster Cramer — Ich habe die seynsollende Gebieterinn meines Lebens an Ort und Stelle gesehen, ich habe sie einen ganzen Abend lang in meinen Armen — geglaubt, und ihr den folgenden Tag mitsamt ihren 40000 P(rocent) Banco einen förmlichen Korb gegeben. Lassen Sie sich die curiose Geschichte von Vossen erzählen, es ist der Mühe werth.

Sie vermuthen mich in Kopenhagen. Nicht doch, nicht doch; Lieber! Ich sitze fest angerammelt in Eutin vor meiner Pfeifenbatterie, wie Captain Toby; nach der liebenswürdigen Wittwe Wadmann schalkhaft mich umsehend, die von Itzehoe aus malo me petit, et se cupit ante videri. Sie selbst sind der Mann, der mich so angerammelt hat, und gehen bis Ende Oktobers nach Sachsen von dannen! Grausamer, der mein Unglück will —

Was sollt ich in Kopenhagen, da ich nun einmal weiß, was zwischen den Coulissen von Itzehoe für ein Spektakel für mich zubereitet wird? Meynen Sie denn, daß ich ein Herz von Flintenstein habe? ein Herz, woraus man so viel Funken schlagen kann, als man will, ohne alle Furcht, daß mein übriges Eingeweide in Feuer und Rauchdampf auffliegen möge? Heirathspläne in Wandsbek! Heirathspläne in Kiel! und ich selbst sollte in der Mitte zwischen allen diesen Projekten nicht endlich auch Feuer fangen?

In allem Ernst, Cramer, wenn Sie mit meinen Augen sahn, da Sie die

[1] Zwischen Nr. 5 und 6 ein Brief Cramers vom 11. September.

Wittwe Wadman ansahn, ihrer zu begehren, wenn Sie Buchholzen das absichtlich steckten, damit ich mich näher erkundigen sollte — Sie sehen, ich weiß Alles — so müssen Sie sich auch über die falsche Scheu hinwegsetzen, persönlich mit mir über diesen interessanten Casum zu correspondiren. Um von der Sache zu reden, ich habe wohl Ursache, mich wieder zu verheirathen; wenn ich eine Mutter für meine lieben Kinder, und für mich selbst ein Weib finden kann, das nicht allein im Stand ist, mich unabhängig zu machen, sondern auch die übrigen Gaben besitzt, die von meinem Ideale einer guten Bett- und Ehegenossinn unzertrennlich sind. Haben Sie eine solche Geliebte für mich auf dem Korne: top! so schlag ich, ohne viel Federlesens zu machen, mit Mund, Herz, und Hand darein, und nenne Sie vor Gott und Menschen meinen größten Wohlthäter auf Erden.

Also ergeht meine dringende Bitte an Sie, mein theuerster geliebtester Freund, daß Sie mich Punkt für Punkt, und so wie Sie wünschen würden, daß ichs Ihnen thäte, wenn mein Fall der Ihrige wäre, und zwar so bald als möglich unterrichten:

1) wie die Frau auf dem bewußten Korne hieße? wie alt sie sei? seit wann verwittwet? von welchem Mann? ob mit Kindern oder ohne?

2) ob von gesunden Gliedmaßen? hoher, niedriger, oder mittlerer Statur, roth von Wangen? blau oder schwarz von Augen? Hienächst, wenn diese Hauptpräliminärfragen beantwortet sind,

3) aus welcher Quelle Sie die Nachricht von ihren 20000 Thalern haben? und ob diese Nachricht wirklich keiner weiteren Untersuchung bedürfe?

4) ob in dieses runde Capital ihr übriges beweg- und unbewegliches Vermögen mit eingerechnet sey?

5) ob sie mit Haus und Hof, mit allen ihren bereits gemachten oder noch zu machenden Entwürfen in Itzehoe ansässig sey? (Ich habe gar nichts dawider, in Itzehoe zu leben und zu sterben, wenn unsere gemeinschaftliche Habe dazu hinreicht). Und nun eine sehr wesentliche Frage:

6) ists wahrscheinlich, daß eine hübsche nicht zu betagte Wittwe, die den Augen Ihres Fleisches gefallen hat, eine Capitalistinn von 20000 Thalern, sich dergestalt in mich, meine 48 Jahre, und meine 8 Kinder vergaffen wird, daß für mich in dieser ganzen Angelegenheit nichts weiter übrig bleibt, als kommen, Sehen, und Siegen! Oder gegenseitigen Falls, wenn noch vorher Laufgräben und Approschen zu öffnen sind,

7) wissen Sie mir in Itzehoe irgend einen bedeckten Weg anzuweisen, von wannen ich meine Operation anfangen könne? oder deutlicher zu reden, wie werde ich mit meiner künftigen Frau bekannt? (Hier wars, wo meine Wandsbecker Wohlthäter das Zeug im ersten Zuschnitt verschnitten. Sie wollten zu geschwind eilen, und übereilten ihren eigenen Anschlag. Ehetractate können nur Einen Gang nehmen, wenn sie gut gerathen sollen: man muß Zeit und Gelegenheit haben, sich einander von selbst zu finden. Ohne diese Muße, ohne diese Gelegenheit, uns einander gehörig zu nähern, eh es zur Sprache kommt, schafft sichs nicht.)

Es versteht sich, daß mir diese sämtlichen Nachrichten zu getreuen Händen anvertraut seyn sollen; daß Cramer schlechterdings auf keine Weise compromittiert werden darf, wenn die Rede davon ist, einen Freund, und vermuthlich auch eine Freundinn, glücklich zu machen; daß all diese Erkundigungen mir nur zu meiner vorläufigen Norm für künftige nähere Bestimmungen und Entschlüsse dienen sollen; und daß ich, mit Einem Worte,

nur darum anfrage, damit ich mir weder in Ansehung meiner noch meiner Kinder etwas verabsäumt zu haben vorwerfen könne. Da Sie itzt im Begriff sind, nach Itzehoe zu reisen, so stehts in Ihrer Macht, mich durch die Beantwortung meiner Fragen auf immer zu verpflichten. —

Das Maaß Ihrer Verbindlichkeiten über und über vollzumessen, sollte ich sagen. Wo ist eine, die ich Ihnen nicht hätte, nicht längst hätte, nicht noch in diesen letzten Tagen wieder hätte,[1] mein vortrefflicher Freund! Wie ruhmvoll weit über all mein Verdienst haben Sie mich in Ihrem neuesten Stück des Magazins bey unserm Publikum eingeführt! Wie könnt ich Ihre freundliche Absicht verkennen, dieß Publikum auf mich und meine künftigen Auftritte aufmerksam zu machen; meiner Minona eine Aufnahme vorzubereiten, wie nur Ihre liebenswürdige Parteylichkeit sie ihr wünschen und verschaffen kann? Und wahrlich zur gelegensten Zeit vorbereitet. Denn, was Sie auch seit unserer letzten Trennung durch den kleinen Belt noch ignorieren, Minona ist wirklich schon unter der Presse, und wird eins der ersten Meßbücher seyn, die Sie in Leipzig aus den Händen meines Verlegers empfangen werden. (Ein saubergebundenes Exemplar verspar ich Ihnen, bis der Druck nicht mehr abschwärzt). Es wird in Hamburg bey Schniebes mit schönen lat. Lettern abgedruckt: Hofmann hat es auf meine, Ihnen bekannten, Bedingungen übernommen, von denen ich nicht abgehen wollte, die ich ihm aber auf andere Art erleichtert habe, wie unser Voss Ihnen erzählen wird. Auch von dieser Seite wollte Ihre rastlose Güte wirksam für mich seyn. Lieber Cramer, was für ein unverkennbar edles Herz besitzen Sie!

Von Ihrer ganzen Reise beneide ich Ihnen nichts so sehr, als das Vergnügen, das Sie fünf Tage lang genießen werden, unsern Reinsberger Gluck[2] zu umarmen. Von dem wärmsten Ihrer Küsse geben Sie ihm einen für mich ab, bis aufs Wiedersehn, und entschuldigen Sie mein langes Stillschweigen durch die vorläufige Versicherung, daß ich mich nächstens selbst bey Übersendung der Minona über dieß Stillschweigen hinlänglich zu entschuldigen hoffe. Ich habe ihm versprochen, ihn zur Beschleunigung seiner Composition durch keine indiscrete Bitte aufzufordern: aber von Ihnen, mein Geliebter, darf ich wohl zu erfahren suchen, was er dieserhalb bey sich beschlossen habe. Es wäre der fatalste Umstand, den ich mir denken kann, wenn ihm ein Anderer zuvorkäme, wie es nun, da das Stück für die öffentliche Aufführung Preis gegeben ist, doch nicht unmöglich wäre.

Die schönste Blume des Herbstes sprieße unter Ihren Tritten auf; und möge die nächst schönste noch blühen, wenn ich meinen Cramer wieder in meine Arme schließe. G.

7.

Eutin 22 Sept. 1785.[3]

Was ich mit dieser forteilenden Post auf Ihren unschätzbaren Brief, o mein mein Cramer! noch antworten kann, zu antworten noch Worte habe, das ströme ich Ihnen hier aus überfließendem Herzen aus. Vielleicht fliegt Ihnen das Blättchen auf eben dem Wege nach, auf dem Ihr Wagen zu un-

---

[1] Verbum fehlt!

[2] Damit ist Schulz gemeint, der damals als Kapellmeister des Prinzen Heinrich in Reinsberg lebte.

[3] Zwischen Nr. 6 und 7 ein Brief Cramers vom 22. September, den G. also noch am selben Tage beantwortet.

serm Schulz hinrollt. Vielleicht wirds Ihnen auf einmal wohl, indem Sie so hinrollend sich nach der Gegend Ihres G. umsehn, für dessen Glück Sie so brüderlich wachsam, so ganz Cramer sind, und es ist Ihnen, als ob Sie etwas von den Schwingen dieser Feder in Ihrer liebevollen Nähe fühlten. Dann wirds Ihnen nicht misfallen, wenns Sie bey unserm Schulz einholt, das glückliche Blättchen, so dürftig an den Worten meiner Liebe es auch ist.

Es geht mir in meiner Seele auf, wie der Stral eines neuen Tages, des Ende nicht seyn wird. Ich, der die Welt so trübe, ach! so trübe anblickte, wohin ich mich wandte vor wenig Wochen — gewiß nicht wenigen, wenn ich sie nach der Fülle menschlichen Elends ausmesse, die in ihrem engen Raum zusammengepreßt war — ich Ihr G. empfinde, daß auch mir noch dieße Erde im mütterlichen Schooße des allumfassenden Himmels schwebt. Ich empfind es, mein Cramer, daß der Stoff menschlicher Glückseligkeit doch nicht itzt schon in mir verstaubt ist. Meine süßen Kinderchen werden wieder zu einer liebenden Mutter heraufsehen; ich werde noch einmal das Weib meines Herzens in meine Arme schließen, das mir mit dem heißen Stammeln ihrer Zärtlichkeit gesteht: du liebst mich, mein Wilhelm, du liebst mich!

Mit dem ersten Winke, den Sie mir geben, mein Geliebter, setz ich mich auf, und fahre mit Ihnen von Hamburg nach Itzehoe. Ich werde es aber als eine Wohlthat ansehn, wenn Sie mich 8 Tage vor Ihrer Abreise aufrühren.

Fürchten Sie sich nicht, Bester, die Mauern des Paradieses wiederzusehn, wo Sie den ersten Apfel irdischer Seligkeit kosteten, und dann in die weite Welt eintraten. Trinken Sie die köstliche Wiedererinnerung dieser entzückenden Tage bis auf den letzten Tropfen aus; und glauben Sie mir, mir, dem Sie nach langem Stillschweigen auch über diesen zärtlichsten aller Gegenstände Ihr edles Herz öffneten, mir, der ich eine noch ungleich weitere Strecke über dieß Labyrinth von Leben und Sterben und Erwachen zurückschaue, glauben Sie mir, mein Einziger, der die Schickungen lenkt, hats geordnet zu seinem Zwecke! Genießen Sie Ihre Wiedererinnerung, und, was auch ich mit Ihnen genieße, Ihre Ahndungen eines besseren Wiedersehens! Nehmen Sies hin mit Dank, ist sie nicht die Ihrige? unter allen Engeln des Himmels Ihr Engel? Und wenn Sie reich sind im Himmel und auf Erden, trinken Sie den Wonnegedanken aus bis auf den letzten Tropfen: Ihr Engel! Wen in dieser ganzen aetherischen Heerschaar haben Sie mit der Inbrunst, der wahren unvergeßlichen Wollust an Ihr klopfendes Herz gedrückt, wie den Engel jener Laube, in die Sie vielleicht innerhalb weniger Tage noch Einmal Ihre Fußtapfen eindrücken. Wonne, Wonne wirds Ihnen seyn! — aber Wehmuth! — aber Wonne auch so noch!

8.

Eutin 15 Dcbr 85.[1]

Der Abrede gemäß hätte ich Ihnen schon längst, mein bester Cramer, von dem Erfolg Ihres freundschaftlichen Projekts Nachricht geben sollen. Ich hielt mich aber in Lübeck einige Tage länger auf, als ich Anfangs Willens gewesen war, und fand bey meiner Zuhausekunft Briefe vor, die meine Aufmerksamkeit von Itzehoe auf eine nähere Angelegenheit abzogen, und mich diese ganze Zeit her allein beschäftigt haben. Auch konnt ich voraussetzen, daß Ihr Schwiegervater Sie von allem hinlänglich unterrichtet haben würde.

[1] Zwischen Nr. 7 und 8 Briefe Cramers vom 28. Oktober und 11. November.

Mich dünkt, ich darf jenen Erfolg itzt unter meine glücklichsten zählen. Ich bin einer Verbindung entgangen, die mir schon den Abend vor meiner Abreise sehr bedenklich schien. Sie wunderten sich schon damals über die Gleichgültigkeit, mit der ich mich gegen Scheel erklärte, daß ich von aller fernerer Bewerbung um Mad. H. von diesem Augenblick an freywillig abstünde. Ich hatte schon angefangen zu fürchten, daß ich viel zu rasch in einer Sache verführe, von der doch wirklich die ganze künftige Glückseligkeit meines Lebens abhängen würde. Gewisse Nachrichten, von denen ich Ihnen nichts gesagt habe, nichts sagen kann, die ich eine Stunde vorher einzusehen Gelegenheit gehabt, hatten mich beynah schon wankend gemacht; und es war mir fast lieb, daß ich von Scheels Seite den unerwarteten Widerstand fand, der meinen noch zweifelhaften Entschließungen einen plötzlichen Ruck gab. Um mich jedoch keiner entgegengesetzten Übereilung schuldig zu machen, nahm ich mir vor, von den wenigen Stunden, die mir auf den folgenden Tag noch übrig waren, einen näheren Aufschluß abzuwarten. Sie erinnern sich, daß wir in dieser Lage der Sache von einander Abschied nahmen.

Gleich nach Ihrer Abreise ging ich zu Pflug. Ich befragte ihn über S., und er gab mir einige Winke, die mich beunruhigten. Er gestand mir offenherzig, daß S. auf die Gesinnungen seiner Schwester einen fast unbedingten Einfluß hätte: ja er schien sogar den Hauptpunkt, auf den es mir ankam, nicht schlechterdings zu ignorieren. Mehr brauchte ich nicht: schon an dem ersteren hatte ich übersatt. Ohne mir viel Bedenkzeit weiter zu nehmen, wiederholte ich ihm mein Geständniss, daß ich in der Absicht nach I. gekommen wäre, auf Ihren Rath um seine Schwester anzuhalten, setzte aber zugleich hinzu, daß ich Bedenklichkeiten hätte, diesen Schritt itzt zu thun, und daß ich ihn ausdrücklich bäte, mich bey seiner Schwester auf keinen Fall zu compromittieren, es sey denn, daß ich ihn in der Folge auffordern würde, mir eine vorige Zusage geltend zu machen. Vermuthlich hatte er sich, da er mich bald nachher auf einige Augenblicke verließ, nicht enthalten können, seiner Schwester den Inhalt dieser Unterredung zu melden. Sie kam mir, wie eine Person vor, deren Eitelkeit piquiert ist. Ich hielt mich meinem Vorsatz zufolge beständig innerhalb der Schranken der verwandtschaftlichen Freundschaft und brachte sie dadurch so sehr auf, daß sie ganz abrupt, und auf eine Art, die mich aus aller meiner Fassung brachte, herausplatzte: Sie sey mit ihrem seligen Mann so äußerst glücklich gewesen, daß ich mir vergebliche Mühe machte, wenn ich Absichten auf sie hätte. Sie tadelte mich nicht, daß ich eine Mutter für meine Kinder suchte: nur sie würde sich nie entschließen; diese Mutter zu werden. Sogar Pflug nahm dieß Betragen übel. Er stellte ihr vor, daß ich ja nicht um ihre Hand anhielte, und daß ich mich sogar positiv gegen ihn erklärt hätte, nicht darum anhalten zu wollen, ob er gleich für seine Person eifrig wünschte, daß sie sich zur zweyten Ehe entschließe, und ich der Mann seyn möchte. — Ich meinerseits protestierte widers Heirathen auf der Durchreise, wünschte, daß sie ihre Vorurteile wider die zweyte Ehe einem würdigen Manne aufopfern möchte, versicherte sie aber, daß ich diesen Wunsch ohne alle Rücksicht auf mich selbst thäte, daß ich gar nicht die Absicht gehabt hätte, weder ihren Beleidigungen zuzuhören, noch mir dergleichen zuzuziehen. — Ich ärgerte mich innerlich über mich selbst, daß ich mich gegen ein solches Frauenzimmer blos gegeben hatte, die im Stand war, ihren eigenen Charakter zu erniedrigen, und die

gewöhnliche Achtung gegen den meinigen aus den Augen zu verliehren. Gleichwohl that ich mir Gewalt an, und wir schieden mit einer Höflichkeit auseinander, die sie kaum um mich verdient hatte.

So endigte sich in der Geschwindigkeit eine Heirathsscene, die mir den Tag vorher so viele Glückwünsche von meinem Cramer und seiner ganzen Familie zugezogen hatte. Gestehen Sie, Liebster, daß ich das seltene Glück habe, meine Ehestandsdramen schier auf eben den engen Zeitraum einzuschränken, den Aristoteles dem griechischen Drama vorschrieb. Könnte ich so für die Bücher arbeiten, wie ich selbst handle, welch ein classischer Dichter würd ich noch werden!

Genug davon! Wenn Sie mich im bevorstehenden Kielerumschlag[1] auf einige Tage beherbergen können, mündlich ein Näheres. Sollten Sie das aber nicht können, so bitt ich Sie, mich bey Fabricius unterzubringen, der mich mehrmals eingeladen hat, bey ihm abzutreten, oder mir wenigstens Nachricht zu geben, daß Sie keines von beiden können.

Über Minonan habe ich einen sehr befriedigenden Brief von Boie erhalten, den ich Ihnen mitbringen will. Hierbey fällt mir ein, daß ich Sie längst habe ersuchen wollen, dieß Drama, wider meinen ehemaligen Wunsch, nicht zu recensiren. Ich hatte das damals nicht recht überlegt, und begreife nun, daß es mir mehr Vergnügen machen wird, wenn das Publikum ohne unser Zuthun seine nothdürftige Frist daran wiederkaut, und endlich vielleicht — verdaut. Wohl bekomms seiner Zirbeldrüse!

Leben Sie wohl, mein bester Cramer, und lieben Sie stets Ihren

G.

9.

Eutin, 12 Apr. 1786.[2]

Nun, das ist wahr, Cramer, Sie sind ein Freund, wie man sich Freunde ausdrücklich vom Himmel erbitten muß. Eine so warme lebendige Teilnehmung, wie die Ihrige, ist mir noch gar nicht vorgekommen. Ihre Zweifel über meinen Dialog und das Costüm hatten mich wirklich ein wenig gearstelt[3]; ich fing an für meine arme Minona besorgt zu werden. Aber nun hab ich den Glauben in Händen: Minona interessirt Sie gewiß; möchte sie die übrige ganze Welt nur halb so sehr interessieren.

Kaum hab ich je ein Buch mit so vieler Freude empfangen, wie Ihren Sprengel.[4] Nicht Sprengels wegen, das sey ferne. Aber daß Sie ihn mir mit dem Briefe,[5] mit den Bewegungsgründen, nach diesen vorhergegangenen Empfindungen meines Herzens schickten: o willkommnes Buch! du kommst mir wahrlich von meinem Cramer!

Seyn Sie unbesorgt für meine Römer in Brittanien, bester Cramer. Sprengel muß bey mir in die Schule gehen. Alles, was er schreibt, hab ich auch gelesen: aber von dem was ich — was mein Ich ihm von der Sache zu sagen weiß, hat er auch nicht einmal läuten gehört. Möcht ich doch nur einen Recensenten finden, der meine Verdienste zu begreifen, und wenn er sie begriffe, laut durch die Welt zu hallen verstünde. Ich dünke mir

---

[1] Siehe Storms Novelle 'Aquis submersus'. Die Kieler Messe.

[2] Zwischen Nr. 8 und 9 ein Brief Cramers vom 17. Dezember 1785.

[3] Sehr deutlich geschrieben.

[4] Matth. Christian Sprengel, 'Geschichte von Großbritannien und Irland', 1780, 47. Band von Baumgartens 'Welthistorie'.

[5] Nicht vorhanden.

wahrlich eine rechte Epoche in der Geschichte der brittischen Eroberung zu machen; und es wäre doch höchst fatal, wenn aller Ruhm, den ich davon einzuerndten hoffte, wie ein Stück Nachtlicht in meiner eigenen Laterne verlöschen müßte! Mein erstes Stück Arbeit in dem Fache, und verdunkelt Spreuglern, — sie alle, die sich Geschichtschreiber von Profession dünken! Aber wer versteht mich? Gott versteht mich, sagte Sancho.

Ich halt es für überflüssig, über Sprengler nur eine Zeile in meine Anmerkung wegzustreichen oder hinzuzuschreiben. Er geht mich gar nichts an; und wenn ihm etwas an der angelsächsischen Geschichte gelegen ist, so wird er wohl ohne mein Zuthun finden, daß ihm eine Hauptquelle entgangen war.

Also, — da schick ich Ihnen gleich mit eben der Post, die Ihnen meine Minona bringt, auch diesen Sprengel wieder zurück. Es ging mir sonderbar mit jenem Packen; ich hatte ihn anderthalb Tage vor Abgang der Post zugesiegelt, blos um die Freude ein wenig zu anticipiren: da gehts zu Cramern hin! Kaum war ich mit dem Zusiegeln fertig, siehe da Ihr Brief und Ihr Sprengel! Und doch dacht ich gestern nicht, daß ich Ihnen beides auf einmal wieder zurückschicken würde, wies heute zu meinem großen Vergnügen der Fall ist.

Doch am Ende verdients Sprengel wohl, daß man ernsthaft von der Sache über ihn rede; und so vernehmen Sie denn, liebster Cramer, was ich davon zu dissertieren habe.

Mich dünkt, wer die Geschichte eines gewissen einzelnen Hergangs erzählen will, muß vornämlich zweyerley beobachten. Erstlich muß er sich alle Umstände denken, die vor dem Hergange vorhergegangen sind, (die man gewiß weiß), worum dann in seiner Seele ein wahrscheinliches Resultat entsteht, was es mit dem Vorfalle wohl eigentlich für eine Bewandnis gehabt haben müsse; und zweytens wenn das Factum Geschichte geworden ist, was das für Leute sind, die diese Geschichte wählen. Wenn in einer Provinz, oder einer Gegend, oder einem Orte viele Jahre hinter einander Truppen gelegen haben, die nun endlich einmal wieder abziehen, ohne daß die Einwohner eigentlich wissen, was sie vorhaben, oder ob sie wiederkommen; so wird jeder Spießbürger sagen: nachdem sie uns lange genug geplackt haben, so zogen sie endlich einmal ab, und weg sind sie! Daß hie und da noch ein Officier, ein Fourage-Verwalter, ein Regimentsquatiermeister, ein kleines Commando zur Grasung der Pferde, auf dem Lande liegt, wird er gar nicht einmal wissen oder wenn ers weiß, nicht in Anschlag bringen; das Ende vom Liede ist und bleibt ihm: die Truppen sind aus dem Lande, Gottlob! — Unterdessen habts beym Generalitäts-Collegio, das über diese Truppen disponierte, ein ganz anderes Ansehen. Der Officier, der Fourage-Verwalter, das Commando blieb dort nicht ohne Ursache zurück, können sogar genauere Nachricht von der bevorstehenden Wiederkunft der Truppen haben. In der Folge aber gehts krebsgängig, die Truppen kommen nie wieder. Was ist nun wohl gewisser, als daß sie gleich Anfangs die Absicht gehabt haben, nie wieder zu kommen?

Vierzig Jahre nachher tritt der Sohn eines der obigen Spießbürger auf (Gildas), bringts in eine Geschichte, was die armen Einwohner alles von den Truppen gelitten haben, was für Veränderungen darauf in der Provinz erfolgt sind, wie die Officiere, die noch im Land waren, Partey mit den Einwohnern machten: was gilt die Wette, es wird gerad eine solche Erzählung herauskommen, wie die von Gildas, nicht wie die Sache in ihrer eigentlichen

Verbindung stand, sondern wie er sie gehört hat, es vor sich sieht. Da sind tausenderley Widersprüche, man weiß nicht, wie man den Mann mit sich selbst vereinigen soll; aber leider, er ist der Einzige, Jahrhunderte nachher noch immer der Einzige, man muß ihn wohl nehmen, wie man ihn findet. So nahmen ihn auch die, die Jahrhunderte nach ihm schrieben, Nomnius, Beda,[1] Warmfried, machen sich jeder nach seiner Art ein System, und wenn sie miteinander übereinstimmen, sind die folgenden Erzähler das wahre Principium cognscendi, von dem Niemand weiter abzugehen wagt.

Endlich fliegt aus irgend einem bestaubten Winkel des ehemaligen Generalitätscollegii ein altes Document hervor, das uns auf einmal ein Licht über die ganze Angelegenheit aufsteckt. Das Document läßt sich gar nicht bestreiten, die Umstände sind genau so, wie wir sie uns vernünftigerweise denken müssen. Wem sollen wir nun glauben? Dem Sohne des Spießbürgers mit seinem gesamten Troß von Nachsprechern, oder der Urkunde und der gesunden Vernunft?

Sprengel, der von dem Document nichts wußte, ging einen ganz anderen und gewöhnlicheren Weg. Er giebt sich die unendliche Mühe, jeden dunklen Umstand aus der Gegeneinanderhaltung der alten Knasterbände aufzuklären, die ihm historische Quellen sind, und auch wohl seyn müssen; webt sich daraus ein wahrscheinliches Ganzes zusammen; und so ists nun die beste Geschichte, die wir bisher noch von dem Hergange gekannt haben. Ists aber darum die wahre?

Als ich den Einfall bekam, im Drama von den Angelsachsen in Verbindung mit Ossians Nachkommen zu schreiben, wußte ich fast gar nichts von der alten brittischen Geschichte. Mir stieg aber doch der Gedanke auf, ob nicht vielleicht noch Römer im Lande geblieben seyn möchten, die ich mit hineinmischen könnte. Ich lese den Paul Diaconus, und finde sehr willkommen einen Ambrosius Aurelianus, der die Britten wider die Sachsen anführt, unus fere Romanorum. Das erregt meine Aufmerksamkeit. Ich lese den Gildas, und finde nicht allein diesen Aurel, sondern auch ein ganzes Nest von Constantinen, Conanus, die er alle persönlich kennt und aushunzt. Es sind also wahrlich, denk ich, noch Römer da gewesen, und Gildas ist mir nur ein Spießbürger, der von der Röm. Politik den Teufel versteht. Mir fällt der alte Atlas des Ontelius, den die Tafeln angehängt sind, in die Hände, und das erste, was mir auf der Karte des römischen Brittanien in die Augen fällt, ist ein Littus Saxonicum in der Provinz Kent (Cantium) gerade der nämlichen Provinz, die Hengstens Leute besetzt hatten. Wer sagt mir doch etwas übers Littus Saxonicum? Ich erfahre, daß ein Buch existiert, Notitia dignitatum, worin all die Römischen Posten und Würden fürs Littus Saxonicum namentlich specificirt sind. Muß ich mich nicht nothwendig überreden, daß ich die brittische Verfassung zur Zeit der Sachsen aus dem rechten Gesichtspunkt angesehen habe? muß ich mich nicht mehr als befugt glauben, mein Drama nach diesem Gesichtspunkt zu entwerfen? Endlich schickt Cramer mir die Notiz, die ich so lange gewünscht habe, und ich stoße da auf ein paar Anmerkungen, die für mich völlig entscheidend sind. Geht mich nun noch Sprengel etwas an, der meinen Weg gar nicht gekannt hat? — So weit über Sprengeln und übers Littus Saxonicum.

[1] Beda ist von G. für die 'Minona' sehr stark benutzt worden, worauf ich in meiner Darstellung eingehe.

Was Sie mir von Kunzen schrieben, liebster Cramer, ist mir sehr erfreulich. Ich wüßte nichts, was mir für meine Minona erwünschter seyn könnte, und bin bedacht, wie ich davon Gebrauch machen soll. Nach meiner Idee soll, wie Sie sich erinnern werden, Minona dem dänischen Theater zuerst feilgebothen werden. Da wird es denn wohl ins Dänische übersetzt, und Kunzen aufgetragen werden, die dänischen Chöre zu componiren, welches ihm nicht schwer fallen wird, wenn er mein Mspt vorher ansieht. Das ist mir eine gar angenehme Aussicht. Schreiben Sie ihm doch vorläufig ein Paar Worte darüber.

Das Aufgetragene an Vossen hab ich bestellt. Leben Sie wohl, Bester, und lieben Sie stets

Ihren G.

10.

Kopenh. 23 May 1786.

Ich rüste mich zu meiner Abreise nach Lübeck, mein bester Cramer, und stand eben im Begriff, Ihnen den Abend noch zu schreiben, als ich Ihren Brief voll Freundschaft und edlen Vertrauens erhielt.[1] Ich hatte schon gleich bey meiner Ankunft, da man anfing zu zweifeln, ob Naumann[2] hier ein Engagement annehmen würde, mit Schiörringern einen Plan angelegt, Schulzen hierherzuziehn. Schiörring hat auch wirklich damals mit der Kronprincessin, die er im Clavierspiel unterrichtet, und mit anderen über die Sache gesprochen. Naumann aber machte durch sein absichtliches Hin und her Wanken all unsre Projekte zu Schanden. Keiner am Hofe, selbst die Kronprincessin nicht, wußte mit Gewißheit zu sagen, wie er sich am Ende decidieren würde, und in dieser Ungewißheit steht man hier noch. Hat er Ihnen ausdrücklich und mit männlicher Offenherzigkeit gesagt, daß er seine Absichten auf Kopenh. ganz aufgegeben hat? So hat er sich, gegen mich wenigstens, nie erklären wollen. Der Mann ist ein Stück vom Italiener, gefällt mir nicht, ich kann ihm nicht trauen. Angenommen jedoch, daß er Ihnen die Wahrheit gesagt, so fürchte ich beynah, daß er Hillern[3] nicht ohne geheime Ursachen wider Schulzen auf die Bahn gebracht habe. Es konnte ihm nicht unbekannt bleiben, daß sich Viele für Schulzen interessierten, und ich glaube bemerkt zu haben, daß er allmal in einige Verlegenheit geräth, wenn die Rede auf diesen wahren Meister und Genius seiner Kunst kam, den er freylich mit vollen Backen lobte, aber auch nur mit den Backen, und so lange Wind darinn war. Er ward bald kleinlaut, und wenn wirs ihm zu lange machten, so hatte er Geschäfte in der Stadt, und addio. Aller Wahrscheinlichkeit nach möchte er Hillern lieber, zehnmal lieber, zum Nachfolger, als Schulzen, der ihn gleich mit dem ersten Chorus aus dem Andenken des Kopenh. Publikums auf ewig hinausfegen würde. Was Sie mir von Schulzens hinfälliger Gesundheit schreiben, ist schrecklich. Mein Gott! was ist der Mensch! an welchem Fädchen hängt das Daseyn selbst der unsterblichsten! Ich habe Ihren Brief Moldenhauern zu lesen gegeben, der nicht weniger als ich davon gerührt ward. Da ich von hier wegreise, so ist er, der schon in so mancher Beziehung mein anderes Ich ist, an meine Stelle getreten, hat noch gestern Abend mit Conferenzrath Milson, mit dem er in

[1] Nicht erhalten.

[2] Der Komponist, der z. B. die von Cramer übersetzte Baggesensche Oper 'Holger Danske' komponierte.

[3] Den Leiter der Leipziger 'großen Konzerte'.

Gesellschaft seyn sollte, über diese uns allen so wichtige Angelegenheit sprechen wollen, und wenn er irgend einigen Anlaß dazu findet, sich erbothen, auch bei der Warnstedtschen Familie, und wo Sie es sonst nöthig finden, der Unterhändler zu seyn. Betreiben Sie die Sache nur ferner mit ihm, und seyn Sie eines glücklichen Erfolgs gewiß, wenn Sie nicht durch Naum(ann) schon gleich im ersten Zuschnitt verdorben ist. Ich denke noch heute mit Schiörringen darüber zu sprechen; auch bin ich ungeduldig, von Moldenh(auer) zu erfahren, was er gestern ausgerichtet hat. Doch zweifle ich, ob ich ihn eher als morgen sehen werde. Wir leben hier in großer Unordnung, Zerstreuung, fast ein wenig liederlich. Alle Mädchen in Kopenh(agen) suchen ihn an sich zu ziehen, vielleicht gerade darum, weil er so sehr den Spröden macht; und ich schreibe in der Oberwelt unter den alten Mütterchen, wo es nicht viel besser hergeht. Wenn Sie all meine Anfechtungen wüßten, Sie würden sich wundern, daß ich mit ungelähmten Fittigen aus diesem Sodom davonfliege. Gott sey gelobt, ich habe mich keiner einzigen Thorheit schuldig gemacht, so nahe ich auch manchmal daran war. Man sage mir nichts von den Weibern in Weinsberg: die Hexen von Kopenh. sind der T(eufel) selbst!

Was ich Ihnen sonst von mir zu melden habe, läßt sich kurz fassen. Es scheint, daß mir eine anderweitige Beförderung in dänischen Diensten, vielleicht eine baldige, nicht entstehen werde; aber noch ist keine Vacanz, und bis dahin muß ich denn wohl Geduld haben. Mündlich umständlicher. Wir werden uns ja sonder allen Zweifel diesen Sommer irgendwo treffen. Gar zu gern wäre ich über Kiel zurückgegangen, wenn ich nicht meiner Töchter wegen nothwendig mit Croll zu reden hätte.

Sie glauben, daß mir keine Note, kein Laut entgangen sey, wo nur Musik in Kopenh. zu hören gewesen ist: und gerad das ists, wovon ich hier am wenigsten genossen habe. Ich habe weder die Warnstedten spielen noch die Schulin singen gehört; ich habe sie nicht einmal gesehen. Dagegen habe ich Sinfonien im harmonischen Club, und Bachsche Sonaten von der Mdlle Kirchhof (eine Verlobte des Kammerjunkers Somms) auf einem der besten Müllerschen Claviere exercitieren gehört. Lieber, wie ich sehe, nur zu sehr befürchte, um mir alles andere Concertspielen, alles andere Sonatenspielen auf immer zu verleiden. Über solche Sinfonien, liebster Cramer, geht in der Welt nichts! und wenn Sie Bachen gut vortragen, wenn Sie überhaupt das Clavier in seiner Vollkommenheit hören wollen, so reisen Sie nach Kopenh. und besuchen Sie Mdlle Kirchhof. Und wenn Sie dann beides gehört haben, so denken Sie an mich — cum grano salis.

Wie sehr freue ich mich auf Ihre Athalie![1] wenn sie mich nur nicht verfehlt, da meine Abreise so nahe ist. Das Papier geht mir aus, und der Zeiger steht auf Mittag. Empfehlen Sie mich Ihrem verehrungswürdigen Vater, Ihrer geliebten würdigen Frau, allen den Ihrigen — und lieben Sie, wie bisher

Ihren getreuen Gerstenberg.

11.

Eutin 12 Aug. 1786.[2]

Sie sind ein reicher Mann, daß Sie den armen Autoren, Ihren Freunden, solche Geschenke machen können! Ich bin stolz auf Ihre Freundschaft,

---

[1] Racines 'Athalie', die Cramer mit völligem 'Unverstand' (Goethe) übersetzte.

[2] Zwischen Nr. 10 und 11 ein Brief Cramers vom 28. Juli 1786.

mein Cramer: aber fast erliege ich Ihren zu großen, zu häufigen Gaben. Wie werd ich in der Welt dahin gelangen, daß ich sie Ihnen nur halb erwidern könnte. Meine Registerschiffe laufen selten aus, und sind, statt Gold und Perlen und allerley Kleinodien, meist nur mit Ballast beladen.

Was ich mir so lange gewünscht habe, besitz ich also nun auf immer, Ihre Schulzische Athalie! Welch ein Werk der Musa Polyhymnia, oder vielmehr Urania! Wie werd ich mich je daran satt spielen, singen, lesen? Wann werd ichs je ganz ausstudiert haben? Wohl mögen Sie es Ihr Lieblingskind nennen, Ihre zweyte Ida, wohl mögen Sie sich freuen, es von allen den Ihrigen als eine der seltensten Gaben des Himmels gekost und gehätschelt zu sehen. Der ist zu beklagen, der, ohne zu wissen wie ihm geschicht, vor diesem Kinde Ihrer Liebe vorübergeht: er ist nicht etwa krank an den Augen und Ohren seiner Seele und seines Leibes; es wäre vergebens, ihm den Staar stechen oder ein neues Trommelfell vorspannen zu wollen; er ist ein Abgeschiedener unter den Lebendigen, er geht schon hier in die Verwesung über, er stinkt!

Auch mit den Neefischen Chören und Gesängen haben Sie mir ein überaus angenehmes Geschenk gemacht. Mit vollem Recht hat er diese neue Ausgabe eine verbesserte und sehr vermehrte genannt. Seine Chöre erheben sich zwar nicht so durch ihre eingebohrene Klarheit, Reine, einfache Großheit über die Werke des Tages, oder wenn Sie lieber wollen, der Nacht — der Lampen — wie die Schulzischen, er verachtet nicht so, wie Schulz, die kleinen Mittel, weiß nicht so mit Wenigem viel zu schaffen: er ist aber doch wahrlich, wenn kein erhabenes, doch ein nicht gemeines geschmackvolles Genie. Ich möchte diese Chöre wohl einmal in ihrer ganzen Schönheit zu einer guten Orgel aufführen hören. Unter den Gesängen sind einige gar vortreffliche; und das deutsche Mädchen steht unter den Liedern mit einer fast heroischen Stärke vor, der ich halb mit Schrecken ausweichen würde, wenn ich der Gegenstand eines solchen Mädchens aus den Zeiten des Tacitus wäre.

Was aber soll ich zu dem köstlichen Geschmeide von Perlen, Diamanten, und Granaten sagen, womit Sie Ihre Heloise, wie mit einem Gürtel der Sultanninnen, umfassen? Ich weiß nicht, ob Andre mit meinen Augen sehen: aber das weiß ich, mein Schnupftuch geb ich dieser deutschen Heloise gewiß vor der Französinn. Sie ist weit weniger verführerisch, aber desto unwiderstehlicher. Lieber Cramer, eilen Sie, daß ich bald das Ganze in meine verliebten Hände bekomme; ich kanns in der That kaum abwarten.

Moldenhauer ist mir also mit einem einzigen Hury gerad bis nach Spanien entflogen? Der Treulose! Ich hatte mir so gewisse Hoffnung gemacht, daß ich ihn wenigstens auf Einen Tag hier in Eutin bey mir sehen würde; und er hat mir nicht einmal durch einen Laut verrathen, daß er da war. Doch freut es mich, von Ihnen zu vernehmen, daß seine Wünsche in I(tzehoe) erfüllt sind, und daß er sich vollkommen vor Ihnen gerechtfertigt hat, wie ich erwartete.

Eine nicht weniger wichtige Nachricht ist mir die, die Sie mir von Schulzens besserer Gesundheit und seinen guten Aussichten in Kopenhagen geben. Möchte doch alles in die glücklichste Erfüllung übergehen, was Sie und ich diesem Edlen wünschen! Sie zweifeln doch nun selbst an Naumanns vorgeblicher Sprödigkeit gegen die Kopenhagenschen Anerbiethungen? Ich zweifelte nie daran, daß sie bloß vorgeblich war: aber das will ich wohl

glauben — und itzt setz ich hinzu, mit Vergnügen hoffen — daß es ihm zu schwer werden möge, seine alten Bande in Dreßden zu zerreißen, und daß man ihn dort auf irgend sonst eine angemeßne Art schadlos zu halten suchen wird. Ich gönne ihm jedes Erdenglück, sogar das Verdienst, was Sie selbst sich um seinen Orpheus machen wollen: wenn er nur unserm Schulz nicht im Wege stehn will, eine Competenz, die ich ihm nie zutheilen werde.

Sehr dank ich Ihnen für Ihr Versprechen, uns vor Ihrer Abreise noch einmal zu sehen. Lassen Sie es nur bald seyn: innerhalb 6 bis 7 Wochen zieh ich nach Altona.

Leben Sie wohl, mein theurer geliebter Freund. Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause, insbesondere Ihrem verehrungswürdigen Vater und Ihrer vortrefflichen Frau, und lieben Sie stets Ihren G.

(Fortsetzung folgt.)

Zurzeit Warschau. Albert Malte Wagner.

Eine unbekannte Gegenschrift gegen Gutzkows Wally.

Im Jahre 1836, also ein Jahr nach dem Erscheinen des schicksalsreichen Romans von Gutzkow 'Wally die Zweiflerin', wurde ein Roman veröffentlicht, der folgenden Titel führt:

Betty die Gläubige, Roman von Georg Neu.
Der unsittliche Reformator macht nirgends Glück. Der Witz ist einer so großartigen Institution wie das Christentum gänzlich unangemessen. Karl Gutzkow.
Nürnberg 1836. Verlag von Scheider & Weigel (Julius Merz).

Dieses Werk von 352 Seiten Kleinoktav, das ich nirgend angeführt gesehen habe, weder in bibliographischen Verzeichnissen noch in den ausführlichen Werken von Johannes Prölß 'Das junge Deutschland' (Stuttgart 1892) noch in H. Houbens 'Jungdeutscher Sturm und Drang' (Leipzig 1911) noch endlich in Glossys 'Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz' (Wien 1912) — auch der Name des Verfassers (vermutlich ein Pseudonym) ist mir noch an keiner Stelle begegnet — gibt sich schon im Titel als eine Gegenschrift gegen Gutzkows Roman zu erkennen. Liest man den ersten Satz 'an einem milden Frühlingsabend ging aus der Stadt, in der er erst vor kurzem angekommen war, Viktor, ein junger Mann, der in der Mitte der 20er Jahre stand', so wird jeder Kenner von Gutzkows Roman an den kennzeichnenden Anfang dieses Buches erinnert. Der Inhalt des merkwürdigen Buches läßt sich ziemlich kurz angeben, und man kann auch aus ihm leicht die Verwandtschaft und Nachahmung mit seinem Vorbilde erkennen.

Betty, die Tochter eines Regierungspräsidenten, wird von einem Grafen geliebt und begehrt, wendet aber ihre Neigung dem jungen Viktor, der in das Haus und die Kanzlei ihres Vaters kommt, zu. Sie hat Gelegenheit, die Unwürdigkeit ihres Bewerbers, des Grafen, zu erkennen, teils dadurch, daß dieser Flatterhafte sich eine Zeitlang ihrer schönen Freundin Julie zuwendet, teils dadurch, daß sie erfährt, wie unwürdig sich der Graf gegen eine adlige Französin Valerie, die, von ihrem Geliebten verlassen, Kunstreiterin geworden war, benommen. Trotz ihrer Erkenntnis und trotz der immer stärker werdenden Zuneigung zu Viktor ist sie genötigt, dem Grafen ihre Hand zu reichen, und zwar aus dem Grunde, weil nur der scheinbar reiche Graf imstande ist, die Kassendefekte ihres Vaters, des Regierungspräsidenten, zu decken und die Armgewordene zu rehabilitieren. Die Verheira-

tung findet statt, nachdem Betty von ihrem Geliebten zärtlichen Abschied genommen und ihrem Vetter Emil, einem in die Demagogenverfolgungen verflochtenen Studenten, der plötzlich auf der Bildfläche erscheint, feierlich entsagt hat.

Das junge Paar und die beiden Bewerber finden sich in London wieder. Dort verliert der Graf, der seine Gattin schnöde behandelt und sich in schlechter Gesellschaft herumtreibt und durch Spiel ruiniert, sein Vermögen, besitzt die Niederträchtigkeit, gegen ein größeres Darlehen seine Gattin auf acht Tage jenem Emil abzutreten, wird von diesem im Duell erschossen, während Emil, um der ihm drohenden Gefangennahme zu entgehen, nach Amerika reist. Die frei gewordene Frau, die nach dem inzwischen eingetretenen Tode ihrer Eltern über ihre Hand nach eigenem Willen verfügen kann, vermählt sich mit Viktor, dem sie ihre Neigung stets bewahrt hatte, zieht mit ihm, nachdem sie ihre erschütterte Gesundheit in England wiederhergestellt hat, nach Deutschland, erliegt aber einige Zeit nachher einem Brustleiden, das sie schon seit Jahren gequält hat.

Man erkennt aus dieser kurzen Darlegung die Nachahmung des Gutzkowschen Romans, die bis in die Einzelheiten nachzuweisen ist. Hauptsächlich die Liebe eines jungen Mädchens zu einem ihrer würdigen Bewerber, trotzdem die Ehe mit einem verhaßten und unwürdigen Gatten; Störung dieser Ehe durch einen Verwandten (bei Gutzkow ist dieser allerdings der Bruder des Gatten und in unserem Werke der Vetter der Gattin), dauernde Neigung der Heldin zu ihrem ersten Geliebten und endlich Vereinigung mit diesem. Im Gegensatze zu dieser Ähnlichkeit ist der große Gegensatz beider Bücher hervorzuheben: während bei Gutzkow die endlich Vereinten innerlich und äußerlich auseinanderkommen, innerlich durch den Zwiespalt der religiösen Meinungen, äußerlich durch das Dazwischentreten eines weiblichen Dämons, leben in der Nachahmung die beiden Gatten vereint, und nur der Tod (auf natürliche Weise, während bei Gutzkow bekanntlich Selbstmord erfolgt) trennt die harmonisch Verbundenen.

Wie im Inhalt, so zeigt sich die Gleichartigkeit beider Werke, die bewußte Nachahmung des älteren durch das jüngere, auch in der Form. Wie bei Gutzkow, so stehen auch in der Nachahmung der Erzählung Tagebuchblätter und Briefe zur Seite. Der dritte Abschnitt des Werkes enthält Briefe, der vierte Geständnisse über Religion, Christentum, Philosophie und Literatur.

Bei diesen Unterhaltungen, die übrigens auch mit der eigentlichen Erzählung vermischt werden, ist es schwer, einen bestimmten Standpunkt des Verfassers zu erkennen.

Von den Klassikern vergangener Zeiten werden Schiller, Goethe und Herder behandelt (S. 253 ff.). Faust erhält eine län-

gere Abhandlung (S. 255 bis 257); der zweite Teil wird ebenso gerühmt wie der erste. Goethe gilt auch eine längere Abhandlung (S. 257 bis 259) mit einer Abwehr des Vorwurfs der Irreligiosität.

Viel ausführlicher als den vergangenen ist die Beachtung, die den lebenden Dichtern zuteil wird; unter ihnen mögen Rückert (S. 41) und Uhland (S. 44) genannt sein, denen nur eine kurze Besprechung gilt. Besondere Verehrung wird Leopold Schefer zuteil, dessen Laienbrevier außerordentlichen Ruhm erhält. Ganz kurz wird auf die Schlesische Schule hingewiesen, als deren Repräsentant Hoffmann von Fallersleben genannt ist (S. 46 ff.).

Da das Buch indessen in der Zeit des jungen Deutschland erschienen ist und sich, wie aus den obigen Bemerkungen hervorgeht, teilweise gegen diese Richtung wendet, so ist es natürlich, daß die literarischen Unterhaltungen es an erster Stelle mit diesen Zeitströmungen zu tun haben. Daher findet sich ziemlich am Anfang (S. 23 ff.) eine Unterhaltung über das junge Deutschland, dem der Graf seine Sympathie zuwendet, während Viktor und Betty sich dagegen erklären. Aber auch sonst werden die Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die zu dieser neuen Richtung gezählt werden, mehrfach erörtert, teils mit Neigung, teils mit Abneigung. Die erstere, ja geradezu eine helle Bewunderung, wird Bettine von Arnim zuteil. Über sie werden schöne Worte gebraucht, unter anderem folgende (S. 241): 'Die Kindheit feiert ihren Triumph in dieser Liebe. Es ist eine so echt romantische deutsche Minne mit der mädchenhaften Wildheit, mit der kindlich stillen Innigkeit, mit dem Sichselbstaufgeben in einem anderen. Ein Sommergarten voller Rosen; da ist nichts Gemachtes, alles rein und wahr, in ihrer Brust webt und lebt es wie der Odem der schaffenden Natur; ein Frühling voller Blüte, ein Himmel voller Sterne, eine Luft, in der die Sänger des Mais auf und nieder steigen.' Dann wird über ihre Liebe zu Goethe gesprochen und einmal geradezu gesagt: 'Daß Goethe sie verschmähte, kann ich ihm nie verzeihen'. Zum Schluß wird ihre tiefe religiöse Empfindung hervorgehoben.

Im Gegensatz dazu wird Rahel getadelt, namentlich 'ihr Affektieren von spekulativer Anschauung' (S. 244). Dagegen wird ihre Beurteilung der Charaktere und ihr herrlicher Ausdruck tiefer Gefühle gelobt.

Auch Charlotte Stieglitz, die einmal ein weiblicher Faust genannt wird (S. 247), findet nicht die Sympathie des Schriftstellers, der ihr Leben bewundert, aber ihren Tod verabscheut und es für nicht lobenswert erachtet, ihr ein literarisches Denkmal zu setzen. Besonders energisch tritt der Verfasser von Bettys Tagebuch gegen das 'Leben Jesu' von David Friedrich Strauß auf (S. 271). Alle Fibern ihres Geistes zucken, wie sie sich ausdrückt, bei dem

Gedanken, daß 'unsere Religion, unsere Kirche, unser Kultus auf Mythen gegründet sei'.

Die ausführlichste Darlegung wird Heine zuteil, während Börne merkwürdigerweise gar nicht genannt ist. Die lange Ausführung (S. 311 bis 318) ist eine vollständige Verurteilung. Bei dem Namen schon überläuft es den Schriftsteller kalt. Sein Witz, seine Ironie und sein Humor werden getadelt, seine Prosa verachtet und die Abneigung gegen ihn in dem Bekenntnis zusammengefaßt: 'Für Deutschland war er auch gestorben.' Besonders lebhaft wendet sich der Verfasser gegen Heines Religion und Philosophie. Neben Heine dem Messias werden seine Schüler mit nicht minderem Zorn abgefertigt. Verhältnismäßig milde geht es über Wienbarg her, der freilich nicht genannt wird, der aber klar erkennbar ist durch folgenden Satz: 'Dieses Amt (des Schülers) übernahm ein junger Norddeutscher, der ein Buch geschrieben hat, das wissenschaftliche Form und Namen an sich trägt, und ein anderes, in welchem er dem Leser flüchtig seine Gedankenmenagerie, die er auf dem flachen Sandboden seines Geistes weidet, vorführt; es enthält gewissermaßen die praktische Ergänzung des ersteren, wütende Philippiken gegen alles, was seinem missionarischen Eifer in dem Weg steht' (S. 319).

Geradezu mit Wohlwollen wird Laube betrachtet, dessen Name auch nicht genannt wird, der aber schon durch die Worte 'ein sehr geachteter Zeitungsredakteur' charakterisiert wird, und von dem es heißt (wiederum mit deutlicher Anspielung auf seine Schriften): 'Er ist vielleicht der Kenntnisreichste und ein Mann von gediegenem Talent; seine Kritik basiert sich auf wackere Grundsätze, denen er aber am meisten untreu wurde; schade, daß er die "modernen", das ist "natürlichen" Zustände in seinen Schriften oft bis zum Ekel darlegt.'

Der entschiedenste Protest aber richtet sich gegen Gutzkow, der gleichfalls nicht genannt, aber durch Verspottung seines Namens kenntlich genug gemacht ist. Über ihn heißt es (S. 319 ff.): 'Der dritte ist durch sein Schicksal am berühmtesten geworden; er ging für seine Lehre ins Gefängnis. Ein literarischer Putzkopf, an dem alle Ideen im modernsten Gewand bunt durcheinanderflattern. Er versprach viel zu werden, denn er überflügelte den in der Form gefangenen flüchtigen Heine, aber er schwur bald zu dessen Fahne, mit der er durch die Gebiete des höheren Wissens seinen mörderischen Streifzug begann. Er ist ein Stückchen von dem Geiste, der stets verneint. Seine Unverschämtheit ist ebenso groß als sein Geist, der sich nie auskennen läßt, sein Witz ebenso kühn als seine Verwegenheit, sein Inneres ebenso herzlos kalt und inhuman, wie sein Kopf in den trüben Nebel eines unklaren, oft falschen Wissens gehüllt ist. Und dieser Mensch wollte der

Gründer einer besseren Zukunft werden, indem er uns eine poetischere Liebe, eine freiere Literatur, eine menschlichere Religion anbot und mit seinen Schätzen prahlte, mit denen er die ganze Welt aufwiegen könne. Er versteht weder die Zeit noch die Menschen, und Geschichte kennt er gar nicht. Diese ist ihm nur die Gegenwart, daher er auf dem vielbewegten Gebiete der jetzigen europäischen Politik gut zu Hause ist. Er hat ein kritisches Blatt gründen wollen, das die Aktensammlung der neuen Weltreformation geworden wäre, von der wir allerdings viel zu fürchten gehabt hätten.'

Von sonstigen Zeitgenossen werden wenige erwähnt. Merkwürdig ist es, daß der Jurist Thibaut[1] in Heidelberg angeführt wird, der als großer Freund und Kenner der Tonkunst gerühmt wird (S. 16). Für die Zeitverhältnisse wichtig ist, daß Zigarren als etwas Neues gerühmt werden. S. 62 heißt es: 'Ein junger Kaufmann hat uns das Vergnügen gemacht, Proben von Zigarren einer neu zu etablierenden Tabakfabrik unter die Männlichen der Gesellschaft zu verteilen, und versprach sich von der großen Erfindung wichtige Vorteile für seinen Artikel.'

Man erkennt aus diesen kurzen Ausführungen, daß man es mit einer bemerkenswerten Arbeit über und gegen das junge Deutschland zu tun hat. Besitzt auch der Roman als solcher keinen hervorragenden literarischen Wert, so lohnt es sich doch wohl, auf die — soweit ich sehe — völlig unbeachtet gebliebene Schrift als auf ein interessantes literarisches Kuriosum hinzuweisen.

Ludwig Geiger.

[1] Eine große musikalische Unterhaltung findet sich auch S. 32 ff. bis S. 37, doch wird dabei nur über die Art des Spielens gesprochen, weder der Name eines Komponisten noch eines Virtuosen ausdrücklich erwähnt.

Der Pflanzenname 'Waldmeister' im Me. und Nhd.

Eine etymologische Studie.

Der Pflanzenname Waldmeister für *Asperula odorata L.*, für *Adoxa moschatellina L.*, *Vaillantia cruciata L.*, *Caprifolium L.* oder gar *Symphytum officinale L.* wird auch im kürzlich erschienenen Artikel des Grimmschen Wörterbuches (von Bahder) vermutungsweise auf die hervorragende Heilkraft einiger dieser Kräuter oder auf ihren Wohlgeruch zurückgeführt. Diese Erklärungen treffen möglicherweise das Richtige; immerhin läßt die Willkürlichkeit der Benennung bei jedem, der viel mit den zahlreichen Pflanzen hervorragender Heilkraft oder großen Wohlgeruchs zu tun hat, so lange Unbefriedigtheit zurück, wie nicht alle anderweiten Erklärungsversuche vergeblich geblieben sind.

Einen Weg zur Erklärung des eigenartigen Namens kann ich vielleicht weisen. — Das Oxforder Wörterbuch kennt ein 'Herb Water', 'Herb Wauter' nicht; ich kann aber in me.-medizinischen Texten diesen Pflanzennamen ziemlich häufig und in drei Sprachen, Mittelenglisch, Altfranzösisch und Latein, belegen.

In Henslows *Medical Works of the Fourteenth Century*, London 1899, heißt es:

S. 27, 3: Take ... erbe roberd, herbe wat*er* and herb Jon ...

S. 53, 10: Take ... ribgres, petyngale, herbe water, crousope ...

S. 55, 13: ... rosmary, h*er*be wat*er*, h*er*be Ion, herbe Roberd ...

S. 56, 21: Take a pound ... of scabiose, of herbe wat*er* 2 pund, of pigle 2 pound ...

S. 61, 7: Take ... a pound of h*er*be wat*er*, half a pound of h*er*be roberd ...

S. 86, 5: Take pympernole, herbe walt*er*, egrymoyne ...

S. 86, 22: Take orpyn, h*er*be, wat*er*, h*er*be Robert ...

S. 100, 11: Take ... verueyne, h*er*be, wat*er*, virgine wax ...

S. 117, 22: Take ... herbe Iohan. herbe Roberd, herb wauter, wild sauge ...

S. 119, 6 f.: Take ... petingale, herbe wat*er*, crowfoot ...

S. 126, 19 f.: Take ... herbe Ion, herbe Roberd, herbe water, þe grete co*n*saun*d* ...

In Fritz Heinrichs *Mittelenglischem Medizinbuche* (Halle 1896) sind folgende Belege zu finden:

fol. 98 a 26: Take smalache, erbe robert, erbe water, sengrene.

fol. 98 a 30 f: Take erbe robert, erbe water, bugle ...; Lesart wauter.

fol. 109 a 2: Tak popeler leues iiij li, of erbe water iii li; Lesart wauter.

fol. 115 a 15 f: Tak of ... bugle, herbe wat*er*, weybrode ...

fol. 115 b 21 in den Lesarten: fyue ha*n*dful of erbe wat*er*, of betonie: erbe wauter.

fol. 116 a 17: Tak ... herbe robert, herbe water, eg*r*imoyne ...

fol. 143 a 24 f: Tak ... herbe robert, h*er*be wat*er*, wybrode.

In den von mir bearbeiteten *Practica phisicalia Magistri Johannis de Burgundia* (Ms. Rawl. D 251 Bodl.) findet sich

fol. 78 a: Item take herbe watyr and styll yt ... und
fol. 102 a: Take an handfull of erbe roberte a nothyr of erbe water.

In der *History of Gardening in England* (Cecil, Evelyn, London 1910) Seite 65 steht der Beleg Herbe Walter; weitere Nachweise daselbst Anm., wo sich auch ein lateinischer Beleg findet: Herba Walteri, Herbe Water.

Den lateinischen Pflanzennamen finde ich noch Henslow S. 82. 8: Accipe polipodium ... et erbam Walteri equales proporciones, sowie *Alphita* S. 81, Zl. 6: Herbe Walteri habet stipitem rectum aliquantulum .... redolet ut muscum. gall. muge de boys.

Einen afrz. Beleg kann ich beibringen aus Heinrich fol. 148 b 13: Prenez ... erbe rue, erbe water, erbe robert ...

Man beachte, wie weniger Werke es bedarf, um diesen bisher völlig unbeachteten Pflanzennamen in erstaunlicher Reichhaltigkeit nachweisen zu können.

Die Bedeutung von *Herb Water* geht aus den beiden Gleichungen *Alphita* S. 81: Herba Walteri = muge de boys und Earle, *English Plant Names* S. 46: Hastula regia. muge de bois. wuderove hervor. *Herb Water* ist der in der Heilkunde eine große Rolle spielende und doch in den Hss. des späten Mittelalters fast nie unter seinem ae. Namen auftretende *Woodruff, Waldmeister*.

Zunächst zum Personennamen in *Herb Water-Wauter*. Henslow S. 207. Anm. vermutet, daß das Kraut nach *Walter de Elve(s)den* benannt sei. Gewichtige Gründe sprechen gegen diesen nur andeutungsweise vorgebrachten Vorschlag. Die Bezeichnung einer Pflanze mit einem Eigennamen nichtbiblischer oder nichtheilsgeschichtlicher Herkunft ist im Me. derart selten, daß es besonderer Gründe bedarf, eine dahingehende Vermutung zu rechtfertigen. *Walter de Elve(s)den* hat, soviel man weiß, sich zwar wissenschaftlich betätigt, aber nicht in engerer Beziehung zu Botanischem oder Medizinischem gestanden. Er ist nach Mowat, *Sin. Barth* S. 3, Anm. Professor of Civil Law, Archdeacon of Sudbury gewesen und hat gegen 1360 noch gelebt. Die seinen Namen tragenden Pflanzenbezeichnungen müßten also in manchen der angeführten Werke, zum mindesten in den Henslowschen Handschriften, recht bald nach seinem Tode geschrieben sein.

Ein viel besserer Weg zur Identifizierung des Eigennamens *Walter* in *Herb Wauter* bietet sich uns. Bei *Magister Johannis de Burgundia* fol. 90 b, bei Heinrich S. 106, 23 und 134, 10 wird von einem 'pouder watur' oder 'wauter' gesprochen. Die Formen *water, wauter* und *walter* sind bei *pouder* zu belegen. Dieses Walterpulver kann ich mit ziemlicher Sicherheit auf den Arzt *Walter Agilon* zurückführen. Die Gründe sind: Walter Agilon lebte um die Mitte des 13. Jahrhunderts, war Romane und wird von seinen Fachgenossen wiederholt unter dem Namen *Gual-*

therus, Gualterius, Galterus, Valtherus zitiert (vgl. *Gualteri Agilonis Summa medicinalis* ed. Diepgen [Leipzig 1911] S. 4 f.); *Arnald von Villanova*, der sonst durchaus nichts Rühmliches von *Walter Agilon* zu erzählen weiß, rühmt nur ausdrücklich ein Pulver Walters, me, also ein *pouder wauter* < *Walteri*, das dieser in den Arzneischatz eingeführt habe. Daß dieser *pulvis Walteri* bei *Arnald von Villanova* als *optimus ad visum* bezeichnet wird, während *pouder walter* in den Heinrichschen Texten u. a. als Bestandteil eines pulvis laxativus vorkommt, ist kein Hindernis für die Identifizierung. Das *pouder walter* — *wauter* ist bei Heinrich eben nicht alleiniger Träger der Heilwirkung, für die das angegebene *rewbarbe* und *sene* schon genügend sorgen.

Ist das *pouder wauter* so mit ziemlicher Sicherheit mit *Walter Agilon* in Verbindung gebracht worden, so liegt der Gedanke wohl nicht außerhalb der Welt, das sonst gleichfalls nicht zu erklärende *herb wauter* derselben Heinrichschen Texte auf eben diesen *Magister Walter Agilon* (Diepgen a. a. O. S. 1) zurückzuführen. — Daß der von *Walter Agilon* redende *Arnaldus von Villa Nova* in England bekannt war, wird dadurch bewiesen, daß er in den *Sinonoma Bartholomei* fol. 131 als eine der Quellen angegeben wird. Der Weg von *Walter Agilon* über *Arnaldus von Villanova* zu den *Sinonoma Bartholomei*, d. h. zur me. medizinisch-botanischen Literatur, macht also gar keine Schwierigkeiten. Von den *Sinonoma Bartholomei* zu *Alphita*, wo *Herba Walteri* vorkommt, ist ja kaum ein Schritt.

Wie es sich mit diesem Identifizierungsversuche des Personennamens in *Herba Walteri* auch verhalte, so möchte ich doch schon jetzt betonen, daß das für meine weitere Beweisführung Notwendige n i c h t diese Identifizierung mit *Walter Agilon*, sondern vielmehr die Zurückführung von *Herba Walteri* auf eine mittelalterlich-wissenschaftliche Persönlichkeit namens Walter ist, die den Titel *Magister* führte (wie eben Walter Agilon). — Es bietet sich dann eine unerwartete Ableitungsmöglichkeit des gewöhnlichsten nhd. Namens von *Herb wauter* oder *Asperula odorata L.*, Waldmeister.

Leicht ist zu rechtfertigen, wie man lateinische Pflanzenbenennungen, die in mittelalterlichen Texten neben afrz. und me. Entsprechungen gefunden werden, zur Basis deutscher Etymologie machen kann. Die Allgegenwart des lateinischen Mediums in der west- und mitteleuropäischen Welt des Mittelalters begründet eine derartige Assoziation wohl. Bemächtigt sich der wissenschaftlich — und fast nur lateinisch — arbeitende Klosterklerus eines an einem Orte der mittelalterlichen Welt geprägten Terminus, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn dieser in wenigen Jahrzehnten von Mutter- zu Tochterkloster, von Uni-

versität zu Universität wie durch kommunizierende Röhren der gesamten Kulturwelt mitgeteilt wird. Das Mittellatein ist allgegenwärtig wie der Gott, den es vertritt. Zahlreiche Parallelen lassen meine Verwendung des me. *Herb wauter* < *Herba Walteri* für deutsche Etymologie gerechtfertigt erscheinen. Man vergleiche analoges Auftreten von Personennamen in Pflanzenbezeichnungen bei Herb St. Barbe (16. Jahrh.), *Barbara vulgaris,* dtsch. St. Barbelkraut, St. Barbarakraut, Barbenkraut; beim Herb Gerard derselben Zeit, *Aegopodium podagraria,* nhd. Gerhardskraut; bei dem etwas später belegten Herb Henry, *Malus Henricus,* dtsch. Böser Heinrich; bei Herb Margaret, *Bellis perennis,* das durch Zusammensetzungen mit dem Namen Margarete auf hochalemannischem, schwäbischem, moselfränkischem, westfälischem, engrischem Mutterlandsgebiete und in Schlesien, in fernem Koloniallande, bezeichnet wird; bei Herb Mary, *Chrysanthemum majus Asch.*, das im Nhd. und Mhd., ja schon im Ahd. auf hoch- und niederdeutschem Sprachgebiete mit Zusammensetzungen wie Frauenbalsam, große Frauensalbei, Marienblättchen, Marienmünze — Frauenwurz, Marienwurzel —, Frauwencrut, unser Frawen Mintz, sandt Mariemintz — unser Frawen Distel, Frowenminte —, ahd. sannt Mergenmyncz bezeichnet wird; bei *Actaea spicata L.* und *Osmunda regalis L.*, die beide im 16. Jahrhundert mit Herb Christopher u. ä. bezeichnet werden, und für deren erstes in nhd. Zeit in Alemannien-Schwaben und in Ost- und Westpreußen die Bezeichnung Christophelskraut, in Württemberg noch St. Christophs-Kraut zu finden ist; bei Herb John, *Hypericum perforatum,* wo sich deutsche Ableger des mlt. Herba Johannis über das gesamte Mutterlands- und Kolonialgebiet von Ostfriesland bis Siebenbürgen finden; bei Herb Robert, *Geranium Robertianum L.*, das als St. Robertskraut und als Ruprechtskraut in Mitteldeutschland wiederzufinden ist.

Es kann nach alledem eine Benutzung des auf englischem und französischem Gebiete und im Mittellatein gefundenen *Herba Walteri* zu deutscher etymologischer Forschung nicht angefochten werden.

Anderseits steht aber nach dem Zurückführen des Namens *Herba Walteri* auf eine Persönlichkeit mittelalterlicher Wissenschaft, die den Titel Magister führte, einer vollen Namensform *Herba Walteri Magistri* kaum ein Bedenken gegenüber. Im Englischen ist der entbehrliche Titel weggefallen und das 'Walterskraut' geblieben. Als Ursprung des deutschen Namens nehme ich nun gleichfalls die volle Form mit Abfall von Herba an, aus mhd. **krût walter meister* wurde zunächst **walter meister.* — Diesen Vorschlag würde ich nicht tun, wenn wir nicht viele Fälle in allen Teilen des Pflanzenreiches hätten, in denen Pflanzen einfach Per-

sonennamen, zuweilen gleichfalls unter Verlust eines Bestimmungswortes, tragen. Als die Bekannteren führe ich an: Ful Gret (Altmark) für *Fumaria officinalis L.*, Faule Grete (Schlesien), Stinkender Peterlein für *Aethusa cynapium L.*, Fliegender, Klingender Hans (Tübingen), Klöterjakob (Mecklenburg) für *Alectorolophus crista galli Bast.*, Fule Lis (Mecklenburg) für *Anagallis arvensis L.*, Burckhart für *Atriplex hortensis,* Stolzer, Guter, Gut Heinrich für *Chenopodium bonus Henricus L.*, Benedicht für mlt. Benedicta, Cardobenedicta, Zottlichtes Gretel (Österreich) für *Dianthus plumarius L.*, Karl (Siebenbürgen) für mlt. Virga pastoris, *Dipsacus silvestris L.*, Hansel am Weg (Österreich) für *Hordeum murinum L.*, Gredel in der Staude (Österreich), Gret im Busch (Altmark), Gretchen int Gröne (Holstein) für *Nigella arvensis L.* oder *damascena L.*, Stolzer Hinrich (Schleswig-Holstein), Stolten Hinnerk (Oldenburg bis Pommern), Stolt Hendrig (Dänemark) für *Senecio vulgaris L.*, Fine Gret, Greetjen, Greiten (nd.), Schone Margret, Margret, Schöne Marie für *Trigonella foenum graecum L.* — So mancher andere Fall ließe sich noch anführen, in dem ohne jedes Bestimmungswort einfache Personennamen die Pflanze bezeichnen. Der Verlust von *Herba* im Namen **Herba Walteri Magistri,* der von *krût* in **krût walter meister* führt also zu keiner unmöglichen oder auch nur seltenen Art der Bezeichnung einer Pflanze.

**Walter Magister, *walter meister* muß aber im deutschen Mittelalter unter dem Zwange der Volksetymologie zu *waltmeister,* mnd. *woltmester,* werden: *Asperula odorata* steht im Walde und macht sich durch den starken und würzigen Geruch bemerkbar. so daß '*Waldmeister*', wenn einmal gebildet, nachträglich eine recht im Geiste der Volksetymologie liegende Erklärung findet.

Die Gründe des von Bahderschen Artikels im Grimmschen Wörterbuche waren eingangs erwähnt. Unter Ablehnung des Ursprungs von *-meister* aus mnd. *möseke* (< *moschus*?), wie Falk-Torp, *Etym. Ordbog* 534 vorschlägt, wird die hervorragende Heilkraft einiger der mit Waldmeister bezeichneten Kräuter (besonders *Asperula odorata*) betont. Dieser Hauptgrund — wegen des Wohlgeruches könnten sehr viele Pflanzen wenigstens mundartliche Bezeichnungen mit -meister in Anspruch nehmen, während keine einzige nachzuweisen ist — wird angesichts folgender Erwägungen hinfällig: Untersucht man alle deutschen mundartlichen Namen von etwa 120 bis 140 der verbreitetsten Heilpflanzen, in denen nach der geäußerten Vermutung '*-meister*' eine große Rolle spielen müßte, so hat man im wesentlichen den pharmazeutischen Teil des mittelalterlichen Arzneischatzes. Tausende von mundartlichen Namen sind hiermit gegeben, in keinem einzigen kommt '-meister' vor. Ziehen wir noch andere Pflanzen

hinzu — alles, was im Pritzel-Jessen angeführt ist —, so erhalten wir folgendes Ergebnis: Als zweiter Kompositionsteil kommt -meister überhaupt nicht vor, im ersten Teil eigentlich nur in drei Pflanzennamen, bei *Peucedanum ostrutium*, Meisterwurz u. ä., bei *Lychnis diveca* (Meisterlösli, Bern) und bei *Astrantia maior* (schwarze Meisterwurz, mhd. Magistranz). Keine dieser drei hat hervorragende Heilwirkung, ja *Lychnis diœca* wird meines Wissens überhaupt nicht offizinell benutzt und ist auch nie benutzt worden.

Demnach ist die Herleitung des Pflanzennamens Waldmeister aus einem mlt. **Herba Walteri Magistri* über mhd. **krût walter meister* > *waltmeister* wahrscheinlicher als die Vermutung, die hervorragende Heilkraft einiger der so bezeichneten Kräuter habe Anlaß zu dem Namen gegeben.

Leipzig. Herbert Schöffler.

Zu Swinburnes literarischer Biographie.

Als Swinburne einmal als Knabe von Ostende über den Englischen Kanal fuhr, wurde der Dampfer durch ein mächtiges Gewitter stundenlang aufgehalten. Ein prächtiges Schauspiel bot sich den Augen des staunenden Knaben dar. Ungefähr um Mitternacht stand die Donnerwolke zu seinen Häupten, voll Gekrach und Feuer. So schnell leuchtete sie auf und verdunkelte sich wieder, daß man hätte glauben mögen, sie besäße Leben und Lebensfreude. Zur selben Stunde war der Himmel nach Westen hin klar, und da sprang auf und sank wieder unter, der ganzen Meereslinie entlang, wie zur Musikbegleitung ein Tanz oder eine Jagd von Sommerblitzen durch den unteren Teil des Himmels, eine Jagd und ein Aufruhr von Lichtern, so schön und so flink wie eine Schar leuchtender Ozeaniden, die über den zitternden Wellenboden dahineilen. Gegen Osten war im selbigen Augenblick das klare Himmelsstück höher und weiter, ein prächtiger Halbkreis von einer Reinheit, die man in ihrer Stärke und Tiefe kaum mehr blau nennen konnte. Es war eine Farbe, die Menschen nicht benennen können. Und mitten zwischen dem Gewitter und der See da hing der bewegungslose Vollmond, Artemis, die im heitern Glanze ihres Spottes die Titanenschlacht und das Getümmel der Nymphen von ihrem fleckenlosen und olympischen Gipfel göttlichen gleichgültigen Lichtes aus betrachtete. Unter ihm und um ihn her war das Meer mit Flammen bedeckt; das ganze Wasser zitterte und zischte von phosphorischem Feuer; selbst durch den Wind und den Donner hindurch konnte er das Knistern und Speien der Wasserfunken hören. In demselben Himmel und zur selben Stunde da leuchteten drei hehre Schönheiten in ihren Gegensätzen, golden, feurig und weiß, der Mondschein und die doppelten Blitze, zackig und flächenartig, und unter all diesem Wunderhimmel der flammende Wasserboden. Dieses mächtige Naturbild, sagt uns Swinburne, sei das beste Symbol für das Genie Victor Hugos.[1] Das mag sein. Uns aber ist jene Naturszene das sprechende Sinnbild des Swinburneschen Geistes selber in seinen besten Jahren, liebte doch Swinburne vor allem andern das Meer und das Gewitter, den Sturm zu Wasser und Land, den Sturm unter den Völkern, den Sturm in der Menschenseele.

Auffallende Tatsache ist es, daß die größte Kraft und die größte künstlerische Leistungsfähigkeit — das gewitterhafte Sich-

[1] In seinem Aufsatz über V. Hugos *L'homme qui rit* (1869), *Essays and Studies* 1—2.

austoben — bei ihm der ersten Periode, die bis 1871 geht, angehört. Da ist er noch der Dichter der *Poems and Ballads, First Series* (1866), der *Songs before Sunrise* (1871), der *Atalanta in Calydon* (1865) und des *Chastelard* (1865). Da ist er noch der Schüler Baudelaires und Victor Hugos. In dieser Zeit übertreibt er alle typischen Züge in Natur und Mensch ins Maßlose. Die Töne jagen einander nach in solch ungestümer Hast, daß sie die Gedanken hinter sich liegenlassen. Es ist die gefahrvolle Zeit, wo Swinburnes Form ein derartiges Übergewicht über die Idee erlangt hat, daß wir geneigt sind, von einer rein musikalischen Dichtung zu reden, die nicht darauf ausgeht, Idee an Idee zu reihen, sondern das einmal gestellte Thema vielfach zu wiederholen und zu variieren. Die kosmische Hymne *Hertha* bietet uns das beste Beispiel einer solchen Themavariierung.[1]

Diesem ungestümen Vorwärtsdrängen der Töne, dieser schrillen Tongebung, diesem Übertreiben aller typischen Züge geht der unregelmäßige, zügellose, kraftverbrauchende Lebenswandel des jungen Swinburne zur Seite.

Wir wissen jetzt durch die soeben erschienene Biographie aus der Feder von Edmund Gosse viel mehr über das Leben Swinburnes als noch vor kurzem.[2] Ein gewaltsamer Wille wütet in einem schwachen Körper, und dieser Wille befiehlt mehr, als der Körper leisten kann. Schon Swinburnes Äußeres bringt den Widerspruch zwischen ungestümem Wollen und Entschließen und der vollzogenen Tat, die die Erschöpfung, ja fast die Vernichtung der Materie hinterläßt, zum sichtbaren Ausdruck. Auf schwachem, kleinem Körpergestell, das an feenhaftes Wesen gemahnt, lastet ein riesenhafter, mit feuerrotem Haarbusch bedeckter Kopf, Sitz dieses alle Bande sprengenden Geistes. 'Der Junge ist eine feurige Flamme,' rief ein Besucher Swinburnes Großvater zu, als der Enkel ohne Hut wie ein Blitz am Fenster vorbeiritt. Dieses kleine Wesen mit dem Feuerwillen durchschwimmt am liebsten die Wogen des Meeres, mutet aber seinen schwachen Armen immer wieder zuviel zu und entrinnt mehrere Male mit genauer Not und wie durch ein Wunder dem Tod auf

---

[1] John Drinkwater behauptet in seinem Buch *Swinburne, An Estimate* (London, Dent and Co., 1913), Swinburne habe sich oft nur an den Worten berauscht, die ihm das, was bei anderen Dichtern Ausgangspunkt ist, nämlich die Stimmung, ersetzen mußten. Diesen Gedanken führt er im ersten Kapitel *Lyric Technique* aus, wo wir gerne den Dichter über den Dichter reden hören. — Von neuerer Literatur sei noch erwähnt: T. E. Welby, *Swinburne, a Critical Study*, London, Elkin Mathews, 1914. Welby wird demjenigen, der gar nichts über S. weiß, ein bequemer Führer sein, weil beschreibende Kritik geübt wird.

[2] Edmund Gosse, *The Life of A. C. Swinburne*, London, Macmillan and Co., 1917, XI u. 362 S.

den Wellen. Sein stürmisches Fühlen und Denken zertrümmert sein schwaches Nervengebäude. Davon zeugt nicht nur die in seinem Londoner Leben regelmäßig sich einstellende vollständige Erschöpfung, sondern auch der epileptische Anfall, der ihn von Zeit zu Zeit heimsucht; da liegt er im Atelier des Malers Whistler oder im Lesesaal des Britischen Museums, wo der tückische Schlag ihn gerade erreicht, wie ein Toter, vielleicht hat er sich im Fallen noch verletzt, und sein Gesicht ist mit Blut bedeckt, ein schrecklicher Anblick für die Anwesenden. Es ist gut, daß sein trefflicher Vater, der Admiral Swinburne, den Sohn, wenn er am Ende seiner Kräfte angelangt ist, aus London entfernt und nach der Insel Wight, später nach Henley an der Themse bringt, wo die Swinburnes sich niedergelassen hatten. Hier erholt er sich aber immer wieder erstaunlich schnell.

Aber so lange Swinburne ausgelassen lebt, kann er seine schwungvollen Poesien singen. Je mehr er sich dem Taktschlag eines regelmäßigen Lebenswandels fügt, der ihm schließlich ein hohes Alter gesichert hat — er starb am 10. April 1909 in seinem 73. Jahre —, desto schneller versiegt ihm die Quelle dichterischer Kraft.

Wenn nun die erste Baudelaire-, Atalanta-Periode die kraftvollste war, so bedeutet vielleicht die zweite, die 1878 in den *Poems and Ballads, Second Series* gipfelt, rein ästhetisch betrachtet, den Höhepunkt seines Könnens. Swinburne hat die Gefahr des leichten Melodienspiels selber eingesehen und seinem Melodienfluß ein beengendes Bett in der Form schwieriger, alter Metren gegraben. Diese zweite Periode steht im Zeichen Villons, der ihn erst jetzt eingehend beschäftigt, dessen Balladen er in einer Auswahl meisterhaft übersetzt, und nach deren streng kontrapunktischem Aufbau, den er sich durch die Übersetzungsarbeit angewöhnt hat, er *The Ballad of Dreamland* singt, vielleicht das schönste Beispiel vollendeter strenger dichterischer Form in der englischen Literatur. Der Ausgleich zwischen Form und Idee, zwischen Äußerlichem und Innerlichem ist in der zweiten Periode erreicht. Das Übergewicht ist zum Gleichgewicht geworden. Neben *Traumland* bewundern wir dieselbe Harmonie auch in *A Forsaken Garden, The Year of the Rose, A Vision of Spring in Winter.* Dazu kommt das technisch vollendete, in Äschyleïschem Geiste geschriebene Drama *Erechtheus* und die Gattung der kritischen Elegie, der Lobgesang auf verstorbene oder lebende Dichter, wobei sich mit der hohen Begeisterung für die Persönlichkeit eine freie impressionistisch kurz andeutende Analyse ihrer künstlerischen Werte verbindet, das Ganze natürlich eine Fortsetzung der frühen Elegie auf Baudelaire *Ave atque Vale* (1867), die sich würdig an *Lycidas, Adonais* und *Thyrsis*

reiht und deren Schönheit Swinburne in den späteren Elegien nicht mehr erreicht hat.

Demgegenüber merken wir uns, wie die Zahl der kraftvollen Gedichte in *Poems and Ballads, Second Series* abnimmt, und wie Swinburne sich immer mehr in 'falschen Tendenzen' verliert. Davon zeugt das 532 Druckseiten lange Buchdrama *Bothwell,* die Fortsetzung zu Chastelard, das Swinburne selber mehr befriedigte als irgendein anderes seiner Werke, das aber eine der dramatischen Kunst zuwiderlaufende Aufhäufung zahlloser Einzelheiten ist. Davon zeugen auch seine Studien über *Chapman,* dem er ein ganzes Buch widmet (1874), seine Untersuchungen über Shakespeares Metrik, die zu einem jahrelangen, kleinlichen Streit mit Furnivall führten. Davon spricht auch seine Schilderhebung der *Charlotte Brontë,* die er gegen die ihm verhaßte George Eliot ausspielte.

Dies führt uns zur dritten Periode hinüber, die sich von 1879 bis zu seinem Lebensende erstreckt. Wir fühlen: die Fähigkeit, Neues zu schaffen, der kräftige Flügelschlag, der ihn früher hoch emporhob und in rasender Eile durch die Lüfte trug, nimmt beständig ab. Allerdings schreibt Swinburne mehr denn je. Da erscheinen in demselben Jahre 1880 seine *Songs of the Springtides,* seine *Studies in Song,* 1882 *A Century of Roundels,* wo er sich wieder Zwang auferlegen will, indem er sich an Clément Marots Regel des Rondeau hält. 1889 folgen die *Poems and Ballads, Third Series,* die wir in jeder der drei Perioden als typische Vertreter vorfinden.[1]

Verfehlt ist sein Versuch, ein großes Epos über ein Thema zu schreiben, das ihn schon in seiner Jugendzeit gefesselt hat: *Tristram of Lyonesse* (1880). Der Gehalt der Tristanlegende wäre allerdings ganz nach des jungen Swinburnes Sinn gewesen, war es doch gerade das zauberhafte Todesmotiv, das Swinburne in seiner früheren Zeit, als er die Proserpinawelt schuf, nicht loswerden konnte. Da er aber nicht episch veranlagt war, so gebricht es seiner Tristanerzählung an Kraft.

In dieser Zeit verfällt er auch einem hysterischen Imperialismus, der mit dem freidenkerischen Republikanertum der *Songs before Sunrise* nichts mehr gemein hat, der ihn vielmehr durch seine Neigung, Typisches maßlos zu übertreiben, zum Fanatismus und zur Geschmacklosigkeit führt. *The Armada* (1888) bringt den alttestamentlich-puritanischen Gedanken vom auserwählten Volke zum ersten Male in der imperialistischen Literatur in der Form eines speziell englischen Gottes, der gegen den

[1] Die 9 *Border Ballads,* die sie enthalten, und die Hugh Walker in seiner *Victorian Literature* als Beweis für Swinburnes unverminderte dichterische Kraft anführt, sind Anfang der siebziger Jahre entstanden (Gosse 273—4).

Gott der Spanier ficht wie im Alten Testament der Gott der Juden gegen den Gott der Ungläubigen.[1] Den Gipfel des Fanatismus erreicht er in den Sonetten *The Transvaal* (9. Oktober 1899) und *On the Death of Colonel Benson* (4. November 1901).[2]

Zum Beginn der dritten Periode hat sich Swinburne, in richtiger Erkenntnis, daß er, in London sich selbst überlassen, körperlich untergehen würde, voll und ganz in die Hände seines Freundes Theodore Watts-Dunton begeben, der alle Geschäfte für den Dichter besorgt, ihn nach Putney bringt und ihn nicht mehr Swinburne, sondern Watts gemäß leben läßt. Watts geht sogar so weit, Swinburnes Dichterarbeit gewisse Grenzen zu setzen und ihr neue Arbeitsfelder zuzuweisen. So bestimmt er ihn, die abstrakte Welt zu verlassen und der Landschaftsschilderung sich zuzuwenden. *A Midsummer Holiday* (1884) gibt uns die Lösung dieser dem Dichter gestellten Aufgabe.

Die ganze Entwicklung des Dichters zeigt uns, daß der Literarhistoriker die Dichtung der ersten und zum Teil auch der zweiten Periode als beherrschende Haupterscheinungen in den Vordergrund zu stellen hat, d. h. die *Poems and Ballads, First Series,* die *Songs before Sunrise, Chastelard, Atalanta* und eine kleine Auswahl der Balladen der zweiten Serie.

Allerdings müssen wir uns hüten, besonders an die Gedichte der *Poems and Ballads, First Series* irgendeinen sittlichen Maßstab anzulegen. Lebensweisheit oder Lebensrichtlinien bei ihnen zu holen, wird keinem Menschen einfallen. Dies zu geben, ist aber auch nicht die Aufgabe der Dichtung. *Laus Veneris, Faustine, Fragoletta, Satia Te Sanguine, Dolores* oder gar *Anactoria* sind Träume der Unmöglichkeiten, die in einer gesitteten Welt keine Daseinsberechtigung, in der gewöhnlichen Welt auch kein Dasein haben. Die Gedichte lassen aber, richtig betrachtet, weder einen sittlichen noch einen unsittlichen Eindruck zurück. Was uns allein bleibt, ist der unauslöschliche Eindruck eines blendenden Glanzes, eines bestrickenden Klanges, einer unwiderstehlichen Wucht, einer sausenden Bewegung. Nur wer ästhetisch unempfindlich ist, wirft die sittliche Frage auf. Am Ende aber schweigt der Philister, und der Künstler siegt. Das war schon so im Jahre 1866, als der berüchtigte Gedichtband erschien. Die bürgerliche Welt fühlte sich in ihrem sittlichen Empfinden aufs tiefste verletzt und schickte sich an, die Staatsanwaltschaft gegen Verleger und Dichter in Bewegung zu setzen. Die Cambridger Studentenschaft aber zog in Reih' und Glied durch die Straßen und sang

---

[1] F. Brie, *Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur* 154 (*Anglia* 40), wo die Swinburneschen imperialistischen Gedichte im richtigen Zusammenhang mit der anderen imperialistischen Literatur gesehen werden können. [2] Ebenda 157.

in hellen Tönen *Dolores* oder *A Song in Time of Revolution*. Geradezu verblüffend aber war das Benehmen des großen Sittenrichters John Ruskin, den man gebeten hatte, zu seiner Fahne zu stehen, der aber antwortete: 'Swinburne ist mir an Wissen und Kraft unendlich überlegen, und ich könnte ebensowenig daran denken, ihm Ratschläge zu erteilen oder ihn zu kritisieren, wie daran, Turner zurechtzuweisen, wenn er noch lebte ... In seiner Einbildungskraft und seinem Verstand fegt er mich ganz einfach vor sich her wie ein Bergstrom einen Kieselstein. Wie die Lämmer und die Schwalben habe ich eher recht als er, aber sie sind nicht seinesgleichen.' So neigte sich selbst der strenge Ruskin in Ergebenheit vor Swinburnes Kunst.

In was für eine Welt schauen wir denn hinein, wenn wir Swinburnes *Poems and Ballads, I* lesen? Man kann ihr Wesen vielleicht am besten umschreiben, wenn man sagt: Wir blicken nicht in eine Welt der Gedanken und Begriffe, sondern in eine Welt mächtig sich bewegender symbolischer Riesengestalten, die auf einem kosmischen Hintergrund sich abheben. Ihre Bühne ist nicht endlicher, engbegrenzter Raum, sondern weltengroßes, unendliches Element. Das Meer bietet ihren Schritten einen Boden, der ihnen gerade noch weit und groß genug ist. Ihr Haupt berührt die Wolken. Es ist natürlich der Rossettische Figurenapparat, der uns hier entgegentritt, aber mit den Unterschieden, daß Swinburnes Figuren im Gegensatz zu Rossetti keinen Augenblick stillstehen, daß sie nur flüchtig, in starken, großen Akzenten hingezeichnet sind, daß die Idee, wofür sie stehen, verblichen ist.

Diese Gestaltenwelt ist Swinburnes Erlebnis, und die meisterhafte Beschreibung des Gewitters auf dem Meer, von der wir ausgingen, erzählt uns am besten, wie diese Welt in der Dichterseele entstehen konnte. Swinburne hat uns gerade jenes hehre Schauspiel der Naturelemente, das er zwischen Ostende und Dover als Knabe sah, immer wieder und wieder beschrieben. Jene Sturmesnacht hat in seinem Gemüt ein paar wenige, mächtige Eindrücke eingetragen, die ihm zu erweiterungsfähigen Andeutungen für die Hauptgestalten seiner symbolischen Welt geworden sind. Er vergrößert, verändert, variiert. Bild um Bild entsteht, und keines ist dem andern genau gleich. Aber in letzter Linie gehen sie doch alle wieder auf jenes vereinzelte starke Erlebnis zurück, von dem sich seine ständig arbeitende Phantasie immer mehr entfernt, weil er kleinere Einzelzüge ins Riesenhafte übertreibt. Swinburne ist nicht wie Wordsworth der Dichter, der beständig wieder zur Natur zurückkehrt, um Phantasie- und Naturbild immer wieder miteinander vergleichen zu können und eines durch das andere beeinflussen zu lassen. Nein! Er verläßt sich auf ein paar wenige, große Momente seines Lebens.

Diesem Dichter entsteigt Venus dem Meeresschaum, versetzt das ganze All bis zu den fernsten Enden der Welt in rote Feuerglut — geradeso, wie ihm die nächtlichen Sommerblitze zu schimmernden Ozeaniden, die auf zitterndem Wellenboden tanzen, geworden sind, oder wie der Mond ihm zur Artemis wurde, die der Titanenschlacht und dem Getriebe der Nymphen zuschaute, wie Mond, Blitz und Meer sich ihm zu Gestalten verdichteten. Es ist dies nicht Rossettis Gang vom Sinnlichen zum Seelischen, es ist vielmehr das Wandeln vom sinnlich Unbestimmten, Natürlichen, Toten zum sinnlich Bestimmten, Menschlichen, Lebendigen. Bald nimmt in des Dichters Phantasie die Gestalt der Venus bestimmtere Züge an. In einem Chorlied der *Atalanta* erhält sie zwei begleitende Gestalten, ein entzückendes Mädchen und einen Gesellen. Das Mädchen heißt Schicksal, der Geselle Tod. Diesen äußerlichen Einzelheiten reihen sich Charakterzüge an: ihre Grausamkeit, ihre Lust, Schmerz zu bringen und Leid zu sehen, und damit nähern wir uns dem Grenzland, wo alle sinnlichen Züge symbolische Bedeutung anzunehmen beginnen, die sich in einfache Fabel, in schlichte Handlung und Situation auflösen lassen.

Die Fabeln, die in diesem Swinburneschen Grenzgebiet herumgeboten werden, sind fast immer dieselben. Die eine erzählt uns: die Liebe bringt Lust, die sich in Schmerz verwandelt, bringt Sehnsucht, deren Endziel stets der Tod ist. Sie kennt kein Mitleid, denn sie ist grausam und blutgierig, und der Liebende ist der Schmerzbringende und Schmerzersehnende. Dutzende Male wird uns das erzählt oder richtiger an symbolischen Gestaltengruppen sichtbar gemacht, die der Dichter, dem Bedürfnis des Augenblicks entsprechend, beständig ändert. *Dolores*, *Faustine*, *Satia Te Sanguine*, *Laus Veneris*, das die Tannhäuserlegende behandelt, und das frühe Sapphische Gedicht *Anactoria* verkündigen diese Fabel.

Das Aneinanderketten von Liebe, Schönheit, Grausamkeit, Schmerz und Tod, das dieser Fabel zugrunde liegt, ist einer der großen mystischen Grundgedanken Baudelairescher Kunst, und Swinburne ist — wie es sich leicht nachweisen läßt — auf Baudelaires Spuren gewandelt. Baudelaires Grundgedanke mußte Swinburne als riesenhafte Steigerung eines Motivs erscheinen, das er in dem bekannten Fragment der Sappho vorfand, wo sie von der sie erschlaffenden Liebe spricht, die bittersüß sie anfechte wie ein nicht zu erwehrendes, beständig stechendes Tier. Sapphos bittere Süßigkeit der Liebe ist als stehendes Motiv in die Swinburne-Dichtung übergegangen. Wenn demgegenüber Baudelaire ekstatische Freude und qualvollen Schmerz in der Liebe eins werden läßt, so war das dekadente moderne Umbiegung der alten Sapphi-

schen Redensart. Das stechende Tier der Sappho — es handelt sich um ein Insekt (ὄρπετον), nach Wilamowitz um die stechende Bremse — hat Swinburne seiner nun baudelairisch gesteigerten Gestalt der Liebe als Attribut beigesellt. Nur hat er noch nach einer alten irrtümlichen Auffassung im stechenden Tier die Schlange gesehen, so daß nun auf Grund dieses Übersetzungsfehlers Swinburnes Gestalt der Liebe fast immer mit Schlangenlippen versehen erscheint. So schildert er sie in *Dolores* und *Hesperia* mit geradezu prächtiger Wirkung. 'Noch zischen im Gebüsch die Schlangen, die Dolores' blutbefleckten grausamen Mund umkräuseln, deren Küsse den Jüngling im Mann ermordet haben' — sagt Swinburne in *Hesperia*. In *Anactoria* spricht die Geliebte im höchsten Ausdruck ihres Entzückens: 'Wie ein wildes Tier beißt deine Schönheit, sticht wie eine Natter.'

Die Gestalt der mitleidlosen, grausamen, Schmerz und Tod bringenden Liebe, bald in Venus, bald in Amor verkörpert, wirft ihren Schatten auf die beiden ersten Dramen, sowohl auf *Atalanta* als auf *Chastelard*. Atalantas *Aphrodite* haben wir schon kennengelernt. Aber auch das Maria-Stuart-Drama *Chastelard* steht — wenn dies auch auf den ersten Blick nicht leicht erkannt wird — im Zeichen des Baudelairismus. Maria Stuart ist ganz einfach Menschwerdung der unheilvollen Gottheit Aphrodite mit ihren Swinburneschen Eigenschaften ausgerüstet. Sie trägt die Züge der Venus. Chastelard spricht zu ihr — d. h. zu Mary Beaton, die er im Dunkeln mit der Königin verwechselt — wie Tannhäuser zu Venus in *Laus Veneris*, wie Baudelaires Gestalten, die Vernichtung in der Liebe suchen, und gebraucht die Worte: 'Töte mich!' Und derselbe Chastelard spricht — Sappho mißverstehend — von Marias Schlangenlippen, die süßlich stechen (Tauchnitz 30: *Her mouth, a flower's lip with a snake's lip, stinging sweet, And sweet to sting with*), und spielt beständig auf das Mitleid an, das die Grausame nicht kennt.[1]

Im Grenzgebiet, wo sinnliche Erscheinung und Fabel sich treffen, da kristallisiert sich als Gegenstück zum Mythus der Venus-Dolores, die den Jüngling im Mann ermordet, die Geschichte der Hesperia und Proserpina, jene die süße, beruhigende Frau des Schlafes — von Swinburne als Frauengesicht im herrlichen Westwind gesehen —, die den Jüngling aus den Armen der Dolores errettet; diese die Frau des Todes, die des Dichters schmerzbringende Sinnlichkeit endlich beschwichtigt. Das Hesperiagedicht löst sich auf in glorreiche Bewegung, wo der

[1] Swinburnes Verhältnis zu Sappho und Baudelaire findet der Leser eingehend behandelt im dritten Kapitel 'Der junge Swinburne' meiner *Studien zu Oscar Wildes Gedichten*, die soeben als *Palaestra* Bd. 100 erschienen sind.

nächtliche Ritt auf den stampfenden Rossen der Furcht und der Liebe uns aufgespielt wird. Die Proserpinalieder (*The Garden of Proserpine* und *The Hymn to Proserpine*) sind die Gedichte der verhaltenen, unterdrückten Bewegung. Alles ist still! Und doch rollt in tiefster Tiefe geheimnisvoll ein Strom.

Das ist die sittlich gleichgültige Gestaltenwelt der *Poems and Ballads, First Series.* Die *Songs before Sunrise* sind auch Gestaltenwelt. Glücklicherweise! Noch setzen die Melodien mit solcher Wucht ein, daß die Absicht vergessen wird; denn Absicht ist da — wenn wir von dem dröhnenden Trompetengeschmetter des 'Vorspiels' und des 'Vorabends der Revolution' absehen. Swinburne verflucht Österreich und den Papst, sehnt die Befreiung Italiens herbei und verherrlicht Mazzini in überschwenglichen Worten, verherrlicht die allgemeine Republik und die Menschheit. Und einmal erhebt er den Gesang zu dem kosmischen Hymnus *Hertha,* der eine englische Götterdämmerung ist, bevor die Wagnersche in England bekannt ward, ein Lied der Gegensätze, unter denen wohl die gewaltige Antithese von den zornroten und den ohnmächtig bleichen Göttern sich uns am tiefsten einprägt.

Dresden. Bernhard Fehr.

La Beaumelles *Mes Pensées.*

Benutzte Literatur.

Mes Pensées:[1] A Londres chez Nourse. MDCCLII. Sixième édition, augmentée de plus de moitié. (Ich benütze das Exemplar der Wiener Hofbibliothek. Die Signatur des Buches: 34 J. 50. Auf der Innenseite des Einbandes steht die handschriftliche Notiz: *Mes Pensées par Mr. de la Beaumelle. Vide: Nouveau volume du Siècle de Louis XIV de Voltaire. pag. 30 . Sieclopolie 1753 in 8⁰. Liber prohibitus.*)

Mes Pensées:[2] A Berlin MDCCLII. 240 Pensées und eine *Conclusion.* 212 Seiten. Auf der Innenseite des Einbandes ist ein *Ex libris* vorgeklebt, auf dem die Worte gedruckt sind: *Donum Frederici Wilhelmi IV regis Augustissimi. Die 15. IX. 1847. Ex Bibl. Steph. Mejan Comitis.*

Die Antwort[3] des aus der Bastille befreiten Angliviel de la Beaumelle an den Herrn von Voltaire auf dessen Supplement der Zeiten Ludwigs XIV. aus dem Französischen übersetzt mit einem Anhange zweier sinnreicher Grabschriften, deren eine auf den Herrn von Voltaire und die andere auf die Marquise du Châtelet gemacht worden. Horatius: *An, si quis atro dente me petiverit, inultus ut flebo puer?* Colmar 1755.

Examen de la nouvelle Histoire de Henry IV par M. de Bury. Genf 1768.

---

[1] Die im Verlaufe dieser Arbeit aus den *Pensées* angeführten Stellen beziehen sich auf diese Ausgabe, wenn nicht ausdrücklich eine andere angegeben ist. — Die Abbreviatur P. = Pensée.

[2] Nur diese und die vorangehende Ausgabe der *Pensées* waren mir zur unmittelbaren Benutzung erreichbar.

[3] Die *Reponse* enthält: die Antwort La Beaumelles auf Voltaires *Supplément*; die *Lettre sur mes démêlés avec Mr. de Voltaire*; das *Mémoire* Voltaires mit La Beaumelles *Apostilles*; des letzteren *Lettre à Me. de Denis* und die Grabschriften Voltaires und der Me. du Châtelet. (Die beiden satirischen Grabschriften sind nur in der deutschen Übersetzungsausgabe enthalten, und wir meinen daher, sie hier wiedergeben zu sollen:

Ce celebre mortel, qui pendant trente hivers
A du bruit de son nom rempli tout l'univers.
Ce poëte fameux qui du siècle, où nous sommes,
A fait la honte et l'honneur
Ce philosophe aisé, cet habile orateur,
Cet ami feint des autres hommes,
Ce reel ennemi des Dieux,
Assemblage monstreux
De grossieurs erreurs, de nobles connoissances
Cet objet de mepris et d'admiration,
Voltaire enfin est mort, Trop tot pour les sciences.
Trop tard pour le religion.

Die Grabschrift der Fr. Marquise ist nur in der deutschen Übersetzung wiedergegeben:

Hier ruht, die allzufrüh des Todes Beute war,
Da sie zugleich ein Buch und auch ein Kind gebar.
Nun fragt sich's, welches Schuld an ihrem Tod von beiden?
Dies ist so rätselhaft und schwerlich zu entscheiden.
Da die Gelehrten selbst verschiedener Meinung sind:
St. Lambert spricht: das Buch, doch Voltaire spricht: das Kind.)

Formey: *Souvenir d'un citoyen.* Berlin 1789. Tome II.

M. Nicolas: *Notice sur la vie et les écrits de Laurent Langliviel de la Beaumelle.* Paris 1852.

Lavallée: *Correspondance générale.*

Abbé Le Sueur: *Maupertius et ses correspondants.* Montreuil sur mer 1897.

Ach. Taphanel: *La Beaumelle et Saint-Cyr.* Paris 1898.

Desnoireterres: *Voltaire et la société au 18 siècle.* 4. Bd. Paris 1898.

F. Caussy: *Œuvres inédits de Voltaire.* Paris 1914.

Lenel: *Un ennemi de Voltaire* (in der *Revue d'Histoire littéraire de France* Bd. 20, S. 201. Ich konnte nur erfahren, daß die Fortsetzung dieser interessanten Arbeit in dem Juli-September-Heft dieser Zeitschrift veröffentlicht ist, konnte mir aber infolge des Weltkrieges dieses Heft nicht zugänglich machen.)

Mémoires de l'Académie de Toulouse, 7 série, tome II. 1870, mit einem sehr aufschlußreichen Artikel von Dr. Joly: *Notice sur deux livres rares* etc.

Bulletin de la Société de l'Histoire du protestantisme français, V. année 1856—57 mit der kurzen, aber guten Biographie La Beaumelles von einem Anonymus.

Mémoires de l'Académie de Toulouse 1881 mit einem Artikel: *Sur le séjour de La Beaumelle en Languedoc et a Toulouse* (1750 bis 1770).

Einleitendes.

Selbst in den großen Handbüchern der französischen Literaturgeschichte wird man zumeist den Namen La Beaumelles und ein Wort über dessen 'Gedanken' vergeblich suchen. Auch die deutschen Spezialforscher über Voltaire haben La Beaumelle meist beiseiteliegen lassen. Selbst in R. Mahrenholz' sonst trefflichem Buche 'Voltaire im Urteile seiner Zeitgenossen' und in desselben Autors 'Voltairestudien' ist dies Thema mit wenigen Worten, in denen überdies manches Unrichtige und Schiefe enthalten ist, abgetan. Und doch ist es zweifellos, daß jeder Voltaireforscher sich mit La Beaumelle, der in Voltaires Leben so tief und nachhaltig eingegriffen hat,[1] näher befassen muß. Nur wenige französische Forscher haben tatsächlich bis in die neueste Zeit sich mit La Beaumelle eingehend beschäftigt. Neben dem grundlegenden, mit Recht preisgekrönten Werke Achille Taphanels und der ausführlichen Behandlung von La Beaumelles Frühzeit in dem Werke Desnoireterres sei hier nur noch auf den umfangreichen Essay Lenels:[2] *Un ennemi de Voltaire* hingewiesen. Aber auch in diesen bedeutenden Arbeiten sind La Beaumelles *Mes pensées* nur mit einigen Notizen gestreift. Und

[1] Ein Blick in das Register der Werke Voltaires genügt, um sich davon zu überzeugen.

[2] Lenel (l. c.) ist gegen Taphanels ausgezeichnete Leistung ungerecht und mäkelt an ihr in unverzeihlicher Weise. Taphanels großes Buch wird für die Biographie La Beaumelles immer grundlegend bleiben.

doch verdienen sie nicht nur mit Hinblick auf ihre Bedeutung in der grimmigen und so langwierigen Fehde zwischen Voltaire und La Beaumelle, sondern, wie wir hoffen noch zeigen zu können, auch an und für sich trotz der in ihnen mit dem Weizen zahlreich vermengten Spreu eine nähere, einer aufmerksamen Studie werte Betrachtung.[1]

Es sei sogleich festgestellt, daß ich La Beaumelle keineswegs zu den ganz großen Schriftstellern einreihen möchte. Zu einem solchen fehlte ihm vielleicht nicht so sehr die hervorragende Begabung als die zur Hervorbringung gediegener ausgereifter Schöpfungen mit festem Gerüste und künstlerischer Ökonomie unentbehrliche Ruhe. Er hat einen großen Teil seiner Frühzeit mit allerhand süßen, blöden Jugendeseleien vertändelt, und seinem flattrigen, fahrigen, von Geckenhaftigkeit[2] nicht freien Wesen widerstrebte es, sorgfältig behauene Steine zu einem mächtigen Gedankenbau mühevoll aufeinanderzuschichten. Er neigte vielmehr von Anfang an zur Flachheit publizistischer Tagesschriftstellerei mit ihrem Gedankenkleinverschleiß und ihrer Industrie von Geistessplittern, welche sich darin gefällt, mehr zu pointieren als zu beweisen und ihren Geist in solchen Aperçus und Paradoxen auszuströmen, welche in den Debatten des Salons Reiz und Resonanz finden. Sehr schwer fällt auch der Umstand ins Gewicht, daß La Beaumelle durch die fast unausgesetzte Polemik mit Voltaire unaufhörlich so in Atem gehalten wurde, daß dies seine besten Kräfte aufsaugte und ihm zu anderer Arbeit nur wenig übrigblieb.

Dennoch scheint mir La Beaumelle in mehrfacher Beziehung von der Nachwelt ungerecht beurteilt worden zu sein. So wurde er vielfach als Schulbeispiel eines gefährlichen Geschichtsfälschers hingestellt. Nun ist nicht zu leugnen, daß er sich als Biograph der Frau von Maintenon und als Herausgeber ihrer Briefe mehrfache, mit den Verpflichtungen eines gewissenhaften Geschichtschreibers unvereinbare Willkürlichkeiten, ja schwere Verfehlungen hat zuschulden kommen lassen. Er hat aus Sensationslust und Effekthascherei einige der echten Briefe stilisiert und bis zur Unkenntlichkeit hergerichtet, er hat auch an Phantasiepersonen gerichtete Adressen erfunden, ja ganze Briefe frei fabriziert. Es wurde aber von seinen Gegnern zuwenig oder gar nicht hervor-

[1] Es sei ausdrücklich bemerkt, daß es mir fernliegt, hier eine Lebensgeschichte La Beaumelles zu schreiben, und daß ich die biographischen Momente nur so weit heranzog, als sie mit den *Pensées* innig verknüpft sind.

[2] Er hatte bei seiner Ankunft in Kopenhagen (15. April 1747) sein geistliches Kostüm abgelegt und es mit einem Federhut und Degen umgetauscht. Auch Voltaire erzählt, 'sein Prediger sei zu ihm (am 14. November 1751) mit einem Federbusch nach Potsdam gekommen'.

gehoben. mit welcher Rastlosigkeit und welch außerordentlichem, glücklichem Spürsinn er verborgenes, wertvolles historisches Quellenmaterial zu ermitteln und zu erlangen verstand.[1] Dies beweist schon die Art, wie er am 13. November 1750 bei seinem ersten und e i n z i g e n[2] Besuche Louis Racines. der 15 Jahre hindurch als Beamter in Besançon in vertrautem Verkehr mit Mlle. d'Aumale, der Sekretärin der Maintenon, gelebt und von ihr viele wichtige Schriftstücke erhalten hatte, die kostbarsten Maintenon-Dokumente erwarb. Er hat sie nämlich, wie er durch eine regelrechte Quittung nachweisen konnte, r e d l i c h e r w o r b e n[3] und nicht, wie Voltaire verleumderisch verbreitete, diebisch entwendet. Noch merkwürdiger ist es, wie es ihm, dem Hugenotten, gelang, im Stifte von St. Cyr Eingang und Vertrauen zu gewinnen,[4] sich zum offiziellen Historiker und *auteur favori* dieses Stiftes emporzuschwingen und sich in der damals 50jährigen Stiftsdame Frl. von Louvigny eine förmliche Egeria zu schaffen, die ihm das kostbarste Aktenmaterial des Hausarchivs zugänglich machte.

Der gegen ihn so nachdrücklich erhobene Vorwurf des professionellen Entstellens der geschichtlichen Wahrheit schrumpft übrigens, näher besehen, sehr zusammen. Hatte doch sein heftigster Gegner, Voltaire, der übrigens sich anfänglich sehr wenig über die Frage der Echtheit der von La Beaumelle veröffentlichten Maintenon-Briefe und desto mehr darüber, woher dieser sie bekommen hatte, aufregte, seinen *Siècle* bei einer Neuauflage nach diesen Briefen, auf deren im Jahre 1755 erschienene

[1] Es sei hier nur auf den Brief des Bischofs von Chartres hingewiesen (vom September 1705), welcher der damals 70jährigen Frau von Maintenon auf ihre Anfrage, wie sie sich in gewissen *occasions pénibles,* von denen sie trotz ihres Alters noch heimgesucht werde, ihrem 66 Jahre alten Gemahl gegenüber zu verhalten habe, seinen geistlichen Rat erteilt. — Auch die Mitteilungen des Predigers von St. Cyr, des P. Griffet, daß die Urkunde des Vermählungsaktes der Frau von Maintenon mit dem Könige in den alten Hosen des vergeßlichen Funktionärs Mr. de Harlay lange danach aufgefunden worden sei, ist recht glaubwürdig. (Vgl. hierüber die ausführliche Darstellung bei Taph. l. c.)

[2] Lavallées Angabe, daß vor dem endgültigen Ankaufe zwischen Racine und La Beaumelle m e h r e r e Pourparlers stattgefunden hätten, ist unrichtig.

[3] Voltaire hatte zuerst ausgesprengt, La Beaumelle habe sie der Caylus gestohlen, und als d'Argental dies bestritt, verbreitete er, sie wären bei Noailles aufbewahrt gewesen, dessen Sekretär habe sie dem écuyer Margency geliehen, dieser dem Racine, welch letzterem sie La Beaumelle entwendet und sodann nach Kopenhagen gebracht habe. (Vgl. hierüber die Ausführungen in den angeführten Werken Lavallées und Taphanels.)

[4] Das auswärtige Publikum erfuhr nichts davon, daß La Beaumelle öfters behufs seiner Studien im Stifte von Saint-Cyr seinen Aufenthalt nahm, nicht einmal der Bischof von Chartres, obgleich der ketzerische Eindringling nicht nur in dem für diesen bestimmten Zimmer wohnte, sondern auch in dessen Bett schlief (Taphanel l. c. S. 184). Vgl. hierüber auch meine *Scarroniana* in Herrigs *Archiv* Bd. 124 u. 125.

Ausgabe wie auf La Beaumelles *Mémoires pour servir à l'histoire de Me. de Maintenon* er subskribiert hatte, ergänzt und verbessert.[1] Er muß sie also nicht für so wertlos gehalten haben, wie er vorgab. Aber auch Louis Racine, dessen Empfindlichkeit durch La Beaumelles taktloses Benehmen ihm gegenüber mit Recht gereizt war,[2] hat wohl durch eigenhändige Glossen (*Apostilles*) die von La Beaumelle fingierten Briefe näher als solche gekennzeichnet, jedoch zugestehen müssen, daß auch diese von ihm als falsch oder apokryph angegebenen Briefe nach den von ihm (Racine) gesammelten historischen Notizen abgefaßt und die in ihnen mitgeteilten Tatsachen zwar richtig, nur nicht von Me. de Maintenon niedergeschrieben seien.[3] Auch der Marquis von Noailles und die Damen von St. Cyr waren beim Lesen der geschichtlichen Werke La Beaumelles überrascht.[4] 'woher La Beaumelle alles das erfahren habe', gaben aber zu, daß ihr Inhalt der Wahrheit entspreche. Dies bedeutet doch schon eine wesentliche Abschwächung der gegen La Beaumelle erhobenen Vorwürfe. Wenn man weiter erwägt, daß schlimmere Versündigungen gegen den heiligen Respekt vor den historischen Tatsachen damals alltäglich waren, daß z. B. Perrin bei der Herausgabe der Briefe der Frau v. Sevigné und Voltaire bei der der Me. de Caylus vor dem Geschmacke der Zeit ähnliche zu tiefe Verbeugungen machten, so wird man dem Vorgehen La Beaumelles mindestens mildernde Umstände zubilligen müssen.[5]

Wenn also La Beaumelle als Historiker nicht so durchaus verwerflich ist, als dies seine Feinde glauben machen wollten, ist er

---

[1] Am 4. Juni ersucht er brieflich Thiériot um Auskunft, ob in der von La Beaumelle gedruckten Sammlung von Briefen Ludwigs XIV. und der Maintenon verwendbares Material enthalten sei, das er bei einer Neuausgabe seines *Siècle* benutzen könnte, und bemerkt dazu: 'Ein Verbrecher und Narr kann zufällig gute Manuskripte haben!' (Voltaire, *Œuvres* Bd. 39, S. 50). — La Beaumelle fragt Voltaire in der *Réponse*, warum er von seinen Verbesserungen so reichen Gebrauch gemacht habe, warum er Zusätze angekündigt, die er nicht anfügte, und Korrekturen angebracht, die er nicht ankündigte?

[2] La Beaumelle hielt es nicht einmal der Mühe wert, Racine ein Exemplar der 1752 erschienenen ersten Ausgabe der Briefe zu schicken, und dieser erhielt ein solches erst von einem Freunde aus Holland. Vgl. Taphanel l. c. S. 171.

[3] Racine sagt: '*J'appelle fausses les lettres que je reconnois composées sur les faits historiques rassemblés dans mon manuscrit, je crois les faits vrais, mais ils n'ont jamais été écrits par Me. de Maintenon.*'

[4] Die Louvigny, die sonst an seinen Werken eine scharfe Kritik übt, schrieb ihm kurz vor dem Erscheinen seines Buches: *Je say que vostre ouvrage ne contient que du vray et de l'excellent; mais souvent le vray offense.*

[5] Walkenaer sagt von La Beaumelle, daß die modernen Geschichtschreiber ihn besonders gering schätzen, dennoch aber alles ihm entnommen haben.

es noch viel weniger als Schriftsteller überhaupt. Es sei hier vorläufig nur bemerkt, daß er als schneidiger Polemiker Voltaire zumindest ebenbürtig ist, und daß besonders seine *Réponse*[1] ein Meisterstück von Schlagkraft und Treffsicherheit von teils feinster Ironie, teils schneidendstem Sarkasmus auf Voltaire eine nahezu vernichtende Wirkung übte. Aber auch hier verdunkelt La Beaumelle seine Vorzüge durch sein sonst nichts weniger als einwandfreies Verhalten. Er verwirklicht nämlich den genialen, aber verruchten Gedanken, Voltaires *Siècle de Louis XIV* mit seinen bissigen, den Voltaireschen Text fortlaufend begleitenden und beinahe aufhebenden Anmerkungen (*Remarques*) auszustatten und das Ganze eigenmächtig herauszugeben,[2] durch welche unsaubere, aber erfolgreiche Konkurrenz er nicht nur Voltaires literarische Reputation schwer gefährdete, sondern ihm auch gründlich das Geschäft verdarb.

Auch La Beaumelles sonstige Charaktereigenschaften waren nicht danach, um ihm als Schriftsteller ein würdiges Relief zu verleihen. Er zeigte nicht nur bei seinen galant liederlichen Abenteuern einen grenzenlosen Leichtsinn, sondern auch seine sonstige, jede Vorsicht außer acht lassende Unbesonnenheit[3] verwickelte ihn sogar in endlose Verlegenheiten und brachte ihn wiederholt in

[1] Ich stelle hier die Streitschriften zwischen Voltaire und La Beaumelle mit den Daten ihrer chronologischen Reihenfolge zur besseren Übersicht zusammen: Voltaires *Siècle de Louis XIV* erschien am 4. April 1752; La Beaumelles Ausgabe desselben *Siècle* mit seinen kritischen *Remarques* (nach der *Réponse*) am 18. September 1752 (Taphanel gibt auffallenderweise den Monat Oktober 1752 'unter der Jahreszahl 1753' an, l. c. S. 115); Voltaires *Mémoire* kam am 27. Januar 1753 in Frankfurt a. M. heraus (nach der *Réponse* Mai 1753), wurde wahrscheinlich aber erst Ende Februar desselben Jahres in Paris eingeführt; La Beaumelles *Apostilles* zu diesem *Mémoire* und desselben *Lettre sur ce qui était passé entre Voltaire et lui* erschienen bald darauf; La Beaumelles *Lettres à Me. Denis* am 3. März 1753; Voltaires *Supplément* folgte im Mai (nach Caussy l. c. im Februar) des Jahres 1753; La Beaumelles *Réponse*, die am 29. Oktober 1753 fertig war, aber erst im April 1754 in Colmar gedruckt wurde. Der *Examen de la nouvelle Histoire de Henri IV par Mr. de Bury* endlich erschien 1768.

[2] Desnoireterres (l. c.) bezeichnet dieses literarische Piratentum La Beaumelles mit Recht als herostratische Tat, in der er ohne Vorgänger war; La Beaumelle plante sogar, Voltaires *Henriade* und seine anderen Werke einer gleichen Mißhandlung zu unterziehen. Die *Remarques* erschienen bei Knoch & Eßlinger in Frankfurt. La Beaumelle gibt an, daß er 'ohne Bücher zu Rate zu ziehen, in den ersten zwei Dritteln des 1. Bandes allein 340 Fehler gefunden habe'. Er erklärt übrigens, daß er nur die *Remarques* zum 1. Bande von Voltaires *Siècle* verfaßt habe, während die anderen von Mainvilliers herrühren. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Noten zum 2. und 3. Band dem *Siècle* sogar ausgiebiges Lob zollen. — Der Einleitung zu dieser Ausgabe folgten *Conseils à l'auteur du Siècle de Louis XIV*, die viele Ausfälle gegen Voltaire enthalten.

[3] Er erfüllte nur zu sehr Voltaires tägliches Gebet: *Mon Dieu, rendez-moi mes ennemis ridicules!*

die Bastille. Das Benehmen des 24jährigen grünen La Beaumelle, eines literarischen homo novus, gegenüber dem 60jährigen, vielgefeierten Voltaire war gewiß unverantwortlich. Voltaire hatte La Beaumelle kräftige Unterstützung bei der von ihm veranstalteten Klassikerausgabe versprochen und schickte ihm das von ihm eigenhändig verbesserte Exemplar der *Henriade*, mit welcher die Sammlung eröffnet werden sollte, nach Kopenhagen. Darauf antwortet ihm La Beaumelle (22. Juni 1751) in einem so schulmeisterlichen, verletzenden Tone, daß dessen Unverschämtheit auch eine weniger empfindliche Natur als Voltaire hätte verletzen müssen. La Beaumelle gab dies später auch zu und hat es aufrichtig bereut.[1]

Es dürfte übrigens nicht bloß angeborene Selbstüberhebung und Pietätlosigkeit La Beaumelles diese von Anfang an geringschätzige, abgeneigte Gesinnung Voltaire gegenüber eingegeben haben. Wir sehen vielmehr an der tiefen Verehrung, die La Beaumelle Montesquieu[2] entgegenbrachte, daß er auch bescheiden zu sein und zu bewundern fähig war. Die Antipathie La Beaumelles gegen Voltaire wird vielmehr auch auf einen tiefen Gegensatz ihrer inneren Naturen zurückzuführen sein, den der naiv sorglose und sich gehenlassende La Beaumelle gegenüber dem heimtückisch lauernden, rachsüchtigen und krankhaft eitlen Voltaire[3] in sich fühlte. Wer die einzelnen Phasen des zwischen ihnen entbrannten Kampfes näher verfolgt, wird die Überzeugung gewinnen, daß La Beaumelle trotz all seiner jugendlichen Torheiten aus demselben noch immer nicht nur sympathischer,[4] sondern auch sittlich höher[5]

---

[1] La Harpe erzählte im Jahre 1774, er habe vor zwei Jahren aus La Beaumelles Munde dessen Geständnis gehört, daß sein Vorgehen gegen Voltaire unverzeihlich gewesen sei und daß er diesem gegenüber *les premiers torts* begangen habe. Auch in der *Réponse* bekennt er: '... allein in meinem Alter begeht man den Fehler, und nachher sieht man ihn erst ein.'

[2] In etwas überschwenglicher Weise nennt er den *Esprit des lois* einen 'Weltkodex und das schönste Geschenk, das ein Mensch den Menschen machen kann', und Montesquieu den Euklid der Politiker (P. 396 u. 397). Auch Maupertuis gegenüber hat er es an der gebührenden Einhaltung der Distanz nicht fehlen lassen, obschon er mit diesem im Briefwechsel zuweilen auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt. (Vgl. Le Sueur l. c. Einleit.)

[3] Desnoireterres (l. c.) sagt treffend, La Beaumelle habe 'den Streit angefangen mit einem Menschen, der noch seinen Feind ausgegraben hätte, um seine Leiche aufzuhängen'.

[4] Er sagt wenigstens (in der *Réponse*) aufrichtig, daß er von Revanchegelüsten nicht frei war: 'Der Voltaire, der mir beim König von Preußen schadete, verdarb mir den Voltaire, den ich las.'

[5] Er darf nicht ohne Berechtigung von sich sagen: *Car que peut-on me reprocher? De legères imprudences a un âge où les loix les présument, puisqu'elles ne laissent pas aux hommes toute leur liberté, quelques hardiesses dans les écrits peu réfléchis ... Peut-on m'objecter de ces traits contraires à l'honneur, à la probité? de ces traits qui font que les gens scrupu-*

hervorgeht als Voltaire. In diesem Streite war eine der *Pensées* die Veranlassung, die den Kampf ausbrechen und nicht zum Stillstande kommen ließ. Das soll im folgenden Abschnitt ausführlich gezeigt werden.

Die *Pensées*[1] als Zankapfel.

Wir werden dabei meist dem ausführlichen Berichte La Beaumelles in seiner *Lettre sur mes demêlés avec Mr. de Voltaire,* die einen Teil seiner *Réponse* bildet, folgen. Jnwiefern derselbe, wie er unterstreicht, 'der wahrhaftigste' ist, werden wir später noch zu prüfen haben.

La Beaumelle hat die *Pensées,* während er als Professor in Kopenhagen verweilte, am 24. August 1751 erscheinen lassen. Sie erregten sogleich durch die Unerschrockenheit und den Radikalismus, mit dem sie bisher als unantastbar geltende Institutionen und Personen umwerteten, bedeutendes Aufsehen.[2] Nach einer Angabe Quérards wurde ein Exemplar mit 40 Franken bezahlt. Das Buch erschien bald in deutscher und englischer Übersetzung und erlebte vom Jahre 1751 bis Ende 1752 nicht weniger als sechs Auflagen. In Frankreich aber wurde es geächtet und amtlich konfisziert. Allerdings konnte die Polizei bei La Beaumelles Bruder Jean von den diesem zugesandten 50 Exemplaren nur mehr zweier habhaft werden. Die anderen 48 waren von ihm schon verteilt worden. La Beaumelle hatte Voltaire schon am 17. Juni 1750 in Paris besucht,[3] als er sich dahinbegeben hatte, um den Antritt seiner dänischen Professur von der französischen Regierung genehmigen zu lassen. Er erhielt bei dieser Gelegenheit von ihm das Versprechen, ihn bei der Herausgabe der französischen Klassiker für den königlichen Prinzen von Dänemark[4] mit Rat und Tat zu unterstützen. Als sich La Beaumelle bald darauf in Dänemark unmöglich gemacht hatte und seine Professur niederlegte, beschloß er, sich in Preußen einen neuen Wirkungskreis zu suchen.

Er wollte daselbst zunächst Voltaire aufsuchen und begab sich

leux répugnent à parler d'un homme? Mon nom peut hardiment paraître à coté d'un nom respectable, il est sans gloire, mais du moins il est sans tâche et j'ai à vivre (*Rép.* S. 47).

[1] Dieses Werk wurde zuerst bekannt unter dem Titel *Quen dira-t-on?*, den ihm der Buchdrucker nach einem Motto La Beaumelles gegeben hatte.

[2] Maupertuis meinte es mit ihm ehrlich, als er sagte: *Avez-vous lu la nouvelle édition des 'Pensées' de la Beaumelles? Il me l'a envoyée. Où veut-il donc aller vivre?*

[3] Voltaire nahm ihn gut auf und lud ihn sogar ein, bei der bei der Herzogin von Maine in Sceaux stattfindenden Aufführung seiner *Rome sauvée* als Gast zu erscheinen.

[4] Voltaire spottete: *in usum delphini Danemarki.*

zu diesem Zwecke nach Potsdam.[1] Er hatte ihm seine Ankunft mit der Ankündigung melden lassen, das Verlangen, drei große Männer zu sehen, habe ihn nach Preußen geführt, und 'obgleich Voltaire nur der andere wäre', wolle er ihn doch zuerst besuchen. Am 14. November 1751 machte La Beaumelle bei Voltaire seine Visite in Potsdam, nahm am Diner teil und verweilte bei ihm vier Stunden. Auf Voltaires Frage, wer die zwei anderen großen Männer wären, welche er besuchen wollte, entgegnete La Beaumelle, der eine von ihnen wäre der König, worauf Voltaire spöttisch bemerkte, es sei nicht so leicht, dem *Révérend Père abbé* aufzuwarten. Auf Voltaires weitere Frage, wer der dritte sei, erwiderte La Beaumelle: 'Der Herr von Maupertuis!' Da lachte Voltaire bitter, weil er und Maupertuis aufeinander nicht gut zu sprechen waren. Die weitere Unterhaltung beider bewegte sich um ihre zurzeit unter der Feder befindlichen Arbeiten: um den *Siècle* und die Herausgabe der Maintenon-Briefe. Als Voltaire hierauf den Wunsch zu erkennen gab, in die Maintenon-Dokumente Einsicht zu nehmen, verweigerte es ihm La Beaumelle,[2] der sein wegfängerisches Wesen kannte, aus guten Gründen. Voltaire sagte hierauf gekränkt: 'Ei, wer hat sie denn von Euch verlangt?' La Beaumelle bemerkte bei seinem Weggehen deutlich, daß Voltaire empfindlich gereizt sei. und er hätte sich das wahrlich nicht erst so auslegen müssen, daß es seinen Partner verdroß, daß ihn der Besucher nicht ins Gesicht loben wollte, oder daß Voltaire an Verdauungsstörungen litt. Sie schieden sehr verstimmt voneinander.

In einem Schreiben vom 1. Dezember 1751 ersuchte Voltaire La Beaumelle, ihm ein Exemplar seiner *Pensées* zu senden, von denen er viel Gutes gehört habe. Nun hatte der Buchhändler Glasing damals schon einige Exemplare der *Pensées* in Potsdam verkauft. La Beaumelle hatte auch dem Vorleser Friedrichs d. Gr., Darget, ein Exemplar zukommen lassen, ihn aber verpflichtet, über den Namen des Autors Stillschweigen zu wahren. Die *Pensées* waren nämlich ohne Angabe des Verfassers erschienen, und das Buch galt, wie La Beaumelle sagt, in Berlin als eine Art von Mysterium. La Beaumelle begründet diese Anonymität damit, daß er 'in Preußen nicht habe durch ein Werk bekannt

[1] Die Besuche La Beaumelles bei Voltaire fanden statt: am 17. Juni 1750 besuchte La Beaumelle Voltaire in Paris; am 14. November 1751 in Potsdam; am 7. Dezember 1751 in Berlin; am 3. Januar 1752 gemeinsam mit Lalande in Berlin; am 8. Februar 1752 und am 14. Februar 1752 ebendaselbst.

[2] Nach der *Réponse* sagte La Beaumelle: *Je me rappelai qu'un certain manuscrit de 'Lettres de Sévigné que Thiériot lui avoit prêté s'étoit trouvé imprimé à Troyes* (Taphanel l. c. S. 77). Das Metier der literarischen Freibeuterei war also damals nichts Ungewöhnliches.

werden wollen, aus welchem man ihm in Dänemark ein Verbrechen zu machen gesucht habe'. Darget, der Sekretär Friedrichs, hatte, als er von der Ankunft des draufgängerischen Strudelkopfes La Beaumelle Kunde erhielt, diesem sofort beunruhigt geschrieben, er wollte ihn lieber in Paris sehen, was jedoch La Beaumelle, wie er sich äußerte, erst recht veranlaßte, in Preußen zu bleiben. Voltaire, dem keine literarische Neuerscheinung entging, hatte die *Pensées* bereits gelesen und deren Zusendung wohl nur verlangt, um gegen La Beaumelle etwas in der Hand zu haben. Überdies hatte Fréron schon in der letzten Nummer des von ihm herausgegebenen Blattes einige mit besonderer Boshaftigkeit ausgewählte *Pensées* veröffentlicht.

Auf Anraten der Gräfin Benting, die zwischen Voltaire und La Beaumelle eine Art 'ehrlichen Maklers' spielen[1] wollte, schickte La Beaumelle Voltaire mit einem Briefe das gewünschte *Pensées*-Exemplar. Diese enthielten außer mehreren anderen Ausfällen gegen Voltaire besonders e i n e *Pensée*, die seinen größten Ärger erregte und ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Sie lautete:

Qu'on[2] parcoure l'histoire ancienne et moderne, on ne trouvera point d'exemple de prince qui ait donné sept mille écus de pension à un homme de lettres. Il y a eu de plus grands poètes que Voltaire, il n'y en eut jamais de si bien recompensés, parceque le goût ne met jamais de bornes à ses récompenses. Le roi de Prusse comble de bienfaits les hommes à talens, précisement par les mêmes raisons qui engagent un petit prince d'Allemagne à combler de bienfaits un bouffon ou un nain.[3]

Man wird sich demnach nicht allzusehr wundern, daß Voltaire La Beaumelle das Buch ohne Brief durch einen Kammerdiener zurückschickte. Nur die 49. *Pensée* war von ihm mit einem Merkzeichen versehen.

Am 7. Dezember 1751 besuchte La Beaumelle wieder den mit dem König angekommenen Voltaire in Berlin. Die *Pensées* bestritten diesmal ihren ausschließlichen Gesprächsstoff. La Beaumelle tat sehr verwundert, als Voltaire sich über die verhängnisvolle 49. *Pensée* so gekränkt fühlte. Er habe weder beleidigen wollen noch beleidigt. Voltaire gab sich scheinbar mit dieser Erklärung zufrieden[4] und hat nur heuchlerisch Besorgnis ge-

---

[1] Sie tat das aber ziemlich ungeschickt, und Desnoireterres (l. c.) sagt nicht ohne Grund, sie habe das Verhältnis zwischen Voltaire und La Beaumelle noch mehr vergiftet.

[2] G a n z m e r k w ü r d i g e r w e i s e i s t g e r a d e d i e s e *Pensée* i n d e r a u s d e r W i e n e r H o f b i b l i o t h e k v o n m i r b e n u t z t e n A u s g a b e (A L o n d r e s c h e z N o u r s e MDCCLII) n i c h t v o r h a n d e n. Zur Erklärung dieses Umstandes weiß ich nichts Stichhaltiges zu sagen.

[3] S. 69 der 1. Auflage.

[4] Voltaire erzählt sogar in einem Briefe an d'Argental vom 18. Dezember

äußert, ob auch die anderen Gelehrten der königlichen Tafelrunde sich werden so leicht beschwichtigen lassen. Die Frage, ob der König von den *Pensées* Kenntnis habe, bejahte Voltaire mit dem Hinweis darauf, daß La Beaumelle ja sein Buch Darget, ‘einem Manne ohne Ehre, ohne Treu und Glauben’, anvertraut habe. Da La Beaumelle der Gräfin Benting von dieser Unterredung erzählte, sagte sie ihm, Voltaire habe, als die Stelle bei der Tafel dem König mitgeteilt wurde, ‘trotzig den Stuhl zurückgeschoben’ und unwillig ausgerufen, es sei abscheulich, daß ‘ein junger, fremder Mensch sich zu Berlin nicht sehen lassen dürfte, ohne unterdrückt zu werden’.

Am nächsten Tage besuchte La Beaumelle Darget und stellte ihn darüber zur Rede, daß er wider sein Versprechen dem Könige die *Pensées* gezeigt habe. Darget gab ihm die Versicherung, daß sie der König ‘ganz und gar nicht gesehen’ habe, sie aber zweifelsohne zu Gesicht bekommen werde, und er daher La Beaumelle nur raten könne, sich aus Berlin möglichst bald wegzubegeben. Bald darauf aber hörte La Beaumelle von Maupertuis, daß kein anderer als Voltaire die gehässige und böswillige Auslegung jener 49. *Pensée* an der Tafel des Königs gemacht habe, während die anderen Anwesenden darüber anders geurteilt hätten; daß er in hinterhältiger Weise gerade die Stelle der *Pensée,* deren Schärfe ihn selbst so tief verwundete, verschwiegen habe,[1] um sich den Anschein zu geben, daß er selbstlos aus Bescheidenheit, nicht für seine. sondern für des Königs und seiner Gäste verletzte Ehre einstehe. Der König sei Maupertuis' Meinung nach über La Beaumelle gar nicht aufgebracht, ja, er habe den Vergleich der Akademiker mit den Zwergen und Narren sogar ziemlich gut und richtig gefunden; er rate ihm übrigens, dem Könige seine *Pensées* zur Aufklärung zu senden. La Beaumelle habe dies auch getan, aber es der Benting mitgeteilt, die es Voltaire verriet, und dieser habe im Verein mit Darget bewirkt, daß das Buch nicht in die Hände des

1752, La Beaumelle sei zu ihm mit seinen *Pensées* gekommen und habe ihn ersucht, ihn und sein Buch dem Könige vorzustellen (Voltaire, *Œuvres* Bd. 37, S. 541).

[1] Es ist höchst interessant, daß Voltaire auch in seinem *Mémoire* (vom Mai 1753) die berühmt gewordene P. 49 (S. 69 der 1. Aufl.) anführt, aber auch daselbst alle Worte ausläßt, deren Spitze gegen ihn selbst gerichtet ist. Er zitiert nämlich: *Le roi de Prusse a comblé de bienfaits les gens de Lettres par les mêmes Principes que les princes Allemands comblent de bienfaits un Bouffon et un Nain,* wozu Beaumelle anmerkt: *Il falloit rapporter le passage entier. Je ne me retrouve point dans cette citation* (*Rép.* S. 165). Ebenso wirft ihm La Beaumelle (*Rép.* S. 107) vor: *Vous copiez le reste de ce passage et le mutilez a votre ordinaire. Il devient presque offensant avec vos changements. Pourquoi retranchez ces mots: ‘Le goût ne met jamais des bornes à ses récompensées’?*

Königs gelangte, wogegen ihm Darget im Namen des Königs eine sehr abweisende Antwort[1] erteilte.

Am 14. Dezember (berichtet La Beaumelle weiter) sei Graf Algarotti zu ihm gekommen, um ihm zu erklären, daß er die frühere Auffassung Voltaires von dieser vielbesprochenen Stelle nicht mehr teile und sich La Beaumelle sogar zu Danke verpflichtet fühle. Voltaire aber habe gegen ihn weitergehetzt und bewirkt, daß das von ihm auf Anraten Maupertuis' dem Könige unterbreitete Projekt der Herausgabe der französ. Klassiker diesem nicht zugekommen sei. Zu gleicher Zeit ließ man La Beaumelle durch den Ritter St-André einen deutlichen Wink geben, Berlin unverzüglich zu verlassen. Am 3. Januar 1752 begab sich La Beaumelle trotz allen inneren Widerstrebens in Begleitung Lalandes wieder zu Voltaire, um ihn womöglich doch zu versöhnen. Voltaire nahm ihn sehr frostig auf[2] und würdigte ihn kaum eines Wortes, was ihn um so tiefer verletzte, da Voltaire geflissentlich Lalande mit übertriebener Höflichkeit entgegenkam. Am 6. Januar suchte Voltaire wieder eine Ode La Beaumelles auf den Tod der Königin von Dänemark in den Augen Friedrichs d. Gr. besonders lächerlich zu machen und den König in seinem Verdachte, La Beaumelle habe sich die Maintenon-Briefe auf unredliche Weise verschafft, zu bestärken.

Am 17. Januar 1752 wurde La Beaumelle infolge eines galanten Abenteuers,[3] in welches ihn eine sehr anrüchige Lebedame und ihr Gemahl, der Hauptmann Cocchius, verstrickt hatten, von dem franzosenfeindlichen Berliner Stadtkommandanten Hake verhaftet und darauf in Spandau interniert. La Beaumelle vermutete, daß ihm auch diesmal Voltaire und Darget eine Falle gelegt hätten. Ganz Berlin lachte über den leichtgläubigen Schürzenjäger. Nur Maupertuis nahm sich seiner an, und es gelang ihm auch durch seine beim Könige erhobenen Vorstellungen, La Beaumelle zu befreien. Am 3. Februar war La Beaumelle wieder frei in Berlin. Da ihm die Benting versicherte, daß Voltaire den Übereifer Hakes entrüstet getadelt habe, begab er sich zu jenem, um ihm hierfür seinen Dank auszusprechen, den Voltaire gnädigst entgegennahm. Aber noch am selben Tage erfuhr La Beaumelle von Lalande, daß er seine Freiheit Maupertuis und nicht Voltaire zu danken habe, und der Baron

---

[1] Diese trägt das Datum vom 20. Dezember 1751 und findet sich bei Taphanel l. c. S. 83 abgedruckt.

[2] Wir wissen dies aus einem von Lalande niedergeschriebenen Bericht vom 29. Januar 1787, den er also so viele Jahre nach diesem Besuch abfaßte. So lebhaft war der Eindruck in seiner Erinnerung geblieben. Die Briefe Lalandes sind übrigens noch im Familienarchiv der Anglivicls vorhanden (vgl. Taphanel l. c. S. 86, A. 1).

[3] Über die Einzelheiten dieser Affäre vgl. Taphanel l. c. S. 80 ff.

Taubenheim erzählte ihm sogar, daß Voltaire unter Verunglimpfungen La Beaumelles sich zu Tyrconnel geäußert habe, das Mißgeschick dieses Menschen gehe die Franzosen nichts an, da er ein Genfer und kein Franzose sei,[1] und daß auch der französische Minister demjenigen eine große Strafe auferlegte, der seine *Pensées* in Paris einführte. Merkwürdigerweise suchte Voltaire diese schweren Anwürfe beim Besuch La Beaumelles mit keiner Silbe zu entkräften, sondern kam, darüber ganz hinweggehend, wieder sofort auf die *Pensées* zu sprechen. Diesmal kam es zum heftigsten Zusammenkrach. La Beaumelle stellte fest, daß er noch 'vor dem Friedensschluß' dem Buchhändler 12 *Pensées*-Exemplare gegeben, gestern aber die Hälfte davon um '250 Pfund' zurückgekauft habe, so daß nur 6 solche 'unter die Leute gekommen' seien. Darauf Voltaire: 'Das sind ebenso viele Dolchstöße ins Herz!' Als La Beaumelle einwendete, er habe ja damit mehr als seine Pflicht getan und hätte eher Dank als einen Verweis hierfür erwartet, meinte Voltaire, die Sache könnte nur dadurch einigermaßen gutgemacht werden, daß den neu zu veranstaltenden *Pensées*-Auflagen einige widerrufende und berichtigende *Kartons* angefügt würden. La Beaumelle meinte darauf, die Einschaltung solcher *Kartons* entspräche nicht seinem Geschmacke; sie wäre übrigens zwecklos, da die *Pensées* in Paris schon zu verbreitet seien; er wüßte auch nicht, was er in sie hineinschreiben sollte. Da richtete Voltaire an ihn die Frage, ob er nicht in Hamburg eine neue Auflage der *Pensées* vorbereite? La Beaumelle gab dies zu, fügte aber hinzu, in dieser werde die Politik ausgeschlossen sein und Voltaire darin gar nicht vorkommen. Voltaire fragte weiter: 'Und Montesquieu?' Darauf La Beaumelle: 'Ja, aber Herr von Montesquieu ist ein großer Mann im Großen, während die Poeten nur groß sind im Kleinen.' Nun konnte Voltaire nicht mehr an sich halten, er bekam einen wahren Wutanfall; es regnete gegenseitige Beschimpfungen, und die ebenso dramatische wie abstoßende Szene, in der Voltaire immer wieder den königlichen Kammerherrn hervorkehrte, endigte mit der Drohung La Beaumelles: *Que mes armes, Consul, ne blessent point vos yeux!*

Die Gräfin Benting gab ihre Versöhnungsmanie noch immer nicht auf, verlangte jedoch von La Beaumelle, da sie bei nochmaliger persönlicher Zusammenkunft der beiden Kampfhähne

[1] Tatsächlich war La Beaumelle am 28. Januar 1726 in Valleraugue in den Sevennen geboren; Voltaire hatte also auch hier gelogen, und zwar trotz seines besseren Wissens, denn am 8. März 1771 schreibt er an Condamine (Voltaire, *Œuvres* Bd. 10, S. 433), La Beaumelle sei auf Intervention des Berner Grafen von Erlach in die Sevennen, *d'où il est natif*, verbannt worden.

ein Handgemenge befürchtete, nur, daß er an Voltaire ein Entschuldigungsschreiben richte. La Beaumelle willfahrte ihr, gibt aber zu, daß er in seinem Schreiben unwillkürlich den 'Hochmut nicht verbergen konnte, den man annimmt, wenn man an jemanden schreibt, der sich verächtlich gemacht hat'. Am nächsten Tage schickte ihm die Benting die Antwort Voltaires, welche aber La Beaumelle nicht annahm, weil sie nur auf dem Umschlage seines Briefes stand und nicht einmal unterfertigt war. Sie enthielt übrigens nur Beschwerden darüber, daß ihm La Beaumelle dabei die Titel und Ehrenbezeugungen versagt habe.

Wir müssen uns versagen, den ferneren Verlauf des Voltaire-La-Beaumelle-Streites im Zusammenhang weiterzuerzählen, da uns dies von unserem eigentlichen Thema zu weit abbringen würde. Wir können aber nicht umhin, den Bericht La Beaumelles einigermaßen kritisch zu erörtern.

Zweifellos war es von La Beaumelle, welcher damals als Literat ein blutiger Anfänger war und nicht viel zu verlieren hatte, ein schlimmer Streich, daß er den schon recht angejahrten, gefeierten Dichter Voltaire herausforderte und einen Streit vom Zaune brach. Man empfängt da den widerlichen Eindruck, als habe er sich an einem Großen reiben wollen,[1] um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und auch wer zu sein. Dabei mochte immerhin neben der kalten Berechnung auch der innere Widerwillen der zwar impulsiven und explosiven, aber ehrlichen Natur des einen gegen das ränkesüchtige und aufhetzerische Wesen des anderen mitgewirkt haben. Man wird aber jedenfalls zugeben, daß es der Würde eines gesetzten und erfahrenen Mannes förderlicher gewesen wäre, dem Übermute des streitsüchtigen Frechlings mit stillschweigender Verachtung zu begegnen. Es kann weiter auch nicht geleugnet werden, daß sich in diesem Duell La Beaumelle viel reinlicherer Waffen bediente als Voltaire, der durch die vergifteten Pfeile der Lüge und Anschwärzung seinen Gegner vernichten wollte.[2] Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß Voltaire La Beaumelle nicht weniger

---

[1] Voltaire verglich ihn mit der Fliege der Äsopschen Fabel und sagte: *On retrouve partout la mouche d'Esope qui du fond d'un char dans un chemin sablonneux s'écriait: 'Que j'élève de poussière!'* (*Œuvres de Voltaire* éd. Beuchot, Bd. 20, S. 326.)

[2] Voltaire hat hierfür sogar eine poetische Form gefunden:

Pour le dernier de la noble sequelle
C'est mon soutien, c'est mon cher La Beaumelle
De dix gredins qui m'ont vendu leur voix
C'est le plus bas, mais c'est le plus fidèle,
Esprit distrait, on pretend que parfois,
Tout occupé de ses œuvres chrétiennes
Il prend d'autrui les poches pour les siennes.

als dreimal als gemeinen Dieb brandmarken wollte, und alle drei Male war es glatt erfunden. Wir haben bereits gesehen, wie er ihn wider sein besseres Wissen beschuldigte, daß er Louis Racine die Maintenon-Briefe gestohlen habe. Er behauptete ferner, La Beaumelle, welcher sich im Mai 1752 aus Berlin nach Gotha[1] begeben hatte, sei, als ihm daselbst der Boden ebenfalls zu heiß geworden war, als Begleiter und Diebsgenosse der schönen Gouvernante, der Frau von Schweicker, heimlich entflohen. Voltaire wußte durch eine ebenso raffinierte wie gemeine Intrige sogar die Herzogin als Kronzeugin für diese ungeheuerliche Verdächtigung zu gewinnen. Auch diesmal war La Beaumelle frei von Schuld, und er war nur durch seinen grenzenlosen Leichtsinn in ein so schiefes Licht geraten. Endlich fand sich sogar in Voltaires nachgelassenen Papieren die Aufzeichnung, La Beaumelle hätte schon als Zögling des Collège von Allais seinen Rektor Puech von den bei diesem aufgestapelten Belobungen (*exemtions*) für fleißige Schüler mehrere entwendet und sie dann an seine Mitschüler verschachert. Diese Verdächtigung war so halt- und bodenlos,[2] daß selbst Voltaire sich nicht getraute, mit ihr bei Leb-

---

(Voltaire, *Œuvres* Bd. 20, S. 293). In noch zynischerer Weise ruft er ihn an: *Qu'importe que tu aies été volé par Me. Coechius o u q u e t u l' a i e s v o l é e?* (Voltaire, *Œuvres* Bd. 20, S. 326).

[1] Er hatte den Herzog (in der P. 114) durch die Brandmarkung seines Menschenhandels schwer beleidigt, und Voltaire hatte diesen Umstand weidlich ausgenutzt. Dementsprechend wurde La Beaumelle in Gotha aufgenommen. Es wurde ihm zunächst der von ihm beabsichtigte zweite Abdruck der *Pensées* daselbst verboten. Voltaire spiegelte der Herzogin vor, La Beaumelle wolle seine Begleitung der S c h w e i c k e r einem anderen in die Schuhe schieben, und 'damit nicht der Unschuldige für den Schuldigen leide', entlockte er ihr ein Zeugnis, daß La Beaumelle 'und kein anderer mit der diebischen Magd aus Gotha geflüchtet sei'. Desnoireterres (l. c.) gibt auch schließlich zu, es sei 'kein Zweifel, daß sich La Beaumelle von der Schweicker trennte, als er von ihrem Diebstahl erfuhr'. Übrigens hat später auch die Herzogin durch ihren Hofrat Rousseau La Beaumelle, da er sich beschwerte, eine allerdings etwas gewundene Ehrenerklärung abgeben lassen (vgl. Taphanel l. c. S. 102 ff., Formey l. c. S. 221, und Voltaire, *Œuvres* Bd. 45, S. 309). Voltaire hat indes diesen giftigsten Pfeil in seinem Köcher aufbewahrt und ihn gegen seinen Feind erst abgeschnellt, als er erwarten konnte, ihn damit am empfindlichsten zu verwunden: zur Zeit, als er die Tochter des Herrn von Lavaysse geheiratet hatte (vgl. Taphanel S. 347).

[2] (Voltaire, *Œuvres* Bd. 20, S. 326 ff.) Er erzählt da nicht nur von diesen im Collège von Allais von La Beaumelle begangenen Diebstählen, sondern auch von einem durch denselben verübten Plagiat bei den *jeux floraux* in Genf. Lenel meint, man solle von diesen 'postumen' Verleumdungen Voltaires nicht zuviel Aufhebens machen, da sie erst nach dessen Tode in seinem Portefeuille gefunden und veröffentlicht worden seien. Wir können diese milde Auffassung um so weniger teilen, als Voltaire diese Erfindungen mit den Worten schließt: *Je ne peux plus répondre de la vérité de f a i t s q u i o n t s u i v i c e t t e é p o q u e*, also für die vorangegangenen einzustehen angibt. Diese Nachsicht Lenels gegen die Erbärmlichkeit Voltaires

zeiten herauszurücken. Wohl aber beweist sie wieder, daß er seine Feinde über sein und ihr Grab hinaus mit seinem Hasse verfolgte.

Trotz alledem wirft Lenel La Beaumelle vor, er habe nie Bedenken getragen, für seine Sache zu lügen, während er gegen Voltaire, der vor keiner Verdrehung und Entstellung zurückschreckte, den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit kaum schüchtern erhebt. Lenel will daher dem Bericht La Beaumelles keinen rechten Glauben schenken. Er beruft sich auch darauf, daß La Beaumelle seine Darstellung erst e i n J a h r nach den Vorgängen aufgezeichnet und aus Gedächtnisschwäche manches unrichtig dargestellt habe. Welch ein lächerliches Argument! Auch seine Meinung, wir hätten keine Berichte von anderer Seite, die uns eine Kontrolle ermöglichten, ist grundlos, da uns außer dem oben angeführten Briefe Lalandes u. a. auch die Mitteilungen Maupertuis', Roques, Formeys und Dargets erhalten sind.

Es gilt zunächst folgende Fragen zu beantworten. War Voltaire, wie ihm La Beaumelle vorwirft, derjenige, welcher Friedrich den Großen auf die *Pensées* aufmerksam machte? War er es, der bei der königlichen Tafel in den *petits appartements* die 49. *Pensée* nicht nur willkürlich interpretierte, sondern auch bei seinem Zitat absichtlich jene Stelle übersprang, die ihn selbst angriff, weil er dadurch glauben machen wollte, es sei ihm nicht um die Rache für seine verwundete Eitelkeit, sondern um die Verteidigung des Königs verletzter Majestät zu tun? Sprach Voltaire wahr, da er, von La Beaumelle wegen seiner Indiskretion zur Rede gestellt, den Vorleser des Königs Darget als den 'Mann ohne Ehre, ohne Treue, ohne Glauben' bezeichnete, welcher die Denunziation begangen habe? Oder verdient Darget mehr Glauben, der La Beaumelle beteuert, er habe den König gar nicht gesehen, und es nur ganz allgemein für wahrscheinlich ausspricht, daß Friedrich das Buch doch zu Gesicht bekommen werde? Was ist von Voltaires Behauptung zu halten, daß der ihm feindlich gesinnte Maupertuis, um La Beaumelle gegen ihn aufzuhetzen, diesem mitgeteilt habe, Voltaire habe dem Könige die 49. *Pensée* mit der erwähnten tendenziösen Verkürzung und Auslegung vorgelesen?

L e n e l u n d D e s n o i r e t e r r e s s u c h e n L a B e a u m e l l e s G l a u b w ü r d i g k e i t m ö g l i c h s t z u e r s c h ü t t e r n. Lenel zeigt überhaupt eine auffallende Voreingenommenheit gegen La Beaumelle und eine befremdende Milde für Voltaire. Er hält

---

ist um so auffallender, als er es Taphanel schwer anrechnet, die moralischen Schwächen La Beaumelles, die sich aus seinem Briefwechsel mit Maupertuis ergeben (Le Sueur l. c.), nicht gegen La Beaumelle ausgenutzt zu haben.

dem ersteren vor, daß er in seiner *Réponse* angibt, er habe Voltaire vor seinem Besuche in Potsdam nur aus den ihm geleisteten Diensten gekannt, und es verschweigt, daß er ihn ja früher bereits in Paris besucht hatte. Er übersieht, daß auch Voltaire seltsamerweise diese erste Pariser Zusammenkunft mit La Beaumelle leugnet.[1] Lenel beschuldigt La Beaumelle, er habe von dieser Entrevue und der 'charmanten' Aufnahme von seiten Voltaires nichts erwähnt, um so seinen Undank zu verbergen. Was hatte aber Voltaire für einen Grund dazu? Man wird bei La Beaumelles bekannter Flüchtigkeit eher eine Absicht ausschließen dürfen als bei dem alles schlau berechnenden Voltaire. Lenel hält es auch trotz La Beaumelles Widerspruch für ausgemacht, daß kein anderer als Maupertuis bei La Beaumelle den Zwischenträger über Voltaires Verhalten bei der königlichen Tafel abgegeben habe. Nun bin auch ich geneigt, zuzugeben, daß kein anderer als Maupertuis La Beaumelle jene Informationen erteilte. Auch ich nehme die Einwendung La Beaumelles, daß Voltaire die diese Mitteilung enthaltende Stelle seines (La Beaumelles) an Roques gerichteten Schreibens nicht ganz wiedergegeben habe,[2] nicht für stichhaltig, obwohl Voltaire solche berechnete Verstümmelungen (wie wir bei seiner Wiedergabe der *Pensée* 49 gesehen haben) schon zuzumuten wären.[3] Auch La Beaumelles Andeutung, daß Voltaire seinen an Roques gerichteten Brief gefälscht habe, möchte ich nicht sehr ernst nehmen und auch dies nur für einen gezwungenen Ausweg in seiner Verlegenheit (die er sich übrigens durch seine Geschwätzigkeit mit der Feder selbst bereitet hatte) ansehen. Ich halte es für richtig, daß, wie Voltaire in seinem Schreiben an Roques vom 27. Januar 1753 versichert, Maupertuis sich vergeblich bemühte,

[1] Vgl. den Schluß der *Lettre sur mes démêlés* etc.: '... daß er mich nicht kannte, als aus den Diensten, die er mir zu Copenhagen und zu Berlin geleistet'. Also keiner von beiden wollte den anderen früher gekannt haben.

[2] Das von Voltaire reproduzierte Fragment von La Beaumelles Brief an Roques ist in der *Réponse* S. 165 abgedruckt.

[3] Wir entnehmen nämlich aus dem von Roques 1755 vollständig veröffentlichten Briefe La Beaumelles, daß die verkürzte Wiedergabe Voltaires am Sinne nichts änderte, und daß dieser nur jenen Teil unterdrückt hatte, der zwar Algarotti, nicht aber Maupertuis hätte interessieren können. — Schließlich gibt übrigens La Beaumelle zu, daß 'Maupertuis es ihm gesagt habe', und er fügt nur hinzu, das sei erst geschehen, 'nachdem mir solches Darget bereits gesagt hatte' (in einer *Apostille* zu Voltaires *Mémoire*). Dadurch sucht er Maupertuis wenigstens teilweise zu diskulpieren: jedenfalls wirksamer als durch die Ausrede, Voltaire habe seinen Brief an Roques nicht ganz wiedergegeben. Bedenklich macht nur der Umstand, daß La Beaumelle in einer anderen *Apostille* sagt: 'Darget speist nicht bei dem König.' Wie konnte er es also wissen?

La Beaumelle zur Verleugnung des Inhalts seines früheren Schreibens zu bewegen. Voltaire sagte mit Recht, Roques besitze ja das Original und er selbst die ihm von Roques gesandte Abschrift dieses Briefes vom 6. Dezember 1752. Wie kann aber Lenel übersehen oder darüber hinweggehen, daß derselbe Voltaire, welcher zuerst Darget als den wortbrüchigen Verräter hingestellt hat, später selbst den Marquis d'Argent bestimmt als denjenigen bezeichnet, welcher den König beim Souper auf die 49. *Pensée* hinwies! Er schreibt nämlich an Roques am 27. Januar 1753: *Il est faux que j'eusse averti sa majesté prussienne de la manière dont La Beaumelle avait osé parler de ce monarque et de sa cour dans son livre intitulé Qu'en dira-t-on? ou Mes Pensées. Je l'aurais pu et je l'aurais dû en qualité de son chambellan. Ce ne fut pas moi, ce fut un de mes camarades qui remplit ce devoir. J'ose en attester Sa Majesté elle même ... Le chambellan qui l'en avertit est Mr. le marquis d'Argens, il l'avoue et en fait gloire.* Ich zweifle übrigens auch sehr, daß Voltaire diesmal die Wahrheit gesprochen hat, und bin vielmehr geneigt, dem zwar miselsüchtigen und nervösen, aber höchst ehrenhaften Maupertuis zu glauben, der ja in dezidiertester Weise Voltaire als den Schuldigen bezeichnet.[1] Und was soll man dazu sagen, daß derselbe Voltaire, der es Maupertuis als 'großes Verbrechen' anrechnet, ein intimes Gespräch bei der königlichen Tafel ausgeplaudert zu haben, nun selbst dieses Delikt begeht? Mit Recht sagt La Beaumelle: 'Der Herr von Voltaire begeht zuweilen das Verbrechen, dasjenige zu offenbaren, was an der besonderen Tafel des Königs gesprochen wird, und was noch das Schlimmste ist, gar dasjenige, was nicht daselbst gesprochen ist worden.'[2]

Lenel sagt ferner: 'Es nützt alles nichts, diese Stelle (P. 49) ist beleidigend, sowohl für Voltaire als für den König!' Ich bin ganz seiner Ansicht, was Voltaire betrifft, erinnere aber daran, daß Friedrich selbst schon vor zehn Jahren während der mit Voltaire wegen der Reisekosten anläßlich seiner Übersiedelung nach Berlin gepflogenen Unterhandlungen an Hofrat Jordan geschrieben: *Ton avare boira la lie de son insatiable désir de s'enrichir, il aura mille trois cents écus. Son apparition de dix jours me coûtera par jour née cinquante écus. C'est bien payer un*

[1] La Beaumelle wenigstens behauptet in einer seiner *Apostilles* (zu Voltaires *Mémoire*): 'Wer hat es denn gesagt? Darget und Voltaire waren allein diejenigen, die mein Buch gesehen haben. Dieses sagte man an der Tafel des Königs: Mr. Darget speist nicht bei dem König. Der Marquis d'Argent wußte nichts davon' usw.

[2] In einer *Apostille* zu Voltaires *Mémoire*.

fou jamais, bouffon de grand seigneur n'eut pareils gages. La Beaumelle hat also in seiner 49. *Pensée* Friedrich beinahe plagiiert. und alles spricht dafür, daß, wie Maupertuis erzählt, dieser über La Beaumelles Worte eher schadenfroh gelächelt. als (wie Lenel annimmt) sich darüber entrüstet habe.

Lenel und andere weisen es auch entschieden als unmöglich zurück. daß Voltaire und Darget zweimal an Friedrich d. Gr. gerichtete Sendungen La Beaumelles unterschlagen haben könnten. da sie ein solches Unterfangen nicht gewagt hätten. Ich erinnere aber daran. daß gegen Voltaire in einem anderen Falle eine ganz gleiche. wahrscheinlich ganz begründete Rekrimination erhoben wurde. Friedrich d. Gr. wollte nämlich schon als Kronprinz auch den Dichter Louis Gresset 1736 nach Rheinsberg ziehen. und die diesbezüglichen Unterhandlungen waren fast dem Abschluß nahe. wie dies Friedrich einem Freunde mitteilte. Voltaire hörte davon und äußerte in eifersüchtiger Befürchtung. Gresset[1] könnte ihn in der Gunst des Königs ausstechen. darüber sein Unbehagen. Als Friedrich den Thron bestiegen hatte. lud er Gresset von neuem dringend zu sich ein, nachdem dieser das erstemal ausweichend abgelehnt hatte. Diesmal spielte Voltaire sein gewohntes zweideutiges Spiel. Er ließ nämlich in denjenigen Briefen an seine Freunde. die für Gresset zur Einsichtnahme berechnet waren. ihn zum baldigen Kommen dringend ermuntern; in anderen aber suchte er das Projekt zu hintertreiben und den Dichter bei Friedrich lächerlich zu machen. Diesmal erklärte Gresset dem Könige in einem Schreiben. dem er ein Gedicht beigeschlossen hatte, seine Bereitschaft, der Einladung zu folgen. Aber weder der Brief noch die Verse gelangten in die Hände des Königs. Gresset. der davon nichts ahnte. sendete Friedrich im Jahre 1741 einen zweiten Brief und neue Verse. Diesmal beantwortete der König sein Schreiben in Prosa und Versen und bat ihn am Schlusse. ihm die. 'wie er vermute, auf der Post in Verlust geratenen' Verse nochmals zu senden. Darüber geriet Gresset in große Aufregung und zweifelte keinen Augenblick daran, daß sein Mittelsmann Thiériot. der auch der literarische Agent Voltaires und Friedrichs in Berlin war. von jenem dazu angestiftet. die erste Sendung unterschlagen habe. Er teilte Friedrich mit. daß er nunmehr seine an ihn gerichteten Korrespondenzen durch den Baron de Chambrier werde besorgen lassen. Er bittet diesen. gegen Thiériot eine Untersuchung einleiten zu lassen. und veranlaßt sogar den

[1] Wogue, *J.-B.-L. Gresset. Sa vie et ses œuvres* (Paris 1894) S. 126 ff., und de Cayrol, *Essai historique sur la vie et les ouvrages de Gresset* (Amiens 1844) 2 vol. I, 156 ff.

mit ihm damals gespannten Abbé de Chauvelin, Thiériot gerichtlich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anzuhalten. Cayrol hält diese Verdächtigungen Gressets gegen Voltaire für wohlbegründet. Wogue nennt allerdings die Meinung Cayrols eine 'kindische Hypothese' und stützt sich darauf, daß selbst in dem Falle, daß Thiériot den Vertrauensmißbrauch begangen hätte, noch durch nichts bewiesen wäre, daß Voltaire der Urheber gewesen sei; ferner hätte es ja nicht in der Absicht Voltaires gelegen sein können, Gresset mißtrauisch zu machen und sich selbst so die weitere Gelegenheit zur Überwachung von dessen Korrespondenz abzuschneiden; endlich sei es ganz überflüssig, zu vermuten, daß in den damaligen so unruhigen Zeiten die erste Sendung Gressets auf einem anderen als dem natürlichen Wege verlorengegangen sei. Ich möchte, ohne diese Streitfrage entscheiden zu wollen, gegen Wogues Einwendungen nur geltend machen: Wieso kommt es dann, daß (nicht nur Cayrol, sondern) auch Gresset so felsenfest an die Mitschuld Voltaires glaubte, daß er mit aller Entschiedenheit eine Enquete zur weiteren Verfolgung dieser Angelegenheit durch Chambrier und Chauvelin verlangte? Warum gingen nur Briefe Gressets und nicht auch solche Voltaires auf der Post verloren? Aus dem Ganzen darf man wenigstens schließen, daß die Zumutung, Voltaire hätte ihm unwillkommene Briefe unterschlagen können, nicht gar so ungeheuerlich ist, als Lenel annimmt, um so weniger, als Darget zu Voltaire in freundschaftlichen Beziehungen stand, während er La Beaumelle nicht grün war. Voltaires moralische Qualitäten, besonders seine geringe Wahrheitsliebe, sind ja bekannt, und zum Überfluß sei hier an zwei seiner Aussprüche erinnert: *Il faut mentir comme un diable, non pas timidement, non pas pour un temps, mais hardiment et toujours.* Der zweite Ausspruch Voltaires: 'Man graviert doch seinen Namen nicht auf den Dolch, mit dem man den Stoß versetzt', bezieht sich auf seine Gewohnheit, seine Geisteskinder nicht nur zu verleugnen, sondern anderen zuzuschieben. Und auch das bekam La Beaumelle am eigenen Leibe zu spüren, als ihn Voltaire beschuldigte, einen ihm zugekommenen, von ihm selbst geschriebenen und an sich adressierten Schmähbrief verfaßt und abgesendet zu haben.[1]

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Josef Frank.

[1] Vgl. Taphanel l. c. S. 355.

Studie über das neueste Französisch.

(Schluß.)

Erweiterung des Wortschatzes durch Ausgestaltung von Redewendungen (Bedeutungswandel).[1]

Hier fühlt man den Pulsschlag des Lebens begreiflicherweise am stärksten. Die Wendungen — einzelne Wörter wie Redensarten — stammen natürlich aus den verschiedensten Gebieten. Sie seien, da eine begriffliche Anordnung sich nicht bewerkstelligen ließ, in alphabetischer Reihe aufgezählt.

assurer sich bemächtigen (Rach. Les Hors Nat. 181 *A présent, il s'était au moins assuré le premier danger*) sich zum Herrn der Lage gemacht. Hand auf etwas legen, wie *s'assurer des places.*

atterrir landen, sowohl für Wasser- als für Luftschiffe. Früher nur 'Land zu Gesicht bekommen'. Schon bei Plattner V. 47.

but Absicht, *dans le but* in der Absicht (was im Zielpunkt liegt). *Ces mesures ont été prises dans le but de gagner les sympathies des flamingants* (Temps, 4. Mai 1915). Vgl. Stapfer (a. a. O. S. 3), der die Redensart als Stilblüte, als Entgleisung verzeichnet, und Plattner V S. 79, der sie ausdrücklich verbietet. Jetzt ist sie durchaus gewöhnlich.

cachet Gehalt. Zu '*combien le cachet?*'. A. France, Rév. des Anges 268 *Bouchotte accepta la réduction de cachet avec la libéralité coutumière des pauvres envers les riches.*

célébrer quelqu'un im Sinne des deutschen 'jemanden feiern'. Roll. Jean Christ. Mais. 233 *Combien à Paris ont bafoué Wagner et Franck, qui les célèbrent aujourd'hui, et s'en servent pour écraser des artistes nouveaux, qu'ils célébreront demain!*

se faire le chien couchant de q. q. Bisher *auprès de q. q.*, jetzt in Anlehnung an die gleichbedeutenden *fidèle serviteur, flatteur* in gleicher Fügung wie diese, womit die übertragene Bedeutung festgelegt ist.

coté gut angeschrieben. Rach., Les Hors Nature 18 *Le mari de ce bas-bleu politique, personnage coté dans les sciences, fauteur d'un traité remarquable sur les atomes* ... Bisher nur als schwebendes Wort (vox media) und daher ergänzungsbedürftig: *coté cher* usw.

couper dans la pommade reinfallen (Huysmans, Sœurs Vat. 319). Ausgestaltung von *être dans la pommade* in der Pantsche sein, mit Hinzielung von *couper* 'sich schneiden', *couper dedans* in die Falle gehen.

---

[1] Sämmtliche hier angeführte Wendungen sind in dieser Bedeutungsschattierung m. W. noch nicht gebucht.

qui de droit zuständigen Ortes. Le Figaro, 18. Aug. 1915: *Le Figaro n'a cessé et ne cessera d'accorder aux décisions du haut commandement le respect et la discrétion qu'elles réclament... Mais il n'avait pu cette fois s'empêcher de faire remarquer à qui de droit, avec toute la modération possible, que cette obligation pour nos troupes ... était moralement, extrêmement grave.* Ebd. *Cette idée me paraît excellente et tout à fait digne d'être approuvée et réalisée par 'qui de droit'.* Gekürzt aus *qui [s'en occupe] de droit* oder besser *qui de droit s'en occupe.*

en douce in (aller) Güte, gütigerweise, von da weiter: glatt, ganz einfach, wirklich. Sain., L'Argot des Tranchées 69 *Tu me demandes si je veux de l'argent, je n'en ai pas besoin ... mais si en douce tu veux être gentille pour m'envoyer un petit colis* (sic!) ...

dramatiser vergrößern, übertreiben. Aus: mit dramatischen (wirksamen) Nebenumständen erzählen. Petit Parisien, 29 Jan. 1916 *L'incident est regrettable, c'est entendu, mais il s'agit de ne rien dramatiser.*

écartelé zerrissen. R. Roll., Jean Christ. Mais. 222 *Christophe voyait des socialistes et jusqu'à des syndicalistes révolutionnaires, qui étaient écartelés entre ces devoirs et ces passions ennemies.* Übertreibender Ausdruck, vgl. oben S. 141.

embusqué Drückeberger. Le Journal, 24 August 1915 Les Embusqués des prisons et du bagne: ... *on ne saurait vraiment faire de tous ces rebuts sociaux des privilégiés — comme une nouvelle sorte d'embusqués.* Pet. Par., 29 Jan. 1916 *La nation attend que les hommes du service armé qui restaient embusqués dans les états-majors, soient envoyés dans les tranchées où ils feront une cure utile de grand air après un trop long séjour dans le renfermé des bureaux.* Auch bei Sainéan, L'Argot des Tranchées S. 108 u. 144.

entendre dans hineinhorchen. Merc., Litt. 207 *nous n'entendions pas dans nos idées.*

entrer bekommt häufig den Sinn von werden. geraten. *entrer dans un embarras, entrer en colère* zornig werden. In: *Un train de voyageurs est entré en collision avec un train de marchandises* gibt *entrer* mit dem Substantiv eine Umschreibung für ein einfaches Zeitwort; '*collisionner*' scheint noch nicht gebildet.

envol Aufschwung, vgl. das Beispiel *panache* 2. *Envol* war bisher nur das Davonfliegen neben *envolée* das Auffliegen. Die übertragene Bedeutung stammt jedenfalls mitsamt der tatsächlichen aus der Luftschiffersprache.

épouser, früher *épouser une étude* sich angelegen sein lassen, *épouser la querelle de q. q.*, im Streite jemandes Partei ergreifen. Jetzt nur annehmen, nehmen: Le Journal, 24 Aug. 1915, H. de Noussanne. La Dame de Potsdam: *je crains que votre Altesse,*

épousant mes convictions, ne se trouve quelquefois en conflit avec les siens.[1] Merc, Litt. 27 *épouser une façon de voir.*[1]

filer par la tangente. Rosny, Marthe Bar. 39 *filant par la tangente, il gagna la porte.* Verquickung von *s'échapper par la tangente* 'sich geschickt aus einem Handel ziehen' und *filer* 'sich aus dem Staube machen'.

des fois jemals, L'Argot des Tranchées S. 80 *j'espère bien vous les rapporter moi-même, mais en douce, si des fois.*

intéressant angehend, berührend im Raume. *Les parcours intéressant le réseau des chemins de fer P. L. M.*

mièvre 'lebhaft ausgelassen, mutwillig', bekommt die Bedeutung anspruchsvoll, von da gekünstelt (noch 1905 bei S.-V. als ausnahmsweise Verwendung gekennzeichnet), jetzt allgemein weiter geziert, überzierlich, fein, niedlich. Es verliert die ursprüngliche Bedeutung und verdrängt *mignard.* Mercereau, Litt. 266: '*Monsieur de Lourdines' roman ni mieux composé, ni plus puissant que bien d'autres … fait de grâces juste assez desuètes pour ne pas l'être trop, juste assez pittoresque pour n'être pas mièvre.* Vgl. Stapfer S. 74.

jouer du paillon, sich auf etwas verstehen. Rachilde, Les Hors Nature 92 *je m'entends à jouer du paillon.* Ich kenne dieses Werkel, verstehe mich auf dieses (Intrigen-)Spiel.

panache 1) *faire panache* (vom Auto) sich überschlagen, bisher nur im Reitsport vom Pferde, sich kerzengerade aufstellen (vgl. Stapfer S. 30). 2) Schmuck, Pracht: Bonnefon, Dialogue 47 *La* (die Sprache) *voilà de nouveau riche, plantureuse et colorée, comme au temps de Rabelais, mais avec plus d'envol et plus de panache.*

Poilu der Soldat. Der Ausgangspunkt der Entwicklung ist wohl *avoir du poil* mannhaft sein, dessen Voraussetzung die tatsächliche Naturbeschaffenheit ist: ins Mannesalter gekommen sein, erwachsen sein > seinen Mann stellen. Demgegenüber steht die andere, ebenfalls auf wirklichen Vorgängen beruhende Redensart *laisser du poil* vom Tier, das im Kampf gezaust wird, aus der Falle oder Klemme unter Zurücklassung des Schwanzes oder anderer Fellfetzen entkommt. Im Gegensatz zu *laisser du poil* 'etwas ein-

[1] Der ganze Satz ist stilistisch so bemerkenswert, daß ich ihn ganz hersetze: *Je comprends aisément que dans la tourbe des basses-lettres où sont rejetés tous les ratés de l'intelligence des différents états sociaux, 'un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire', mais qu'on voie souvent la haute littérature épouser une pareille façon de voir, voilà qui me navre et choque profondément. Aux rapetasseurs de thèmes usés, aux fabriquants de vieux-neuf, aux coupeurs de cheveux en quatre et aux gens à 'littérature sans prétention', je préfèrerai neuf fois sur dix le chercheur de midi à quatorze heures, le décrocheur d'étoiles, le 'littérateur à prétention'* (S. 270—71). Man beachte die Häufung der Redensarten, die substantivischen Wendungen, die unübersetzbare Feinheit des Wortspieles in *basses-lettres* mit *basse-cour* und *belles-lettres.*

büßen, unterliegen' bekommt *avoir du poil* die Bedeutung des Obsiegens, Unversehrtseins. *Poil* wird im Argot zum Wort für Kraft, Mut und — wie auch im Deutschen: Haare auf den Zähnen haben — Geschicklichkeit, der eigentlichen Kraft des Gauners. *Avoir du poil au cœur* tapfer sein; von da *poileux* tapfer, das aber von *velu* angezogen wurde, so daß *poilu* das jetzt allein gebräuchliche ist. Es ist klar, daß man bei '*poilu*' nicht im entferntesten mehr an das Behaartsein denkt; es war in die neue Bedeutung übergegangen, ein rechtes Argotwort, ehe noch die Schützengrabensprache die allgemeinste Anteilnahme erregte. Im Schülerargot ist (schon bei Villatte, Paris 1890) der gesteigerte Ausdruck *velu* (zottig) üblich für 'ausgezeichnet'. Zu *poileux* wurde '*époilant*' gebildet, das nunmehr '*épatant*' verdrängt, nachdem dieses letztere Argotwort in die Umgangssprache übergegangen war. Würde zu diesem *époilant* ein neues Zeitwort **époiler* 'verblüffen' entstehen, so wäre es zu dem bisher allein vorhandenen *époiler* 'rupfen' nur ein Homonym. Wenn man sieht, in welchem Maße *poilu* in die ernste allgemeine Sprache eingedrungen ist, kann man sich über die Verbreitung von *boche* nicht mehr wundern. Vgl. *L'œuvre des poilus permissionnaires sans famille*, als Name einer Unternehmung, die ein Heim für alleinstehende Urlauber einrichtet.

se trouver poire übler Laune sein: Rosny, Marthe Bar. 221 *Il réfléchissait qu'elle aussi aurait coûté cher et qu'elle continuait à grever son existence. Alors, il se trouva si poire que les résolutions, jusqu'alors ébauchées, prirent une figure précise. faire sa poire* 'die Nase rümpfen'.

laisser prise zulassen. Souza, Rythme 9 *Ce balladier* (Paul Fort) ... *avait pourtant en lui le sens le plus juste des éléments rythmiques de la langue ... une prononciation naturelle, dont le tact parfait ne laisse presque jamais prise, par la place de l'accent même, à l'incertitude des muettes...* Die Entwicklung des Ausdruckes geht über folgende Zwischenstufen: 1. *prise* Fähigkeit zu erfassen, zu greifen. *Songeons à nous ôter de prise* bringen wir uns in Sicherheit. 2. *avoir prise sur q. q.*: *Ni l'honneur ni la richesse ... N'auront sur leur esprit ni puissance ni prise* Kraft (des Anpackens). 3. *avoir prise sur q. q. de le reprendre*: Gelegenheit, Ursache, Veranlassung haben, ihn zu tadeln. Daher *donner prise au jugement* Angriffspunkt, Veranlassung geben, sich ansetzen, *trouver prise* Veranlassung, Gelegenheit finden. Und nun das neueste: *laisser prise* zulassen, die Möglichkeit einer Gelegenheit geben, eine Verfeinerung von *donner prise* mit Einführung von *laisser*. Wie man sieht, ist diese Bedeutungsentwicklung ganz unabhängig von *laisser aux prises* im Kampf. Angriff sein (zwei Parteien) usw.

prononcer une attaque kräftig angreifen. Le Journal, 24. Aug. 1915 *Sur le Haut-Rienz l'ennemi* (die Österreicher) *a prononcé des attaques contre nos positions les plus avancées.* Pet. Par., 1. Dez. 1915 *Sur les hauteurs au nord-ouest de Goritz l'ennemi a prononcé de violentes contre-attaques.*

reconnaissance nicht nur Auskundschaftung, sondern auch Patrouille. Le Journal, 24. Aug. 1915 *Des avant-gardes allemandes ont poussé des reconnaissances près de Novo-Srientziani.* La Guerre Sociale, 29. Nov. 15 *une forte reconnaissance ennemie a été dispersée.*

revenir à flot wieder an die Oberfläche kommen. *Il* (ein durch eine Nervenerschütterung erblindeter Soldat) *fut projeté pardessus bord dans la mer et revenant à flot, il s'écria: Je vois clair! j'ai retrouvé la vue!* Zu (*re*)*mettre à flot* von Stapel lassen. in die Strömung bringen.

rubis sur l'ongle 'genau, pünktlich', aus dem bisherigen *faire rubis sur l'ongle* Nagelprobe machen. Rachilde, Print. 149, *Il m'a gagné beaucoup de parties que je lui ai réglées rubis sur l'ongle.*

à souhait recht sehr, zur Genüge. C. Farrère, Bataille 4 *un boudoir de Parisienne, très élégant, très à-la-mode et qui eût été banal à souhait, partout ailleurs qu'à trois mille lieues de la plaine Monceau.*

truculent bunt, lebhaft gefärbt.[1] Von den Romantikern in seiner ursprünglichen Bedeutung 'wild, grausam, scheußlich' übernommen, dringt es aus den literarischen Kreisen in die Malersprache, und zwar zuerst offenbar als Wort des entrüsteten Tadels über die moderne Farbengebung, die von der der vierziger bis fünfziger Jahre scharf genug abstach. Die rücksichstlose Farbe, die im Anfang begreiflicherweise als Übertreibung empfunden wurde — das Rote blutrünstig, das Blasse leichenfahl —, forderte das Urteil *truculent* = scheußlich, grausam (häßlich) heraus. Mit der Zeit wird *truculent* das technische Wort für lebhafte Färbung ohne tadelnden Beigeschmack, und nun ist es in die Allgemeinsprache aufgenommen, geradezu als Lob, als Gegensatz des saft-, kraft-, farblos Verschwommenen, das dem Geschmack nicht mehr entspricht.

usagé abgenützt = *usé.* Im Schweizerischen und jetzt auch im Pariserischen gebraucht. *Des vêtements neufs ou usagés.* Früher nur lebenserfahren.

Nous sommes verts! Wir sind geleimt = jetzt sind wir in der Klemme! Humanité, 8. Okt. 15, Pouget, Vieille Alsace Kap. 42: *Un cliquetis d'acier se produisit. — Nous sommes verts! souffla Antoine à son compagnon* (Zwei Franzosen, die in finstrer Nacht durch schlammigen Wald waten und eben am Ausgange vor

[1] Die neue Bedeutung ist bei Stapfer S. 74 erwähnt.

deutscher Artillerie kehrtmachten). *Ce sont des uhlans... ils nous barrent la route... Alors rebroussons!... encore une fois.* Die Sprache hat mehrere Wendungen mit *vert*, die das unwillkommene Überraschtwerden ausdrücken. An. France, Rév. des Anges 258 *On ne le prenait jamais sans vert*; man überrumpelte ihn nie, man traf ihn nie unvorbereitet.[1] Diese Redensart gehört zu dem bei Littré (*Vert* N⁰ 14) gebuchten *jouer au vert*, dem Maispiel, bei dem jeder Spieler ein am Tage gepflücktes Blatt tragen mußte; also *prendre q. q. sans vert* jemanden ohne das im Spiele geforderte Abzeichen — unvorbereitet — überraschen, vgl. die *J'y pense-* und andere Vielliebchenspiele. Rabelais, Pant. III 2 *le dyable me prendrait sans verd, s'il me rencontroit sans dez.* Dieses Spiel selbst scheint mir auf die Coquillards zurückzugehen: sie hatten einen grünen Zweig am Hute, als verabredetes Erkennungszeichen, das sie *verdis* nannten.[2] Es liegt auf der Hand, daß sie ihr ernstgemeintes Spiel nicht lange treiben konnten, ohne entdeckt zu werden. Um so geeigneter war es zu gesellschaftlicher Unterhaltung. *Prendre sans vert* heißt nun, jemanden auf Verletzung der Spielregel ertappen, und *prendre sur le vert* übertrumpfen, also schließlich in beiden Fällen: überrumpeln. So kann *être vert* zu der Bedeutung kommen: überrumpelt sein (werden), petschiert, unten durch sein.

volontairement absichtlich. Le Figaro, 22 Aug. 1915: *Une déclaration volontairement erronée a amené la saisie des caisses.*

Abgesehen von den bisher betrachteten Bedeutungsveränderungen sind nun noch einige andere an Indeklinabilien zu erwähnen, die auch mit Form- und Funktionsverschiebungen verbunden sind:

rapport à wegen. Rachilde, Les Hors Nat. 250 *Je suis devenue colère, oh, colère!... j'ai cassé les carreaux, j'ai cassé les meubles... La patronne m'a mis dehors sans mes gages, rapport á la vaisselle.* Vgl. Plattner IV 255.

histoire que, während früher nur *histoire de* mit Inf., vgl. Plattner II. 3, 129. Rachilde, Print. 211 *Il faut bien que nous y allions de notre poche pour une robe, histoire que tous les affutiaux trinquent ensemble.*

Eine Eigentümlichkeit bei Paul Adam in La Force ist das überaus häufige *jusque* mit nicht eingeleitetem Objekt: *jusque le bout du monde* 44 b; *jusque cette heure* 47 b; doch fehlt *jusqu'à*

[1] Es liegt auf der Hand, daß diese Redensart nicht zusammenhängen kann mit der anderen: *prendre sur le vert*, 'auch die unreife Frucht nehmen', 'nicht schüchtern sein', Corn. Ment. IV, 9 *il est homme à prendre sur le vert*, was sich zu der Bedeutung entwickelt: 'auch den Pfiffigsten zu übertrumpfen verstehen'.

[2] Vgl. Lucien Schöne, Le jargon et gobelin de François Villon, suivi du jargon de théâtre, 1888, S. 373.

nicht: 47 a *jusqu'à la minute où une réflexion courtoise leur donnait la joie réconciliatrice*, also wo das durch *à* eingeleitete Wort von einem Teilsatz näher erläutert wird.

alors que 'während' nimmt in letzter Zeit sehr überhand. Verhaeren, Phil. II 197 *Il m'aime alors qu'il n'aime pas le roi* (und zugleich) Mercereau, Cont. Tén. 208 *l'être de notre basse sphère, qui pour avoir vaincu la matière brute dont il n'est pas propriétaire, crie au miracle alors qu'il n'a pu en plusieurs millénaires modifier volontairement un seul de ses organes* ... (rein gegensätzlich).

où 'während', Merc., Litt. 29 *Telle partie, à bon escient lourde, trop chargée, raboteuse, ou maigre, peut-être citée comme une imperfection, où elle suivait normalement le mouvement de la pensée, la volonté de l'auteur.* Der Übergang von der örtlichen zur gegensätzlichen Bedeutung ist an sich nicht überraschend, vgl. *au lieu que,* anstatt u. a.

Que non pas 'durchaus nicht'. Le Journal, 23 Aug. 1915: *Qu'est-ce à dire? Notre grand établissement* (Pasteur)... *manquerait-il soudainement de patriotisme? Que non pas. On lui a fait un grief de ce que* usw. Aus *dire que non, gager que non* einerseits und *non pas* anderseits. Lanson a. a. O. 299 *je lui passe une cocarde, mais un casque, non pas* 'das nicht'.

Zur Entwicklung der Fürwörter.

Verschiebung der Funktionen. In der Volkssprache gewinnt für die 1. Plural *on* an Raum. Zunächst *nous on est* (vgl. Bally, Précis de Stil. 59 *nous on n'est pas des princes*), jetzt aber auch ohne *nous.* Rosny, Marthe Bar. 90: *on n'est pas des pavés* (= wir sind), und umgekehrt wird im unpersönlichen Ausdruck *on* durch die 2. Pl. verdrängt, das schon lange den Casus obliquus zu *on* darstellte und nun auch in den Nominativ dringt. Fast wäre man geneigt, in diesem doppelten Vorgang einen sprachlichen Ausdruck der Demokratisierung zu sehen: 'Wir' gehen auf im Volk = 'wir sind' ist gleich 'man ist'. Anderseits ist die Allgemeinheit — das Volk — 'man' als Persönlichkeit gefaßt, die geradezu angesprochen werden kann. Man sagt, man will — das seid Ihr (alle außerhalb mir). Der Volksredner, der zu unmittelbarer Wirkung gelangen will, wird in dem 'Ihr' vernehmlich, statt in dem farblosen 'man'. Wieviel nachdrücklicher ist: *faites-donc votre fils avocat!* als: Da lasse man (einer) seinen Sohn Advokat werden! Wenn nun *on* mit *nous* wechselt, ist es begreiflich, daß auch eine Vertauschung des Reflexivpronomens stattfindet und *se* für die 1. Pl. eintritt. *Nous avions passé au delà de leurs lignes sans s'en apercevoir,* Lettres des Poilus in Sainéan, L'Argot des Tranchées 88. Vgl. auch Plattner II 2, 5.

Der Ersatz des persönlichen Dativs durch *y* dringt wieder mehr hervor als seit Jahrhunderten. Nicht nur in der Sprache der unteren Klassen, wie Rachilde, Les Hors Nat. 250 *J'ai tapé sur lui . . ., j'ai cassé les meubles et j'y* (= *lui*) *ai jeté les morceaux à la figure.* Barbusse, Feu 58 *donnez y.* Auch Verhaeren, Philipp II. S. 163: Féria (zu Carlos): *Vous oubliez que vous êtes dans le conseil . . .* Don Carlos (désignant le roi): *Je suis ici, chez lui, mon père; j'y suis rivé, depuis le front jusques aux pieds.*

Die Setzung bzw. Auslassung des Subjektpronomens folgt zwei verschiedenen Strömungen, die in der modernen Sprache immer deutlicher werden. Die unbedingte Forderung des Subjektpronomens ist bekanntlich eine nordfranzösiche Eigenheit; ihre Grenze geht durch das Südostfranzösische nördlich von Savoyen, Drôme, Loire, Puy-de-Dôme, Corrèze, Dordogne zur Gironde. Sie senkt sich also im Westen tiefer als im Osten, reicht im Zentrum am weitesten nach Norden. Ältere Volkslieder aus dem Westen, z. B. Caen (vgl. Romania X; Legrand, Chansons pop.) oder Vendée (Rev. Pat. IV) usw. zeigen uns auch dort die Nichtsetzung als möglich. Aus einem sehr großen Teil der französischen Mundarten strömt die Vernachlässigung des Subjektpronomens in die Schriftsprache und aus dieser die Setzung in die Mundarten. Für die Umgangssprache ist *sais pas*; Rachilde, Les Hors Nat. 273 *tu sais, suis pas tendre tous les jours*; Huysmans, Sœurs Vat. *Madame Teston? — y est pas* u. v. a. ganz selbstverständlich. Ferner sei an die schriftsprachlichen Archaismen errinnert: *Ne vous déplaise, n'empêche pas, qu'importe, suffit!* Als Mischerzeugnis von Mundartsprechern, die 'hochfranzösisch' sprechen wollen, kann die Doppelsetzung des Subjektes erklärt werden, wie in dem Muster *Pierre, il est venu.* Dieselbe Erscheinung kann aber auch als letzte Stufe der regelmäßigen Subjektsetzung in nordfranzösischen Mundarten heimisch sein, wie in rätischen und norditalienischen Mundarten regelmäßige Doppelsetzung eintritt, wobei die eine Subjektform ganz akzentlos nur noch Verbalpräfix ist, die zweite, akzentuirte, das eigentliche Subjektpronomen: nones. *El 'l va.* Sagt man unter allen Umständen *il‿est* d. h. *ilé* zu *té* (*tu es*) usw., so wird das Pronomen nicht mehr als solches empfunden und daher beibehalten, auch bei Aussetzung des Subjektes in Form des Eigennamens oder eines Dingwortes.[1] Dann kommt aber noch etwas hinzu. Die Doppelsetzung des Subjektes hätte natürlich einen anderen syntaktischen Wert, wenn sie behufs Heraus-

[1] Dauzat a. a. O. 45 erklärt die Doppelsetzung unbefriedigend aus der Zusammenziehung zweier Sätze: *Pierre? Il est venu.* Eine solche Tonveränderung, wobei der Frageton aufgehoben und zwei Sätze in einen geschoben würden, läßt sich in der wirklichen Sprache nicht nachweisen und auch nicht glaubwürdig machen.

hebung angewendet würde. Das Bedürfnis nach Heraushebung nimmt nun in neuester Zeit sehr zu; aber es ist anders zu bewerten: eben weil das Subjektpronomen so verblaßt und gar keinen Akzent tragen kann, ist das Bedürfnis nach deutlicher Setzung des Subjektes gestiegen.

Wir beobachten jetzt Doppelungen in solcher Fülle, daß von einer 'emphatischen' Verwendung durchaus nicht immer gesprochen werden kann. In den Lettres des Poilus (Sainéan, L'Argot des Tranch. 67) heißt es: *Le coli d'effets je l'ai eu ce matin seulement.* — S. 69 *De l'argent je n'en ai pas besoin;... mais si en douce tu veux être gentille pour m'envoyer un petit coli, ça je n'y vois pas d'inconvénient.* — S. 80 *j'espère bien vous les rapporter* **moi-même**. — S. 82 *la preuve c'est que voilà.* Die Heraushebungsformen sind Anknüpfungen mit *c'est* (*La douleur, c'est la vie contrariée dans son cours... le plaisir, c'est la vie qui suit son cours et le hâte* usw. Bonnefon, Dial. S. 69). Oder: *c'est* ist vorausgesetzt: *Il est vrai que ce n'est pas à la guerre qu'il deviendra ribouldingue* (guter Dinge) Argot des Tranchées 77; *c'est moi que je plonge la vaisselle* vgl. Haas, Syntax S. 265. Oder einfach mit dem Personalpronomen: Henri Ghéon, Rostand, Grande Rev. 1910, S. 764 *Quoi qu'ait pensé Gœthe de la légitimité d'une poésie de circonstance — les circonstances, lui, savait les transfigurer* usw.; Bonnefon, Dial. 32 *Ce ciel-là, il est peuplé de démons sans cœur et sans foi.* Die beliebteste der neueren Heraushebungsformen ist mit einem erklärenden Relativsatz: *C'est même langue, mêmes traditions, même foi commune dans cette chose à la fois idéale et réelle, qu'est la patrie.* La Victoire, 28. Jan. 1916 *La nation a le droit d'exiger que le gouvernement... contrôle le service public qu'est l'armée.* Ebd. 29. Jan 1916 *J'ai été frappé de voir que l'inscription à la porte de ce petit cimetière ne porte que ces mots... sans la moindre mention du grand poète, qu'était André Chénier.* Aber nicht nur in den Zeitungen greift es um sich, auch in der Literatur jeder Art: Rom. Rolland, Beethoven 40 *l'orgueilleux républicain qu'il était* (Beethoven) *donna une leçon de dignité au conseiller aulique du grand-duc* (Gœthe). Jean de Bonnefon, Le Dossier du roi 21 *La liste des grands rois, si elle n'est pas noyée dans le sang de cette faiblesse, qui fut Louis XVI, finit noblement encore en la personne de celui qui a été le persécute de son temps.* Dieses Beispiel hat einen eigenartigen Beigeschmack dadurch, daß eine außergewöhnliche Häufung von Begriffsverschiebungen eintritt. Die Analyse, die für Schüler besonders lehrreich ist, ergibt: das Eigenschaftswort *faible*, das zu Louis XVI gehört, ist als Substantiv-Abstraktum personifiziert und das Hauptwort — *Louis XVI* — von ihm abhängig gemacht, statt *le sang*

de Louis XVI, daher *le sang de la faiblesse.* Hierzu tritt nun die Satzbildung mit *qui*, deren Eigenart darin besteht, die hervorzuhebende Aussage in den Hauptsatz, das Subjekt der Aussage aber in den Relativsatz zu stellen, in Form einer Beteuerung. Der große Dichter, der A. Ch. wirklich war, die Schwäche, die sich tatsächlich in L. XVI. verkörperte, als den (die) man — bezeichnen kann (muß). Endlich ein Beispiel aus dem trockenen Abhandlungsstil: A. Allart, Traité théorique de la contrefaçon 16: *Dans la pratique, le délit correctionnel qu'est la contrefaçon, tend à s'effacer de plus en plus devant le délit civil.*

Zur Übereinstimmung der Verbalformen mit ihrem Subjekte sei bemerkt:

Verhaeren, Les Forces tumultueuses S. 149 *C'est l'angoisse, c'est la fureur, c'est la rage contre l'erreur, c'est la fièvre, qui sont la vie.*

Bonnefon, Dial. 34 *Ce n'est pas seulement la misère et ses tortures et la prostitution de vos filles et la consomption de vos femmes, c'est le vice même jaillissant du travail exagéré, comme d'un mauvais terroir qui vous guettent.* Mercereau, Litt. 53 *Mais c'est en ressemelant des souliers que Jacob Bœhme, mais c'est non point dans son quartier perdu de Stockholm, mais bien dans un cabaret de Londres que Swedenborg s'étaient sentis devenir déiformes.*[1]

Umgekehrt: Verhaeren, Phil. II 125 *Viens nous en!* 'komm mit mir,' während natürlich das folgende *viens nous aimer et nous ressouvenir* S. 141 nichts Auffälliges hat: komm, daß wir uns —; Huysm., Sœurs Vat. 253 *Quand elles n'ont plus tous leurs affutiaux, c'est des fanées.*

Pleonasmus.

Der Pleonasmus ist dem neufranzösischen Zeitungsstil ganz so eigen wie dem deutschen. Die Freude an der Länge des Ausdrucks ist offensichtlich, die Abnutzung der Wörter eine so große, daß ihre Häufung dadurch schließlich anfängt, notwendig zu werden. Die Ursachen sind selbstverständlich auch die selben: halbgebildete oder ungebildete Leute, die sehr rasch etwas möglichst Gerundetes liefern sollen, werden naturgemäß nie kurz sein können. Denn Kürze fordert Beherrschung der Sprache und des Stoffes nach allen Seiten und überlegende Auswahl des zu Sagenden. Wenn wir lesen: *Cette note dont le but tendancieux est.. évident,* haben wir sofort das deutsche Gegenstück vor Augen: das absichtsvolle (nein, der deutsche Journalist würde sagen das tendenziöse!) Ziel. Als ob 'Absicht', 'Absichtlichkeit', oder im

[1] Vgl. auch Plattner II, 2, 5.

Französischen eines der beiden Wörter *but* — *tendance* nicht genügte. Ebenso heißt es von zwei Soldaten, die von ihrer Truppenabteilung unerlaubterweise zurückgeblieben sind, *épaves à la dérive* (verlaufen, abgetrieben). Beispiele bei gewählten Stilisten fehlen selbstverständlich nicht: Mercereau, Cont. Tén. 137 *parlez-moi d'un temps de chiens et de loups pour éprouver un homme.* Aus *chien de temps* ist *temps de chien* wie *vie de chien*, worin *de chien* allgemein verschlechternder Ausdruck; anderseits ist *loup* auch allgemein verstärkender Ausdruck: *manger comme un loup*, danach *enrhumé comme un loup; un froid de loup = un froid de chien.*

Zu größerem Nachdruck heißt es in der Humanité, 29. Nov. 1915 *la vie toute d'entier sacrifice et la mort toute d'héroïsme de Miss Edith Cavell.* Bei Rosny, Rafales 221 findet sich *regarde voir, remarqua Jean, on dirait un chameau*, bei Rach., Print. 61 *il ne vient venir personne.*

Häufung von Partikeln ist in Verhaeren, Heures claires 26 *par à travers les étendues*, Fig., 20. Aug. 1915 Dr. Peyroux *aussitôt après mon intervention.* Eine Verquickung von *aussitôt mon intervention faite, aussitôt leur arrivée* u. ä. und *après.*

Interpunktion.

Der verwickeltere, schwierigere Satzbau bedingt eine andere Interpunktion als früher; die Satzzeichen des neuesten Französisch unterscheiden sich noch stärker von den deutschen dadurch, daß sie keineswegs zur Übersicht des grammatischen Aufbaues dienen sollen, sondern als Vortragszeichen. Das Komma wird daher, ganz unabhängig von der Gliederung des Satzes in seine Teile, dort gesetzt, wo der Leser eine Pause machen soll, vor oder nach einem herauszuhebenden Worte; unter Umständen macht es eine Änderung in der Übersetzung nötig, z. B. Gust. Le Bon, Psychologie des Foules 2 *Quelles seront les idées fondamentales sur lesquelles s'édifieront les sociétés qui succéderont à la notre? Nous ne le savons pas encore. Mais ce que, dès maintenant, nous voyons bien, c'est que pour leur organisation, elles auront à compter avec une puissance, nouvelle, dernière souveraine de l'âge moderne: la puissance des foules.* Die Beistriche, zwischen denen *nouvelle* steht, bedeuten, daß hier nicht zu verstehen ist 'mit einer neuen Macht', sondern 'sie werden mit einer Macht zu rechnen haben, mit einer neuen, mit der höchsten Beherrscherin der Gegenwart'. Zu dem schon früher (S. 278) angezogenen Satze von Bonnefon: *ce n'est pas seulement la misère ... c'est le vice même jaillissant du travail exagéré, comme d'un mauvais terroir qui vous guettent*, fällt dem Deutschen der Beistrich nach *exagéré* auf und noch mehr das Fehlen eines Trennungszeichens nach *terroir; qui* bezieht sich nicht auf *terroir*, das einen eingeschobenen Satzteil

beschließt, sondern auf alle früheren Subjekte miteinander. Liest man aber den Satz in dem dem neuesten Französischen eignen Tonfall und Akzent, so begreift es sich, daß nach *exagéré* ein Pausenzeichen steht, da es den Höhepunkt der Aussage bedeutet und das ganze Pathos des Satzes darin gipfelt. Von da ab klingt der Satz ab. So führt auch diese Beobachtung wiederum auf die Tatsache von der Annäherung des neuesten Französischen an das Lateinische.

Nachtrag. Aus Henri Barbusses in jeder Hinsicht bemerkenswertem Buche 'Le feu', 1916, sei noch nachgetragen:

Zu S. 270 *en douce.* (Ein Soldat zerstört alles) après les fauteuils du salon qui étaient en acajou, y ont passé en douce, S. 33. J'ai ajouté en douce une cocotte pour la soupe, S. 78. Même le curé s'est abouté en douce et parlait d'prendre c'miracle-là à leur compte, S. 211.

Zu S. 274. *Sans ça, je suis verdure* S. 191 sonst bin ich blank.

Zu S. 275. Wiedereintreten von *re* in erweiterte Funktion: *la r'voilà* S. 62. J'rêve et il me semble que je la retue S. 314 (Anlehnung an *refaire, revenir*).

Zu S. 278. *Il est fou et loufoque* (vgl. oben S. 139), *déclare M., qui a coutume de renforcer l'expression de sa pensée par l'emploi simultané de synonymes.*

Zu Bd. 135, S. 350. *On se met la ceinture d'électrique* S. 203 (Verzichtet auf die Elektrische). *Alors, il aurait fallu nous mettre la ceinture, pour la table et pour l'aramon?* S. 77 (Hätten wir also auf den Tisch und das Getränk verzichten sollen?).

Wien. Elise Richter.

Kleinere Mitteilungen.

Ein merkwürdiges Urteil über Goethes 'Wahlverwandtschaften'.

Nicht etwa die Äußerungen der Zoili über Goethe sollen hier um neue vermehrt werden. Wohl aber lohnt es sich, gerade Bemerkungen von solchen zu registrieren, die in höchstem Grade goethereif, trotz ihrer Verehrung für den Meister, doch gelegentlich eine abweichende Meinung hegten und mit deren Mitteilung nicht zurückhielten.

Rahels Enthusiasmus für Goethe ist bekannt, ihr apostolisches Wirken für ihn, ihr Bemühen, ihm auch persönlich nahezukommen, ihr Verlangen, von ihm gewürdigt zu werden, ihre tief eindringenden, meist enthusiastischen Urteile über seine Werke. Um so seltsamer berührt nachstehende Ausführung über die 'Wahlverwandtschaften', die ich Varnhagens handschriftlichen Zusätzen zu 'Rahel, ein Buch des Andenkens' in seinem Handexemplar (Berlin, Kgl. Bibliothek) entnehme:

Mai 1823.

'Ich konnte über Goethes Wahlverwandtschaften heute gar nicht mitsprechen. Ich habe das Meisterwerk erst kürzlich wieder gelesen, mit neuer Bewunderung des Ganzen, mit neuem Staunen über jedes Detail; aber mit dem Stoff bin ich diesmal nicht besser zufrieden als sonst, er ist mir zuwider. Das Leichenhafte des Ausgangs zieht sich rückwärts bis in den Anfang hinein, wo einem schon etwas beklommen zu Mut ist. Ganz besonders ist mir aber Ottilie zuwider mit ihrem halbseitigen Kopfweh, ihrer dunkeln Naturbeziehung, ihrem Mangel an Talent. Daß sie mit dem Kind auf dem Arm im Spazierengehn noch nebenher liest, empört mich bis zur Grausamkeit. Gerechter Gott, wie kann einem das einfallen, wenn man ein holdes Kind zu besorgen hat und im Freien ist! Die wäre mir schön angekommen, auch ohne allen Unglücksfall. In diesem bedaure ich sie wieder unendlich, das arme Geschöpf; dies Unglück ist zu gräßlich. Und gerade diese Schilderung, wie meisterhaft! — Ich durfte aber alles das nicht sagen, die Andern hätten sich nie ausreden lassen, daß ich doch nicht ihrer gemeinen Ansicht bin. Was ich gegen Goethe habe, geht die Andern nichts an. — Noch mancherlei hass' ich in dem Buch, so ganz besonders die lebenden Bilder, eine wahre Verirrung der Kunst, mit der ich mich nie versöhnen kann. Goethe beschreibt und gebraucht sie aber vortrefflich und ich fürchte, doch mit etwas Vorliebe, die ihm vielleicht durch gesellschaftliche Urteile gegeben werden.'

Wie groß ihr Enthusiasmus für Goethe war, geht aus folgender, wohl auch unbekannten Notiz hervor (aus derselben Quelle):

Freitag, den 8. Juli 1825.

Freitag Abend, etwa um dreiviertel nach neun, den 8. Juli 1825, schenkte mir Goethe eine Schreibfeder, mit der Versicherung, er könne drauf schwören, daß er noch heute damit geschrieben habe! Es kam so: ich bat Frau von Goethe, mir eine solche Feder zu stehlen; sie stahl aber schlecht; der Vater sah es: und er schickte mir eine tintegefärbte Feder mit den angeführten Worten, nach dem Vorzimmer, wo ich schon war. Weiter sag' ich nichts. Sie soll von allen Menschen für Goethes Feder erkannt und gehalten sein, die sie nur sehn.

Friederike Varnhagen von Ense
geborne Robert.

Dazu gehört eine Stelle aus einem ungedruckten Briefe an Franz von Elsholtz, 20. Januar 1826:

'Von Weimar kann ich nur schweigen, oder vielmehr von dem, was unser bestes Leben ausfüllt und immer berührt, kann man weder gehörig schweigen noch je gebührend sprechen: und so geht es mir mein Leben lang mit dem Erzmenschen, dem geliebten, über alles zu liebenden Goethe! — Ich schäme mich schon wieder dieser Worte und bereue sie. Sie aber, wie konnten Sie mein Liebstes in mir erkennen und mich damit traktiren. Das kann ich wieder nur erkennen; aber mich nicht dafür bedanken; ein Dank ist viel zu klein. Eines haben wir vor Goethe voraus: seinen Besitz: den großen Grundschatz fürs Leben: o! wie noch anders und ewig ist er zu ergründen, als mit dem Wenigen, was ihn „in Erstaunen" bringen will; das weiß er nicht; und soll auch nicht.'

Dazu die Anmerkung Varnhagens:

'Hr. v. Elsholtz hatte Goethen besucht und von ihm die Äußerung berichtet: „Frau von Varnhagen sei besonders auf das Physische hin gerichtet, spüre gleichsam die Gespenster auf, und er habe vor zwanzig Jahren schon Bemerkungen von ihr über seine eignen Sachen gesehen, die ihn in Erstaunen gesetzt hätten!"'

Berlin. Ludwig Geiger.

Zu Michael Beer.

Rahel Levin verkehrte im ganzen sehr wenig mit Juden, auch ihre Briefe sind, wenn man die an ihre Geschwister und die an viele getaufte Jüdinnen abrechnet, zumeist an Nichtjuden, Schriftsteller, Künstler und Künstlerinnen, Adlige, Fürsten gerichtet. Um so merkwürdiger ist es, daß sie in ungedruckten Briefen, die Varnhagen seinem Handexemplar des Buches 'Rahel' hinzugefügt hat, mehrfach von Mitgliedern der Berliner Familie Beer spricht, in einer Weise, die einen Umgang mit ihr voraussetzt.

Nachdem sie in einem Briefe an ihren Bruder Ludwig Robert 11. Februar 1820 gemeldet hatte: 'Heut wird Emma von Meyerbeer gegeben. Seit acht Tagen keine Plätze mehr', und in demselben Briefe auseinandergesetzt, wie sie im Familienrat L. R.s Fernbleiben von Berlin mit den Worten verteidigt habe: 'Selbst Meyerbeer wolle nicht her, bei seinem Rufe, seinem Hause, seinem Vermögen, seinen Eltern', berichtet sie (an denselben) am 29. April 1820:

'Ich erwarte diesen Morgen Mad. Meyer-Mendelssohn mit Herrn Michael Beer, der mich kennen lernen will. Solche Leute gibts immer noch. Ich sah seines Bruders Oper "Emma" neulich und bin nicht zufrieden damit. Im französischen Geschmack mit, wie es in Italien und Frankreich Mode ist, öfters spanischen Melodien. Alle Anfänge der musikalischen Phrasen gut frappant; aber dann gleich ins Unbestimmte, in Nichts sich verlierend und das Ende suchend, deswegen ohne Ende. Ohne innere Notwendigkeit und Stimmung, banal, fürs Parterre, für bestimmtes, schlechtes Parterre, für eben vorgefundenes und für ebensolche Schauspielerbande und Einzelne in dieser — doch wird's gewiß auf Ort und Stelle vortrefflich gegeben. Da nun der Komponist sein eigen Talent so beleidigt und es mit so großem Unrecht behandelt hat, so geschieht ihm mit der schlechten Rezension in der Berliner Löschpapiernen ... nur recht, es ist nichts offenbar darin als der üble Wille gegen den Menschen Beer, oder vielmehr gegen den Platz, den er durch Geburt, durch Erziehung, Geld und Talent in der Gesellschaft einzunehmen hat ... Gentz hat Recht: seit Lessing ist keine Theater-

kritik erschienen wie Börnes. Der Rezensent der Emma fand es für gut, nicht Börnes, sondern Hoffmanns Stil nachzuahmen.'

Diesem Lobe der Börneschen Theaterkritiken sei eine außerordentliche Anerkennung der Börneschen Jugendbriefe angereiht. Am 6. Januar 1821 berichtet sie Ad. v. Müller, daß sie besser geworden sei, daß sie erkannt habe, einen anderen mehr lieben zu können als sich selbst, und fährt fort (Rahel, 'Buch des Andenkens' III, 32): 'Dieses Neue verdank' ich der B'schen Jugendcorrespondenz, die mich ganz belebt hat.' Welche Briefe damit gemeint seien, konnte man aus dem Zusammenhang nicht erschließen. Varnhagen hat es in seinem Handexemplar ergänzt: Börne an die Hofrätin Herz. Diese 1803—8 geschriebenen Briefe, die erst 1861 gedruckt worden sind, müssen also schon damals im Orig. oder in Abschr. an Varnhagen gekommen sein. Rahels Urteil ist ungemein bemerkenswert. —

Die wichtigste Stelle ist aber folgende an Astolf Grafen von Custina, 11. Januar 1824, eine Nachschrift zu einem Briefe an den Pariser Freund, dem sie ihren Auszug aus Angelus Silesius übersendet. Die Nachschrift lautet:

'Herr Beer, der Überbringer dieses, mein junger Freund, ist einer unserer versprechendsten Dichter und, was noch viel mehr, auch anerkannt. Sein letztes Trauerspiel "Der Paria" hat sehr gefallen. Er wird Ihnen auch gefallen; lassen Sie sich nur mit ihm ein! Was Sie ihm Freundliches erzeigen, nehme ich als für mich an. Daß er ja Ihre Frau Mutter kennen lernt! Seine Mutter macht eines unserer ersten Häuser hier. Sie sehen die besten Leute, alle Künstler und Literatoren, die ganze Welt. Es ist ein reiches Handlungshaus. Und der junge Mann verdient dies Piedestal.'

Freilich muß darauf hingewiesen werden, daß der Brief ein ziemlich konventioneller Empfehlungsbrief ist; zugleich ist hinzuzufügen, daß in einem Briefe an Varnhagen 13. April 1829 (III, S. 373) die spöttische Stelle vorkommt: 'Michael Beer (in dem Werck steht X) ist in französischen Blättern wegen seines Gedichts gelobt, das übersetzt ist; da sagte Heine: "So lange er lebt, wird der unsterblich sein".'

Der Familie Beer ist endlich ein ungedruckter Zusatz zu einem Briefe an die Fürstin Pückler 9. Oktober 1831 gewidmet: 'So find' ich z. B. Madam Heinrich Beer ihr großes Unglück jetzt, der der schönste, tugendhafteste, begabteste eilfjährige Knabe in Töplitz an einer Hirnentzündung gestorben ist, doch nicht abjekt, denn die harte Krankheit hat ihn doch nicht gemäht.'

Die Stelle, die sich auf Michael Beers Schwägerin und Neffen bezieht, vermag ich nicht zu deuten.

Berlin. Ludwig Geiger.

Rahel und F. A. Wolf.

Über einen langen Besuch, 18. Oktober 1811, berichtet Rahel ausführlich (an A. v. d. Marwitz), die Gegenstände des Gesprächs einzeln aufzählend (Rahel, 'Buch des Andenkens' I, 531); kürzer, aber nicht minder anmutig berichtet sie über ihn 23. Oktober (das. S. 536). Eine hübsche Ergänzung dazu bietet folgende Stelle in einem ungedruckten Briefe an denselben (Varnhagens Handex. in der Kgl. Bibliothek Berlin):

'Wolf — nur vorläufig — ist der Mensch, den ich am klarsten und rechenschaftsvollsten über seine eigenen Talente und Arbeiten gefunden

habe. Fünfzehn oder mindestens zehn Jahre hätte er gewiß jedes seiner Werke im Kopfe ruminirt und bearbeitet und durchdacht, eh es ihm Bedürfniß geworden wäre, es wirklich zu machen oder herauszugeben, und vorher hätte er nie gewußt, daß es geschehen solle und werde. So hätte er nie deutsch geschrieben oder gewußt, daß er's könnte, mit einem male habe ers gekonnt und bloß von den alten Sprachen. — Ich gratulire mir nicht wenig dies gemerkt zu haben ohne alte Sprachen. — So sei's auch mit der Übersetzung der Wolken gegangen. Zum Stil gehöre Charakter.'

Nachzutragen ist, daß der Umgang mit Wolf weiterdauerte; vgl. die anmutige Einladung zum Abendessen, 4. Januar 1824. Rahel III, 130 ff.

Berlin. Ludwig Geiger.

Zu Herders 'Ideen zur Philosophie der Geschichte'.

Herder und die 'Ideen zur Philosophie der Geschichte' sind nach Suphans Ausdruck 'Wechsel- und Denkbegriffe wie Goethe und Faust'. Sie bilden in jedem Betracht das Hauptgeschäft seines Lebens, die Zentralsonne, um die alle seine übrigen Bestrebungen sich bewegen. Kein Wunder also, daß wir in allen Perioden seiner Tätigkeit Spuren davon begegnen; kein Wunder, daß uns der Schriftsteller selbst in allerlei Aufzeichnungen in die allmähliche Fortbildung seiner Gedanken Einblick vergönnt hat. Diese zu verfolgen ist weniger Hayms Biographie geeignet, der nach der ganzen Artung ihres Verfassers die philologische Kleinarbeit ferner liegt, als vielmehr die Suphansche Ausgabe. Hier finden wir im 5. Bande den Vorläufer der 'Ideen', die Schrift 'Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit', und im 13. und 14. Bande die 'Ideen' selbst und in einem Anhange zum 14. Bande die 'Vorstufen und Vorarbeiten'. Unter diesen nennt Suphan auch ganz flüchtig die 'Philosophie de l'histoire', die Voltaire unter dem Pseudonym Bazin 1765 herausgegeben hatte ('La philosophie de l'histoire par feu Mr l'Abbé Bazin.' A Amsterdam 1765. 304 S.). Mit Bazin war gemeint gewesen der Theologe und Hagiograph Jean-Baptiste Bazin (1637 bis 1708). Die Schrift selbst, von durchaus deistischen Anschauungen ausgehend, war als Einleitung zu Voltaires 'Essai sur les mœurs et l'esprit des nations' gedacht und bereits 1740 begonnen und bruchstückweise im 'Mercure français' veröffentlicht worden und wurde dem Essai erst 1769 als Einleitung vorangestellt. Zwei Jahre nach ihrem ersten selbständigen Erscheinen unter dem Titel 'La philosophie de l'histoire' erfuhr sie eine Gegenschrift unter dem Titel 'Supplément à la philosophie de l'histoire de feu M. Bazin' (Amsterdam 1767). Sie rührte her von dem bekannten Hellenisten Pierre-Henri Larcher, der sich von seinen Freunden dazu hatte anstiften lassen, aber damit weiter nichts erreichte, als daß er von Voltaire in einer possenhaft gehaltenen Entgegnung verspottet wurde. Jene 'Philosophie de l'histoire' Voltaires muß entschieden als eine Vorstufe von Herders Werk bezeichnet werden, allerdings als eine indirekte, negative. Auf sie bezieht sich zweifellos auch das Wörtchen 'auch' in dem Titel der Schrift 'Auch eine Philosophie der Geschichte', in welcher überdies Voltaires Schrift anmerkungsweise genannt wird, die außerdem, wie Suphan nachweist, von Herder im 3. Bande der 'Acta litteraria' (1766), deren Herausgeber der Geheimrat Christ. Ad. Klotz war, besprochen worden ist. Sonach mußte mir die Behauptung von H. Kurz ('Geschichte der deutschen Literatur' III⁸, S. 649),

daß Herder jene Voltairesche Schrift sogar übersetzt und mit Anmerkungen begleitet habe, als durchaus wahrscheinlich und glaubhaft vorkommen, und mußte die Liste von Herders Schriften bei Suphan und Goedeke entsprechend ergänzt werden. Als ich mich nun bemühte, die mutmaßliche Quelle von Kurz' Behauptung aufzufinden, kam ich auf Joh. Sam. Ersch, der in seinem 'Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Neue mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Vierter Band, enthaltend Geschichte und vermischte Schriften (Leipzig 1837)' unter Nr. 28 tatsächlich anführt: Abbé Bazin (Voltaires) Philosophie der Geschichte. Übersetzt mit Anmerkungn von Joh. Gottfr. Herder. Riga, Hartknoch, 1768. Der Name des Verlegers mochte zunächst noch als eine weitere Bestätigung jener Behauptung dienen, denn sehr wohl konnte der mit Herder eng befreundete und als Freund bewährte Hartknoch unsern Schriftsteller zu jener Übersetzung veranlaßt haben, um ihm die Beschaffung der Mittel für seine Reise nach Frankreich zu erleichtern. Als ich aber jene Übersetzung auf der Berliner Kgl. Bibliothek aufgefunden hatte, stellte sich die Angabe Erschs und die des auf ihm fußenden Kurz als ein Irrtum heraus: der Verfasser jener Übersetzung ist ein gewisser Joh. Jacob Harder (Die Philosophie der Geschichte des verstorbenen Herrn Abtes Bazin übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Jakob Harder, P. p. S. Leipzig, verlegts Johann Friedrich Hartknoch, Buchhändler zu Riga und Mietau. 1768).

Gotha. Hermann Ullrich.

Zum Fortleben des antiken Theaters im Mittelalter.

Wilhelm Creizenach ('Geschichte des neueren Dramas' I. Bd., 2. Aufl. [Halle 1911], S. 4 ff.) und dann ihm folgend Max Herrmann ('Forschungen zur deutschen Theatergeschichte im Mittelalter' [Berlin 1914], S. 280 ff.) haben zuletzt ausdrücklich hervorgehoben, daß das Mittelalter 'kein richtiges Bild von der antiken Art der theatralischen Verkörperung' sich gemacht habe. 'Immer mehr setzte sich die Meinung fest, der Hergang bei einer antiken Aufführung sei der gewesen, daß ein einziger Rezitator das ganze Stück mit Rede und Gegenrede vortrug und daß dazu mehrere Darsteller die Empfindungen der einzelnen Personen des Dramas durch Gebärdenspiel ausdrückten.' Diese Worte Creizenachs (a. a. O. S. 4 f.) hat Herrmann durch Belege aus Miniaturen in Seneca- und Terenzhandschriften gestützt, auf welche ebenfalls Creizenach schon kurz verwiesen (Abbildungen Nr. 17 und 18 bei Herrmann S. 281 und 285). Eine ganze Reihe von mittelalterlichen Schriftstellern lassen beide aufmarschieren, welche diese mittelalterliche Auffassung vom Wesen des antiken Dramas darlegen sollen.

Es ist ja leicht einzusehen, daß über das Wesen des antiken Theaters die mittelalterlichen Scholiasten wenig Bescheid wissen konnten; auch heute haben wir es zu unumstößlich sicheren Resultaten auf diesem Gebiete noch nicht gebracht. Aber ich glaube, zu der oben gekennzeichneten mittelalterlichen Auffassung eine Erklärung bieten zu können, die zwar nur hypothetisch ist, aber doch vor allem auch die angeführten bildlichen Darstellungen plausibel erscheinen läßt.

Während noch bei Isidorus eine durchaus richtige Definition von *theatrum* sich findet, die den Verhältnissen der römischen Kaiserzeit ent-

spricht (*Etym.* XVIII, 43), tauchen seit dem 10. Jahrhundert ganz andere Erklärungen auf. Z. B. in dem *Liber derivationum* des Hugutius (12. Jahrhundert) heißt es: *Scena est umbraculum sive locus obumbratus in theatro et cortinis coopertus similis tabernaculis mercennariorum, quae sunt asseribus vel cortinis opertae, et secundum hoc scena potest dici a scenos, quod est domus, quae in modum domus erat constructa. In umbraculo latebant personae larvatae, quae ad vocem recitatoris exigebantur ad gestus faciendos* (cod. lat. Berol. 511, fol. 513; Herrmann S. 287). Ähnlich lauten die Erklärungen im Kommentar zum *Hercules furens* des Seneca von Nicolaus Treveth (Herrmann S. 280 ff.) oder in der Terenzbiographie des cod. 7907 A der Pariser Arsenalbibliothek (14. Jh.) (Herrmann S. 287).

Diese mittelalterlichen Zeugnisse haben alle, wie schon hervorgehoben, gemeinsam, daß sie einen Rezitator annehmen, welcher das Drama vorliest, und daß zu dieser Vorlesung Schauspieler, welche die dramatischen Personen vorstellen, durch Gebärden ihre Rolle ausdrücken. Herrmann nimmt an, solche mittelalterliche Auffassung sei entstanden aus einem falschen Verstehen der Worte *scena, theatrum, domus* bei Isidor und späteren Glossatoren. Creizenach nimmt ein Mißverständnis einer Stelle bei Livius (VII, 2) oder Valerius Maximus über Livius Andronicus, den römischen Schauspieler und Dramatiker, an.

Diese beiden Entwicklungsmöglichkeiten halte ich nicht für wahrscheinlich. Doch scheint mir Creizenachs Hinweis in dritter Richtung wegbahnend zu sein. An der von ihm angeführten Liviusstelle wird berichtet: *Livius [Andronicus] . . . cum saepius revocatus vocem obtudisset, venia petita puerum ad canendum ante tibicinem cum statuisset, canticum egisse aliquanto magis vigente motu, quia nihil vocis usus impediebat, inde ad manum cantari histrionibus coeptum, diverbiaque tantum ipsorum voci relicta.* In der Kaiserzeit war alsdann solche Trennung von Wort und Gebärde bei den sog. Monodien und Pantomimen vielfach üblich.

Ich stehe nicht auf dem extremen Standpunkt von Hermann Reich, der glaubt, mit dem *mimus* die Zauberwurzel gefunden zu haben, die uns alle verschlossenen Tore mittelalterlicher Dichtung und Kunst öffnen kann. Aber in diesem Falle glaube ich, auf seinen mit gehöriger Kritik gebrauchten fruchtbaren Anregungen fußend, dennoch eine Fortpflanzung der römischen Tradition durch die Mimen annehmen zu dürfen. Gerade diese Monodien und Pantomimen, die fast keinen szenischen Apparat erforderten, boten den mimischen Schauspielern ein dankbares Betätigungsfeld und konnten sich mit Leichtigkeit durch die Jahrhunderte hindurchretten.

Nun wissen wir, daß die Kunst der Deklamation im Mittelalter wohlbekannt und gepflegt war. Z. B. hat Galfridus de Vino Salvo am Schluß seiner *Poetria nova* (Anfang des 13. Jahrh.) eine Reihe von genauen Vorschriften für einen *recitator* aufgestellt, wobei auch die Gesten und das Mienenspiel in hohem Maße berücksichtigt werden (Leyser, 'Historia poetarum et poematum medii aevi' [Halle 1721] S. 974 f.; kurz erwähnt bei Creizenach S. 30).

Damit wäre eine Brücke geschlagen, auf der sich ein ungezwungener Übergang vom wirklichen antiken Theater zu dem in der Auffassung des Mittelalters bestehenden bewerkstelligen ließe. Denn einerseits waren in den Kloster- und Stiftsschulen Deklamationsübungen im Gebrauch, anderseits

kannten die Geistlichen die Mimen und ihre Darstellungen nur zu gut.[1] Da lag der Gedanke nahe, nun selbst Pantomimen in der Art, wie man sie bei den *histriones* sah, 'aufzuführen'; die zahlreichen sog. 'Elegienkomödien' boten hierzu Stoff genug; mir erscheint sogar die Verkörperung von Terenz[2] und Seneca in dieser Art glaubhaft.

Ich stelle mir die 'Aufführung' derart vor: Im Refektorium oder einem ähnlichen großen Saal des Klosters oder Stifts saß auf einer Tribüne am Pult der *recitator* und las mit gelernter und geübter Deklamation die Dichtung vor. Klosterschüler oder junge Mönche standen unter ihm, vertraten jeder eine der handelnden Personen und begleiteten mit Gebärden und Mienenspiel jedes seiner vorgelesenen, ihm in den Mund gelegten Worte.

Meines Erachtens gehen also die Definitionen und Miniaturen, welche sich mit den antiken Theaterzuständen beschäftigen, nicht zurück auf eine rein gelehrte, in der Studierstube entstandene Tradition, sondern stützen sich auf die damalige wirklich vorhandene Art und Weise, dramatische Dichtungen zu Gehör und zu Gesicht zu bringen.[3]

Bei dem starken Wirklichkeitssinn, welcher dem Mittelalter eigen war, dünkt mich solche Erklärung wahrscheinlicher als die blutleere Definition, welche ein rein literarisches, gelehrtes Mißverständnis[4] annehmen will. Strikte, sozusagen 'urkundliche' Beweise lassen sich weder für die eine noch für die andere ins Feld führen, und somit lege ich meine Hypothese dem Urteil der Fachgenossen zur Prüfung vor.

Hannover, z. Z. im Felde. Wolfgang Stammler.

Ein Zwiegespräch des Erasmus von Rotterdam und Rostands 'Cyrano de Bergerac'.

Vor einiger Zeit wurde an dieser Stelle ('Archiv' N. S. 33, 382 ff.) die Plagiatsbeschuldigung, die ein amerikanischer Autor gegen Rostands *Cyrano* erhob, zurückgewiesen. Dabei wurden auch kurz die allerorts sprichwörtlichen geistigen Vorzüge der Langnasigen gestreift (S. 395/6). Als Ergänzung hierzu sei nun eine verblüffende Parallele aus der Humanistenzeit zu der Hauptstelle mitgeteilt, in der Cyrano selbst seinen Gesichtsvorsprung verhöhnt, jener bekannten Tirade des ersten Aktes, kurz vor der Duellszene. Auf die platte Beleidigung des Vicomte de Valvert hin, der nur den Satz

---

[1] Beweis genug dafür die zahlreichen Verbote an die Geistlichen, keinen mimischen Aufführungen beizuwohnen.

[2] Trotz v. Winterfeld vermag ich nicht zu glauben, daß Hrotsvitha mimische Aufführungen gesehen habe, dazu zur Abfassung ihrer Dramen veranlaßt worden sei und sogar an deren Aufführungen gedacht habe; bei den damals noch strengen Klausurvorschriften wäre ihr solches kaum möglich gewesen, und es fehlen bei ihr auch jegliche szenischen Bemerkungen.

[3] So läßt sich auch evident erklären, daß z. B. im Cod. Latin. Urb. 355 (Illustration zu Senecas *Hercules furens*) die handelnden Personen und das Publikum im Mönchshabit erscheinen.

[4] Auch das Mißverständnis, welches Herrmann S. 283 aus dem angeblichen Wort *āphii'co* auf dem Bilde im Cod. Latin. Urb. 355 (vgl. Abbild. 17 ebd.) herleitet, ist in Wahrheit nicht vorhanden. Denn das Wort ist unrichtig gelesen und lautet vielmehr *āphitrio*; die damit bezeichnete Person stellt also noch einmal den Amphitryon im Gespräch mit Theseus vor.

herausstottert: '*Vous ... vous avez un nez ... heu ... un nez très grand,*' zeigt Cyrano bekanntlich, wie Valvert seinen Schönheitsfehler hätte ausbeuten können — '*si vous aviez un peu de lettres et d'esprit*' —, indem er selber eine ganze Litanei von spitzen Epigrammen herunterschnurrt:

'Agressif: «Moi, monsieur, si j'avais un tel nez,
Il faudrait sur le champ que je me l'amputasse!»
Amical: «Mais il doit tremper dans votre tasse:
Pour boire, faites-vous fabriquer un hanap!»' etc., etc.

Eine ganz ähnliche Fiktion von der Vielverwendbarkeit einer langen Nase, in lebendiger und witziger Dialogform vorgetragen, findet sich nun bei Erasmus von Rotterdam in dem Zwiegespräche zwischen Pamphagus und Cocles, das die älteren Herausgeber 'De Captandis Sacerdotiis' betiteln.[1]

Pamphagus kehrt von langer Reise zurück, und wie die Amme den Odysseus an seiner Beule, so erkennt ihn Freund Cocles an seiner langen Nase.

'*Co.* Et tu miraris si ego te agnovi ex isto tam insigni naso! *Pa.* Nihil me pœnitet huius nasi. *Co.* Nec est cur pœniteat, cum organum tibi sit ad res tam multas utile. *Pa.* Ad quas? *Co.* Primum ad extinguendas lucernas erit cornu vice. *Pa.* Perge. *Co.* Deinde si quid hauriendum erit e cavo profundiore, fuerit loco promuscidis. *Pa.* Papae! *Co.* Si manus erunt occupatae, licebit, ut vice paxilli. *Pa.* Etiam ne amplius? *Co.* Conducet excitando foculo, si defuerit follis. *Pa.* Belle narras. Quid praeterea? *Co.* Si lumen officiat scribendi, praebebit umbraculum. *Pa.* Ha ha he: est praeterea quod dicas? *Co.* In bello navali praebebit usum harpagonis. *Pa.* Quid in bello terrestri? *Co.* Erit loco clypei. *Pa.* Quid deinde? *Co.* Findendis lignis erit cuneus. *Pa.* Probe. *Co.* Si praeconem agas, erit tuba: si classicum canas, cornu: si fodias, ligo: si metas, falx: si naviges, ancora: in popina fuerit fuscina: in piscando hamus. *Pa.* O me felicem! Nesciebam me circumferre tam ad multa conducibilem supellectilem.'[2]

Weniger wichtig ist eine Stelle gegen Schluß des Gesprächs, wo nochmals auf die Nase des Pamphagus angespielt wird, und zwar mit dem

[1] Vgl. Desiderii Erasmi Roterodami *Colloquia Familiaria* [1524], ex recensione et cum notis perpetuis Petri Rabi ... Ulmae 1774, S. 33—38.

[2] In Ermangelung einer klassischen deutschen Übersetzung möge hier die freie englische Paraphrase folgen, die der alte Caxton in Bulwer-Lyttons Roman *The Caxtons* (Part II, Chap. 3) von dieser Stelle seines Lieblingsbuches gibt:

'Cocles recognizes his friend, who had been absent for many years, by his eminent and remarkable nose. — Pamphagus says, rather irritably, that he is not ashamed of his nose. — "Ashamed of it! no, indeed," says Cocles: "I never saw a nose that could be put to so many uses!" "Ha," says Pamphagus, (whose curiosity is aroused,) "uses! what uses?" Whereon ... Cocles, with [rapid] eloquence ... runs on with a countless list of the uses to which so vast a development of the organ can be applied. "If the cellar was deep, it could sniff up the wine like an elephant's trunk, — if the bellows were missing, it could blow the fire, if the lamp was too glaring, it could suffice for a shade, — it would serve as a speaking-trumpet to a herald, — it could sound a signal of battle in the field, — it would do for a wedge in wood-cutting — a spade for digging — a scythe for mowing — an anchor in sailing"; till Pamphagus cries out, "Lucky dog that I am! and I never knew before what a useful piece of furniture I carried about with me."'

Doppelsinn: *nasus = irrisio*. '*Pa.* Age, novi nasum tuum. *Co.* At mihi prae te nasus est nullus. *Pa.* Imo nihil te nasutius. Nihil es nisi nasus, ludis in re seria.' Dazu bemerkt der Kommentator Petrus Rabus, indem er auf eine frühere Stelle, wo das gleiche Wortspiel vorkam, verweist (Gespräch von Syrus und Geta, S. 24): 'Nasus sagacem sapientiam repraesentabat; similitudo sumpta est a bestiis, olfactu indigabantibus. Hinc *Nasuti* dicuntur qui alios docte solent irridere.' Auch führt er den bekannten horazischen Ausdruck an: 'naso suspendis adunco ignotos' (Sat. I, 6, 5), du machst dich über die Toren lustig.

Man sieht, die Parallele der Hauptstelle ist erstaunlich — aber es ist nur eine Parallele; auch nicht e i n Zug des lateinischen Witzboldes deckt sich gänzlich mit den Sticheleien Cyranos. Erasmus und Rostand sind geistreich ein jeder auf seine Art, in völliger Unabhängigkeit, und wir stehen wieder einmal vor der Kontinuität eines literarischen Motivs, der Identität menschlicher Inspiration.

Anhangsweise sei noch auf eine allerdings ziemlich schwächliche Nasengeschichte von E. A. Poe hingewiesen, die mit jenen das Motiv nur in allgemeinster Weise teilt, seine groteske Skizze *Lionizing*. Der Held, Robert Jones, ist gleichfalls im Besitze eines hervorragenden Gesichtserkers und hat sich das Studium der 'Nasologie' zur Lebensaufgabe gemacht mit dem Ergebnis, daß er die Definition der Nase von tausend verschiedenen Autoren auswendig hersagen kann. Bald wird er der Liebling der Damen und der Löwe des Tages — bis er eines Tages einem Rivalen die Nase im Duell völlig wegschießt. Da ist es um seine Volkstümlichkeit geschehen, denn: 'The greatness of a lion is in proportion to the size of his proboscis; but, good heavens! there is no competing with a lion who has no proboscis at all.'

Würzburg. Walther Fischer.

'Frühags. Doppelformen von Eigennamen'?

Im *Archiv* 135, 399 hat Prof. Tangl in dankenswerter Weise darauf hingewiesen, daß im Briefwechsel des hl. Bonifatius ein und dieselbe Person gelegentlich zwei verschiedene Namensformen trägt: *Folradus* neben *Fulredus*, *Sturmi* neben *Styrme*, *Aldebert* neben *Eldebert*. Prof. Tangl spricht hier von 'frühags. Doppelformen von Eigennamen', was doch nur bedeuten kann, daß er b e i d e Namensformen für altenglisch hält. Tatsächlich ist aber die eine Namensform, der Nationalität ihres Trägers entsprechend, die kontinental-deutsche (*Folrād*, *Sturmi*, *Aldaberht*), die andere aber, der Nationalität des angelsächsischen Briefschreibers entsprechend, die altenglische (*Fulrēd*, *Styrme*, *Ealdberht*). Wir haben hier dieselbe Erscheinung vor uns, die umgekehrt überall in der Kirchengeschichte bei den angelsächsischen Missionaren in Deutschland hervortritt. Mancher Philologe wird sich schon darüber gewundert haben, daß die in Deutschland missionierenden Angelsachsen sämtlich deutsche Namen tragen, wie *Ewald*, *Burkhard*, *Lioba*, *Witto*, *Fridugis*, *Oduin*, *Dodo*, *Raganard* u. a. m. In Wirklichkeit waren dies aber gar nicht ihre richtigen Namen, sondern die von der deutschen Umgebung vorgenommenen Umgestaltungen ihrer heimischen Namensformen. Ihre eigentlichen Namen waren *Hēo-weald*, *Burg-heard*, *Lēof-gȳd* (dazu Kurzform *Lēofe*), *Witta*, *Fridu-gīls*. *Ēad-wine*, *Dod(d)a*,

Regen-weard usw. Auch der Hauptapostel der Deutschen, Bonifatius, lebt in der Kirchengeschichte unter dem eingedeutschten Namen *Winfrid,* während sein wahrer Name *Wyn-frid* war. Es dürfte an der Zeit sein, daß sowohl unsere weltliche wie unsere kirchliche Geschichtschreibung eine gründliche Revision ihres altgermanischen Namenmaterials vornähme und sich vor allem von den unbeholfenen latinisierenden Schreibungen der mittelalterlichen Kopisten frei machte.

Leipzig. Max Förster.

Spätae. Prosper-Glossen in Cambridge.

Die prachtvolle, aus dem 10. Jahrhundert stammende Pergament-Handschrift der Epigrammata des hl. Prosper von Aquitanien, welche sich im Trinity College zu Cambridge unter der Signatur O. 2. 31 (fol. 1—33) befindet, ist in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts reichlich mit Interlinearglossen versehen. Die meisten derselben sind lateinisch, einige aber, wie M. James, 'The Western MSS. in the Library of Trinity College, Cambridge' (1902) III, 130, richtig bemerkt, auch altfranzösisch. James fügt hinzu: 'I have seen none in English.' Aber ohne viel Suchen fand ich fast auf jeder Seite, die ich aufschlug, mehrere altenglische Glossen, wie z. B.:

fol. 11 b custodi *wœrd*
debitoribus *scild* [d. i. *scildiȝe*]
experientia *fand* [d. i. *fandunȝ*]
fol. 12 blandum *swesum*
cura medentis *lacniend* [d. i. *lacniendes*]
oblectamina *lustful*
consuetudine *wun*[1]
effectus *fremminȝ*
fol. 13 a stimulos *pricces*
fol. 14 a perpetrat *fremmede*
fol. 17 a re publica *ȝemene þinȝ*
ineffabilem *unasegendlic*
fol. 26 a Adulantium *lyft˜* [d. i. *lyffetera*]
acernat s. acumulat *œweþ*

Die Handschrift stammt aus dem Chorherrnstift der Kathedrale zu Canterbury, so daß Kentizismen, wie *swes* für *swœs*, *ȝemene* für *ȝemǣne* und *œweþ* [d. i. *eweþ*] für ws. *īewd,* nicht weiter auffallen können.

Leipzig. Max Förster.

Die altenglischen Beda-Glossen.

In der Hs. Cott. Tib. c, II des Britischen Museums befinden sich in den frei gelassenen Zwischenräumen am Ende jedes Buches von Bedas Kirchengeschichte die folgenden Glossen in einer Hand vom Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrhunderts, die zuerst von Sweet in den *Oldest English Texts* p. 179 ff. gedruckt worden sind. Die letzte Seite ist nach ihm 'in a rough cursive hand, quite different' geschrieben. Zupitza hat in der 'Zeitschr. f. deutsches Altert.' 31, 28 f. die Herkunft der Glossen festgestellt und eine Anzahl Verbesserungen zu den lat. und ae. Wörtern gegeben. Auf Grund dieser Arbeit lasse ich hier einen neuen Abdruck des wichtigen Denkmals folgen, wobei ich die Fehler der Überlieferung verbessere und

[1] Sonst nur belegt ae. *ȝewuna*.

die Vokalquantitäten angebe; Zusätze stehen in eckigen Klammern. — Die Glossen entstammen alle, wie Zupitza festgestellt hat, den Kap. 10—22 des 1. Buches der *historia ecclesiastica.*

Kap. 10. (fol. 3) Intemperans cupido : *mid ungemetlicre gītsunge*
exagitabat : *styrede*
dementiam : *ungemetnisse*
rethor (*l.* rhetor) : *se lodere* (l. *hleodrere*)
serpere : *snīcan*
liber (*l.* livor) edax : *siu čutende* . . .
Kap. 11. farans (*l.* pharus) : *ƀǣcenfȳr*
pontes : *ƀrycg*
stratae : *st*[*rēt*]
Kap. 12. legatis (*l.* -os) : *ērendwrica*[*n*]
Kap. 10. adurit : *ƀœrnde*
obscuris cavernis : *đǣm diostrum holum*
miserum anguiculum : *đā čarman nēdran*
propulit : *fordsceaf*
tollere : *upāheƀƀan*
[h]umo : *of foldan*
Kap. 11. municeps : *ƀurgliod*
ex infima militiae (*l.* -tia) : *nidirlices compdōmes*
Kap. 15. (fol. 32 b) fertilitas : *wœstemƀƚor*[*end*]*nis*
annonus (*l.* -as) : *fōdradas*
cogunt : *nēddan*
Kap. 13. funerum : *hrā*
jugulamur : *wē ƀiođ stƚocode*
invasisque : *7 gehergedum*
paupercula[e] reliquia[e] : *đā čarman lāfe*
conroderet : *gestread*
Kap. 14. adficiens : *dreccende*
ac famam : *7 done* [*h*]*līsan*
investis (*l.* -festis) : *đǣm rēdum*
ac saltibus : *7 wudum*
retna aetis (*l.* nulla retro aetas) : *nǣnig œldu*
adceleravit : *geratade* (l. *-hradade*)
proprior : *nior*
telaque : *7 strēlas*
litigia (*l.* -o) : *gecīd*
uaemonibus (*l.* facinoribus) : *godwrēcnissum*
diri sceleris : *grimre synne*
contra inprobis (*l.* -os) : *wiđ đǣm gemāum*
exitus : *insīdas* (l. *ūt-*)
Kap. 15. adjuncta : *tō gediodcd*
defortii (*l.* divortii) : *tōwesnisse*
profusior : *genihtsumra*
signius (*l.* segnius) : *lœtlicor*
superficiem : *oferƀƚiocan*
nonnulli : *oft*
de miserandis reliquiis : *of đǣm čarmum lāfum*
acerbatim (*l.* -vatim) : *scčarplice*
Kap. 16. nunc : [*h*]*wīlum*
Kap. 17. sane : *cūđlice*
f[o]eda peste : *fūlre ādle*
(fol. 58 b) ad succur[r]endum : *tō gehelpenne*
caedebant : *ƀƚotan*

nautarum : *dāra momenta* (l. *rōwendra*)
et casu : 7 *weas*
lassitudine : *mēdnisse*
pelagi : *dæs sǣs*
baticinatio (*l.* v-) : *wīted[ō]m*
per tribia (*l.* trivia) : *dorh wigas*
per rura : *dorh lond*
instar : *onlīcnis*
conflectum (*l.* -flictum) : *geflīt*
conspicui : *gesegenne* (l. *-segene*)
Kap. 18. tribunic[i]ae potestatis : *alderdōmes męhte*
ad[ha]erentem : *æt clīdende*
capsulam : *ceste*
evulsam (*l.* -a) : *on[we]g ālocene*
exultant : *gefēgan*
Kap. 19. casualibus : *dǣm fallendum*
laquiis (*l.* -eis) : *girenum*
palustria (*l.* -ri) [h]arundine : *mid dǣm fendacum*
tegebatur : *wæs bewrigen*
slabris (*l.* flabris) : *windum*
Kap. 20. (fol. 122 b) ma[c]hinam : *sĕarwe*
repetitam : *gesōhte*
pernicitas : *rædnis*
spolia : *hereреaf*
triumphant : *sige-fęston*
moliuntur : *dōhton*
iter : *sīdfaet*
Kap. 21. obtenuerad (*l.* -at) : *dynnade*
poplite : [*h*]*omme*
adtrectat : *grāpade*
sucum : *sea*
Kap. 22. parumper : *gewaer* (l. *-hwǣde*)
derutarum (*l.* di-) : *ge*[*h*]*rorenra*
exterminia [civitatum dirutarum] : *dāra ābreotnissa*
recente memoria : *neowre gemynde*
calamitates (*l.* -is) : *ĕarfednisse*
et cladis : *on*[*d*] *waele*

Anmerkungen.

4. Sweet bessert zu *hlōdere*, das aber 'Räuber' bedeutet! Auch *madelere* wäre möglich, vielleicht auch *dele re*[*thor*]? — 6. Erg. etwa *lǣddo* nach der Glosse *livoris* : *lǣlde, andan* bei Wright-Wülcker 431, 5. — 38. Grundform *gemāhum*. — 45. *oft* ist eine wunderliche Glosse zu *nonnulli*. — 47. *acerbatim* steht für *acervatim* 'haufenweise', aber der Glossator hat es offenbar von *acerbus* abgeleitet. — 52. Vgl. Beda ed. Holder p. 26 oben: *cedebant ministeria uicta nautarum*: der Glossator hat also das Verbum falsch übersetzt. — 53. Vgl. die Glosse *nauta* : *sciprōwend* Wr.-Wü. 455, 14. — 67. *exultant* ist praes. historicum. — 77 f. *triumphant* und *moliuntur* desgl. — 80. Das Original hat *obtinuerat*; der Glossator hat an *tenuis* gedacht.

Die Glossen hat schon Sweet richtig als 'apparently in the Kentish dialect' abgefaßt bezeichnet.

Kiel. F. Holthausen.

Ein Jeu-parti zwischen Maistre Jehan und Jehan Bretel.

Wir besitzen ein bizarres und schwieriges, von der Vatic. Hs. R¹ f. 157 a—c als Unikum überliefertes Jeu-parti zwischen Maistre Jehan und Jehan

Bretel, von denen der erstere gewiß mit dem maistre Jehan de Marli identisch ist, den Bretel in der ersten Zeile des in derselben Handschrift unmittelbar folgenden Jeu-parti so anredet. Es ist schon von G. Paris in der 'Romania' XXIII, 251 ff. ediert worden, allein obgleich der Herausgeber verschiedene Schwierigkeiten mit gewohntem Scharfsinn gelöst und auch Tobler in der 'Ztschr. f. rom. Phil.' XVIII, 561 sich zum Texte geäußert hat, kann man nicht recht befriedigt sein, weil G. Paris sich mit der Abschrift von Sainte-Palaye begnügt hat, und diese, wie ein Vergleich mit der Handschrift lehrt, Fehler aufweist, deren Richtigstellung zum Teil eine andere Interpretation nach sich zieht. Ich lasse daher den Text des Jeu-parti noch einmal folgen, indem ich die fehlerhaften Lesungen (auch die orthographischen) von Sainte-Palaye, denen G. Paris natürlich nicht immer, aber doch mehrfach folgte, hinuntersetze und die wirklichen Abweichungen von der Handschrift besonders kennzeichne. In den Anmerkungen, die sich noch als nötig erweisen, erörtere ich vorzugsweise das von Paris und Tobler Gebotene.

I. Jehan Bretel, une jolie dame
a .II. homes d'un pris et d'un afaire
s'amour doune, s'aime de cuer et d'ame,
mais pour l'un d'eus ne li plaist plus a faire
fors sa conpaignie avoir
et del sien prent; l'autre tout son avoir
doune et de douner ne fine
sans conpaignier celui. Li qels, al voir
dire, a d'els amour plus fine?

II. Maistre Jehan, son ami trop afeme
ki fuit sa conpaignie, et mout le maire.
Cil qi en a la conpaignie a feme
meilleur et los en amour d'estre maire;
chou qui jou de fin savoir.
Je di k'il est mieus ames, a savoir
s'amie a lui plus a cline
que cil ki par engien et par savoir
au prendre son cuer acline.

III. Bretel, feme qui doune art et enflame
d'argans amours, car j'ai oï retraire
k'envis doune quant prent; dont l'art en flame
amours qant doune, et ne s'en puet retraire.
Je cuit dire de çou voir
qu'ele celui ne veut pas decevoir
a cui de coi qu'ele a fine,
mais acatě amours; par dechevoir
la conpaignie tost fine.

2 d'une 3 donne 5 compaignie 7 donne — donner 9 *die Abschrift von Sainte-Palaye zeigt* d'el samour. *aber Paris schreibt, was auch die Handschrift aufweist,* d'els a., *indem er* d'els *mit Recht von* li qels *abhängig macht.*

13 amours 14 fi — *der Text von* chou *bis zum Schluß der Strophe ist von anderer, aber alter Hand geschrieben* 15 q'il 19 donne.

21 donne'quant 22 donne et ne se p. r. 25 de coi] *Hs.* de cui; *die zutreffende Änderung des zweiten* cui *in* coi *stammt von Paris* 26 acatee — decevoir.

IV. Maistre, chele n'aime pas a droit l'ame
qui de douner le paist sans li atraire:
autretant vaut come tristres sans lame.
Chele aime a droit ki li enseigne a traire
les li et prendre manoir.
Cil sema blanc, li autres sema noir
qui del son sans plus estrine.
Cil qui souvent puet aveuc li manoir
a d'amour meillour estrine.

V. Sire Jehan, a chou k'aves dit la me
descort, qant pris aves la piour paire,
k'ele samble l'imaje sus la lame
qui cuevre lait pour chou que il ne paire.
Cil-amis doit mieus valoir
cui, se s'amie avoit d'or plain val, oir
l'en feroit, car qant l'espine
desirs, espoirs li dist que par valoir
qeudra flor et cil l'espine.

VI. Maistre Jehan, cil a mieus, par saint Jame,
ki doune et a aveuc li son repaire
que cil qui prent et qui point n'i va; ja me
pensee n'ert que cil qui n'i repaire
puist en amor tant paroir
ne pourfiter ne par lui ne par oir;
qu'ele sane et medecine
celui qui dales lui siet en paroir:
cil prent droite medechine.

29 donner 30 conme, *Hs.* 9me 34 del son], *Hs.* de son, *S.-P. und Paris:* de don 35 *S.-P. hat vor* souvent *noch ein* plus, *das die Hs. nicht aufweist und das Paris einklammert* 36 meilleur.
39 l'image — *das* la *vor* lame, *das bei S.-P. fehlt und das Paris einfügt, steht in Hs.* 40 qi 42 *Paris hat diese Zeile leer gelassen* 43 feront.
48 ja me], *Hs.* la me, *ebenso S.-P. und P.* 49 qi ne r. 50 amour 52 saine 53 deles.

Anmerkungen.

8. *al voir*, s. z. V. 23.

10. *afeme* = *afame*. Das *a* statt *ai* erklärt sich aus den endungsbetonten Formen, ebenso auch *sane* V. 52.

12. *feme* < *fama*. Die Schreibung mit *e* in gelehrtem *fame* beruht auf falscher Analogie, wie oben in *afeme*.

14. *chou qui jou de fin savoir.* Tobler meint, daß in *qui* vielleicht ein Druckfehler vorliege, aber das ist nicht der Fall, da die Handschrift *qui* (= *quit* = *cuit*) aufweist. Die Unterdrückung von auslautendem *t* vor anlautendem *j* beobachtet man auch in einem anderen Jeu-parti derselben Hs. f. 165b, *qau chief dui jors* (= *q'au ch. d'uit j.*), *cui*, *qui* selber 'Dolop.' S. 370, 'Gilles' 188, 263, 1197, 2424, 'Folque de Candie' II, 376, V. 2884. — G. Paris schreibt *de fi savoir*, aber er würde wohl bei *de fin* geblieben sein, wenn er die Originalhandschrift, die *de fin* zeigt, vor sich gehabt hätte; zwar ist *savoir de fi* sehr häufig, indessen bringt Godefroy IV, 6b doch auch für *savoir de fin* einen Beleg aus Florimont bei, und es ist zu beachten, daß im 'Cligès' 6713 die Hss. P C *que il de fin ne seust* schreiben. Für das Provenzalische läßt sich übrigens die Sache nicht entscheiden, denn wenn

auch Levy, 'Pet. Dict.' *de fin* 'certainement' angibt, so zeigen doch die betreffenden Stellen nur *de fi*; die Bemerkung von Walberg in der 'Romania' XXXVII, 210 ist zu absolut, desgleichen die meinige im 'Ltrbl.' XXXII, 295, und möglicherweise hat Appel recht, wenn er im Glossar seiner Chrestomathie sagt: 'vielleicht ist *fi* mit *fî* zusammengefallen'.

16. *a cline.* Paris trennt mit Recht das *acline* der Hs. in *a cline*; allerdings hat Godefroy II, 154 a nur einen Beleg für *clin* oder vielmehr *cline*, aber seine Existenz wird doch gestützt durch die beiden im 'Lex. rom.' II, 414 gebotenen provenzalischen Stellen, zu denen noch *cle* bei B. von Ventadorn 36, 50 kommt.

20—2. Der Anschluß mit *car* ist nicht logisch. Logisch wäre: 'umgekehrt habe ich sagen hören, daß sie kaum gibt, wenn sie nimmt'. Im folgenden wird eigentlich nur das V. 19—20 Gesagte wiederholt.

23. *de çou voir.* Wahrscheinlich ist *de ce voir* das Ursprüngliche, da offenbar der äquivoke Reim gesucht wird, und vermutlich ist ein solcher auch V. 8 mit *al voir* zu *avoir* beabsichtigt, indem das *l* wohl nur schwach artikuliert war; vgl. *qu'i* für *qu'il.*

26—7. Paris liest mit S.-P. *mais acatee amours par decevoir la c. t. f.* und versteht: 'mais un amour acheté met bientôt, par tromperie, fin à l'union'; allein abgesehen davon, daß der Sinn aus verschiedenen Gründen kein zufriedenstellender ist, führt das *acate* der Hs. zu einer anderen Interpunktion und Deutung: 'vielmehr erwirbt sie Liebe; das Zusammensein nimmt infolge von Trug bald ein Ende'.

28. Zu *l'ame* bemerkt Tobler, daß er sich fast versucht fühle, das Wort, das hier in seinem gewöhnlichen Sinne wenig passe, als Nebenform von *ome* (*hominem*) aufzufassen, die er freilich sonst nicht nachweisen kann. Paris hatte *ame* im Sinne von 'Person' genommen, und mir scheint, daß die Beispiele, welche Godefroy VIII, 100c—101a für diese Verwendung beibringt, auch genügen, um die Annahme hier zu rechtfertigen.

30. *come tristres sans lame.* Das hier begegnende *tristre* hält Paris für identisch mit dem im 'Lai de la Rose', das derselbe Gelehrte in der 'Romania' XXIII, 117 ff. herausgegeben hat, V. 408 anzutreffenden Worte. Dort heißt es von Nabon, daß er *les tristres tira*, und Paris meint, daß *tristre* 'quelque chose com fil' bedeute. Das mag sein, und V. 433 scheint eine Art Bestätigung zu bilden, aber ich kann trotzdem zu keiner klaren Anschauung von dem gelangen, was nun eigentlich *tristres sans lame* heißen soll. Man vermißt bei Paris eine Bemerkung darüber, was man sich genau unter *lame* zu denken habe, denn der Umstand, daß Godefroy unsere Stelle unter *lame* 1, das er mit *trame* glossiert, aufführt, reicht noch nicht für das Verständnis aus. Es entgeht mir übrigens nicht, daß man vielleicht auch an das 'Hinterhalt' bedeutende *tristre* denken und etwa verstehen könnte: 'wie ein Hinterhalt ohne Klinge', d. h. in dem man keine Klinge bei sich führt, aber einmal kann ich diese Bedeutung von *lame* nicht so früh nachweisen, und dann erwartet man einen Gegenstand als Verglichenes.

33. *Cil sema blanc, li autres sema noir.* Paris bemerkt, daß er den Sinn dieser Metapher nicht recht verstehe. Ich meine, Bretel denkt an die schwarzen, d. h. verdorbenen Körner, die sich in jeder Getreideprobe finden, und die, mit ausgesät, natürlich nicht aufgehen.

34. *qui del son sans plus estrine.* Paris hat *qi de don s. p. e.* und setzt

ein Komma nach *voir*, gibt jedoch keine Erklärung, so daß Tobler bemerkt, es dürfte *cui* mit dem überlieferten *qui* gemeint sein. Das ist schon bei der Lesung von Paris sehr wahrscheinlich, und R[1] weist auch sonst, wiewohl selten, ein solches *qui* auf, so f. 141 c: *comcnt puis jou jamais mon cuer oster De ma dame qui j'en ai fait otroi*, und f. 172 a: *ma dame chiere qui jou doi servir*; es wird aber, wenn ich nicht irre, dadurch zur Gewißheit, daß die Hs. nicht *de don*, sondern *de son* schreibt, das ich nicht anstehe, in *del son* zu vervollständigen. Wir haben hier einen jener Fälle vor uns, wo die unbetonte Form des Possessivs an Stelle der betonten steht, s. Friedwagner zur 'Vengeance Raguidel' 3281; den bisher bekannten Stellen füge ich noch 'Folque de Candie' 2756, 3236, 5235 hinzu. Ich verstehe also den Vers: 'den sie mit dem Ihrigen d. h. ihrer Habe bedenkt (s. V. 6—7), ohne Weiteres zu tun'.

39—40. Die Übersetzung von Paris 'l'image taillée sur la pierre sépulcrale et qui cache ce qu'il y a de laid au dessous' ist zweifellos zutreffend, nur sieht man nicht recht, wie der Vergleich passen soll; er ist auf alle Fälle schief.

42—3. Da Paris sich an das *feront* der Abschrift von Sainte-Palaye hielt, blieb ihm der voraufgehende Vers, in dem beiläufig die Hs. *valoir* schreibt, unverständlich. Für *d'or plain val* vgl. z. B. Gui de Bourg. 1129: *nel vausist avoir dit por plain .I. val d'or mier*, Ans. de Cart. 4437—8: *ne desist mot . . . Ki li donast tout plain un val d'or mier.*

43 ff. Der Ausdruck ist wenig durchsichtig, falls Bretel nicht etwa gemeint haben sollte, daß das Gold dem Liebhaber zur Tüchtigkeit verhelfe.

46. Die im Norden ungewöhnliche Namensform *Jame* wird durch das Reimbedürfnis herbeigeführt sein.

48. Das *la me* der Hs., das Paris beibehält, kann schon deshalb nicht bestehen bleiben und muß in *ja me* geändert werden, weil in der 1. und 3. Zeile aller vorhergehender Strophen der äquivoke Reim zur Anwendung kommt.

51. *par oir*. Die Reimkünstelei hat hier zu fast drollig wirkender Gezwungenheit des Gedankens geführt. Wenn übrigens einerseits der äquivoke Reim zu *paroir* erzielt worden ist, so begegnet anderseits *oir* doch schon V. 42 in gleicher Bedeutung.

52. *sane*, s. zu V. 10.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Altspan. *decir*, ptg. *descer* 'herabsteigen'.

Die gegenwärtige opinio communis über die Etymologie dieser Wörter lautet: lt. *decidere*. So Cornu, *Rom.* 1878, S. 595 f., und Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.* II, 149, Menéndez Pidal, *Cantar de Mio Cid, Gramática* S. 618. Immerhin macht bei dieser Etymologie der tonlose *c*-Laut im Altspan. und Ptg. Schwierigkeit, wie denn auch Cornu,[1] *Gr. Gr.* I², S. 992, § 224

[1] Die daselbst angeführten Ausnahmen sind ganz anders geartet: *bacêlo* 'Schößling' geht auf *baccellus* (> ital. *baccello*) zurück (*REW* 864); *focinho*, *foçar* gehen auf *faux* zurück, zeigen also dieselbe Entwicklung wie *au* + Kons. in *roupa*; *morcelo, pincel* sind spätere Entwicklungen aus Liquida resp. Nasal + c. — Ford, *Old Spanish sibilants*, scheint sich mit *decir* nicht befaßt zu haben.

bemerkt. Mit sonderbarer Inkonsequenz schreibt Menéndez Pidal: 'Per Abbat distingue ambos sonidos /c y z / con toda claridal sin que nunca, por ejemplo, confunda en la escritura los dos verbos *decir* y *dezir*'. Tallgren, *Estudios sobre la Gaya de Segovia* S. 79 erklärt: 'la *c* cuenta por inicial', denkt also an eine Art Rekomposition im Vulgärlat., die allerdings beim Parallelbeispiel *recibir* (wo *percipere, accipere* usw. neben *recipere* standen) möglich, bei dem zu einem Zweisilbler reduzierten *decī(de)re* wenig wahrscheinlich ist. Die Form *dizer* mit *z* in der Vision des Filiberto, die nach ihrem Herausgeber O. de Toledo, *Zeitschr. f. rom. Phil.* II, S. 42 ins 14. Jahrhundert gehört, beweist natürlich wenig. Auch der Bedeutungswandel 'herunterfallen' > 'herabsteigen' ist nicht gerade verlockend und im Lateinischen keineswegs angebahnt, wenn auch derlei in allen Vulgärsprachen vorkommt. Das Etymon *decidere* ist denn auch in Meyer-Lübkes *Rom. Et. Wtb.* nicht vertreten, wie ja schon Körting in der 2. Auflage seines Wörterbuches erklärte: 'Wirklich befriedigen kann keine der beiden Ableitungen' (die von *decidere* und Diezens *desidere* sind gemeint).

Meyer-Lübke macht mich nun auf Artikel Nr. 2530 (*dejicere*) seines Wörterbuches aufmerksam, in dem er Herzogs Etymologie (*Beih. z. Ztschr. f. rom Phil.* 26, 139) aufgenommen hat. Herzog geht vom Partizip *dejectus est* > *decido es* aus ('er ist herabgestürzt'). Das ist der Morphologie wie der Phonetik nach tadellos (in letzterer Beziehung vgl. die Erhaltung des stimmhaften Lautes in *mitad* nach dem *j* von *medietate*: ebenso **dejic-ĭtus, *dejcĭtus, decido*), hätte überdies an Herzogs Ableitung (ebd. S. 137, Anm. 1) von span. *trocir* 'pasar' = *trajicere* eine Stütze — wenn ich auch allerdings glaube, daß letzteres eher mit Pidal zu *traducere* zu stellen ist (vgl. die *au*-Form in einem mittelalterl. Text daselbst, ferner den Diphthong in ptg. *trouc(i)ar, trouxar* des Elucidario). Immerhin ist hier ein Bedeutungswandel 'herabstürzen' — 'herabsteigen' anzunehmen, der in familiärer Rede sich ausgebildet hätte (vgl. etwa frz. *dégringoler* mit familiärer Nuance). Oder soll von *descido* = frz. *déchu* deutsch 'herabgekommen' ausgegangen werden?

Der Laie denkt natürlich bei den iberoromanischen Wörtern vor allem an lat. *descendere* 'herabsteigen', das sich in der Bedeutung genau mit jenem deckt.

Candido de Figueiredo gibt denn auch schlankweg in seinem Lexikon diese Etymologie an. Aber wie ist das lautlich zu 'bewerkstelligen'? Nun, ganz einfach!

Einar Löfstedt schreibt *Eranos* (1913) S. 72 f.: 'C. J. L. III 7756 (Diehl, *Vulgärlat. Inschr.* 1204): ... *viderunt numen aquilae descidise monte supra dracone(s) tres.* Zu *descidise* bemerkt Diehl ganz kurz: "descendisse"; er scheint also die Form lediglich als eine orthographische Variante zu betrachten. In Wirklichkeit liegt indessen eine Vertauschung vor, die ursprünglich auf einzelne, phonetisch einander nahestehende Formen zurückgeht, dann aber etwas weiter verbreitet worden ist, als man bisher beachtet hat ... Zuerst ist, wie es scheint, eine Vertauschung der Präsensstammformen von Komposita auf *-scendo* und *-scindo* eingetreten, eine Erscheinung, die ja bei dem lautlichen Charakter von *e* und *i* im Vulgärlatein an sich nicht besonders auffällig ist [folgen Belege]. Dieser Wechsel hat sich aber bemerkenswerterweise auch auf das morphologische Gebiet verbreitet, so daß die erstgenannten Komposita auch ihre Perfektformen nach dem Muster der letzteren bilden. So erklärt sich denn ohne weiteres das oben

zitierte [*descidis(s)e*], das der Bedeutung nach natürlich zu *descendo* gehört, formell aber zunächst von der vulgären Nebenform *descindo* = *descendo* gebildet ist.' Im weiteren Verlauf des Artikels wird dann der Artikel Engelbrechts, *Wiener Studien* XX, 296 f. 'über eine von ihm als wahrscheinlich hingestellte Konfusion von *descendere, discendere, discedere*' diskutiert.[1]

Die obenerwähnten romanischen Verba sind m. E. nichts als dieses *descidere* = *descendere*, das aus *descidi* irrtümlich rückgebildet wurde. Daß Proportionsbildungen aus dem Perfektum zu neuen Präsentien führen, wird ja *Rom. Gramm.* II, S. 150 gerade fürs Spanische reichlich belegt. (Die Auffassung von span. *cuntir* aus *contingere* mit Nasaldissimilation, wie sie von Menéndez Pidal S. 184 im Gegensatz zu Cornu, *Rom.* X, S. 77 und Baist, *Zeitschr.* VI, 167 vertreten wird, sondert span. *cuntir*[2] von *escurrir, curtir* usw.). Interessant ist nur zu beobachten, wie eine Kuckuckbildung wie das sich in *descendere* eindrängende *descindere* im Romanischen[3] sich zäh behauptet hat. *Descendere* selbst ist im Romanischen nicht recht populär geworden; rum. *deştinde, destinge* hat sich, wohl von dem homonymen Verb anderer Herkunft bedroht, nicht lange gehalten (*Mitteil. d. rum. Inst. Wien* S. 130). Das Spanische hat *bajar* an die Stelle von *decir* treten lassen — vielleicht, weil dieses mit dem *decir* 'sagen' von dem Augenblick an zusammenfiel, als die stimmhaften Laute in intervokalischer Stellung im Spanischen stimmlos wurden; ein ähnlicher Vorgang wie im Rumänischen! Im Portugiesischen, wo die im Spanischen konstatierte Entwicklung nicht stattfand, also *dizer* (mit stimmhaftem Laut) von *descer* (mit stimmlosem) getrennt blieb, ist das letztere viel kräftiger und volkstümlicher, und *descender* hält sich vorwiegend innerhalb des Bedeutungsgebietes der 'Deszendenz', des Herstammens. Frz. *descendre* ist schon nach Ausweis seines *-sc-* nicht volkstümlich; die volkstümliche Form in alter und neuer Zeit ist *dévaler*. Die Atlaskarte zeigt uns das Beharren von *dévaler* in der Verbindung '*descendre une pente*' im Süden und Westen, ferner in der Bedeutung *descendre* an der Peripherie wie im ganzen Zentrum, endlich auch als offenbar veraltete Nebenform *dévaler* neben *descendre* (vgl. noch St. Pol [Punkt 284] mit der Lautgestalt *desād* in der Stadt, daneben *desēd* am Land).

Nur im Italienischen scheint der Abkömmling von *descendere* (*scendere*) populär, wie mir Meyer-Lübke angibt.

Wien. Leo Spitzer.

[1] Über die Verwechslung von *-scindere-* und *caedere*-Komposita spricht schon Thielmann, *Philologus* 42, S. 375 (*abscīdo* und *abscindo* bei Hieronymus).

[2] *decir* nimmt Inkohativflexion an wie *cuntir* — *cuntecer*, nur daß nicht ein **dececer* entstand, das haplologisch hätte verkürzt werden müssen, sondern nach *conosco-conocer* bildete man **desco-decer*. Durch Benutzung des Unterschiedes zwischen inkohativem **desco* 'ich steige herab' und nicht-inkohativem *digo* 'ich sage' hätte die Sprache den Schwund des ersteren verhindern können.

[3] Altprov. *deisir*, altbearn. *geisir* wird wohl *de-exire*, nicht *discidere* sein. Die Bedeutung der mir von Prof. Levy mitgeteilten Beispiele ist nicht 'herabsteigen', sondern = *eisir* 'herausgehen'.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Oskar Walzel, Ricarda Huch. Ein Wort über die Kunst des Erzählens. Leipzig, Inselverlag, 1916. 119 S. M. 2.

Das Bestreben, die Literaturwissenschaft zu einer Kunstwissenschaft zu erheben, ist noch nicht allzu langen Datums. Während es der Kunstgeschichte heute das Selbstverständliche ist, vom Stofflichen abzusehen und im wesentlichen nur die Formgebung der einzelnen Künstler und Stile ins Auge zu fassen — eine Richtung, die in Heinrich Wölfflin ihren Höhepunkt fand —, ergeht sich die Literaturbetrachtung im allgemeinen noch immer allzusehr in biographischem Detail und in der Betonung des 'Inhalts'. Allerdings muß zugegeben werden, daß der meist vom Dichter erfundene Stoff und der Ideengehalt in der Poesie notwendig eine weit größere Rolle spielen als in der bildenden Kunst, der, besonders in früheren Zeiten, ihre Stoffe einfach überliefert wurden. Aber Gedanken- und Phantasietätigkeit des Dichters ist ein Gebiet für sich, das in der Betrachtung von seiner eigentlich künstlerischen Betätigung, der des Gestaltens, zu trennen ist.

Etwa seit den Ausführungen Friedrich Spielhagens über die Forderung der Objektivität in der Erzählungskunst traten im Für und Wider die künstlerischen Probleme etwas mehr in den Vordergrund. Meist aber beschränkte man sich auf das rein Theoretische, ein zunächst ganz berechtigtes Bestreben, da vor allem erst einmal die Begriffe geklärt und das Ziel abgesteckt werden mußten. Um was es sich jetzt aber handelt, das ist, Bausteine zu gewinnen für eine künftige Literaturgeschichte nach ästhetischen Gesichtspunkten. Hier kommt es darauf an, einzelne Epochen und einzelne Dichter einer genauen Formanalyse zu unterziehen und ihnen so ihren Platz in der künstlerischen Entwicklung des deutschen Schrifttums anzuweisen. — Das vorliegende Buch von Oskar Walzel bietet uns einen dankenswerten Beitrag nach dieser Richtung hin.

Im Mittelpunkt der Betrachtungen steht bei Walzel die Frage nach Ricarda Huchs persönlichem Verhalten ihrer eigenen Schöpfung gegenüber. Und hier kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß in der Dichterin ein ursprünglich 'angeborener Trieb zu entschiedenen Wertungen' durch ihren starken Künstlerwillen gebändigt worden, daß sie in ihrer Erzählungskunst durchaus objektiv sei, während sich ihr subjektives Temperament in der Lyrik und — in der Wissenschaft Luft mache. An dem Beispiel Wallensteins wird es erläutert, wie Ricarda Huch diese Gestalt einmal rein künstlerisch völlig objektiv in ihrem 'Großen Krieg' vor das Auge des Lesers stelle, und wie sie daneben in ihrer Studie über Wallenstein ihrer persönlichen Meinung über diesen rätselhaften Charakter Ausdruck verleihe. — Diese strenge künstlerische Objektivität aber gelte nur für ihre ernste Dichtung; sie wird ausgeschaltet da, wo sie 'humorvoll die Kehrseite des menschlichen Leidens betrachtet'.

Welches sind nun die technischen Mittel, durch die Ricarda Huch den Eindruck dieser künstlerischen Objektivität beim Leser erzielt? Nicht — so führt der Verfasser aus — das so oft fälschlich angewandte der szenischen Darstellung, bei der vom Drama Dialog, zuweilen auch Monolog geborgt werde. Ricarda Huch wahre gerade in einer Zeit, in der diese Art der Darstellung bevorzugt wurde, dem echt epischen Bericht sein Recht und schränke den Dialog in seine Grenzen ein. Will sie nun den Eindruck, daß etwas erzählt werde, daß die Ereignisse sich in einem fühlenden, beobachtenden Ich spiegeln, hervorrufen und trotzdem ihre

eigene Person in den Hintergrund drängen, so bleibt ihr dazu ein Weg, den sie häufig gegangen ist: sie legt, sowohl in der Novelle wie im Roman, ihre Erzählung in den Mund von Mittelspersonen, die, selbst ein Teil des Kunstwerks, von ihrem Standpunkt aus die Dinge bewerten, und für deren Urteil die Dichterin keine Verantwortung übernimmt. Ja, sie läßt sogar zuweilen mit Absicht die Frage offen, ob diese Mittelspersonen richtig über Menschen und Vorgänge urteilen, ja, ob sie im einzelnen Falle überhaupt dazu imstande sind.

Aber auch wo sie ohne Mittler erzählt, schaltet Ricarda Huch ihre eigene Person dadurch aus, daß sie den Anschein erweckt, 'daß im Handeln der Menschen Kräfte sich betätigen, die sich unserer Beobachtung entziehen'. So stelle sie z. B. oft 'entscheidende Seelenvorgänge nur als Tatsachen hin, ohne eine Erklärung zu wagen'.

Nun ist aber dies Problem der künstlerischen Objektivität bei Ricarda Huch kein rein ästhetisches Problem, sondern es erwächst auf dem Boden einer Weltanschauung, die sie noch einmal in einer theoretischen Schrift — 'Natur und Geist als die Wurzeln des Lebens und der Kunst' — niedergelegt, und die in dem Wunsche gipfelt, 'den Menschen vom Persönlichen zu erlösen'. Es wird darauf hingewiesen, wie Ricarda Huch hier auf den Spuren Schillers geht, indem auch sie das Ziel der harmonischen Entwicklung in dem Ausgleich zwischen Geist und Natur erblickt. In gleichem Maße, wie Unbewußtes bewußt, müsse auch Bewußtes wieder unbewußt werden. Von diesem Standpunkt aus 'lehnt sie ihre Zeit und deren Trieb zum Negativen, Bloßpersönlichen ab, so die Dichtung dieser Zeit, die solchem Triebe schrankenlos huldigt, statt ihn zu bändigen'. Hier fällt auch ein interessantes Streiflicht auf die Juden, denen das Unbewußte ganz fehle, und die daher zur Musik und zur Lyrik prädestiniert seien.

Aber die Dichterin hat selbst viel zu viel von der ihrer Ansicht nach verbotenen Frucht genossen, als daß es sie nicht immer wieder zur Darstellung ihrer eigenen Leidensgenossen drängen sollte. So stellt sie als Künstlerin des Positiven negative Menschen dar. 'Was sie als Dichterin in sich überwunden hat, das ist der Gegenstand ihrer Dichtung; ... objektiv gestaltet sie das Subjektive.'

Neben dieser im Mittelpunkte der Betrachtung stehenden Frage nach dem persönlichen Verhalten der Dichterin zu ihrem Stoffe enthält das Büchlein Walzels noch verschiedentliche Hinweise auf besondere stets wiederkehrende Lieblingsmotive bei Ricarda Huch: so auf das Motiv der Lebensfreude, der Einsamkeit, der raschen Gefühlswandlung.

Und dann werden technische Probleme im engeren Sinne erörtert, wie etwa die episodische Umstellung des Erzählertons, und vor allem das, was Walzel als 'Architektonik' des dichterischen Werkes bezeichnet. Dieser Begriff erwächst einmal aus der Forderung absoluter Objektivität; denn die Architektur ist im Gegensatze zur Musik für die Dichterin die objektive Kunst schlechthin. Aber er dient auch dazu, das Kunstwerk nach Aufbau und Gliederung verständlich zu machen. So wird z. B. darauf hingewiesen, daß zuweilen an entscheidenden Wendungen der Erzählung, gleich Ruhepunkten, 'zwei starkbetonte, weithin sichtbare Ornamente angebracht' sind, oder daß die Anordnung des Stoffes in der Form eines Triptychon geschieht. Oder Walzel zählt die Abschnitte eines Werkes und stellt das rhythmische Auf und Ab zwischen Kapiteln aus verschiedenen Lebensgebieten fest.

An diesem Beispiel wird es uns vor allem klar, eine wie neue Wissenschaft noch die Literaturbetrachtung nach ästhetischen Gesichtspunkten ist; denn ihr fehlt noch fast ganz eine eigene Terminologie, und sie muß, um verständlich zu sein, ihre Ausdrücke anderen Künsten entleihen. Ob sie je dahin gelangen wird, aus Eigenem zu schöpfen? Das wird im wesent-

lichen von der Fruchtbarkeit des Bodens abhängen, auf den die von Walzel und seinen Gesinnungsgenossen ausgestreuten Keime fallen.

Aber das vorliegende Büchlein ist nicht nur eine Programmschrift für die Wissenschaft. Es wird dem, der die Kunst Ricarda Huchs schon liebt, ein feinsinniger Deuter, und dem, der sie erst kennenlernen will, ein sicherer Führer sein. Denn das Gerippe abstrakter Begriffe, wie es hier um der größeren Übersichtlichkeit willen herausgeschält werden mußte, ist dort mit blühendem Fleisch umkleidet. Walzel ist in diesem Werkchen nicht nur Theoretiker, sondern künstlerischer Nachschaffer. Alles, was hier versucht wurde, in logischer Folge zu entwickeln, ist dort an dem Werke der Dichterin erläutert. Das ganze Lebenswerk Ricarda Huchs entsteht vor unseren Augen, aufgebaut an der Hand der Gesichtspunkte, die wir im vorstehenden hervorhoben. So bietet es — so gering sein Umfang ist — gleichzeitig dem wissenschaftlichen Forscher und dem genießenden Literaturfreunde eine willkommene Gabe, und es wird sicherlich nicht verfehlen, seinen Weg durch die Welt der Literatur zu machen und in ihr einen bleibenden Platz zu behaupten.

Charlottenburg. K. Friedemann.

Heinrich Saedler, Hebbels Moloch. Weimar, Duncker, 1916. 132 S. M. 6,60.

Die vorliegende Arbeit stellt sich uns dar als das Ergebnis tiefgründiger Studien über das bekannte Fragment Hebbels, dessen Entstehungsgeschichte bis in die Kindheit des Dichters zurückverfolgt wird. Da das Fragment religionsphilosophischen Inhalts ist, so glaubt der Verfasser, alle religiösen Erlebnisse Hebbels, auch die der Kindheit, zu seiner Erklärung heranziehen zu müssen, und er hält es für ein charakteristisches Zeichen, daß die ersten religiösen Eindrücke des Moloch-Dichters mit Schmerz und Schrecken verbunden waren. — Ein größerer Abschnitt ist den handschriftlichen Überresten gewidmet, ein anderer behandelt das Problem von Gehalt und Form.

Der wertvollste Teil der Arbeit scheint mir in der Charakteristik des Dramas selbst zu liegen und in dem Versuch, gerade aus diesem der Dichtung Charakteristischen heraus ihr Fragmentarisches zu begreifen. Hier wird etwas hervorgehoben, was in gewisser Weise dem ganzen Lebenswerk Hebbels eignet, was aber nirgend so hervortrat wie im 'Moloch', und was hier bei dem Dichter zur Tragik wurde: sein Mangel an Individualismus. Der 'Moloch' war dazu bestimmt — so führt der Verfasser aus —, das erste in einer Reihe von Stücken zu sein, deren Held nicht mehr dieses oder jenes Individuum, sondern die Menschheit selbst sein sollte. Hier, wie in keinem anderen Drama Hebbels, verwirklicht er seine eigene Theorie vom Drama, das den Welt- und Menschenzustand in seinem Verhältnis zur 'Idee' darzustellen berufen sei. Ist schon in jedem Drama für Hebbel die Idee die Gottheit als Inbegriff der Sittlichkeit, so 'um so mehr beim "Moloch", der den Einfluß der Gottheit auf die Menschheit darstellt'. Hier aber lag auch der Grund, weshalb Hebbel schließlich mit seinem Plane scheitern mußte; denn der moderne Mensch verlangt im Drama nicht bloß Menschheitssymbole, sondern lebendige, individuelle Gestalten. Diese Forderung mit seinen Idealen zu vereinigen, ist dem Dichter nicht gelungen. Das Problem, das er sich hier stellte, war — ebenso wie es Kleist in seinem 'Robert Guiskard' tat — die Vereinigung des Antiken und Modernen. Und er scheiterte dabei gerade wie Kleist; denn es gelang ihm nicht, 'das Grandiose, Universale, Antike hochzuhalten, weil er immer wieder — vergeblich — versucht, moderne Psychologie damit zu vereinen'.

Ein Hilfsmittel sollte ihm die Musik sein, die alle Gefühle ins Typische erhebt. Es schwebt ihm eine Vereinigung von Oper und Drama, etwa im Wagnerschen Sinne, vor, und in Schumann glaubt er denjenigen gefunden zu haben, der ihm helfen könnte, sein Ideal zu verwirklichen. Der Verfasser zeigt nun, wie Hebbel selbst sich allerhand Gründe vorspiegelte, die ihn an der Fertigstellung des Werkes hinderten, weil er zu stolz war, einzugestehen, 'daß er der Formgestaltung des gewaltigen Stoffes erlegen ist', von dessen Bewältigung er sich den größten Triumph versprach.

Daß der 'Moloch' kein vollendetes Dichtwerk wurde, liegt an der Abstraktheit seines Planes. Um so interessanter für die Psychologie seines Schöpfers ist es, diesen Plan, der nur mangelhaft zur Ausführung kam, aufzurollen. Der Verfasser hat sich dieser dankenswerten Aufgabe unterzogen und gewährt uns so einen Einblick in die tiefsten religionsphilosophischen Spekulationen Hebbels, die — um es mit wenigen Worten anzudeuten — hier darin gipfeln, daß der Gott, den der Mensch selbst schuf, schließlich zu einer ihn bewältigenden Macht wird.

Einen breiteren Raum nimmt sodann auch der Hinweis auf die mannigfachen fremden Anregungen ein, die beim Entstehen der Dichtung mitgewirkt haben. Aber — ich weiß nicht, ob darin eine Absicht liegt — dies Kapitel steht erst am Schlusse der Arbeit. Sollte das kein Zufall sein, so kann hier nur das löbliche Bestreben walten, diese fremden Anregungen nicht — wie es immer noch allzu viele tun — an erste Stelle zu rücken, sondern uns zunächst einmal die Arbeit eines Dichters aus seinem eigenen Geiste verstehen zu lehren. Fremde Anregungen mögen zuweilen gut sein, aber sie können doch höchstens auslösend, niemals aber schaffend wirken.

Im ganzen bietet uns die sehr gründliche und gewissenhafte Arbeit Saedlers sowohl einen dankenswerten Beitrag zur Philosophie und Psychologie Hebbels wie auch einen Einblick in die Werkstatt seines Schaffens.

Charlottenburg. K. Friedemann.

J. W. Nagl, J. Zeidler und E. Castle, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. II. Bd., 1. Abt.: 1750—1848. Wien, Fromme, 1914. XVI, 1117 S.

Wenn irgendein deutscher Stamm eine eigne Darstellung seines geistigen und zumal seines literarischen Lebens verdient, so sind es gewiß die Bewohner der südöstlichen Mark; haben sie doch, in stetem Ringen gegen fremdes Volkstum, ihre ererbten Vorstellungen und Gefühlsgänge, alte Stoffe und angestammte Formen treu und zäh bewahrt und manches Eigene und Neue, aber durchaus Deutsche aus sich heraus entwickelt; wir brauchen hier auf der einen Seite nur an die österreichische Nibelungen- und Dietrichsdichtung, auf der anderen Seite an die reiche Entwicklung des ernsten und heiteren Volksschauspiels und des älplerischen Volksgesangs zu erinnern, deren Einfluß sich auch die hohe Literatur in Österreich nicht hat entziehen können. Spät genug, und doch wieder ein bißchen früh, wenn man den Mangel an Vorarbeiten für ganze wichtige Abschnitte in Betracht zieht, ist der Versuch einer deutsch-österreichischen Literaturgeschichte gewagt worden, und über dem ganzen Unternehmen hat bis heute kein recht günstiger Stern gewaltet. Die große Aufgabe konnte nur durch das Zusammenwirken mehrerer bewältigt werden, die wieder von sehr verschiedenen Arbeitsgebieten herkamen, und deren Neigungen und Wertungen nicht leicht zu vereinigen waren. In dieser Zeitschrift hat Richard Meyer den ersten Band des Werkes eingehend besprochen (Bd. 104, S. 363—66) und bei aller Anerkennung des Geleisteten (besonders der Arbeit von Jakob Zeidler) auch die Mängel nicht verschwiegen, die jenem Hauptbande an-

hafteten. Die Behandlung des 19. Jahrhunderts sollte in dem 'Supplementbande' erfolgen; ein solcher erscheint nun, ein halbes Menschenalter nach dem Hauptbande, führt uns aber nur bis zum Jahre 1848, ohne sich übrigens in allen Teilen streng an diese Grenze zu halten. Die mundartliche Dichtung z. B. ist weit über jenes Jahr hinausgeführt und umfaßt u. a. unsern Rosegger. Das kommt daher, daß die Teilung des 'Supplements' in zwei starke Bände erst allmählich als notwendig erkannt wurde. Zeidlers früher Tod war vielleicht der schwerste Schlag, den das Werk überhaupt erleiden konnte. An seine Stelle trat der um die Erforschung Lenaus und Raimunds so verdiente Eduard Castle, der dem Unternehmen einen ganz bedeutenden Teil seiner Kraft gewidmet, aber doch mehr als Herausgeber denn als Mitarbeiter gewirkt zu haben scheint. Jedenfalls hat er mit Nagl zusammen einen gar weiten Mitarbeiterkreis in Österreich und Ungarn geworben und aus ihren Beiträgen das ganze Werk mosaikartig zusammengesetzt. Mit einiger Mühe kann man aus dem angehängten Mitarbeiterverzeichnis bis auf die einzelnen Zeilen und bis aufs Wort feststellen, wieviel jedem gehört, doch haben die Herausgeber es natürlich nicht an vereinheitlichender Bearbeitung fehlen lassen. Daß trotzdem kein organisches Gewächs zustande kommen konnte, liegt auf der Hand, und wir müssen dankbar sein, daß das Riesenwerk so weit gefördert worden ist und seine Fortsetzung einigermaßen gesichert erscheint. Die Herausgeber sind sich denn auch wohl bewußt, daß, was hier geboten wird, zum großen Teil nur eine erste Skizze ist, eine Art Repertorium für den Forscher, das sehr ausführlich verfährt, wo es zum ersten Male den Weg durchs Dickicht hauen muß, aber desto sparsamer zusammenfaßt, was auf andern Gebieten tüchtige Vorarbeiter bereits geleistet haben. So ist das Werk ein Führer und eine Ergänzung zu dem geworden, was in den letzten Jahrzehnten an Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutsch-österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts beigebracht wurde. Die Verfasser haben also z. B. die Dichtung und vor allem die dramatische Dichtung des Vormärz in aller Breite, so bedeutende Erscheinungen wie Raimund und Nestroy aber und selbst Grillparzer nur mit kurzen, markigen Pinselstrichen dargestellt; sie geben sich der Hoffnung hin, 'in der zweiten Auflage den gewiß anmutigeren umgekehrten Weg gehen zu können, auf Grundlage der durch die erste gewonnenen Tradition, einer kürzeren Behandlung der Vergangenheit eine ausführlichere der Blüte und der Gegenwart folgen zu lassen'.[1] Wir wünschen ihnen von Herzen die Erfüllung dieses Wunsches. Es wird dann ein Werk entstehen, das dem Leser mehr Genuß bereiten wird, als es bei dem vorliegenden Versuche oft genug der Fall ist; der Forscher freilich wird immer wieder zu den wohlgefüllten Vorratskammern des vorliegenden Bandes zurückkehren, zumal das beigefügte Sachregister ihn zum trefflichen Nachschlagewerke macht.

Denn was z. B. (um aus der Unsumme des Geleisteten nur einiges herauszugreifen) Zeidler zur Geschichte des vormärzlichen österreichischen Dramas gibt, überrascht gleichermaßen den Nicht-Spezialisten durch die ungeheure Fülle des Gebotenen wie den Eingeweihten durch die wuchtige Kraft der Zusammenfassung und durch die saubere Scheidung der verschiedenen Richtungen und ihrer mannigfachen Berührung, Kreuzung, gegenseitigen Beeinträchtigung und Förderung. Erst aus dieser Fülle heraus verstehen wir so recht den volkstümlichen Einschlag bei Grillparzer, wie die idealistischen Bestandteile der Zauberposse Raimunds. Aber auch zu Nestroy führt eine sichere Entwicklungslinie von Kurz-Bernardon hinüber, und seine Beziehungen zur Schule des jungen Deutschlands werden in einer eindrucksvollen Charakteristik (zu der Nagl beigesteuert hat) ver-

[1] S. 542.

ständnisvoll erörtert. Daß Zeidler die stofflichen und formalen Beziehungen zum Ordensdrama scharf hervorhebt, versteht sich bei seinen hervorragenden Vorarbeiten von selbst. Ich hätte gewünscht, daß er auch die idealen Zusammenhänge noch kräftiger herausgearbeitet hätte: die eigentümlich weltflüchtige Stimmung, der Preis der Zufriedenheit, die Führung, Beschirmung und Bedrohung der handelnden Personen durch die überweltlichen Mächte, die jeweils wieder an bestimmte, hervorragende 'Eigenschaften' des Menschen sich wenden — das alles erinnert an das mittelalterliche Drama und seine späteren Ausstrahlungen bis hin zum 'Leben ein Traum'.

In dem immerhin erheblichen Abschnitt über Grillparzer gipfelt naturgemäß der ganze Band. Auf ihn weist die Entwicklung der österreichischen Dichtung immer wieder hin, und seine Gestalt ragt bedeutsam in jene Epoche hinein, die der Schlußband des ganzen Werkes zu behandeln haben wird. Dem ganzen Abschnitt sind die Grillparzer-Aufsätze Zeidlers in den Wiener Zeitungen zugute gekommen, deren wesentlicher Inhalt nun zu einem geschlossenen Ganzen abgerundet wird. Zeidler hat ältere Vorarbeiten ausgiebig benutzt, doch hätte der Leser der Literaturgeschichte wenigstens auf die wichtigste Literatur, vor allem auf die Arbeiten August Sauers hingewiesen werden sollen; begnügt man sich doch auch an anderen Stellen des Werkes nicht bloß mit dem Verweis auf Goedeckes 'Grundriß'! Wohltuend berührt übrigens gerade hier die Wärme der Darstellung, und man wird es Zeidler nicht verübeln, daß er an dieser Stelle vorzüglich das Provinzielle, ja das Lokale bei einem Dichter betont, der von sich selber sagen konnte: 'Ich bin kein Deutscher, sondern ein Österreicher, ja ein Niederösterreicher und vor allem ein Wiener'; wir werden darum nicht vergessen, daß der Dichter des 'Goldenen Vließes' und selbst des 'Rudolf von Habsburg' ein Reich beherrscht, das weit über die schwarzgelben Grenzpfähle hinausreicht! Gern sehen wir also das eigentlich Österreichische, ja das Vormärzlich-Österreichische in dem Mann und in dem Dichter betont, ja man möchte eine noch eingehendere, zusammenfassende Erklärung alles dessen wünschen, was in dem Bekenntnis verborgen liegt: 'Die Jugendeindrücke wird man nicht los, meinen eigenen Werken merkt man an, daß ich in der Kindheit mich an den Geister- und Feenmärchen der Leopoldstadt ergötzt habe'; der wichtigste Erläuterungsstoff zu diesem Satze ist ja in der vorangegangenen Geschichte der Volksbühne verborgen. Die literarischen Beziehungen Grillparzers, sein Liebesleben, seine vielfachen Anregungen durch Wien ('eine Großstadt auch zur Zeit der Postkutsche und der Öllampe'), seine Teilnahme an Hormayrs Bestrebungen, seine amtlichen Leiden und politischen Ideale, alles wird knapp gewürdigt; und wenn auch die Darstellung nicht weit über früher Geleistetes hinauskommt, manches Steinchen wird dem Bau doch eingefügt, etwa in den kurzen, aber inhaltvollen Andeutungen über Kathi Fröhlich (S. 687), über die musikalischen Elemente der 'Ahnfrau'-Dichtung (S. 691), oder über die Erlebnisgrundlagen der 'Sappho' (S. 695). Nur ist über die eingehende Würdigung der griechischen Dichterinnengestalt diejenige des Phaon zu kurz gekommen, und in der Analyse des 'Goldenen Vließes' tritt das Psychologische gar zu sehr zurück. Dafür werden die Beziehungen zur Volksbühne kurz gestreift, wie denn ja auch das Volkstümlich-Österreichische in den Geschichtsdramen gelegentlich gewürdigt wird. Aber gerade bei den Griechendramen hätten wir das 'Bodenständige', auf das diese Literaturgeschichte so viel Wert legt, gern schärfer unterstrichen gesehen; nur bei der im übrigen recht äußerlichen Erklärung des Herodramas kommt das Volkstümliche voll zu seinem Rechte.

Es kommt ja auch sonst in unserem Buche nicht zu kurz, ja, J. V. Nagl hat ihm, im Verein mit Nik. Neßler in Innsbruck, J. Schiepeck in Saaz,

H. Wagner in Kloster Neuburg, mit A. Schullerus in Hermannstadt u. a. österreichischen und ungarischen Volksforschern einen weitschichtigen Abschnitt, 'Die Volksdichtung Altösterreichs', eingefügt (S. 97—246), der vielen Lesern besonders willkommen sein wird. Den Anfang machen zwei Sätze über 'Die Fortwirkung des nationalen Erbes' und den 'Zuwachs', den Österreich der Kirche, dem Bürgertum und den 'jüngeren Kultureinrichtungen' verdankt. Hier werden wir manches Fragezeichen zu setzen haben: in religionsgeschichtlicher Hinsicht steht Nagl trotz seiner verdienstvollen Beiträge zur Volkskunde und Mundartforschung nicht auf der Höhe moderner Wissenschaft, und, was den Festkalender angeht, so halten wir uns selbst für eigentlich österreichische Erscheinungen (z. B. hinsichtlich der Perchtentänzer) lieber an das neue, wertvolle Schriftchen von Eugen Fehrle.[1] Ganz in seinem Element ist Nagl, wo er den Reichtum der Volksmundart an Klangwörtern und allerhand Ausdrücken von Sinneswahrnehmungen vor uns ausbreitet (S. 123), aber schwül wird es dem Leser, wenn er aus gewagten linguistischen Prämissen volkspsychologische Schlüsse zieht:

"Indem sich 'Hunger' und 'Dung' (Dünger) ebenso zu '*hug*' und '*tug*' stellen, wie 'jung' zu Jugend. so sehen wir, wie an sich wenig edle Begriffe durch höhere Auffassung geadelt werden. Altes '*hugjan*' heißt 'gedenken', vom Stamme '*tug*' haben wir die Wörter 'Tugend' und 'taugen'. Wie also der 'Dung' als das Taugende, Gedeihliche aufgefaßt wird, so wird jenes nagende Gefühl im Magen, welches unablässig an die Pforte des Bewußtseins klopft, daß man 'immer daran denken muß', 'es nicht vergessen kann', als 'Hunger', d. i. Sorge oder gedenken, bezeichnet."

Übler noch ist es, daß die weiteren Unterabteilungen des Abschnitts aus dem Rahmen des Ganzen herauszufallen scheinen. So wird dem Volkslied ein eignes Kapitel gewidmet, dann aber folgen zwei besondere Abschnitte über die deutsche Volksdichtung in den Sudeten- bzw. in den Karpathenländern, nachdem im Vorangehenden vorzugsweise, aber doch wieder nicht ausschließlich von den Alpenländern die Rede war. Dadurch wird die Darstellung des Volksschauspiels in unliebsamer Weise zerrissen, vom Märchen ist mehrfach und doch nie erschöpfend die Rede, und das spezifisch österreichische wird nicht immer klar hervorgehoben. Es sollte überhaupt schärfer betont werden, daß es sich hier dem Stoff und Hauptmotiv nach um internationales Gut handelt, und daß das Stammheitliche in der Auffassung und Behandlung zu suchen ist. Aber oft genug, z. B. bei der Betrachtung von Kinderreimen, Rätseln usw., verliert die Darstellung sogar den Zusammenhang mit andern deutschen Landschaften aus den Augen, hält sich wohl auch allzu eng an das zufällig aufgezeichnete Material und kann damit leicht falsche Vorstellungen über die Verbreitung einzelner Gebilde erwecken. Der Reim von den drei jungen Frauen im Glockenhaus z. B. findet sich doch wahrlich nicht bloß 'in Vorarlberg' (S. 110)! Bei den Sprachscherzen, besonders den scherzhaften Verdrehungen lateinischer liturgischer Formeln, denen Nagl mit anerkennenswerter Freiheit gegenübertritt, dürfte wohl der gewiegte Mundartforscher hier und da etwas über ihre Herkunft ermitteln können. Übrigens findet sich derartiges, wie das '*Dominus vobiscum*, die Knödel springen am Tisch um', auch in protestantischen Ländern: hierher gehört die ganze Fülle 'küchenlateinischer Rätsel' und die prächtige Rätselgeschichte mit der Spitze '*Lenewententum*' in Wossidlos mecklenburgischer Rätselsammlung (Wismar 1897, Nr. 965, 1000).

Auch dieser Abschnitt bedarf der Neuordnung im Ganzen und einer gründlichen Durcharbeitung in Einzelheiten bei Gelegenheit einer zweiten

[1] 'Deutsche Feste und Volksgebräuche' ('Aus Natur und Geisteswelt' 518); Leipzig, Teubner, 1916.

Auflage. Einstweilen begrüßen wir das ganze Werk mit seiner ungeheuren und überwiegend wertvollen und förderlichen Zufuhr von Material in Wort und Bild, das bisher weit verstreut war. Manches wird zum ersten Male geboten, anderes in neues Licht gerückt, und manches treffende Urteil fällt neben manchem herben Wort, z. B. über Anzengruber. Abschließendes in klassisch-ausgeglichener Form konnten und wollten die Herausgeber wohl auch noch nicht bieten, sonst hätte sich der vorläufige Abschluß noch viel weiter hinausgezogen — vielleicht *ad Kalendas Graecas.* So wollen wir unsere Dankbarkeit für das heute Gebotene in den Wunsch kleiden, daß den verdienten Leitern des Unternehmens angesichts der Schwierigkeit des Ganzen der Mut nicht sinke und sie uns so bald als möglich mit dem wirklichen Schlußband des Werkes erfreuen mögen, um dann an die notwendige Umschmelzung der früheren Teile zu gehen.

Posen. Robert Petsch.

Paul Gonser, Das ags. Prosa-Leben des hl. Guthlac. Mit Einleitung, Anmerkungen und Miniaturen herausgegeben (Angl. Forschungen 27, hg. von J. Hoops). Heidelberg, Winter, 1909. VII, 200 S.

Das ags. Guthlac-Leben in Prosa, das uns vollständig in einer Londoner Hs. (Cotton. Vespasian D XXI) und fragmentarisch in dem bekannten Vercelli-Kodex überliefert ist, bietet deshalb mehr Interesse als die Masse der anderen ags. Übersetzungen lateinischer kirchlicher Schriften, weil der unbekannte Übersetzer mit seinem Original, der 'Vita S. Guthlaci' eines gewissen Felix, freier verfuhr als die meisten ags. Prosaübersetzer. Abgesehen von einigen Kürzungen war er entweder aus bewußter oder unbewußter Erkenntnis des ags. Sprachgeistes oder aus Mangel an Sprachgewandtheit gezwungen, das schwülstige Latein der Vorlage, das von Umschreibungen, Schachtelsätzen und rhetorischen Figuren strotzt, zu vereinfachen. G. widmet mit Recht der dankbarsten Frage, der Übersetzungstechnik des Angelsachsen, das längste, 6. Kapitel seiner Einleitung, worin er durch übersichtliche und gut eingeteilte Darlegung der einzelnen Erscheinungen uns einen deutlichen Einblick in die Werkstatt des Übersetzers bietet.

Inhaltlich ist die Legende vor allem eine Geschichte der zahlreichen siegreichen Kämpfe des heiligen Einsiedlers mit dem Teufel. Unsere Legende scheint dadurch, daß alle Teufelserscheinungen als tatsächliche Ereignisse aufgefaßt und geschildert werden und nicht als Visionen wie sonst, eine gewisse Sonderstellung einzunehmen. Eine Untersuchung des verwandtschaftlichen Verhältnisses aller ähnlichen Legenden wäre für einen Forscher in mittelalterlicher Kirchenliteratur eine dankenswerte Aufgabe. G. muß sich im Rahmen einer Einleitung zu einer Textausgabe selbstverständlich auf einige orientierende Bemerkungen beschränken, bloß dem nahen Verhältnis zu Bedas Cuthbert-Legende widmet er mehr Raum.

Auch der Linguist, der da und dort, besonders in der Vercelli-Hs., anglische Formen in der sonst ws. Sprache findet, wird G.s genauen Abdruck verwerten können.

Die bisherige einzige Ausgabe des Prosa-Guthlac von Goodwin aus dem Jahre 1848 ist längst im Buchhandel nicht mehr erhältlich und auch bloß auf wenigen Bibliotheken zugänglich. Außerdem hat Goodwin nach damaliger Gepflogenheit die Schreibung des Textes im Sinne des streng-ws. normalisiert, auch hat er die Vercelli-Hs., die G. entweder in den Varianten oder, wo die Abweichungen größer sind, im Paralleldruck mit veröffentlicht, nicht benutzt. Für die Beigabe des Textes des lateinischen Originals und

der Guthlac-Minaturen aus der Harley Roll Y 6 (Entwürfen für Glasfenster) kann man nur dankbar sein.

Im Felde. Karl Brunner.

Eugen Einenkel, Geschichte der englischen Sprache, II. Historische Syntax. (Grundriß der germanischen Philologie, hg. von H. Paul; 3. verb. und erw. Aufl.) Straßburg, Trübner, 1916. XVIII, 222 S.

Die dritte Auflage der 'Historischen Syntax', die Einenkel nach einem Zeitraum von dreizehn Jahren seiner zweiten folgen läßt, ist in buchstäblichem Sinne 'verbessert und erweitert'. Damals wurden uns im Grundriß 80 Seiten geboten, denen jetzt beinahe 200 gegenüberstehen. Einenkel hat unterdessen sein Belegmaterial beträchtlich vergrößert, die Literaturangaben bis 1915 sorgfältig gebucht — gerade hier würde es schwerfallen, ihm Lücken nachzuweisen — und hat vor allen Dingen die Ergebnisse neuer eigener Forschung hinzufügen können. Sein 'Indefinitum' ('Anglia' 26 und 27) und seine 'Geschichte' und 'Entwicklung' des englischen Gerundiums ('Anglia' 37 und 38) sind zwei reiche Vorratskammern, aus denen der Verfasser Stoff zur Ergänzung und Erweiterung geholt hat. Dem höchst wichtigen Kapitel des Gerundiums bzw. des Infinitivs möchte ich nachher einen besonderen Abschnitt widmen. Das 'Indefinitum' — und ich denke hier nicht nur an das, was in die 'historische Syntax' übergegangen ist, sondern auch an die ganze ursprüngliche Sonderarbeit — zeigt uns, wo des Verfassers Können liegt, in der Analyse, in der Kleinarbeit, und in dem Sichversenken in die zahllosen, durch mühsames Sammeln erst zugänglich gemachten sprachlichen Einzelerscheinungen, in jener Forschung, deren Meister Adolf Tobler war, dessen 'Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik', in denen Scharfsinn und Gemütlichkeit einander die Hand reichen, auch dem Anglisten genußreiche Stunden verschaffen. Ich will Einenkel Scharfsinn nicht absprechen, bedaure aber nur, daß ihm die Gabe, seine Forschung genießbar zu machen, ganz und gar versagt ist. In der 'Syntax' gibt er uns eine gedrängte, aber nur mit der größten Mühe zu übersehende Darstellung oder vielmehr Zusammenstellung von unendlich vielen Einzelheiten. In der Sonderarbeit versucht er, nach Toblers Art zu entwickeln, setzt aber an Stelle der gewinnenden Gemütlichkeit eine zur Ungeduld reizende Umständlichkeit. Ein schlagendes Beispiel ist ('Anglia' 27) die Erklärung der me. Formel *alles cunnes fisches*, die von S. 22 bis S. 31 sich hinwälzt, wobei ich gar nicht leugnen will, daß es sich um sprachlich interessante Erscheinungen handelt. Einenkel macht auf die häufige Schreibweise *alle skynnes* aufmerksam, die er als erstarrte, in ihrem Aufbau nicht mehr verstandene Formel nach Art von *for the nones* erkennt und auf das Skandinävische (*alls kyns*) zurückführt. Wie hübsch hätte das Jespersen entwickelt! Auf die ernsthaften Darstellungsfehler, die der Brauchbarkeit und sogar der Würdigung der Einenkelschen Syntax großen Eintrag tun, werde ich noch einmal zurückkommen. Die in Einenkels Arbeit über das Indefinitum aufgeworfene Frage über die Entstehung von *a good one* hat zu einem interessanten Meinungsaustausch zwischen dem Verfasser und Luick geführt, der, wie aus den (S. 68 der Syntax) zögernden Äußerungen wohl zu schließen ist, den ersteren veranlaßt hat, seine ursprüngliche Erklärung ('Anglia' 26, 495 u. ff.) teilweise aufzugeben. Einenkel dachte sich die Entwicklung folgendermaßen: *ān þe betsta* > c. 1200 *þe beste an* (man ahnt irrtümlich einen partitiven Genitiv, den man der Regel gemäß vor sein Regens stellt) > *þe beste* (als Nominativ gefaßt) *an* > *god an* (Übergang vom Superlativ zum Positiv und deshalb Fall des Ar-

tikels) > c. 1300 *a good one.* Ich glaube mit Jespersen (M. E. G. II, 245 u. ff.), der die Frage noch einmal behandelt und den E. zu erwähnen unterlassen hat, daß die *ān sc betsta*-Theorie nicht viel für sich hat. Jespersens Erklärung des *one* als *Prop-word* verdient volle Beachtung. Wie befruchtend dieses *one* im Ne. gewirkt hat, geht aus seinen erschöpfend erscheinenden Darlegungen, die das ganze Kapitel X (*The Prop-word One,* S. 245 bis 271) ausfüllen, hervor. Und doch erhalten wir auch hier nicht auf alle Fragen eine befriedigende Antwort. Die eigenartig klingenden, noch in der heutigen Literatursprache auftretenden Sätze mit *as* + *one* + Part. Prät. oder adverbialer Ausdruck (*Now was I as one bound* oder *I may have walked as one in a trance,* wobei später auch ein *like* neben dem *as* vorkommt, *She lay like one dead,* alle Beispiele bei Jespersen 250—251) verlangen eine Erklärung. Einenkel erwähnt die Erscheinung S. 145 unter der allgemeineren *one* + *Adjektiv* (oft in der Funktion eines verkürzten Relativsatzes, *oon badde* Ch. — *To one sore sick*) und gibt ein Beispiel ne. *he behaved like one frantic,* an dessen Stelle die Einführung eines Falles mit dem noch erhaltenen typischen archaischen *as* empfehlenswerter gewesen wäre. In 'Anglia' 26, 486 führt er derartige Konstruktionen auf die Nachahmung des Lateinischen zurück und verweist auf *quidam,* das aber für die *as*-Fälle nicht in Betracht fallen kann. Diese *as*+*one*-Sätze werden in der Renaissancezeit besonders häufig, und diese Tatsache weist uns allerdings auf das Lateinische hin, dessen *tamquam, qualis, sicut, velut* mit seinen zahllosen Wendungen immer durch *as* wiedergegeben wurde und zu englischen Formeln geführt hat, die zunächst fremdartig geklungen haben mögen, schließlich aber in der geschriebenen Sprache Fuß fassen konnten. Wie wörtlich man aus dem Lateinischen übersetzte, mögen folgende Beispiele zeigen:

Joh. 19, 39: *ferens mixturam . . . quasi librum centum* > Wycliff *berynge a medelynge . . . as an hundride pounde* (die *Authorized Version* hat dieses unmögliche *as* durch *about* ersetzt). Ex. 19, 18: *Et ascenderet fumus ex eo quasi de fornace* > Wycl. *and the smoke steyde up of it as of a furnace.* Caxtons 'Golden Legend' und nachher Tindale führen die *as*[*if*]-Konstruktion ein (*as it had been from a f.* und *as it had been the smoke of a kiln*). Die A. V. wiederholt *smoke.* Joh. 2, 15: *et cum fecisset quasi flagellis de funiculis* > Wycl. *and whanne he hadde made of smale coordis as a scourge* (die A. V. ändert). Acta 2, 2: *sonus tamquam advenientis spiritus vehementis* > A. V. *a sound from heaven as of a rushing mighty wind.* Acta 2, 3: *dispertitae linguae tamquam ignis* > A. V. *cloven tongues like as of fire.* 1. Kor. 3, 1: *Non potui vobis loqui quasi spiritualibus, sed quasi carnalibus, tamquam parvulis in Christo* > A. V. *And I, brethren, could not speak unto you as unto spiritual, but as unto carnal, even as unto babes in Christ.* 1. Petr. 4, 11: *Si quis ministrat tamquam ex virtute quam administrat Deus* > A. V. *If any man minister let him do it as of the ability which God giveth.* Unserer Wendung näher kommen wir in 1. Kor. 9, 20: *factus sum Judaeis tamquam Judaeus* > A. V. *and unto the Jews I became as a Jew.* Es wird uns klar, daß die mod. engl. Erhaltung des *as* in den Sätzen, von denen wir ausgingen, dem Bibelenglisch zu verdanken ist. Ein *one* ist nicht nötig, solange ein fertiges Substantiv zum Vergleich herangezogen wird (*as a Jew* oder Luk. 21, 35: *tamquam laqueus* > *as a thief*). Wie soll aber übersetzt werden, wenn dem *tamquam* oder *quasi* ein Part. Präs. oder Prät. folgt? Hier ist *one* der einzige Ausweg. Im Plural allerdings kann er nicht helfen. Hier tritt die Umschreibung ein: Matth. 28, 4: *et facti sunt velut mortui* > A. V. *and became as dead men.* Der Satz in den Singular gesetzt *et factus est velut mortuus* wird zu *and became as one dead,* wie es Ex. 12, 30 *in qua non iaceret mortuus* heißt *where there was not one dead.* Das *one* wurde bei der Übersetzung des Part. Präs. herangezogen, um dessen Koordination mit einem durch *et* ver-

bundenen vorausgehenden Substantiv vollkommen zu machen: Acta 10, 22, *Cornelius centurio, vir justus et timens Deum* > A. V. *Cornelius the centurion, a just man and one that feareth God.* Setzte man ein bloßes *and fearing God,* so kam die Koordination zu *man* und die Apposition zu Cornelius nicht deutlich genug zum Ausdruck, die Phrase konnte sogar zum folgenden gezogen werden. Wie Einenkels Beispiele ('Anglia' 26, 483—4) zeigen, hat man derartige Konstruktionen bis auf heute geduldet. Nach alledem dürfte es aber klar sein, daß die besprochenen Formeln aus der englischen Übersetzungsgewohnheit aus dem Lateinischen entstanden sind (*quasi non videns* > *as one not seeing, quasi nescius* > *as one not knowing*).

Dieses *as* zieht auch sonst noch gewisse Wortarten zu sich heran oder greift in den Bau des ihm folgenden Satzes ein. Es sei zunächst an die Unterdrückung des pronominalen neutralen Subjekts erinnert, die E. auf S. 131 erwähnt (mod. engl. *as was usual.* Dann auch in Sätzen, wie *as may be seen* ... usw., die E. hätte anführen können). Ich glaube, daß wir es hier mit Überbleibseln und Neubildungen nach Mustern der Kanzleisprache, die wiederum dem Lateinischen nachgebildet sind, zu tun haben. Das Verb *appear* erscheint von *as* besonders gerne angezogen worden zu sein. Eine alte Formel des engl. Kanzleilateins war: *sicut per duas billas ... apparet* (1317, s. meine 'Beiträge zur Sprache des Handels in England im 16. und 17. Jahrhundert', 'Engl. Studien' 42, wo auf S. 338 diese Formel erklärt und belegt wird). Daraus ist bekanntlich durch Ellipse das ne. *as per* [*invoice* oder *bill* usw.], früher auch *as by* [*his boke* 1569] geworden. Diese lateinische Kanzleiformel hat im Mittelalter natürlich auch ihre anglofranzösische Entsprechung: 'Rotuli Parliamentorum' Bd. II, S. 221 a 61, Jahr 1347: *come piert par Record en l'Escheqer,* wo wir in der Tat schon die Unterdrückung des Subjekts finden. Im Englischen würde die obige Formel vollständig übersetzt lauten: *as by his boke appeareth,* die ich in der Buchhaltung des 16. Jahrhunderts nicht belegen, aber in der Umschreibung mit *may* als vollwertigen Ersatz bieten kann: 1560, Let. in Hakluyt Voy. (Ausg. 1599) I, 308 *as by the Invoices herewith inclosed may appear* (N E D unter *Invoice*). Im 16. Jahrhundert dringt die *as appears*-Formel auch in die Schriftsprache ein. Man vergleiche Th. More, 'Descr. of Rich. III', Tauchnitz 500, S. 118: *as by their wordes appeared.* Von *appear* übertrug sie sich auch auf andere Verben. Das Ganze ist ein leises Echo der häßlichen, auf Kürze ausgehenden Kanzleisprache, die der Anglist bis jetzt zu sehr vernachlässigt hat. — An derselben Stelle S. 131 gibt E. das Beispiel *Such news ... as grieves me to report.* Hier sei das Subjekt eines unpersönlichen Verbums unterdrückt worden. Das Beispiel leitet aber doch schon über zu den Fällen, wo nach *such ... as* das Subjekt oder Objekt des folgenden Satzes nicht wiederholt wird, wenn es mit dem im Vordersatz durch *such* markierten Subjekt übereinstimmt bzw. von ihm abhängt: *Such as lyked better them than him* (More, ebd. 126) oder *Such*+Subst. *as* usw. Diese wichtige Erscheinung hat E. weder erwähnt noch erklärt. Wie sie entstanden ist, ist zurzeit noch nicht klar.[1]

Da wir von *as* gesprochen haben, sei auf die ne. Formel *as who should say* aufmerksam gemacht, die E. (S. 42) neben das nfrz. *comme qui dirait* stellt. Ihre me. Vorläuferin war *as hwa se scie* > *as who say,* die E. von einem nicht belegten afzr. **comme qui die* (mit Konjunktiv) ableitet. Der

[1] Eine ähnliche Frage hat Caro ('Neuere Sprachen' XXV [1917], S. 175 bis 176) angeschnitten, wo er auf die in Toblers 'Beiträgen' I, S. 14 f. erwähnte französische Parallele *Qui vous rend si hardi que de m'interroger* aufmerksam macht. Viëtor druckt dazu ab, was im N E D unter *so* B VI (in Bd. IX, 346) über *so ... as* steht. Erklärt ist die Sache auch dadurch noch nicht.

Konjunktiv der me. Formel weicht schon früh einem Indikativ (*as who sayth*) und findet sich nach E. nur bis ins 15. Jahrhundert hinein. Ich bin in der Lage, ein Beispiel aus dem 16. Jahrhundert zu geben: Th. More (ebd. 120): *as who say.*

Einenkel hat schon in seiner frühesten Arbeit, 'Streifzüge durch die me. Syntax' (Münster 1887), großes Gewicht auf den Einfluß der afrz. auf die me. Syntax gelegt. Er hat mit dieser Behauptung nicht bei allen Fachgenossen Anklang gefunden. Die vorliegende Syntax betont den Einfluß noch mehr, und das Vorwort gibt zu verstehen, daß, je weiter die sorgfältige Forschung fortschreite, die Tatsache dieser Beeinflussung immer deutlicher in die Erscheinung treten müsse. Ich bin der Meinung, daß man so viel wie möglich die Entwicklung der ne. Syntax aus den der Sprache innewohnenden Kräften zu erklären versuchen sollte, daß aber grundsätzlich gegen die Möglichkeit gegenseitiger syntaktischer Beeinflussung bei zwei so eng nebeneinander lebenden Sprachen wie das Französische und das Englische nichts einzuwenden ist, und möchte auf das hinweisen, was der gewissenhafte Sprachforscher Brunot in seiner *Histoire de la langue française* über den Einfluß der französischen Syntax auf die niederländische zu sagen hat. In vielen Fällen sind Einenkels Bindestriche durchaus überzeugend. Ich erwähne nur einige wenige: *Please it your lordship* u. ä. < *vous plaise sçavoir* (42); *al be it that* < *tout soit-il que* (45), während das ne. *although* nach E. aus einer Mischung zweier Konstruktionen entstanden wäre: 1) *þeah* ... und 2) *al* [*had he nought a schert,* Ch] < afrz. *tout soit-il mort,* wobei die Ableitung aus dem vereinzelten Beowulfbeleg *þeah ic al mæȝe* abgelehnt, der nur als Vertreter des enklitischen *þeah al* gelten gelassen wird (43—45). Ferner *a frend of his* < *uns amis des siens*; *for ever more* < *por ja mais* und der eigenartige Fall von *the other day* (= neulich) < *l'autre jour,* während das homonyme me. *þat oþer day* < ae. *odre dæȝe* = am zweiten Tage geschwunden ist ('Anglia' 26, 526).

Vorsicht ist natürlich oft geboten; denn es kommt vor, daß das Me. eine syntaktische Erscheinung früher aufweist als das Afrz. Ich nenne die interessanten Beziehungsakkusative nach intransitiven Verben der Bewegung, die mit *ben* das Perfektum bilden: *þe sun is past the merke of mydday*; *þe folk were fled þe toun.* Hier könnte ein entsprechender interessanter Beleg aus Froissart, den sonst E. so ausgiebig zitiert, angebracht werden (V. 40 *et li compaignon qui passé estoient le mer*). Aber, wenn wir bei E. 29 den frühen Beleg aus 'Ancr. Riwle' *ȝe beoð ivlowen þene world* sehen, dann zweifeln wir doch, ob wir an das Französische denken dürfen.

Wohl der verdienstvollste Teil des ganzen Buches ist der Abschnitt über Gerundium und Infinitiv, den wir etwas näher betrachten wollen:

In der Entwicklung des ne. Verbalsubstantivs und Gerundiums auf *-ing* und des durativen Partizipiums Präsentis weist Einenkel dem Einfluß des Französischen eine ganz gewaltige Rolle zu. Wie das alte Part. Präs. durch das neue auf *-ing* verdrängt worden ist, kann er nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung noch nicht befriedigend erklären. Er will aber zeigen, wie einerseits das schon im Ae. vorhandene Verbalsubstantiv durch die vom Romanischen her angeregte Gerundialentwicklung noch verbaler wird und wie neue, dem Ae. unbekannte Formeln wie *par la paiz fesant* dem Me. aufgezwungen werden. Also die heimische Formel *ic wæs on huntunȝe* konnte wohl zu einem me. *heo weren a twenȝuge* und zu dem ne. *the house is a building* (Slang) bzw. *the house is building* führen. Wenn wir aber vom 15. Jahrhundert an Adverbialien, z. B. Objekte, beim Verbalsubstantiv finden (*And erly sette on werkyng hem the wringe*), so verspüren wir hier schon den Einfluß der neuen, durch das Romanische angeregten Gerundialformeln: Präposition + Objekt + *-unge.* Diese Formeln lassen sich nach

Einenkel nicht aus dem Ae. ableiten. *Wyþ-oute chapfare makiinde* (Ay.) mit vorangehendem Objekt ist dem erwähnten rom. *par la paiz faisant* nachgebildet, wobei allerdings später das Objekt nachgesetzt wird *in schakyng the pyler* (Ch.), dies zu gleicher Zeit ein Beispiel für die Ende des 13. Jahrhunderts erfolgte Aufnahme der so beliebten romanischen Formel *en*+Gerund, dem die gleichfalls beliebte Wendung *in þine libbinde* aus frz. *en ton vivant* zur Seite gestellt werden kann. Die Erinnerung an ae. Formeln wie *æfter drihtnes þrowunȝe* wirkt aber weiter; denn das Objekt wird auch jetzt noch gerne als analytischer Genitiv nachgestellt: *wythout makyn of present*. Einenkel bringt nicht nur hier, sondern auch vor allem in 'Anglia' 38, 1 u. ff., wo er das englische Gerundium näher behandelt, ein umfängliches Belegmaterial. Er kennt die ae. Beispiele, die auf einheimische, nicht durch das Romanische angeregte Entwicklung schließen lassen könnten, genau und weist sie als vereinzelte, plumpe, papierne Nachbildungen des Lateinischen zurück. Er hat besonders deutlich in seiner Antwort auf G. O. Curmes Aufsatz *The Gerund in Old English and German* ('Anglia' 38, 491 u. ff.) gesprochen, wo Curme auf Wendungen im Vespasianischen Psalter *in haldinge word din* < *in custodiendo sermones tuos*; *in gemoetinge folc in annesse* < *in conveniendo populos in unnum* und auf die Bedeutung von zusammengesetzten Wörtern wie *gódspell-bodunge* aufmerksam macht. Es handelt sich hier gewiß um unnatürliche Nachbildungen nach dem Lateinischen, aus denen wir nicht allzu weitgehende Schlüsse ziehen dürfen. Immerhin würde es sich empfehlen, das einschlägige Material einmal zusammenzutragen und es dann genau unter die Lupe zu nehmen. Nicht nur die Glossen, sondern alle, besonders spätere ae. Literaturwerke, deren lateinische Vorlagen uns bekannt sind, sollten herangezogen werden. Ungeschickte, aber doch nicht glossenmäßige Übersetzungen wie die in Bodl. 865 enthaltene Übertragung der *Capitula Theodulfi*,[1] die man mit der glatten natürlichen Version, die Thorpe als *Ecclesiastical Institutes* in seinen *Ancient Laws* veröffentlicht hat, vergleichen könnte, wären hier besonders wertvoll. Erst wenn diese Durchforschung unternommen wäre, könnten wir uns ein abschließendes Urteil bilden; denn Curmes Belege liegen in der Tat verdächtig früh.

Größere Bedeutung lege ich aber den von Curme besprochenen ae. Kompositis auf *-unȝ* bei. Wenn das Verbalsubstantiv auf *-unȝ, inȝ* in irgendeiner Stellung verbaler werden konnte — und verbaler werden mußte es, wenn es dem Part. Präs. auf *-nde, -inde* seine Endung anfärben wollte — so war es gerade hier bei diesen zusammengesetzten Formen der Fall. Es scheint auch, daß man im Ae. immer wieder versucht hat, lateinische Gerundialsätze durch das Verbalsubstantiv auf *-unȝ* mit vorangestelltem Nomen als erstem Kompositionsglied wiederzugeben, weil man das Gefühl hatte, daß hier etwas innerlich Verwandtes vorliege. Der Schreiber des ae. Ordo (vor 1050 entstanden), den ich 'Bibl. der ags. Prosa' IX, S. 228 bis 231 veröffentlicht habe, drückt das *ad fontem benedicendum* (S. 230, 7—8) nicht etwa aus Ungeschicklichkeit, sondern ganz gefühlsmäßig durch ein *to dam fant halȝunȝe* (231, 3) aus. Man beachte, wie schlimm es schon bei diesem Menschen um das Empfinden des grammatischen Geschlechts steht. Er faßt *halȝunȝ* als männlich auf und schreibt denn auch auf der nächsten Zeile folgerichtig *se fant halȝunȝ*, wie er sich vorher 228, 4 auch ein *to þam endunȝa* geleistet hat. Der Akkusativ wäre für ihn *þone fanthalȝunȝe*. Mit dem Verfall der grammatischen Geschlechtsempfindung, dem natürlich der Flexionsverfall zur Seite geht, treten syntaktische Verschie-

[1] Aus der ich nur deshalb nicht zitieren kann, weil ich mich darauf verließ, daß der verstorbene Napier das Stück herausgeben würde und mir deshalb keine Abschrift besorgte.

bungen ein. Das *þone* des letzterwähnten Beispiels kann sich jetzt mit *fant* verbinden, und das *halȝunȝe* muß beziehungslos nachhinken, wenn es nicht eine neue verbale Funktion annimmt (das alte richtige *þa* schuf zwischen sich und *fant* eine trennende Wand). In dem *to dam fant halȝunȝe* ist beim Aufkommen der falschen Verbindung *to dam fant* die Gefahr, daß *halȝunȝe* der Beziehungslosigkeit verfällt, auch vorhanden. Es beginnen jetzt jene Beziehungsverschiebungen, die in der späteren englischen Syntax eine so große Rolle spielen. Wie leicht verwandelt sich unter diesen neuen Verhältnissen 'die Taufsteinweihung' in 'das Taufsteinweihen', wobei ich in einem deutschen Leser das Gefühl der Verschwommenheit, das die Artikelgleichheit hervorrufen müßte, nicht erwecken kann! Die Betonungsverschiebung ergab sich wie bei allen syntaktischen Verschiebungen dann von selber. Hatte so das Verbalsubstantiv schon in seiner heimischen Entwicklung seine innere Natur erweitert, so konnte es sich nachher französischen Formen nur um so leichter anschmiegen.

Daß französische Gerundialwendungen auf das Englische einen großen Einfluß ausgeübt haben, steht außer Zweifel. Im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts faßt die fremdartigste, aber vom Englischen ausgiebig benutzte Gerundialformel 'Präposition+Subjekt+Gerundium' Boden (z. B. *uppon the chef baron comyng*). Einenkel leitet sie aus der afrz. Formel *ainz le soleil colchant* ab,[1] wobei das Me. über das Afrz. hinausging und die nur Zeitverhältnisse beschreibenden Formeln (*after the sunne goyng down*) auf allgemeine, beliebige Verhältnisse ausdehnte. Im Afrz. bestanden folgende Möglichkeitsgrenzen: 1) Subjekt mit Gerundium ausschließlich für Zeitverhältnisse (*ainz le soleil colchant*), 2) Subjekt mit Infinitiv für Zeitverhältnisse (*ainz la tierce passer*) und für allgemeine Verhältnisse (*sans vous monstier cheïr*, ohne daß eure Kirche einfiel). Der beobachtende Nachahmer kommt jetzt zum Schluß, daß Gerundium und Infinitiv gleichwertig sind — tatsächlich sind sie es bei Zeitverhältnissen — und jederzeit miteinander vertauscht werden können. Er wendet deshalb Subjekt+Gerundium auch auf allgemeine Verhältnisse an.[2]

---

[1] Dies hat er 'Anglia' 38, 39—40 näher ausgeführt.

[2] Einenkel führt ('Anglia' 38, 38 u. 39) für seine Behauptung, daß die beiden Formeln, die mit dem Gerund und die mit dem Infinitiv, in einem eigenartigen wechselseitigen Verhältnis zueinander stehen, Meyer-Lübkes Worte in seiner 'Grammatik der romanischen Sprachen' III, 546 an, daß Formeln mit dem Infinitiv und Präposition und Subjekt im Afrz. 'keine direkten Vorbilder haben, sondern, zum Teil wenigstens, an Stelle von Gerundialkonstruktionen getreten sind'. Herr Geheimrat Meyer-Lübke hat die Freundlichkeit gehabt, mir mitzuteilen, wie er das aufgefaßt hatte: 'Die Konstruktion ist nicht lateinisch, hat aber doch das Subjekt nicht im Nominativ, wie man vom romanischen Standpunkt aus erwarten sollte, sondern im Akkusativ, also muß sie an den lateinischen Infinitiv mit Akkusativ anknüpfen oder an eine Konstruktion, die das Subjekt aus irgendwelchen Gründen im Akkusativ hat. Jenes ist ausgeschlossen, dieses liegt in *après midi sonant* vor, und da nun ein lateinisches *in custodiendo* mit *en garder* (S. 544) wiedergegeben wird, so gab sich die Annahme vom Ersatz der Gerundialkonstruktion durch den Infinitiv.' M.-L. hat aber heute seine Bedenken gegen diese Erklärung und fährt weiter: 'Aber während dort das Subjekt stets vorangeht, ist hier die Stellung frei, sodann haben die besonders häufigen *pour*-Sätze beim Gerund keine Entsprechung, endlich treten die Verbindungen erst zu einer Zeit auf, wo der Unterschied zwischen Subjektiv und Oblikus stark verwischt ist (sieht man von *je* und *tu* ab); wo jener mehr und mehr nur in überlieferten Formeln erscheint, bei Neubildungen aber nicht mehr auftritt. Ich gebe also meine Erklä-

Die weite Verwendung, die das substantivische Gerundium im Englischen nach Vorgang des Romanischen erfahren hat, hat nach Einenkel teilweise ihren Grund in dem in seiner Ausdehnung begrenzten präpositionalen Infinitiv mit *to*. Das *to* war so eng mit dem Infinitiv verwachsen, daß der reine Infinitiv zu schwinden begann. Diesem präpositionalen englischen Infinitiv konnte man keine Präpositionen voranstellen. Wollte man die Doppelpräposition vermeiden, so mußte man zu einem Ersatz, dem präpositionslosen Gerundium, greifen. Die Doppelpräposition vor dem Infinitiv drang aber gelegentlich doch durch, nämlich bei *for*. Schon früh verwendet sie das Ae. — den ersten Beleg bringt die Sachsenchronik aus dem Jahre 1127 — in der englischen (Inf.+Obj.) und in der romanischen Stellung (Obj.+Inf.): *for to hauene sibbe* und *for helpe to hauene*. Die romanische Stellung wird schwächlich immer noch nachgeahmt bis ins 15. Jahrhundert, sie kann neben der schon früh eingebürgerten englischen Stellung nicht recht aufkommen. Der *for-to*-Infinitiv ist nach Einenkel deutliche Nachahmung der romanischen *pour*-Sätze (*pur les brebiz guarder*), wobei er die weniger häufigen afrz. Wendungen, wo das *por* auf das *a* stößt wie das *for* auf das *to*, hätte erwähnen können: *por a perdre les membres* Aiol. 8780, *por a vous acorder* Huon 2313, *por a perdre les têtes* Amis 2575. Auch das geläufige deutsche *um zu* kommt bei Einenkel in den Verdacht der Entlehnung aus dem Romanischen ('Anglia' 38, 24[1]).

Im Afrz. war die Möglichkeit gegeben, den undeutlichen *pour*-Infinitivsätzen ein Subjekt im Obliquus zuzugesellen: *Lors por revenir sa color* (neuere Stellung: Inf.+Nomen), *por tote ire remaneir* (ältere Stellung analogisch nach: Objekt+Infinitiv; vgl. Meyer-Lübke, 'Gram.' III, 546). Die Subjektbezeichnung im Infinitiv beschränkt sich im Afrz. nicht auf die *por*-Sätze. Sie war auch weit verbreitet im Italienischen, wo sie heute noch möglich ist: *per non esservi egli presente*, und ist besonderes Eigengut der westromanischen Sprachen: *en vivir tú é haber yo tu amor haberé solaz* (bei Diez III, 251). Auch das Griechische kannte sie: *τὸ θνήσκειν τινά* oder *διὰ τὸ ἐκεῖνον μὴ παρεῖναι*, wo, wie im Afrz. im Gegensatz zu den anderen romanischen Sprachen, der Obliquus und nicht der Rectus steht. Die afrz. Subjektinfinitivsätze sind immer finalisch und gehen deutlich verfolgbar in me. finalische Subjektinfinitivsätze über: *stateli mansiouns, for lordis and ladies ther yn to reste* (Pecock, Repr.). Ist nun einmal das *for* in den finalen Infinitivsätzen fest eingebürgert, so überträgt es sich leicht auf jene stattliche Reihe von präpositionslosen, daher äußerlich beziehungslosen Subjektinfinitivsätzen, wie beispielsweise: *Hit is not good to be a man aloone* (Ch.) > *yt is no maistrye for a lord to dampne a man withoute answere* (Ch.). Es überträgt sich auch auf die präpositions- und beziehungslosen finalen Subjektinfinitivsätze, wie z. B. *even dolven londe, plantes in to stonde* Pall., die schon im Ae. vorkommen und nicht, wie Einenkel S. 19 vermutet, den ersten unvollkommenen Versuch, die rom. *pur*-Subjektinfinitivsätze nachzuahmen, darstellen. Dies möchte ich jetzt zeigen und die von Einenkel S. 24, 8 nicht sehr deutlich hergestellte Verbindung

---

rung preis und sehe lediglich eine Übertragung der Fälle, in denen das Subjekt des Infinitivs zu dem Hauptverbum in einer syntaktischen Beziehung steht,* auf diejenigen, wo dies nicht der Fall ist, eine Übertragung, die dem logisch Konstruierenden anstößig erscheinen mag, daher das heutige Ital. und Frz., deren Syntax stark verschulmeistert ist, nichts mehr davon wissen.' — Einenkels erwähnte Theorie kann sich also in Zukunft nicht mehr an die aus M.-L.s Grammatik angeführten Worte anlehnen.

---

* D. h. wie heute im Neufrz. und Deutschen, wo dieses Subjekt mit dem Subjekt des Verb. fin. oder dessen Objekt übereinstimmt.

der ae. Subjektinfinitiv+Dativ *commodi*-Konstruktion mit den me. Subjektinfinitiven straffer gestalten.

Das in den späteren Entwicklungsstadien des Englischen sich so stark geltend machende Bedürfnis, auch im Infinitiv zwischen Aktiv und Passiv zu scheiden, geht bis ins Altenglische zurück. Man setzte a), wenn die Deutlichkeit nicht darunter litt, den subjektlosen Infinitiv, b) den Dativ der leidenden Person und allmählich auch c) den Dativ der handelnden Person. Man beachte, daß die lateinischen Vorlagen hier meistens das Gerundium aufweisen. Also: a) *et ipsi dies ... equali religione colendi sunt* > *Ond ealle þa daȝas þære eastor wican synt mid ȝelicere eawfæstnysse to beȝanȝenne*, Theodulf CXLI — b) *Admonendus est populus* > *eac þæm folce ist o secȝanne*, ebd. XLIV, oder *eac eow is to warnienne*, Aßmann, 'Hom.' S. 139 oder S. 142, 119 — c) *et sobrie et caste vivendum* > *and syferlice and clænlice* [*is*] *us to libenne*, Theodulf XL, oder *us is on ælcne sæl ȝeornlice to smeaȝenne and to hyeȝenne, hu* usw. Den finalen Subjektinfinitiven des Me. nähern wir uns in folgenden Sätzen, die zu syntaktischen Verschiebungen reizen mußten: *septem synaxes constituerunt cauendas* > *Seofan tidsanȝas hi ȝesettan us to sinȝanne*, Ælfr. Brief II, 69 ('Bibl. d. ags. Prosa' IX) oder *in ecclesiis quae nobis concessae sunt ad regendum* > *æt þære cyrcena hwilcre þe us to healdenne befæste synt*, Theodulf XIX, oder *ȝesetton dædbote swylcum mannum to donne*, Ælfr. Brief I, 28. Durch ἀπὸ κοινοῦ Auffassung entsteht *us to sinȝanne* > [*for*] *us to sing* und *us to healdenne* > [*for*] *us to hold*. Dem oben angeführten Palladiusbeleg *plontes in to stonde* und so vielen andern ähnlichen genau entsprechend ist folgender Satz aus Theodulf IX: *talem vivendo suo corpori defuncto locum adquisivit* > *swilce stowe ȝeearnode his lichoman on to ræstanne* ([*for*] *his body to rest on*), für den Angelsachsen, der den Dativ noch deutlich fühlte, mit dem Hauptsatz tadellos verbunden, für den Engländer, der zur Zeit des Flexionsverfalls lebte, vom Vordersatz abgeschnitten. Wir finden also wiederum im Ae. alle Keimansätze zu den späteren Subjektinfinitiven. Die Zahl der beziehungslosen Subjektinfinitive mag später unter dem Einfluß lateinischer und französischer Konstruktionen beträchtlich vergrößert worden sein. Man beachte, wie das Englische und das Französische einen Psalmenvers, den ich hier zur bequemen Vergleichung auswähle, gleich ungeschickt übersetzen: *Ecce quam bonum et quam jucundum habitare fratres in unum* (Ps. 133, 1) > *he quel bien! quel joie a cascun Est d'habiteir freres en un* (Saint Brandan, Paris 1836, S. 156 bei Lachmund, 'Über den Gebrauch des reinen und präp. Inf. im Afrz.' [Diss. Rostock, 1877] S. 25) und *Behold how good it is, brethren to dwell together in unity*, allerdings erst in der Prayer-Book-Version (16. Jahrh.), aber gemäß dem Chaucerbeleg *now were it tyme a lady to go henne* schon im 14. Jahrhundert möglich.

Wir haben versucht, dem Leser einen Begriff zu geben von der Mannigfaltigkeit des von Einenkel behandelten Materials. Alles, was geboten wird, auch nur zu berühren, war uns unmöglich. Man hätte ebensogut von uns verlangen können, auf alle Wörter hinzuweisen, die ein zur Besprechung vorliegendes Wörterbuch enthält. Einenkels 'Syntax' ist eine reichhaltige Materialsammlung und als Nachschlagewerk von unschätzbarem Wert. Da sie aber ihrem Wesen nach ein Nachschlagewerk ist, hätte der Verfasser darauf bedacht sein sollen, daß das, was es enthält, so leicht und schnell wie möglich zu finden ist. Er hat aber das genaue Gegenteil getan. Das Register, so umfänglich es ist, ist unzulänglich und im Text — Worte können nicht sagen, wie es dem zumute wird, der sich hier durchzuwinden versucht! Die entsetzlichen α, β, γ usw., die aneinandergereiht werden! So schreibt man keine Grammatik, so schreibt man auch kein Wörterbuch! Auf S. 50, λ erzählt uns E.: 'Die Flexion schwindet bei Attributen eines

nicht wiederholten Regens'. Dann gibt er uns Beispiele, bei denen das gerade **nicht** der Fall ist, um dann erst Belege zur Regel zu bringen, die er durch ein 'aber' einleitet, das im Zitatengewimmel ertrinkt! Auf S. 39 gibt er uns eine fast seitenlange Auseinandersetzung über die Anwendung der Modi. Der Leser fällt ihm in den Arm mit der Frage: 'Welche Sprachperiode meinen Sie denn eigentlich?' Der Verfasser fährt weiter und erklärt erst am Schluß statt am Anfang, daß er das Ae. gemeint habe!

Einenkels 'Syntax' ist eine Materialsammlung; eine auf- und erklärende Abhandlung, wie wir sie uns für den 'Grundriß' gewünscht hätten, ist sie nicht. Es wird nicht entwickelt, es wird aufgezählt. Hauptsachen und Nebensachen wandeln Arm in Arm in endlosem Zug an uns vorüber. Nichtssagende Füllsel und Übergangssätze stellen den Zusammenhang her. Auf S. 17 wird eine längere Erklärung durch 'Beian sei bemerkt' eingeführt. Auf S. 29 wird von 'Fällen von großer Kühnheit' gesprochen, die aber nicht erklärt werden. Wichtige Erscheinungen werden gar nicht behandelt, weil E. allzu oft nach dem Französischen herüberschielt. Das so wichtige Verwachsen der Präposition mit dem Verbum *he was laughed at* u. ä. wird z. B. nirgend erklärt.

Einenkel hätte den großen Mut haben sollen, seine zweite Auflage von Grund aus umzuarbeiten. Die wichtigen Dinge hätte er dann umfänglich und zusammenhängend, die Nebensachen kurz in Unterabschnitten in Kleindruck darstellen können, wie es Kluge und Behaghel auch getan haben. Eine Menge von Belegen hätte er als Ballast opfern und in der 'Anglia' den Fachgenossen zugänglich machen sollen. Dann hätte er kurze zusammenfassende Übersichten über die wichtigsten syntaktischen Neuerscheinungen in gewissen Übergangsperioden, z. B. am Ausgang der ae. Zeit, im 14. Jahrhundert, im 16. Jahrhundert, geben können. Mit einem bloßen Hineinschieben und Nachtragen in die zweite Auflage war es nicht getan. Wie konnte er z. B. auf S. 34—36 den Abschnitt 13 α aus der 2. Auflage unverändert hinübernehmen und ganz einfach in der Bibliographie die Aufsätze von Kalepky und Lerch hinzufügen! Kalepky anführen und mit der Erwähnung Lerchs den Band der G. R. M. (VI) erwähnen, in dem derselbe Kalepky von dem messerscharfen Bally zerstückelt wird, Ballys Aufsätze aber *Figures de Pensée et Formes linguistiques* (VI) und *Le style indirect libre* (in G. R. M. IV), verschweigen! Schon Lerchs und vor allem die meisterhaften Ausführungen Baillys hätten E. zeigen müssen, daß er den Abschnitt 13 α mit seiner Dreiteilung entweder ganz neu, in neuem Geiste machen oder als zur Stilistik gehörend entfernen mußte. (Wer wird uns einmal das für das Englische geben, was Bally für das Französische durch seinen *Traité de stilistique française* getan hat?)

Der Gelehrsamkeit und der mühevollen Arbeit, die hinter der 'Historischen englischen Syntax' Einenkels steht, will ich meine Hochachtung nicht versagen, der reichen Fülle der Bausteine, die sie der Anglistik als wertvolles Geschenk zu weiterem Bauen liefert, will ich dankbar gedenken und den Wert des Werkes nicht an der Zeit messen der langen dreißig Jahre, die darauf verwendet worden sind.

Dresden. Bernhard Fehr.

Helene Richter, Geschichte der englischen Romantik. II. Band. 1. Teil. Halle a. d. S., Niemeyer. VIII, 708 S. M. 18.

Der erste Band von Helene Richters umfassendem Werk hatte in seinen zwei Teilen *die Anfänge der Romantik* geschildert (vgl. *Archiv* 129, 521); der zweite Band will *die Blüte der Romantik* darstellen, sein vorliegender erster Teil behandelt in drei Kapiteln den literarischen Essay (Hunt, Lamb,

Hazlitt, Wainewright, Christopher North, S. 1—345), die satirisch-humoristische Gesellschaftsdichtung (die beiden Smith, Peacock, Hood, Praed, S. 346—490) und das beschreibende Gedicht und die Verserzählung von Pope bis Southey (Crabbe, Cowper, Bowles, Rogers, Campbell, Barry Cornwall, S. 491—698). Das Manuskript war Ende 1913 abgeschlossen und sollte im Herbst 1914 erscheinen. Der Krieg hat die Ausgabe verzögert, aber nicht verhindert; den Wunsch der Verfasserin, das Völkerschicksal möge ihr den weiteren Ausbau ihres Werkes gestatten, wird jedermann teilen.

Die Gebiete, in die uns der Band führt, sind bisher von deutscher Wissenschaft wenig betreten worden; um so dankbarer werden wir der Verf. sein für die hingebende Arbeit, die sie ihrem Stoffe gewidmet hat. Sie hat sich durch eine Unmenge von Literatur hindurchgelesen, die zu beschaffen schon nicht leicht gewesen sein dürfte; mit liebevoller Eindringlichkeit stellt sie Leben und Schaffen ihrer Helden dar: sie besitzt die Gabe, von diesen großenteils eigentümlichen Persönlichkeiten ein anschauliches, lebendiges Bild zu entwerfen, sie charakterisiert treffend und mit feinem Nachempfinden ihre Werke. Von einigen wenigen Einzelstudien abgesehen, die noch dazu in den *Wiener Beiträgen* erschienen sind, möglicherweise also auf Anregungen der Verf. selbst zurückgehen, wird man über alle die obengenannten Schriftsteller und Dichter in Helene Richters Buch die ausführlichste, teilweise die einzige Auskunft in deutscher Sprache finden — der Dank, den ihr die Wissenschaft der Anglistik für ihre mühevolle Arbeit schuldet, ist damit schon zur Genüge angedeutet.

Die Gesamtanlage des Werkes muß man freilich nehmen, wie sie ist: ein Gegenstück zu Hayms oder der Ricarda Huch berühmten Büchern über die deutsche Romantik hat Helene Richter nicht gegeben. Sie bietet ein Bündel Monographien, eine Geschichte der englischen Romantiker, nicht der Romantik, und der Begriff Romantiker ist dabei sehr weit gefaßt: ein jeder, der einmal von der romantischen Strömung, wenn auch nur zeitweise, auch nur obenhin, beeinflußt wurde, wird von der Wiege bis zum Grabe geleitet, und dieser Weg ist bei der an sich erfreulichen Lebenskraft der meisten dieser Männer recht lang. Da nun die englische Romantik nicht in der Weise streng in sich geschlossen ist, wie bei uns vor allem die ältere Richtung der Schlegel und Tieck, so ist freilich die Folge ein stets wachsender Umfang der Bände im ganzen, eine Lockerung des Zusammenhanges im einzelnen. Die monographische Behandlung bringt es mit sich, daß der Leser, sicherlich der Nichtliterarhistoriker (und auf solche Leser rechnet die Verf. doch, die alle englischen Titel mit sorglicher Übersetzung begleitet) sich oft genug etwas verwundert fragen muß, wieso denn diese Schriftsteller als Romantiker bezeichnet werden, wieso sie zusammengehören. Die Darstellung einer geistigen Bewegung kann nie klar gegeben werden, wenn man die Reihenfolge der Generationen verschiebt, aber mit Lamb und Hazlitt sind wir im wesentlichen im Zeitalter der heiligen Allianz, Hunderte von Seiten nachher verweilen wir bei Cowper in der Zeit vor der Revolution und in ihren ersten Jahren, hören noch dazu, daß die große Umwälzung kaum in des Dichters Gesichtskreis trat! Überhaupt ist die Anordnung schwer zu verstehen: 'die Blüte der Romantik' behandeln der vorliegende Band und seine zu erwartende zweite Hälfte; der dritte Band wird den 'Klassikern der Romantik' gewidmet sein. Gehören diese Klassiker nicht zur Blütezeit der Romantik? Warum beginnt unser Band mit dem 'literarischen Essay'? Haben die Hunt, Lamb, Hazlitt etwa die romantische Bewegung eingeleitet, sind sie ihre Theoretiker? Doch wohl nicht. Wenn aber ihre Bedeutung im Zusammenhang dieser Darstellung darin liegt, daß sie romantische Gedanken einem größeren Publikum schmackhaft machten, dann müßten doch die großen Anreger voranstehen, ein Coleridge also nicht etwa in Band II, 2 oder gar III erscheinen!

Aber wie schon angedeutet: Helene Richter hat nun einmal ihr Buch so angelegt, und so bald wird sich kaum jemand finden, der in diesem Maßstab eine Geschichte der englischen Romantik schreibt; es heißt sich einer starken Leistung freuen, auch wenn man sie anders gefaßt wünschte. Im großen ist nichts mehr zu ändern; im kleinen könnte die Verf. aber vielleicht noch sorgen, daß die folgenden Bände sich ohne die Anstöße einstellen, die der vorliegende immerhin noch bietet. Die Zahl der Druckfehler ist recht groß, und die stattliche Liste, die Helene Richter selbst bietet, könnte noch vermehrt werden: haben doch genau hundert Seiten (347—448) einen falschen Kolumnentitel. Ich beschränke mich darauf, einige sinnstörende Druckfehler, die in der Liste nicht stehen, und einige Versehen nachzuweisen.

S. 533, Z. 13 v. o. heißt es, daß Crabbes *kühner* Verstandesnatur in der Regel nur die Allegorie gelinge: es ist doch wohl *kühl* zu lesen. — S. 639, Z. 4 v. o. ist die Zahl falsch, Wartons *Pleasures of Melancholy* erschienen 1747, nicht 1797. — S. 670, Z. 5 v. u. soll ein Knabe bei einem Zusammenstoß zwischen Engländern und Italienern fortgeführt worden sein, die Räuber dürften Indianer sein. — S. 686, Z. 14 v. o. statt Epillen l. Epillyen. — S. 309 ist leider eine ärgerliche Verwechslung untergelaufen: die *Edinburgh Review* erscheint als torystisches Organ, während natürlich das gerade Gegenteil der Fall war. Dadurch wird der ganze Zusammenhang schief. — S. 329, Z. 13 v. u. Der Titel *A Lay of Fairy Land* enthält eine Verquickung von Heidnischem und Christlichem nur, wenn man *lay* mit *Legende* übersetzt, was aber nicht treffend ist. — S. 461, Z. 11 f. v. u. sollte von der hochverdienten Freundin der Mühseligen und Beladenen, dem 'Engel der Gefängnisse', nicht als von 'einer Mrs. Fry' gesprochen werden.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Friedrich Brie, Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. (Sonderabdruck aus der *Anglia*, Band XL.) Halle a. d. S., Niemeyer, 1916. M. 5.

Eine Arbeit, die man mit stets wachsendem Anteil liest; ein Beitrag zur englischen Geistesgeschichte, der von hohem Wert ist für das Verständnis der gegenwärtigen Lage. Der Verfasser zeigt auf Grund ausgebreiteter Kenntnis nicht nur der Dichtung, sondern auch der geschichtlichen und politischen Literatur, wie die imperialistischen Gedankengänge im Laufe der Jahrhunderte entstanden und stärker wurden, wie sie aus vaterländischen oder ethischen Stimmungen zu praktisch-politischen Forderungen wurden, die sich schließlich für die Geistesrichtung eines wesentlichen Teils der leitenden Männer als ausschlaggebend erwiesen und Englands Politik und jetzige Geistesverfassung bestimmt haben. Sehr weit in die Vergangenheit gehen diese Vorstellungen nicht zurück: die Angelsachsen waren keine Imperialisten; die mittelenglische Zeit war nicht gerade danach angetan, Träume von einer Ausbreitung englischen Volkstums oder englischer Sprache zu nähren; die Tage der Elisabeth legten zwar einen guten Teil der tatsächlichen Grundlage, auf der sich später das stolze Gebäude erheben sollte, ein engerer Kreis von Staatsmännern hegte auch schon politische Pläne, die man imperialistisch nennen kann; aber die schwungvolle Verherrlichung der Heimat, ihrer Herrscherin und ihrer kühnen Seefahrer, wie sie die Literatur bietet, mag man sie schon romantischen Imperialismus nennen, geht doch wesentlich hervor aus der Freude am eigenen Wesen, dem Stolz auf die Ruhmestaten der Landsleute, wie sie jedem starken Volke eigen sind, freilich auch die notwendige Voraussetzung aller über den Bezirk der eigenen Grenzen hinausgehenden Pläne und Wünsche bilden.

Der eigentliche Imperialismus ist ein Erzeugnis der Zeit des Commonwealth: sein Nährboden war das Siegesbewußtsein der Puritaner, sein Lebensatem die alttestamentlichen Vorstellungen vom auserwählten Volke und dem neuen Zion, sein Prophet Milton, seine Verkörperung Cromwell. Brie zeigt, wie diese Vorstellungen lebendig geblieben sind, mochten sie auch im 18. Jahrhundert gegenüber einer schwungloseren, mehr auf Handel denn auf Herrschaft ausgehenden Richtung zurücktreten. Dieser 'Handelsimperialismus' hat noch mehr als die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts beherrscht, er war theoretisch friedlich unter der gelegentlich ausdrücklich ausgesprochenen Voraussetzung, daß niemand seine Kreise störe, und entsprach dem Utilitarismus und Mancherstertum der liberalen Partei. Ihm gegenüber waren die Coleridge und Southey, die Carlyle und Ruskin, die Erneuerer der alten Puritanergedanken, zunächst Einspänner; aber sie, vor allem die beiden letzteren, wirkten bahnbrechend. Schon die Literatur des Krimkrieges weist in der Verherrlichung des braven Tommy Züge auf, die zum Bilde des späteren Imperialismus gehören. Ob man trotzdem die Stimmung der Kriegsjahre imperialistisch im engeren Sinne nennen soll, ist mir zweifelhaft: wenn nach langen Friedensjahren ein Staat in einen Krieg mit einem an sich seiner Bevölkerung herzlich unsympathischen Gegner tritt, hat es bisher an solcher Stimmung noch nie gefehlt; vor allem kämpfte und blutete in der Krim das englische Heer, und mochte man über Ursprung und Verlauf des Krieges, über die Leistungen des Kriegsministeriums und der Intendantur denken, wie man wollte, zu denen an der Front gingen Wünsche und Anteilnahme Unzähliger, und ihr natürlicher Ausdruck wurde eine Woge kriegerischer Dichtung. Aber der Krimkrieg war nur eine Episode; die Jahre 1845—65 sahen das Manchestertum auf seiner Höhe: erst mit Disraeli wurde seit 1870 die Politik in Bahnen gelenkt, die in der Richtung jener nationalen Propheten lagen. Freilich: soll man nun von einer beginnenden Entartung (S. 113) der imperialistischen Gedanken reden?

Niemand wird den hohen und reinen Sinn Carlyles, den Menschheitswert seiner Lehren bestreiten; uns Deutschen ist er vor anderen teuer als einer der Freunde unserer Art und unserer Dichtung — ihm lag nichts ferner, als andere Kulturvölker zum höheren Ruhme Britanniens unterdrücken zu wollen, und ähnliches gilt von Kingsley. Und doch: ihnen beiden war der Kampf Spaniens gegen England nichts weiter als der Ansturm des Fürsten der Finsternis gegen das Licht; sie fragten nicht danach, ob die Spanier nicht vielleicht auch für sich etwas hätten sagen können. Nichts lag ihren Gedanken ferner, als daß ihrem Lande noch einmal eine ähnliche Verwicklung bevorstehen könne; in Gegenwart und Zukunft schien es sich ja mehr um Erhaltung und Weiterbildung des Bestehenden als um Krieg und Eroberung zu handeln, die Feinde des Reiches saßen für sie innerhalb Großbritanniens, nicht jenseits der Nordsee. Für den praktischen Staatsmann verschieben sich die Dinge; die Sicherung des *empire* hätte wohl auch für einen Carlyle als Premierminister seine Ausdehnung bedeutet. Ob er dann nicht auch in jedem Mitbewerber, der sich gleichfalls ein Recht auf Ausbreitung zugesprochen und damit unvermeidlich britischen Interessen zu nahe gekommen wäre oder sie gar gefährdet hätte, ein neues Werkzeug des Bösen gesehen hätte? Seine Theorie, daß Macht Recht sei, sollte doch wohl nicht bloß für die graue Vorzeit gelten; es wirkt symbolisch, daß Bries bezeichnende Zitate (S. 75) aus *Past and Present* stammen! Ich möchte den politischen Imperialismus als die Form ansehen, die nach der Geschichte des englischen Reiches, nach den nun einmal in der politischen Wirklichkeit bestehenden Problemen der ethische Imperialismus annehmen mußte. Wie dabei die einzelnen Ideale sich umformen, entbehrt nicht einer gewissen geschichtlichen Ironie: Coleridge (S. 68), Carlyle (S. 74 ff.), Ruskin

(S. 82 f.) waren Lobredner des Krieges als einer für die Menschheit notwendigen Einrichtung; der heutige englische Imperialismus will den furchtbarsten aller Kriege nicht durch einen billigen Frieden beenden, damit es ja der letzte sei.

Das Bild dieses modernen Imperialismus läßt Brie aus reichem Material mit einer Fülle von Zügen vor uns erstehen; wir können es mit seinem Wechsel von Russen-, Franzosen- und Deutschenhaß, mit seinem schier unerträglichen Hochmut nur mit sehr bitteren Gefühlen betrachten, was übrigens bei den Angehörigen der England verbündeten Nationen ebenso der Fall sein dürfte. Die unerhörte Gunst der geographischen Lage hat diesem Volke, das im Mittelalter ein Anhängsel Europas war, ein Weltreich zu gründen erlaubt — die rechte Folie für Bries Arbeit wäre eine Geschichte des deutschen Imperialismus. Wie bescheiden würden sich selbst die kühnsten alldeutschen Wünsche neben diesen Flügen ausnehmen! Unser ethischer Imperialismus (wenn man diesen Ausdruck verwenden kann auf Gedankenkreise wie Schillers bekannten Entwurf *Deutsche Größe*, Geibels Worte vom 'deutschen Wesen') hätte freilich politische Anwendung gar nicht vertragen, dafür lieferten aber unsere Dichter womöglich selbst Beiträge zum englischen Imperialismus! Man lese bei Grabbe (*Kaiser Friedrich Barbarossa* V, 2 am Schluß) die Vision Heinrichs des Löwen von der großen Zukunft seines Hauses. Das Wappen der Welfen sieht er hoch flaggen an den 'Zeptern aller Meere', 'Welfens Haus wird alle Welt bezwingen': der brave Deutsche meinte den Helden seines niedersächsischen Stammes zu preisen — er ahnte nicht, daß er den Ruhm des Volkes sang, mit dem später sein eigenes um die Freiheit der Meere, ja um das eigene Dasein kämpfen sollte.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Hans Paul, Ulrich von Eschenbach und seine Alexandreis. Diss. Berlin 1914. 166 S.

Diese mit vieler Gründlichkeit durchgeführte Arbeit über das Alexanderepos Ulrichs von Eschenbach gibt, auf den Ergebnissen W. Toischers in dessen Quellenuntersuchung ('Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse' XCVII [1881], S. 311 ff.) fußend, einen willkommenen Beitrag zur Alexandersage, namentlich zur sog. Historia de preliis. Neben dieser Hauptquelle im zehnten Buche steht die Benutzung des Walther von Châtillon erneut fest. Dieser muß dem Dichter in einer kommentierten Handschrift mit Glossen vorgelegen haben, wie sie etwa in der Hs. 568 der Wiener Hofbibliothek zu lesen sind. Der Verfasser hat klar gezeigt, daß Ulrich sich durchaus genau an das feste Gefüge der lat. Alexandreis gehalten und auch in der fortlaufenden Benutzung dieser Scholien den ihm von Jahncke ('Studien zum Wilhelm von Wenden Ulrichs von Eschenbach', Goslar 1903) zugeschriebenen Eklektizismus gehuldigt hat. Sicherlich wird sich auch die genauere Gruppe der mit Glossen versehenen Hs. Walthers ermitteln lassen, sobald man erst darangehen wird, die zahlreichen Codices auf diese gelehrten Zutaten hin zu prüfen.

Der bei weitem wichtigste Teil dieser Schrift beschäftigt sich mit dem Quellenverhältnis zur Historia de preliis, deren Kenntnis nach Toischers Abhandlung bedeutend durch Ausfeld, Kinzel, Landgraf, Pfister, Zingerle gefördert worden ist. Über die drei aus Leos Historia fließenden Rezensionen, zunächst J^1 und daraus unabhängig voneinander J^2 und J^3, hätte der Verfasser ein vollständigeres Urteil gewinnen können, wenn er die mehrfachen Abschnitte bei Fr. Pfister (seine Neuedition des 'Alexanderromans des Archipresbyters Leo' [Heidelberg 1913] S. 14 ff. und seine Studie 'Die Historia

de preliis und das Alexanderepos des Quilichinus' = 'Münchener Museum' I [1911], S. 248 ff.), die ihm ganz unbekannt blieben, sich zu eigen gemacht hätte. Jedenfalls zeigt der Vergleich mit der Historia de preliis, daß Ulrich die interpolierte Rezension J^2, von Ausfeld als Orosius-Rezension bezeichnet, verwertet hat. Ein schlechter Vertreter dieser Fassung, nämlich die Seitenstettener Hs. (*S*), deren Varianten Zingerle nur mangelhaft angegeben hat, stand für diese Untersuchung zur Verfügung. Schon in den neun ersten Büchern treten uns Spuren der Entlehnung aus dieser Fassung entgegen, aber erst im zehnten Buche zeigt sich die konstante Benutzung von J^2, nachdem Walther durch diese neue Hauptquelle ersetzt worden ist. Des Verfassers Werturteil über diesen Teil lautet etwas hart: 'Im ganzen muß man über Ulrichs Verhältnis zur H. d. pr. sagen, daß er ihr außer den größeren Einschüben, welche er der Minne widmet, noch abhängiger gegenübersteht als dem Gualtherus. Der Grund hierfür liegt in der Natur dieser Quelle. Ihr fremder, abstruser Inhalt von der asiatischen Wunderwelt macht es unserem sonst gern ausschmückenden Dichter einfach unmöglich, den Stoff weiter auszubauen. Die Schuld der dichterischen Öde in dem größten Teil seines zehnten Buches liegt, wenn man so sagen darf, nicht an ihm, sondern an seiner Quelle' (S. 115). Ob der Dichter eine noch weiter ausgestaltete Form von J^2 vor sich gehabt hat, als *S* zeigt, bleibt der näheren Prüfung sämtlicher Hss. dieser Rezension vorbehalten. Nachdem ich etwa ein Dutzend hiervon durchmustert habe, kann ich einige solcher neuer Züge bereits nachweisen.

1. Die durch Zusätze aus der Epitome, der Epistola, Solinus, Justinus, Curtius, Orosius stark ausgeschmückte Hs. R 58 der Breslauer Stadtbibliothek (15. Jahrhundert) bringt gleichfalls die Episode vom Seeräuber und Alexander = Ulr. 24024 ff.

Igitur rebus ordinatis Alexander exercitum Babiloniam mittit. Ipse autem cum letissima manu navibus Oceani littora peragravit. Quod dum peragraret, comprehensus est ab eo Dyomedes archipirata. Qui dum interrogatus esset ab Alexandro, quare sibi videretur ut mare haberet infestum, 'Quid tibi', inquit 'qui orbem terrarum? Sed, quia ego id exiguo navigio facio, latro vocor: tu, quia magna classe, imperator'. — Et revera remota iustitia, quid sunt regna nisi latrocinia magna?

Diese Fassung vom Piraten Dionides, hier arg verstümmelt und um das Ende gekürzt, stimmt am besten zum *Policraticus* des Johannes von Salisbury (hg. Webb, Oxonii 1909, I, S. 225). Vgl. zur Verbreitung dieser Geschichte Oesterleys Anm. zu den *Gesta Romanorum* Kap. 146 (Text S. 504). Wenn Ulrich sich hier auf Valerius beruft, so ist dies ein Irrtum. Ich vermute, daß er eine um diesen Zusatz aus dem *Policraticus* bereicherte Hs. von J^2 benutzt hat. Unsere gekürzte Form erscheint ferner in der mittelniederländischen Prosa, Text II (hg. S. Hoogstra, S. 112).

2. Für die völlig abweichende Schilderung von Alexanders Fahrt auf den Meeresgrund = Ulr. 24173 ff. hat sich bisher eine Quelle nicht auffinden lassen. Sie 'zeigt so viele abweichende und neue Züge gegenüber der knappen Erzählung in der H. d. pr. (Kap. 116), daß unser Dichter unmöglich von dieser Überlieferung ausgegangen sein kann' (S. 124). In der Tat liegt hier ein schwieriges Problem vor, dessen Lösung bisher nicht gelungen ist. Es handelt sich um die beiden Züge:

a) Die Kette der Taucherglocke wird bei Ulrich der Königin anvertraut, die sie aber bald aus körperlicher Schwäche hat ins Meer fallen lassen, so daß Alexander hilflos unten weilt. Der Dichter kennt auch die andere Tradition, wonach sie dies aus Untreue tat. Letzteres erzählt die Baseler Fortsetzung zu Lamprecht, Jansen Enikels Weltchronik und die Historienbibel. Aber schon im griech. Pseudokallisthenes II 38 wird berichtet, daß ein großer Fisch Alexander gefährdet und seine Soldaten die Kette drei-

mal ins Meer fallen lassen. Im Annolied und in der Kaiserchronik heißt es, daß die treulosen Mannen die Kette ins Wasser fallen lassen, um ihren Herrn umkommen zu sehen. Hierin haben wir also die ursprüngliche Variante zu sehen, wie denn bei Seifrit wieder die Mannen erscheinen und gegen jene Auffassung polemisiert wird.

b) Bei Ulrich nimmt Alexander zwei Tiere (Katze und Hahn) in die Glastonne mit. In der Not erwürgt er den Hahn, so daß das Meer, das keine Leiche vertragen kann, das Glasfaß nach oben trägt. Hier ist die ursprüngliche Tradition getrübt, denn drei Tiere, Hund, Katze und Hahn, erwähnt der Baseler Alexander (Katze ohne nähere Begründung getötet), Jansen Enikel (das Blut der Katze wird an die Wand des Glasfasses gestrichen, worauf das Meer ihn ans Land wirft, weil es nichts Unreines vertragen kann), desgleichen die Weltchronik des Rudolf von Ems und die Historienbibel (überall Katze getötet). Daß diese Art Blutsühne viel älter ist, zeigt das Annolied und die Kaiserchronik, die beide berichten, daß Alexander 'sich mit etwas (seinem) Blut an das scharfe Meer wandte'.

c) Über den Zweck des Mitnehmens dieser Haustiere auf den Meeresgrund sagen der Baseler Alexander und Ulrich nichts, bei Jansen soll der Hahn die Tagzeiten ansagen, ebenso nach Rudolf von Ems und nach der Historienbibel. Aber es ist anzunehmen, daß das Original für alle drei Tiere eine solche Begründung enthalten hat.

Zu diesem Problem äußerte sich K. Kinzel ('Zeitschr. f. dt. Phil.' XV [1883], S. 229): 'Wir müssen annehmen, daß es im 11. Jahrhundert noch eine andere auf Kallisthenes zurückgehende Darstellung der Alexandersage gab' und Toischer (a. a. O. S. 388): 'Auf mündlicher Tradition beruht auch die Darstellung Ulrichs von Alexanders Fahrt auf den Meeresgrund und von dessen Fahrt in das Reich der Lüfte.' Dazu bemerkt mit Recht der Verfasser: 'Eine solche Behauptung ist zwar nicht zu widerlegen, aber deshalb noch nicht bewiesen. Solange wir irgendeine literarische Überlieferung zum Vergleich heranziehen können, wird man besser tun, mit ihr zu operieren' (S. 124). Er zieht dann eben Jansens Weltchronik heran, wodurch wir allerdings nicht weiterkommen, jedoch hat der Verfasser den wahren Sachverhalt bereits geahnt, da er zum Schluß bemerkt: 'Ulrich und Jansen können immerhin ohne mündliche Tradition auf ein und dieselbe literarische Quelle zurückgehen' (S. 126).

Auf eine solche, freilich noch nicht auf den Archetypus, bin ich bereits gestoßen, die die oben betrachteten Züge a—c in ziemlich reiner Form darbietet, so daß wir dem bisher ungelösten Problem bedeutend näher gerückt sind. Für a) finden wir die Rolle der Mannen Alexanders, die die Ketten fallen lassen; statt der Untreue heißt es aber, daß sie in jenem Augenblick Alexander für tot gehalten haben. Für b) ist die Fassung vollständig, da alle drei Begleittiere auftreten. Dasselbe gilt für c), da für alle drei eine Begründung gegeben ist. Dies zeigt gleichzeitig, daß diese lat. Form nicht etwa aus den deutschen Texten geflossen ist, die mehr oder minder unvollständig sind.

Die zur selben Rezension J^2 gehörende Hs. der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, cod. lat. 824 (14. Jahrh.) weiß folgendes zu berichten:

Portavitque secum in dolio canem, gattum et gallum: canem, ut, si quis teneret catenas et dimitteret eas, quod occiso cane in mare proiceret eum dolium cum cane ad terram; gattum vero, ut reciperet et redderet flatum Alexandri; gallum, ut caneret et diceret sibi horas ...

Illi vero qui tenebant catenas, putantes ipsum esse defunctum dimiserunt catenas. Alexander ut vidit se ab eis dimissum, occidit canem et in mare proiecit ipsum cum dolio ad litus. Mox exeunte de mari reversus fuit ad castra et illos qui catenas dimiserant, omnes fecit decollari.

Ob das Töten der Mannen ein ursprünglicher Zug ist, wage ich nicht zu entscheiden. Übrigens ist diese ganze Tradition auch romanischen Landen nicht ganz fremd. Im späten Alessandro Magno in rima des Jacopo di Carlo (Drucke seit 1529), der mir jetzt in einem Exemplar der Univ.-Bibl. Halle (Venezia 1587) gütigst zur Verfügung gestellt wurde (vgl. auch G. Fabre, 'Mélanges d'hist. littér.' II [Genève 1856], S. 177), heißt es:

Poi una *gatta* dentro ce mettea
e uno *gallo*, chè l'hore cantasse
ed anche un *cane* domestico ch'avea,
e quel *cane* accio chè somagenasse
quel ch'ad Alessandro esca di copertura
e anco delli altri ciascuna bruttura.
Misse il *gatto* perchè raccogliesse
il fiato putrido e l'altro come appare.

Aber bedeutend früher erzählt die merkwürdige Fassung in altfrz. Zwölfsilbnern der Hs. Bibl. Nat. fr. 789 (ed. P. Meyer, 'Alexandre le Grand' I, S. 134 ff.), daß infolge eines heftigen Sturmes Kette nebst Anker verloren ging, und daß der von Alexander mitgenommene Hahn seine Rettung bewirkte:

V. 497 *Metre i fist pain et vin et char et vert savor.*
Et touaile et hennap et .I. cok canteor.

V. 593 *En cele souspeçon se prist a porpenser*
Que il a oï dire, sel vaurra esprover,
Que mers ne puet souffrir ne longement celer
Sanc novel espandu, ains li convient geter.
Je quit k'il l'estevra a son cok comperer:
D'un coutel ke il tint li fist le chief voler.

Über das Quellenverhältnis von Johann Hartliebs Alexander (S. 11) bringt jetzt seit dem Pfisterschen Funde (vgl. Leo-Ausgabe S. 11 ff.) Hans Poppen ('Das Alexander-Buch Johann Hartliebs und seine Quelle'. Diss. Heidelberg 1914) die endgültige Entscheidung, nämlich daß der deutsche Übersetzer seiner Quelle, die sich nahezu deckt mit der lat. Hs. Bibl. Nat. nouv. acq. lat. 310, einer bunten Mischung aus Leo, Epitome, Epistola, Orosius, Justinus, Petrus Comestor, in fast kritikloser und wortgetreuer Anlehnung folgt.

Breslau. Alfons Hilka.

Bernart von Ventadorn. Seine Lieder mit Einleitung und Glossar herausgegeben von Carl Appel. Halle, Niemeyer, 1915. CXLV u. 404 S. mit 19 Tafeln.

Man erkennt deutlich die weite Strecke, welche die provenzalische Philologie durchmessen hat, wenn man etwa die Ausgabe der Lieder P. Vidals von Bartsch aus dem Jahre 1857 neben die vorliegende, auch äußerlich in stattlichem Gewande auftretende Ausgabe hält. Was einen ganz besonderen Vorzug der letzteren darstellt und wodurch wir uns erheblich gefördert fühlen müssen, das ist die Art der Interpretation, wie sie hier lyrischen Texten zuteil geworden ist: die Frage der Strophenfolge wird nicht nur auf Grund der handschriftlichen Überlieferung, sondern mit Rücksicht auf den Gedankenanschluß jedesmal sorgfältig geprüft, und ebenso bleibt es innerhalb der Strophe nicht bei der Wort- und Konstruktionserklärung, vielmehr wird stets dem Sinne des Satzes im Hinblick auf den ganzen Zusammenhang, also dem Gedankengang volle Beachtung geschenkt. Dies

und die behutsame Abwägung aller in Betracht kommender Einzelmomente erzeugt bei dem Leser der Texte ein ausgesprochenes Wohlbehagen, und er braucht sich nun nicht mehr ängstlich zu fragen: 'Bist du so töricht, das nicht zu verstehen, da es doch der Herausgeber verstanden zu haben scheint?' Neu und sehr beachtenswert ist auch der Versuch, den Platz, den Bernart einnimmt, genauer zu bestimmen, was auf dasselbe hinausläuft wie ein Bild von der Entwicklung der ältesten provenzalischen Lyrik zu entwerfen; davon nachher noch ein Wort.

Was die einzelnen Abschnitte der umfangreichen Einleitung angeht, so wird zunächst in dem Kapitel über die Lebensumstände und Lebenszeit Bernarts der alten Biographie mit der erforderlichen nüchternen Kritik jeder urkundliche Charakter abgesprochen.[1] Es bleibt für die zeitliche Festsetzung einerseits die Erwähnung in der literarischen Satire des P. d'Alvernhe, die vor 1173 fällt, und anderseits die Tatsache seines Aufenthaltes in England (vielleicht 1154—5). Die Lieder selbst, die in Ventadorn-, Aziman-, Conort- und Vienne-Lieder eingeteilt werden, lassen Ventadorn, den Hof Heinrichs II. von England und Vienne als Stätten seiner dichterischen Tätigkeit erkennen; wahrscheinlich war er auch an dem Hof der Ermengarda von Narbonne. Nur zweierlei habe ich hierzu (S. XXXVII) zu bemerken. Die Worte *d'aitan cum mars clau ni revol* lassen keinerlei Schluß darauf zu, daß die Geliebte in England war, denn die Wendung *cum mars clau* begegnet auch sonst und bezeichnet da das festlandumschließende Meer, so bei B. de Born, kl. Ausgabe 30, 13; 35, 42.[2] Die Deutung von *Fransa* auf den festländischen Besitz des Königs Heinrich II. trifft schwerlich das Richtige, und ungern wird man zugeben, daß in der Tenzone Albert-Monge die *terra dels dos res*[3] als *Peitau* und *Fransa* unterschieden sei. *Fransa* kann leicht für die Trobadors des 12. Jahrhunderts, entsprechend sonstigem so auftretendem Gebrauche im Mittelalter, die Ile de France sein,[4] wie denn auch V. 2 der genannten Tenzone m. E. mit den *Frances* die Bewohner Franciens gemeint sind. Aus dem Fransa in 44, 36 möchte ich also mit Crescini, 'Nuove Postille ...' S. 79 entnehmen, daß Bernart in der Ile de France war und somit vermutlich am Hofe Ludwigs VII.: daß wir sonst nichts davon wissen, ist noch kein Gegenbeweis.

Das Kapitel über Bernarts Dichtung ist etwas anders ausgefallen, als wohl mancher erwartet hat. Ist sich Appel auch des Fehlens einer Untersuchung über den Einfluß Bernarts auf die provenzalische und französische Lyrik wohl bewußt, so vermißt man sie darum doch nicht weniger schmerzlich, und was die Kennzeichnung von Bernarts Lyrik selber betrifft, so ist man zwar befriedigt darüber, daß der Herausgeber schon bei der Behandlung der Biographie, sich gegen Zingarelli und Stronski wendend, die Realität der von unserem Trobador unter Verstecknamen besungenen Damen behauptet, aber Überraschung ruft doch hervor, wenn es S. LX heißt: 'Keines seiner Lieder ist einzig gesungen, um das eigene Herz von seinem Leid zu befreien oder seiner Freude Luft zu machen. Immer sind sie für einen Kreis von Zuhörern bestimmt'. Wie stimmt dazu Nr. 44? Und wenn man unter 'Gesellschaftsdichtung' nur solche verstehen soll, die sich an einen Kreis von Zuhörern wendet, wie Appel das darunter zu verstehen scheint, so bleibt

[1] Ich möchte fast glauben, daß der Bericht der Biographie über die Einschließung der Vizegräfin auf den Gedichten 20, 10 ff., 26 ff., 45 und 41, 41 ff. beruht.

[2] Es dürfte hier statt *e terra* zu lesen sein: *serra e*, vgl. Suchier, Dkm. 313: *e segners de tot can mars serra.*

[3] Was unter dieser *terra* zu verstehen ist, hängt mit der ganzen Auffassung von V. 3—5 zusammen und würde hier zu weit führen zu sagen.

[4] Vgl. 'Conon de Béthune' III, 5, 10.

doch die, wie mir vorkommt, wichtigere Frage zu beautworten übrig: Beruht seine Liebe auf reiner Konvention, oder ist sie nicht mehrfach auch aufrichtig, wirklich empfunden? Beweisen läßt sich hier freilich nichts, aber ich glaube, daß kein naiver Leser sich des Eindruckes einer gewissen Tiefe des Gefühls bei Bernart erwehren kann; dazu sind seine Töne neben gelegentlicher Leidenschaftlichkeit und trotz alles sinnlichen Begehrens doch nicht selten zu zart und innig, ja stellenweise so zart, daß sie eines Stiches ins Zärtliche, Süßliche, Weibische nicht entbehren. Jedenfalls tragen verschiedene seiner Gedichte nicht oder nur in geringem Maße den Charakter der Konventionalität. Vielleicht ist Obiges auch die Meinung des Herausgebers, und S. LXXI scheint darauf hinzudeuten, nur wird man wieder irre, wenn es dort heißt: 'Bernart ist der Typus des Trobadors mit all seinen schönen Zügen schwärmerischen Empfindens ...', da er doch der so geartete Trobador ist. Das Unternehmen, die Dichtungsweise der ältesten Trobadors (waren es in Wirklichkeit die ältesten?) bei deren Eigentümlichkeiten genauer zu kennzeichnen und Entwicklungsgrundlinien festzustellen, ist immer noch ein schwieriges und gewagtes. Appel kommt zu dem Ergebnis, daß, 'wenn Peire d'Alvernhes Dichtung zu einer höfischen Umgestaltung der Schule Marcabrus wird, wir in Bernart von Ventadorn die höfische Vollendung der *escola n'Eblo* sehen dürfen'. Man wird die gewissenhafte und scharfsinnige Untersuchung immer erneuter Erwägung unterziehen müssen, und der Kritiker dürfte gut tun, hier mit seinem Urteil noch zurückzuhalten; so viel darf wohl gesagt werden, daß jene Ausführungen nicht gerade etwas Zwingendes haben und daß man des Gefühls nicht ledig wird, doch auf recht schwankem Boden zu stehen. Um so vertrauenswürdiger sind dagegen wieder die Betrachtungen über die Auffassung Bernarts von *jai* und *amor*; nur die Deutung der Stelle 15, 18 ff., die zu einer starken Folgerung führt, ist mehr als anfechtbar, denn wenn hier, wie Appel (in der Anmerkung zu der Stelle übrigens nicht mit gleicher Bestimmtheit) erklärt, *comunal* = 'gemeinsam im Sinne von wechselseitig' sein sollte, so würde das folgende *aisso non es amors* schlechterdings nicht dazu stimmen; vielmehr kann *comunal* hier nur = 'gemein' sein, und es ist die Liebe derer gemeint, die ihre Liebe verkaufen (V. 24—5).

Der Abschnitt über die Metrik ist breit angelegt und erschöpfend. Besonders willkommen ist das Verzeichnis der Strophenformen bei Wilhelm von Poitiers, Cercamon, Rudel, Marcabru. Es ergibt sich, daß bis zu Marcabru die sechszeilige Strophe das Übergewicht hat, Rudel nicht selten die siebenzeilige und B. von Ventadorn mit Vorliebe die achtzeilige Strophe verwendet. Was die Tornada angeht, so ist die Zahl der Adressentornaden bei Bernart viel größer als bei den ältesten Trobadors, die vornehmlich 'Nachklangtornaden' zeigen. Die beiden Hauptverse sind auch bei Bernart der fast durchaus männliche Achtsilbler und der vorwiegend weibliche Siebensilbler; daneben tritt schon der Zehnsilbler hervor. Zur Zäsur im Zehnsilbler (S. CXV) seien ein paar Einzelheiten bemerkt: in 12, 38 kann die Zäsur nicht nach der sechsten Silbe liegen. Gelegentlich der lyrischen Zäsur, die beiläufig doch in 35, 22 anzuerkennen ist, heißt es, daß in 10, 52 und 22, 63 'der Ton noch eine Silbe weiter zurück liege'. Das ist eigenartig ausgedrückt; man kann füglich doch nur sagen, daß auch das unbetonte Pronomen in der Zäsur zu stehen vermag (*e digas li*). Wenn zu Marcabru 9, 34 von einer epischen Zäsur gesprochen wird, so hätte es sich doch zu sagen empfohlen, daß die betreffende Strophe nur von einer unter vier Handschriften gebracht wird. Was S. CXVII f. über den Hiat gesagt ist, befriedigt nicht so recht. Fälle wie *e͡ i aprendon*, die darunter behandelt sind, hat man bisher mit besserem Recht als Verschleifung bezeichnet, und dahin wäre auch das nichterwähnte *fará͡ i* 7, 44 zu stellen, denn es liegt eben

doch Einsilbigkeit vor. Widersprechen muß man auch da, wo es heißt, daß in Fällen wie *d'iva e esmai* eine geringe Pause vor *e* gemacht werden könne und solche Hiate weniger schlimm seien. Schlimm sind sie übrigens weder so noch so angesehen. Appel scheint zu meinen, daß Bernart, wenn auch nicht planmäßig, so doch einigermaßen dem Hiat aus dem Wege gegangen ist, und S. 267 zu V. 75 läßt er sogar im Widerspruch mit dem S. CXVII Gesagten den Hiat in *pena e dolor* überhaupt nicht gelten. In Wirklichkeit sieht man nicht, daß Bernart den Hiat irgendwie gemieden hat.

Die Frage nach der Sprache unseres Dichters erfährt eine sorgfältige Untersuchung, die sich natürlich in erster Linie auf die Reime gründet. Was sich als Ergebnis derselben darstellt, namentlich insofern Doppelformen der Flexion, aber auch lautliche Doppelformen vorliegen, wird verglichen mit der Sprache des Limousin, der weiteren Heimat Bernarts, für die reichliches Urkundenmaterial vorliegt, während solches für seine engere Heimat, das Département de la Corrèze, so gut wie ganz fehlt. Es stellt sich heraus, daß Bernart eine Anzahl Dialekteigentümlichkeiten in die Literatursprache, die er im wesentlichen vorfand, herübernahm, darunter das berühmte *cle* (36, 50) für *cli* und die interessanten Imperative *amat, chantat, portat* (6, 57, 61, 62), die eine gesicherte Parallele nur in den Formen des Beda finden. Zu *n'*:*n* (S. CXXXII) wäre ein Hinweis auf Levy im 'Literaturblatt' XIX, 158 unten sowie Jeanroy in 'Annal. du Midi' X, 349 (zu IV, 26) und XXV, 185 nicht unangebracht gewesen, für *ida* > *ia* (S. CXXXV) ein gleiches auf Stroński, 'F. de Marseille' S. 136*, Anm. 1. Der 3. Sg. Ind. *vire* (S. CXXX) stellt sich *esclaire* bei Rascas (Bertoni, 'Rime prov. ined.' No. XXII, II, V, 1) zur Seite. An ein *arazona* (9. 31) für *arazone* kann man wirklich nicht glauben: ich meine, daß *arazon, a!* zu schreiben sei, doch davon anderswo. — Zum Teil im Anschluß an die Schreibweise der limousinischen Urkunden hat Appel das Problem der orthographischen Gestaltung der Texte auf besondere Art behandelt. Wie jede Unifizierung erregt auch die seinige Bedenken. Wodurch rechtfertigt es sich z. B., daß das bewegliche *n* nur vor Vokal gesetzt wird? Er sagt S. CXLI: 'Konsonantisches *i* wird *y* geschrieben', aber welche Natur hatte dieses konsonantische *i*? War es in *mayor* und *enveya* gleichlautend? Und wenn es wieder heißt: 'die alte Aussprache bleibt noch zu präzisieren', so fragt man sich, was denn das *y* nutzt, wenn etwa verschiedene Laute vorliegen. Die Schreibung *faih* neben *facha* kann nicht gutgeheißen werden, denn es wird trotz § 17 nicht klar, wie der Herausgeber sich neben der Entstehungsweise die Aussprache des *faih* denkt. Auch die Schreibung *qu'e·us, qu'e·m, qu'e·lh, qu'e·n*, die Appel mit Ausnahme von 42. 31, wo *que·m* steht, durchgängig zur Anwendung bringt, ohne sich dazu zu äußern, gehört in gewisser Weise hierher: sie gründet sich offenbar auf das (*mas*) *e·m pes* in 3, 7, das ein paar Handschriften bieten, aber genügt dies, auch wenn es sonst noch vereinzelt begegnet, so Chr. 62 b V. 2, um obiges Verfahren zu rechtfertigen? Dann müßte man ja die syntaktische Regel daraus herleiten, daß nach *que* jedesmal das Pronomen der ersten Person ausgesetzt worden sei. Ist das die Meinung des Herausgebers?

Als Bernart angehörig werden uns zunächst 42 Lieder dargeboten, darunter zwei Tenzonen (Nr. 2 und 14) lyrischen Charakters. Nr. 11 kommt nicht zum Abdruck, weil schon in der Ausgabe des P. Rogier stehend, und bei Nr. 2 wird für die Varianten auf die Ausgabe der P. d'Alvernhe hingewiesen, was beides für den Benutzer nicht gerade bequem ist. Es folgen drei Gedichte unsicherer Zuweisung (bei dem dritten spricht viel für die Verfasserschaft Bernarts) und darauf 22 Gedichte anderer Trobadors, die vereinzelt B. von Ventadorn zugeschrieben sind; unter den letzteren fallen freilich acht aus, da ihr Text schon in anderen Ausgaben erschien, dafür erhalten wir als Gegengabe Gr. 9, 21, das mit Gr. 16, 13 zusammenhängt.

Es ist, wie man sieht, eine sehr stattliche Anzahl von Gedichten, deren Bearbeitung um so stärkeren Eindruck macht, als auch die letzte Gruppe von Anmerkungen begleitet ist. Jedem Liede geht, falls eine gewisse Zahl von Handschriften vorliegt, eine eindringliche Prüfung der Überlieferungsverhältnisse voraus, der man fast immer beistimmen kann und auch ohne die 'Stammbäume' beistimmen würde, die allerdings mit vorsichtiger Sparsamkeit entworfen sind, deren gänzliches Verschwinden aus den Ausgaben man aber vielleicht immer noch erhoffen darf. Sehr richtig ist es, daß, wenn der Unterschied zwischen zwei Handschriftengruppen zu groß erscheint die Texte beider Gruppen nebeneinander vorgelegt werden und dann erst die Gestaltung eines kritischen Textes versucht oder aber auch in weiser Zurückhaltung ganz davon Abstand genommen wird. Zu Einzelheiten der Texte, Anmerkungen und Übersetzungen kann ich mich hier infolge von Raummangel nicht äußern und werde mich an einem anderen Orte darüber aussprechen.

Das Glossar, das nur die Gedichte Bernarts umfaßt, soll, wie man doch indirekt aus einer Bemerkung schließen darf, die ihm folgt (S. 396), statt ihm voranzugehen, vollständig sein, abgesehen von Verbalformen, die nur insoweit berücksichtigt werden, als sie 'bemerkenswert' sind. Letzteres läßt subjektiver Auffassung etwas viel Raum. Sind z. B. nicht die vereinzelten Imperativformen *amat*, *chantat*, *portat* (6, 57, 61, 62) oder *fetz*, das 3, 10 möglicherweise für *fezetz* steht, bemerkenswert? Sonst ist mir noch folgendes aufgestoßen: es fehlt *amenar* (2, 43), unter *autre* 30, 56 (*autr'amor*), *em* (für *en*) 16. 14, *que* 33. 13, wo in der Übersetzung 'weil' erscheint, *que* (beziehungslos) 33, 11, *que* 'damit' 26, 18, *que* 'so daß' (konsekutiv) 23, 60 (in der Übersetzung beginnt hier ein neuer Satz), *semblar* 143, 45. Unter *car* 'weil', 'da' hätte man gerne die Stellen auseinandergehalten gesehen, wo es dem begründeten Satz vorangeht und wo es folgt; auch war zu sagen, wann es für *que* steht. *Chauzit* 27, 35 ist mit 'Wahl' glossiert, während in der Übersetzung das richtige 'Auslese' steht. Daß *mas* 'denn' oder gar 'nämlich' heißen kann, muß ich bestreiten; die betreffenden Stellen (bei 33, 37 zeigt übrigens die Übersetzung das Richtige) lassen sich alle anders deuten. *Mauvatz* (*mauvais*) bedeutet 7, 17; 19, 31; 23, 50; 42, 37 nicht 'schlecht', sondern 'übel', wie denn letzteres auch in der Übersetzung von 7, 17 erscheint. *Cocha* und *cochar* haben ǫ, nicht ọ. — Zum Register, das die bemerkenswertesten grammatischen, stilistischen und metrischen Erscheinungen zusammenstellt, möchte ich nur bemerken, daß in 37, 31; 44, 53 die Anrede auf die Aussage folgt und nicht umgekehrt. — In dem Verzeichnis 'Lexikalisches' vermisse ich das rätselhafte *cadorn* 12, 8. — Bei den 'Berichtigungen und Nachträgen' füge man noch S. 256 hinzu, wo es unter 48 statt 10, 7 heißen muß 16, 7. — Die Tafeln bringen alle in den Hss. G und R überlieferten Noten. Möchten später bei der Transskribierung die Herren Musikgelehrten nur recht übereinstimmen!

Zum Schlusse noch ein paar Kleinigkeiten. Das Verfahren, gewisse Wörter des Textes, die dem Herausgeber nicht genügend beglaubigt erscheinen, kursiv zu drucken, berührt fremdartig, besonders dann, wenn, wie bei Nr. 1 keine der beiden Gruppen als sichere Grundlage anerkannt wird. Nr. 14 ist auch in a′ überliefert, s. Bertoni, 'Il canz. prov. di B. Amoros' (compl. Campori) S. 437. Zu Nr. 44 vermißt man ein Wort über die fehlerhafte Angabe im Grundriß von Bartsch, daß das Gedicht MG. 762, 763 gedruckt sei. Ist die Gesamtansicht der Ruine Ventadorn, die man bei Smith, 'The troubadours at home' II, 168 findet, absichtlich nicht aufgenommen? Man sollte nicht *Raimbaut* schreiben (S. XXI, LIV), wie ich es auch früher mit Unrecht getan habe, sondern nur *Raïmbaut*, denn überall ist diese Namensform dreisilbig, so auch in der angeführten Tenzone P. Rogier — Raïmbaut d'Aurenca. Soweit ich sehe, ist nirgend in dem Buche

gesagt, daß Petrarca unseren Bernart im 'Trionto d'Amore' erwähnt. Gegen die Wortbildung 'trobadorisch' (S. IV), die leider um sich zu greifen scheint, möchte ich mir auch hier wieder erlauben, Einspruch zu erheben.

Straßburg O. Schultz-Gora.

Charlotte Dietschy. Die 'Dame d'intrigue' in der französischen Originalkomödie des 16. und 17. Jahrhunderts. (Beihefte zur 'Zeitschrift für roman. Philologie'. hg. von Ernst Hoepffner. Heft 64.) Halle a. d. S., Max Niemeyer. 1916. 73 S.

Die Verfasserin steckt sich die Grenzen ihrer Untersuchung zu eng. Von vornherein scheidet sie den Intrigantinnentypus der nichtdramatischen Literatur sowie die berufsmäßige Kupplerin und die Intrigantin allgemeineren Schlages aus. Auch die aus der spanischen und italienischen Literatur eingeführten Vertreterinnen des Intrigantinnentypus läßt sie beiseite. Damit fällt gerade das aus, was es eigentlich zu zeigen gelten sollte, nämlich inwieweit die französische Dame d'intrigue von dem antik-römischen wie namentlich ausländischen (spanischen und italienischen) Typus beeinflußt worden ist. Durch eine solche Beschränkung wird der Gang der Untersuchung, so interessant die Ausführungen auch sein mögen, beengt; die Ergebnisse sind entsprechend bescheiden. Die Studie gibt Literaturanalyse und Personencharakteristik, aber keinen fördernden Einblick in literargeschichtliches Werden.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Karl Voßler. Italienische Literaturgeschichte. Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage. (Sammlung Göschen 125.) Berlin u. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. G. m. b. H., 1916. 157 S. 8°. Geb. M. 1.

Mitten im gewaltigsten Ringen des Weltkrieges erscheint eine neue Auflage des prächtigen Handbüchleins Voßlers, die, wie die zweite der ersten gegenüber (dazu vgl. 'Deutsche Literaturzeitung' [1908] Nr. 34, Sp. 2150—1) bis ins einzelne hinein die wohlüberlegt bessernde Hand erkennen läßt. Wieder sind eine Menge Fremdwörter gefallen und eine große Anzahl glücklicher Änderungen und Zusätze eingeführt. Ein glänzendes Beispiel unter vielen für erstere ist z. B. die Kennzeichnung der Lyrik Tassos S. 113. Letztere betreffen nicht nur das ganz umgearbeitete Kapitel 10. Die Gegenwart, sondern unter anderen auch Guinizelli, dem zudem ein besserer Platz angewiesen ist, Dante, die Vorbereitung der Renaissance, Petrarca. Boccaccio, Machiavelli. Folengo, Bruno, Leopardi. In Einleitung und Ausklang des Bändchens ist zeitgemäß der freudig jubelnde Ton zu tiefem Ernst gedämpft. In den wenigen Geleitworten zittert etwas von der seelischen Erregung nach, die wohl jeden einst begeisterten Freund Italiens bei dessen schnödem Verrat gepackt hat. — Das Büchlein ist auch sehr sauber gedruckt. Von Fehlern der zweiten Auflage sind hinübergenommen S. 9 *Christo*, S. 26 und 157 *Senuccio*, S. 85 drittletzte Zeile *Juni* für *Juli*. Sonst erwähne ich nur noch, daß es S. 27 nicht mehr *Landsmann* bei Pieraccio Tedaldi heißen darf, nachdem Cecco Angiolieri seiner Vaterstadt Siena zurückgegeben wurde. Graf S. 143 wäre mit Jahreszahlen zu versehen.

Halle. Berthold Wiese.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen ..., hg. von W. Viëtor. XXIV, 7. November 1916 [Fr. Karpf, Die neueren Sprachen nach dem Kriege. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. VI. — H. Krieger, John Millington Synge III. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIV, 8. Dezember 1916 [W. Fischer, Varnhagen von Enses Carlyle-Bibliothek. — H. Krieger, John Millington Synge. IV. — Fr. Schwagmeyer, Weiteres zur Phonetik des Türkischen. — K. Philipp, Zur türkischen Phonetik. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIV, 9. Januar 1917 [E. Friedrichs, Gottsched — Shakespeare — Tolstoi. — H. Ulmer, Zwei Dokumente über die Verpflegung in dem belagerten Paris. — H. Krieger, John Millington Synge. V. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXIV, 10. Ferbruar—März 1917 [H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. VII. — H. Krieger. John Millington Synge (Schluß). — W. Fischer, Ein vergessenes Jugendwerk Carlyles: die Novelle 'Cruthers and Jonson'. — W. Viëtor, Für das humanistische Gymnasium — und dawider. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXV, 1. April 1917 [W. Viëtor, Zum fünfundzwanzigsten Jahrgang. — E. Stengel, Die neuesten Ergebnisse deutscher Molièreforschung. — K. Glaser. Georges Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. — Elvira Krebs, Anregungen zur Behandlung der fremdsprachlichen Lektüre auf der Oberstufe. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXV, 2. Mai 1917 [A. Kopp, Jan van Hulst und Louis van Brugge. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. VIII. — K. Glaser, Georges Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. II. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXV, 3. Juni 1917 [W. Tappert, Wie stehen wir zu unserem neusprachlichen Fachstudium? — M. H. Neumann, Cervantes in Deutschland. I. — Joh. Meyer, Der Geist der japanischen Sprache. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXV, 4. Juli 1917 [M. H. Neumann, Cervantes in Deutschland. II (Schluß). — W. Martini, V. Hugo in der Schule. — K. Glaser, Georges Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. III. — Vermischtes. — Anzeiger].

Romanisch.

The Romanic Review, ed. by H. A. Todd and R. Weeks. VII, 3, july-september 1916 [M. P. Medary, Stanza-Linking in middle english verse. — A. C. L. Brown, On the origin of Stanza-Linking in english alliterative verse. — P. H. Ureña, El primer libro de escritor americano. — J. M. Berdan, The influence of the medieval latin rhetorics on the english writers of the early Renaissance. — J. P. W. Crawford, Notes on the poetry of Hernando de Acuña. — J. P. W. Crawford, Notes on the sonnets in the spanish Cancionero general de 1554. — K. W. Parmelee, The mohamedan crescent in the romance countries. — H. R. Lang, A. correction. — H. R. Lang, A propos of provencal *affron* (Romanic Review VII, 117). — E. H. Tuttle, Etimolojic notes. — Reviews. — Notes and news].

Archivium Romanicum, hg. von G. Bertoni. Vol. 1, no. 1. Gennaio-Marza 1917 [G. Bertoni, Riflessi di costumanze giuridiche nell'antica poesia di Provenza. — Poesie musicali francesi nel cod. estense lat. no. 568. — I maestri degli Estensi nel Quattrocento. — Intorno ad alcuni denominazioni del 'mirtillo' nei dialetti alpini. — Etimologie frignanesi. — Ant. moden. 'Zotta'. — Note linguistiche provenzali (Haute-Loire). — Pastorelle portoghesi. — Un componimento di Aicart del Fossat sulla spedizione di

Corradino contra Carlo d'Angiò. — La tenzone di Raimon Guillem e Ferrarino da Ferrara. — Due nuove 'cobbole' nel manoscritto provenzale D. — Intorno ad alcuni componimenti spagnuoli di una silloge musicale torinese. — Nuovi tedeschismi nei dialetti lombardi alpini. — Bibliografia]. — No 2. Aprile-Giugno 1917 [G. Bertoni, Intorno alle denominazioni della 'gerla' in alcuni dialetti alpini. — G. Kußler-Ratyé, Les chansons de la comtesse Beatrix de Dia. — G. Bertoni, Nuovi documenti su la vita di Lodovico Ariosto. — G. Bertoni, Moden. 'rudéa' pisello, e altro ancora. — G. Bertoni, '*Kosja'? — Ven. 'insorir, insurir' dar noia, fastidio — Movesta — Intorno a due voci quarnesi: 'arciopar' riscaldare e 'lačaclavór' pipistrello — Etimologie valmaggine e leventinesi — Noterelle etimologiche e lessicali emiliane. — E. Zaccaria, Noterelle lessicologiche. — G. Bertoni, Franco-prov. 'tsermaley' garçon d'honneur — A proposito di 'iausir' e de 'ianget' nel frammento di Alessandro — Nuove correzioni al testo di Aigar e Maurin. — G. Kussler-Ratyé, Sur en passage de Alaisina Iselda e Carenza. — G. Bertoni, Il vestito della trovatrice Castellosa — Un 'pianto' di G. de Saint Leidier — Nuove correzioni al testo della 'Contemplacio de la Passio de Nostre Senhor' — Il chastel d'amors nel ms. di Berna. — E. P. Vicini, Grammatici a Modena nei secoli XIV—XV. — G. Bertoni, Maschere e mascherate alla corte di Francia a tempo di Francesco I. — Bibliografia].

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLIV, 6 u. 8 (1917). Referate und Rezensionen. XLV, 1 u. 2 [K. Glaser, Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dritter Teil. — A. Hilka, Der Tristanroman des Thomas und die Disciplina clericalis. — R. Zenker, Weiteres zur Mabinogienfrage (Fortsetzung). — Elise Richter, *Boche*. — J. Brüch, Französisches *forteresse*. Noch einmal über frz. *parelle*. — L. Klozner, *Rescapé*. *Santon*].

Stilistische Forschungen. Heft 1. Gelzer, H., Nature. Zum Einfluß der Scholastik auf den altfranzösischen Roman. Halle, Niemeyer, 1917. VI. 95 S. [Wir erhalten hier eine Monographie über die Personifikation Nature, und zwar wird im 1. Kapitel über Nature als Stellvertreterin Gottes und als Schöpferin des schönsten Wesens gehandelt, während im 2. Kapitel ihr Verhältnis zu Nourreture unter Zugrundelegung des Sprichwortes *Nature passe Nourreture* eine genauere Untersuchung erfährt. Darin, daß auf Nature Funktionen Gottes übertragen werden, erkennt G. ein Eindringen von Gedanken der Scholastik in die Literatur und namentlich den Einfluß des Scholastikers und Dichters Alanus de Insulis. Diese Annahme ist originell, aber sehr kühn, weil Alanus doch erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gelebt zu haben scheint und daher chronologische Schwierigkeiten entstehen, die dadurch nicht geringer werden, daß G. einerseits Stellen wie B. v. Ventadorn 16, 47 hier aus dem Spiele läßt und anderseits die Reihe der ältesten altfranzösischen Romane zeitlich herunterrücken möchte. Recht erwünscht sind die längeren aus dem unedierten 'Roman de Silence' gebotenen Textstellen. Zwei Anlagen, 'Literarische Satire in den Fableaux' und 'Zur Geschichte von der Katze mit der Kerze', bilden den Schluß. S. 58 ist in dem Zitat aus G. Riquier ein Druckfehler aus Levys Supplementwörterbuch V, 404b übernommen: *home, non ges natura* statt *hom, e n. g. n.*, wodurch der Sinn sich modifiziert. Der Gedanke an der ebenda aus dem Choix angeführten Stelle, die von G. de l'Olivier stammt, ist ein anderer, und sie gehört deshalb nicht hierher.]

Schroefl, O., Die Ausdrücke für den Mohn im Galloromanischen. Eine onomasiologische Studie. Züricher Diss. Graz, 1915. 84 S. [Eine von

gründlichen Kenntnissen und guter Methode zeugende Arbeit. Die übersichtliche, wohlgegliederte Anordnung des reichen Stoffes, die Klarheit der Darlegungen, die vorsichtige Abwägung in der Deutung der zahlreichen Bezeichnungen verdienen alles Lob. Die Annahme auf S. 49, die S. 51 mit noch größerer Entschiedenheit auftritt, daß in südfrz. *rozela* ein Reflex des griechischen Substrates vorliege, erregt bis auf weiteres einige Bedenken.]

Henschel, Margot, Zur Sprachgeographie Südwestgalliens. Berliner Diss. Braunschweig u. Berlin, Westermann [1917]. 117 S. mit 13 Tafeln.

Andresen, H., I. Lat. *aper*, altfrz. *gramaire* (grammaticus), *larc*, *arc* in frz. Ortsnamen erhalten. II. Volksetymologisches in frz. Ortsnamen. III. Zum Roman de Ham. IV. Zu Suchier, Denkmäler provenz. Literatur und Sprache. Münster 1916. 10 S. — I. Zum Débat de la Vierge et de la Croix p. p. A. Långfors. II. Zu altfrz. *sart*. III. Zu frz. *toutefois*. Halle 1916. 7 S. — I. Zu P. Meyer, Recueil d'anciens textes. II. Zu Appel, Provenz. Inedita. III. Zu Bertran de Born. IV. Zur Vie de St. Quentin. V. Latein. Genitive in frz. Ortsnamen. Münster 1917. 10 S. — I. Frz. *souci*. II. Zum Auberi. III. Zu Bartsch, Chrestomathie provençale. IV. Zur Ballade des Dames du temps jadis von Villon. Halle 1917. 7 S. — I. Afrz. *li* und neufrz. *elle*. II. *ancolie*. III. *cimetière*. IV. Zu Amis und Amiles. V. Volksetymologisches in frz. Ortsnamen. Halle 1917. 11 S. [Für *li* — *ele* war der Anmerkung von W. Foerster zu Ille und Galeron V. 907 zu gedenken. die besagt, daß man *ele* als Obliquus erst im späten 13. Jahrhundert und auch da noch sehr spärlich antrifft.] — I. Das Marienwunder zugunsten eines Spielmanns von Gautier de Coincy. II. Zu Jaufre Rudel. Halle 1917. 14 S. [Neuausgabe von Gautiers hübschem Marienwunder, dessen Text nur bei Poquet und nach zwei Pariser Hss. bei Servois in der Bibliothèque de l'école des chartes IVe série, t. 3 zu finden war. V. 89 ist nicht richtig verstanden; man lese den Vers, der bei Poquet —1 hat, mit den Pariser Hss. *es genz se fiert et en la tourbe*. Subjekt ist der Mönch; mit *genz* und *tourbe* sind die Leute gemeint, die um den Spielmann herumstehen, vgl. V. 27—8 und 138. Ein Konjunktiv *rende* in V. 149 wäre unbegründet; vermutlich hat man *rent de* zu schreiben. In J. Rudels Gedicht *Quan lo rius* V. 11 will A. statt *si non vau al sieu reclam* mit Hs. E schreiben: *si no·m val vostre reclam*. allein, statt einen Flexionsfehler anzunehmen, wird man doch lieber einen Übergang aus der Anrede in die dritte Person gelten lassen. Ein solcher ist auch sonst mit Bezug auf Amor oder die Dame nicht unerhört. s. B. von Ventadorn, ed. Appel 4. 17, S. 333, V. 34, wenn auch hier ein Stropheneinschnitt dazwischenliegt; dazu kommt, daß der Sinn 'wenn mir Euer Ruf nicht hilft (zustatten kommt)' mit Rücksicht auf das Folgende wenig befriedigt.]

Melander, J., Les formes toniques des pronoms personnels régimes après quelques particules dans l'ancien français. Uppsala, Almqvist & Wiksells, 1917. In 'Studier i modern språkvetenskap utg. af nyfilologiska sällskapet i Stockholm' VI, 8, S. 233—268. [Bemerkenswerter Aufsatz, dessen Verfasser nach der Ursache davon forscht, daß wir nach den bekannten Partikeln *qui, que, se, com* usw. bald die tonlose, bald die betonte Form des Personalpronomens haben. Rydberg meinte, daß in letzterem Falle die Partikeln besonders tonlos gewesen seien, daß jedoch *et* und *mais*, nach denen sich oft die tonlose Form findet, einen gewissen Eigenton gehabt haben müssen. Schon in seiner Schrift über *mais* hat M. zu zeigen versucht, daß bei *mais* und *et* ein Einfluß von *ainz* und *si* her vorliege; er wendet sich hier nun weiter gegen Rydberg und sieht den Grund des verschiedenen Verhaltens der Pronomina nicht in der Natur der voraufgehenden Partikel, sondern in logischen und syntaktischen Verhältnissen. Namentlich die letzteren kommen in Frage. Beim unpersönlichen Verb zeigt sich in den meisten Fällen die betonte Form, und zwar steht sie im Aussagesatz

voran und folgt nur selten dem Verb, ohne daß von einem rhetorischen Akzent die Rede sein kann. Die Erklärung findet M. darin, daß in Sätzen mit unpersönlichem Verb fertige Wendungen vorliegen, in denen daher das Pronomen seine Form nicht änderte, wenn eine Partikel davortrat. also *moi ne chaut* — *que* (*car* usw.) *moi ne chaut*. Diese Deutung hat etwas Einleuchtendes. Auch das zu den Fragesätzen Bemerkte (S. 242) ist ansprechend und erwägenswert. Weniger gelungen scheint mir die Betrachtung über das Verhalten in Sätzen mit persönlichem Verb, denn es bleiben doch viele Fälle mit betonter Form ohne rhetorischen Akzent, und wenn S. 240 zu ihrer Erklärung ein *accent intentionnel d'une autre nature* angenommen wird und es heißt: *on appuie sur l'idée exprimée par le pronom*, so kann ich mir wenigstens keine klare Vorstellung von diesem Akzent machen. S. 257 Mitte tilge Komma nach *voir* und setze es nach *regehisse*.]

H a a s e, C., Weitere Studien zur Chanson d'Aspremont (die Reimbindungen und eine neue Textprobe). Greifswalder Diss. 1917. 56 S.

S c h r e i n e r, Marie, Die Flexion in den Dichtungen von Baudouin und Jean de Condé. Heidelberger Diss. 1916. 106 S.

Lancelot del Lac. Vierte Branche: Galehout. Versuch einer kritischen Ausgabe nach allen bekannten Handschriften von Anton Z i m m e r m a n n (Marburger Beiträge zur Romanischen Philologie, hg. von E. Wechssler, Heft XIX). Marburg, Ebel, 1917. XXIV, 223 S. [Fortsetzung der Ausgabe des Prosa-Lanzelot nach allen Hss., nachdem Sommer i. J. 1910 den Text des Romans nach Ms. Additional 757 abgedruckt hatte. Die vorliegende Branche interessiert besonders wegen der beiden Danteschen Stellen Inf. V, 127—137. Par. XVI, 13—15. Der Herausgeber nimmt mit Recht von der zweiten derselben an, daß sie auf einer Vermengung von zwei Lancelotstellen (S. 175 und 182) beruht, wenn er dagegen sagt, daß zu Dantes Zeiten allgemein die Vermittler in Liebeshändeln mit *galeotto* bezeichnet wurden, so muß man fragen, worauf sich diese Behauptung stützt. Der Ausgabe zugrunde gelegt ist Hs. e = f. fr. 768. Ob da, wo von ihr abgewichen wird, dies immer hinreichend gerechtfertigt ist, bliebe noch genauer zu prüfen. Der Text bietet keine besonderen Schwierigkeiten, doch wären hier und da Anmerkungen erforderlich gewesen. Was soll z. B. *encomancier* auf S. 86 in dem dortigen Zusammenhang heißen? Die Negation in *n'istroiz* (S. 86) ist nicht verständlich. S. 72 l. *s'esveilleroit*, S. 83 l. *sauve*, S. 85 l. *travailliee*, S. 86 l. *reanbrerai*, S. 160 l. *enviz* statt *enuiz*, S. 192 schreibe *s'an tornent*. S. 106, Z. 5 und S. 179 sind *qui* für *que* und *l'a* für *la* wohl nur Druckfehler. Mit dem Trema wird großer Mißbrauch getrieben, so ließt man u. a. *oïant* (S. 1), *reïez* (12), sogar *poï* (39), *desëure* (135), *aleïa* (198) für *aleja*. Wenn das kleine Glossar, wie es heißt, 'für Anfängerübungen im Proseminar' (') bestimmt ist, so überrascht es, verschiedene Wörter, Wortformen und Bedeutungen nicht verzeichnet zu sehen, die nicht gerade zu den geläufigen gehören, z. B. *laïs* (S. 53 und 187) *rambre* (S. 38) für *rëambre*, *angoissos* (S. 160) 'begierig'. *Anhastir* heißt nicht 'herausfordern'. Schreibe *roi* 'Netz' für *roit*].

B a y e r, H., Origines des verbes *andare*, *andar*, *annar*, *aller*. Prague 1917. 8 S.

L e h m a n n, Johanna, Baïfs dichterische Vorstellung von Meer und Wasser (Roman. Museum. hg. von Thurau. Nr. XII). Greifswald, Bruncken, 1917. 131 S.

E c k h a r d t, A., Remy Belleau. Sa vie — sa 'Bergerie'. Étude historique et critique. Budapest, Németh, 1917. 238 S. Kr. 10.

N e u m a n n, Dorothea, Der Artikel 'Genève' des VII. Bandes der Encyklopädie. Berliner Diss. 1917. 143 S.

W e r t h, W., François de Molière, sein Leben und seine Werke. Rostocker Diss. Berlin, Ebering, 1916. 134 S.

Zillken, Eleonore, Paul Bourget als Kritiker. Bonner Diss. 1916. 77 S.

Glaser, K., Georges Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. Marburg, Elwert, 1917. VI, 79 S.

Grapengeter, C., Die nordfranzösischen Elemente in Mistrals Werken. Kieler Diss. 1916. 75 S.

Nyrop, Kr., Nouvelles remarques syntaxiques sur le pronom indéfini *on* in 'Oversigt over det Kgl. Danske videnskabernes selskabs forhandlinger' 1916, No 4, S. 321—327.

Nyrop, Kr., Kongruens i Fransk. Festskrift udgivet af Kobenhavns Universitet i anledning af Hans Majestæt Kongens fødseldag den 26 September 1917. Kobenhavn 1917. 138 S.

Eberhard, O., Je parle français. Conversations et lectures simples pour enfants. Première partie: cours élémentaire, IIe éd. Zürich, Füssli, o. J. 99 S. Geb. M. 1,30.

Eberhard, O., Heures de liberté de Lionel Morton. Avec 7 illustrations en similigravure et une carte de l'Oberland bernois. Zürich. Füssli, o. J. 191 S. Geb. M. 3,50.

Ferdinand Schöninghs Französische und englische Schulbibliothek. hg. von Elvira Krebs und F. Schürmeyer:

I. Série, 23. Band: Nos enfants. Pages choisis (sic) d'Anatole France, d'André Lichtenberger, de Paul et Victor Margueritte et de Maurice Maeterlinck, hg. von Paula Kösters. Paderborn, Schöningh. o. J. Geb. mit Wörterbuch M. 1,60.

Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Prosateurs français:

205 B. Französische Marine-Novellen (contes maritimes), hg. von O. Glöde. Mit 2 Karten und 4 Abbildungen. Bielefeld u. Leipzig, 1917. XIV. 162, 70 S. M. 1,60.

206 B. Histoire de la civilisation contemporaine par Ch. Seignobos, hg. von A. Wüllenweber. VII, 165, 77 S. M. 1,60.

207 B. Rapports adressés par les ministres et les chargés d'affaires de Belgique à Berlin, Londres et Paris au ministre des affaires étrangères à Bruxelles 1905—1914. Auszug aus den vom Auswärtigen Amt in Berlin veröffentlichten 'Belgischen Aktenstücken', hg. von A. Schmitz. Mit 2 Karten. VIII, 149, 77 S. M. 1,50.

208 B. En pleine vie par Henry Margall, hg. von F. Lindemann. 98, 16 S. M. 0,90.

209 B. La grande guerre racontée par les témoins, hg. von Eug. Pariselle. VI, 142, 44 S. M. 1,30.

Martin, N., und Gruber, K., Französische Grammatik für die Oberstufe höherer Mädchenschulen. Im Anschluß an die französische Grammatik von Boerner-Mittell bearbeitet. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1917. VI, 173 S. Geb. M. 2,35.

Martin, N., und Gruber, K., Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. Im Anschluß an das Unterrichtswerk der französischen Sprache von Boerner-Mittell bearbeitet. Fünfter und sechster Teil. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1917. IV, 188 S. Geb. M. 2,80.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade. Reihe A:

Band 194. Gazette des Ardennes. Auswahl, hg. von A. Bockelmann. Leipzig. Renger. 1917. 131 S. M. 1,20.

Provenzalisch.

Kolsen, A., Dichtungen der Trobadors. 2. Heft (Nr. 17—34). Halle, Niemeyer, 1917. S. 81—160. [Dem ersten Hefte (s. 'Archiv' 135, 478) ist

schnell ein weiteres gefolgt, das auch ein Gedicht aus a' enthält (Nr. 28). Zu den Texten ist mancherlei zu bemerken. In 17, 29 kann der Mantel nicht von Herrn Gui sprechen, denn dieser ist der Partner; die Überlieferung in Hs. H ist offenbar nicht in Ordnung. Das Objekt zu *trametre* 19, 30 (s. Anm.) ist das Relativ *qe*. Für beziehungsloses *que* 20, 42 war ein Hinweis auf meine Bemerkung zur Flamenca 3110—1 ('Zs. f. rom. Phil.' XXVII, 599, Anm. 1) am Platze. In der Anm. zu 21, 7 ist davon die Rede, daß für das Futurum exactum im Sinne des Perfektum Präsens schon Diez 'einige Beispiele' ohne jede Zeit- und Maßbestimmung bringe, aber es handelt sich doch nur um zwei, von denen eines durch Tobler VB. I², 254 ergänzt worden ist, so daß eigentlich nur eines übrigbleibt. Zu diesen kommt allerdings das vorliegende, dem K. gleich 31, 60 hätte hinzufügen können; ich schließe noch weiter an Sordel XXXV, 971 und Jordan de l'isla de Venaissi, *Longa sazon* V. 9, wo Gaspary, 'Sicil. Dichterschule' S. 26 mit Unrecht ändert (der italienische Nachahmer hat das Tempus nicht verstanden). Nach der Anm. zu 22, 37—40 soll *enoios* 'verdrossen' heißen, allein warum nicht wie V. 44 'verdrußerregend', 'widerwärtig'? Was K. in Zs. 34 (nicht 33), 50 sagt, ist für ein etwaiges 'verdrossen' nicht beweisend; ich glaube überhaupt nicht, daß das Wort dies bedeuten kann, und möchte den bei Appel, Chr., und Levy, Pet. Dict., frageweise angesetzten Sinn gestrichen wissen. 23, 21—2 ist mißverstanden und daher die Anmerkung zu tilgen. 23, 31 ff. sind trotz der Übersetzung nicht verständlich; man vermißt hier sehr die Hss. C D K R. 24, 1 l. mit M.: *no·m*; *qe* ist Relativ. 25, 9 schreibe *en͡uejos*, denn ein *envejos* im Sinne von 'gierig nach Habe' ohne nähere Bestimmung dürfte kaum vorkommen. V. 14—5 heißt: 'mit Bezug auf etwas, das sie von Euch erbitten, werdet Ihr nicht "nein" sagen können'. 26, 49 wird der Plural *lastaz* mit 'Gemeinheiten' übersetzt, während es in der Anmerkung als 'lâcheté' aufgefaßt erscheint; das ist aber doch nicht dasselbe. In der Tat heißt es hier 'Widerwärtiges', 'Häßliches', wie das auch afrz. *lasté* heißen kann (was Godefroy bezüglich der Bedeutungen sagt, ist recht verbesserungsbedürftig). Übrigens hat das Wort mit einmal von Raynouard belegtem *laxetat* nichts zu tun. Wie der in der Anm. zu 28, 9 angegebene Sinn von *adezar* passen soll, ist schwer zu sehen. 28, 79—80 trifft die Übersetzung nicht das Richtige; *faz* ist 2. P. Plur. Die Anm. 1 auf S. 132 entzieht sich meinem Verständnis. 29, 25 schreibe *A! Malvestatz!* Die S. 142, Anm. 1 vorgenommene Deutung der Stelle bei P. Vidal 36, 12 ist, wenn auch Chabaneau einmal den gleichen Gedanken zögernd geäußert hat ('Rev. d. l. rom.' 32, 210, Anm. 1), zu grotesk, um ernst genommen zu werden. 31, 3 war bei Levy, S.-W. VII, 244 zu bleiben. 31, 50—1 ist mißverstanden, wie die Übersetzung zeigt; es heißt: 'wenn sie sich von mir besiegen ließe'. Von der Existenz eines *corde* 'Herz' (s. Anm. zu 32, 37) kann natürlich keine Rede sein; Lavaud, 'A. Daniel' S. 36, wird schon deshalb mit Unrecht herangezogen, weil er zu V. 34 gar keine Anmerkung aufweist.]

Lommatzsch, E., Provenzalisches Liederbuch. Lieder der Troubadours mit einer Auswahl biographischer Zeugnisse, Nachdichtungen und Singweisen. Berlin, Weidmann, 1917. XXV, 515 S. [Es ist schwer, von diesem Buche in wenig Worten eine klare Vorstellung zu geben. Es stellt etwas dar, das in der Mitte steht zwischen einer provenzalischen Chrestomathie und einem jener Versuche, Leben und Dichtung der Trobadors dem größeren Publikum nahezuführen. Auf der einen Seite wird eine große Zahl von Gedichten in der Ursprache dargeboten und von ausführlichen bibliographischen Nachweisen begleitet, und auf der anderen Seite sind die Verdeutschungen der einzelnen Wörter so zahlreich, daß man an eine Interlinearversion erinnert wird, die aber doch wieder, da erläuternde Anmerkungen fehlen, vieles im Dunkel lassen muß. An die

100 Texte schließen sich drei Exkurse: 'Die Troubadours in Dantes Commedia', 'Die Troubadours in Petrarcas Trionfo d'amore', 'Aus dem Proemio des Marqués de Santillana', und darauf folgt ein umfangreicher Abschnitt 'Nachdichtungen und Verwandtes'. Letzterer wendet sich offenbar wieder an den Romanisten, denn er setzt die Kenntnis des Altfranzösischen, Italienischen, Portugiesischen und Neuprovenzalischen voraus, und gar manche dieser Nachdichtungen werden auch dem Romanisten unbekannt geblieben sein und sein Interesse erregen; sie zeigen freilich immer nur, daß die Übertragungen von Diez an Treue und Tonrichtigkeit unübertroffen bleiben. Bei einigen Zusammenstellungen fragt man nach der inneren Verbindung; was haben z. B. des Grafen von Poitiers *Mout jauzens me prenc en amar*, des Königs Denis *Quer' eu em maneira de proençal* und Dantes *Tanto gentile e tanto onesta pare* miteinander zu tun? Der lange Passus aus den Vies des Nostradamus über Jaufre Rudel wäre besser fortgeblieben. Recht dankenswert ist die Mitteilung einer ganzen Reihe von Singweisen nach den Transskriptionen von Aubry, Riemann, Restori und Beck; man sieht aus ihnen bequem, daß die musikalischen Deutungen bei einem und demselben Liede zuweilen wenig übereinstimmen (s. z. B. S. 423—5), ja daß derselbe Interpretator mit der Zeit seine Auffassung etwas geändert hat (S. 422—3).]

Miltschinsky-Wien, M., s. unter 'Italienisch'.

Voßler, K., Peire Cardinal, ein Satiriker aus dem Zeitalter der Albigenserkriege (Sitzungsberichte der Kgl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Philos.-philol. und histor. Klasse. Jahrgang 1916. 6. Abhandlung). München 1916. IV, 195 S. [Gehaltvolle und fesselnd, wenn auch nicht ganz ausgeglichen geschriebene Monographie über den Hauptvertreter des moralischen Sirventes, den man trotz S. 159 besser nicht einen Satiriker nennt. Das Bild, das Diez von Art und Dichtung Cardinals entwarf, war nicht unzutreffend, aber skizzenhaft; hier nun erhalten wir eine allseitige Darstellung in deutlicherer Beleuchtung und schärferen Umrissen. Einiges ist ganz neu, so namentlich der gut gelungene Nachweis, daß unser Dichter inhaltlich und formal von der lateinischen Kirchen- und Schuldichtung beeinflußt worden ist. Seine ethische Verwandtschaft mit den Waldensern und ähnlichen Bestrebungen jener Zeit nach Erneuerung des religiösen Lebens wird überzeugend dargetan. Sein Ernst und seine Innerlichkeit erfahren gebührende Würdigung, ohne daß die Schwächen des Künstlers verkannt würden. Nicht mit allem wird man sich einverstanden erklären können, so wenn es S. 39 heißt: 'Diese ideale Sachlichkeit ist die Stärke und Schwäche der Cardinalschen Satire, macht ihren Adel, ihren Schwung, ihre Gewalt, ihr Pathos und — ihre Donquijoterie aus'. Anderes erscheint als zu subjektiv angeschaut. z. B. wenn S. 41 gesagt wird, daß für Cardinal der Albigenserkrieg das große, einzige dichterische Erlebnis geworden sei. Zuweilen wird es der Charakterisierung zu viel, so daß das ganze Bild etwas Wirres und Schwankendes bekommt. Warum ist nicht der schönen 4. Strophe von *Ar mi puesc eu lanzar d'amor* gedacht worden? — In den zahlreich eingestreuten, von geschmackvollen Übersetzungen begleiteten Textproben, zu denen sich noch Texte in den Anlagen gesellen, findet man nicht wenige Stellen, deren Deutung oder Schreibung zu bessern ist, ohne daß man die von Lavaud in Aussicht gestellte Ausgabe abzuwarten braucht. Nur einiges sei hier bemerkt. Schreibungen wie *entr'els* und *qu'el* statt *entre·ls* und *que·l* berühren S. 140 und anderswo peinlich. *Ses tot sis* (S. 28) ist die bekannte Wendung, nur daß hier die Nominativform *sis* statt des Obliq. *si* 'wenn' steht. S. 29, V. 3—4 kann der Text nicht das bedeuten, was die Übersetzung bietet; man berücksichtige das MG. 1252 Stehende. Der Wortlaut des Verses *venra n'Artus, sel qu'em portet lo catz* (S. 34) ist keineswegs unverständlich; s. Freymond, 'Artus' Kampf mit dem Katzenungetüm in

den Beiträgen zur Roman. Philol.' (Festgabe für Gröber) S. 335. *Els hom* (S. 35) darf so nicht bestehen bleiben. S. 43 wird mit Unrecht *si qu'elhs puescon* geändert; s. 'Prov. Elem.' [3] S. 168, V. 14. *Dissessa* der Hss. (S. 73, Anm. 2) ist als (dialekt.) Form des Impf. Konj. in Ordnung, und daher auch *elh* im Text zu belassen. *Estug* (S. 85, A. 1) kann nur Präs. Konj. von *estujar* sein. Eine Änderung von *n'Arsen* in *n'Aimen* (S. 91, A. 1) verbietet sich von selbst. Zu den Lombarden und Longobarden (S. 104) s. Meyer, 'Crois. c. l. Albigeois' II, 59, A. 2. S. 142 schreibe *si 'la* für *si la*, S. 143 *los* für *lo*. S. 165 l. statt *non aqueza* (+ 1) mit Hs. T *no·z* (= *no·s*) *queza*, s. Levy, S.-W. VI, 621; eb. l. mit 'Lex. Rom.' V, 312 *tescutz* für *testutz*. S. 172 l. statt *qu'autre mons* mit Hs. I: *c'autramen*, s. Kolsen, 'Dicht. d. Trobad.' Nr. 25, V. 8. In dem Rügelied *Li clerc se fan pastor* wird *alcays* mit Unrecht auf die *Algais* gedeutet (S. 179); es ist, wie Appel, Chr. richtig glossiert, 'muhamedanischer Befehlshaber' und entspricht dem afrz. *auquaise* Folq. de Cand. 6884; mit *al cair*, das Hs. A dafür schreibt, ist gewiß 'in Cairo' gemeint, das nicht, wie V. meint (S. 180), durchweg im mittelalterlichen Frankreich Babylon hieß, denn auch bei P. Bremon, Gr. 330, 14, V. 35 liest man: *lay al saudan del Cayre*. Die plausible Datierung des fraglichen Gedichtes auf 1230 wird aber durch Obiges nicht berührt. Die Tenzone mit Peire del Puei (S. 188) fällt vor den Februar 1238, denn der dort erwähnte Blacatz war in diesem Monat tot, s. Sroński in 'Rev. d. l. rom.' 40, 39; er ist sehr wahrscheinlich 1237 gestorben, s. Zs. VII, 209 und XXXIII, 369. Das von Bartsch, Dkm. S. 139 bis 141 veröffentlichte Lehrgedicht *De paraulas es grans mercatz* erscheint zwar bei Voßler S. 190 in etwas verbesserter Gestalt, doch bleibt noch viel der dunklen Stellen übrig; V. 9 schreibe *mal dis*, V. 11 und 14 setze Komma statt Kolon, V. 17 streiche Komma. V. 22 ist verderbt und verhindert daher Konstruktions- und Sinneserschließung des Ganzen. Das Sirventes *Tendas* (so statt *tendatz*) *e traps* (S. 110 ff.) bietet zu wenig gesicherte Anhaltspunkte, als daß man sich auf Datierungsschlüsse einlassen darf. Das Rügelied *Aquesta gens* (S. 173) möchte ich auf 1230 datieren, in welchem Jahre Heinrich III. einen ganz erfolglosen Zug nach dem Festland unternahm; s. Näheres bei La Borderie, 'Histoire de Bretagne' III, 316 ff. Das Verzeichnis der herangezogenen Gedichte ist erwünscht, aber ebenso erwünscht wäre auch ein Sachindex gewesen.]

Italienisch.

Mazzucchetti, Lavinia, A. W. Schlegel und die italienische Literatur. Zürich, Rascher & Cie, 1917. 114 S. M. 3,60.

Miltschinsky-Wien, Margarete, Der Ausdruck des konzessiven Gedankens in den altnorditalienischen Mundarten nebst einem Anhang das Provenzalische betreffend (Beihefte zur 'Zeitschrift für romanische Philologie' Nr. 62). Halle, Niemeyer. 1917. 188 S. M. 8.

Hilka, A., Über einige italienische Prophezeiungen des 14. und 15. Jahrhunderts, vornehmlich über einen deutschen Friedenskaiser. S.-A. aus dem 94. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Breslau 1917. 12 S. [Abdruck der I. Prophetie aus einer Sammelhandschrift von italienischen Prophetien (15. Jahrh.), die sich im Besitz des Hofantiquars Jacques Rosenthal in München befindet, und von der Hilka in den 'Studien und Mitteilungen aus dem Antiquariat Rosenthal' I, 171 ff. eine Beschreibung nebst kurzen Textproben gegeben hatte. Es wird festgestellt, daß diese Handschrift identisch ist mit dem von Novati kurz beleuchteten Cod. no. 91 der Sammlung Trivulzio-Trotti, die i. J. 1887 in Neuyork versteigert wurde. Genanntes Stück ist auf Grund verschiedener anderer Hss. von Filippini kritisch herausgegeben worden (1903),

aber die Veröffentlichung der vorliegenden Version, die eine ziemlich unabhängige Redaktion darstellt, ergänzt in erwünschter Weise die Überlieferung. Hilka hält die Vermutung Filippinis, daß Frate Muzio da Perugia der Verfasser sei, für nicht gestützt durch triftige Gründe, stimmt ihm dagegen darin bei, daß die Dichtung zwischen 1400 und 1401 abgefaßt ist, als der Traum von einem großen deutschen Friedenskaiser durch Robert von Bayern wieder lebendig wurde.]

Arnholt, K., Die Stellung des attributiven Adjektivs im Italienischen und Spanischen (Roman. Museum. hg. von Thurau. IX. Heft). Greifswald. Bruncken & Ko., 1916. 166 S.

Peterli. Piccola storia d'un piccolo montanaro, per la Gioventù ed i suoi amici di Nicolao Bolt. Con 20 disegni di Rodolfo Münger. Traduzione di A. R. Ottino. Zurigo, Füssli. o. J. 127 S. Geh. M. 1,50.

Spanisch.

Lejeune, Fr., Die deutsch-spanischen Freundschaftsbestrebungen von Johann Fastenrath. Greifswalder Diss. 1916. 98 S.

Arnholt, K., s. unter 'Italienisch'.

Varia.

F. A. Heinichens Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. Neunte Auflage von H. Blase, W. Reeb, O. Hoffmann. Mit einem Abriß der lateinischen Lautgeschichte, Wortbildung und Bedeutungsentwicklung. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1917. LXXIII, 939 S. [Das bewährte und handliche Wörterbuch weist in dieser Auflage als Anhang auch einen Abschnitt 'Die lateinischen Laute im Französischen' auf (S. LXVI—LXXIII), der nicht ungeschickt gemacht, aber nicht zuverlässig ist und besser einem Fachmann übertragen worden wäre; so sind, um nur ein Beispiel anzuführen, *aile, pair, clair* (§ 246) keine altfranzösischen Formen, sondern diese lauten *ele, per, cler.*]

Németh, J., Türkisches Übungsbuch für Anfänger. Sammlung Göschen. Berlin u. Leipzig, Göschen, 1917. 110 S. Geb. M. 1.

Ehrke, K., Lateinlose Schulen. Lateinlose Wissenschaft. Fünf Aufsätze. Marburg, Elwert, 1917. 116 S.

